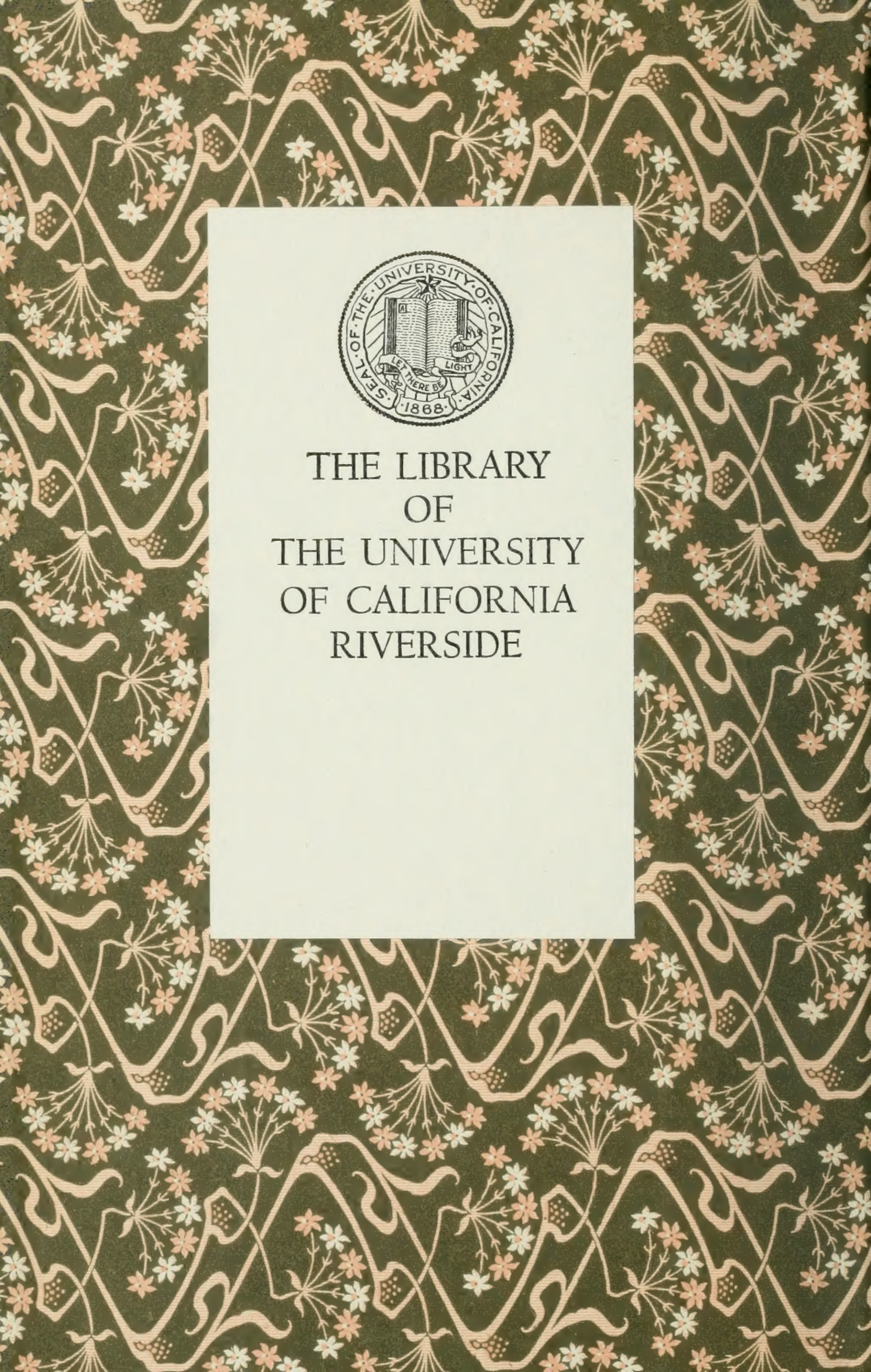
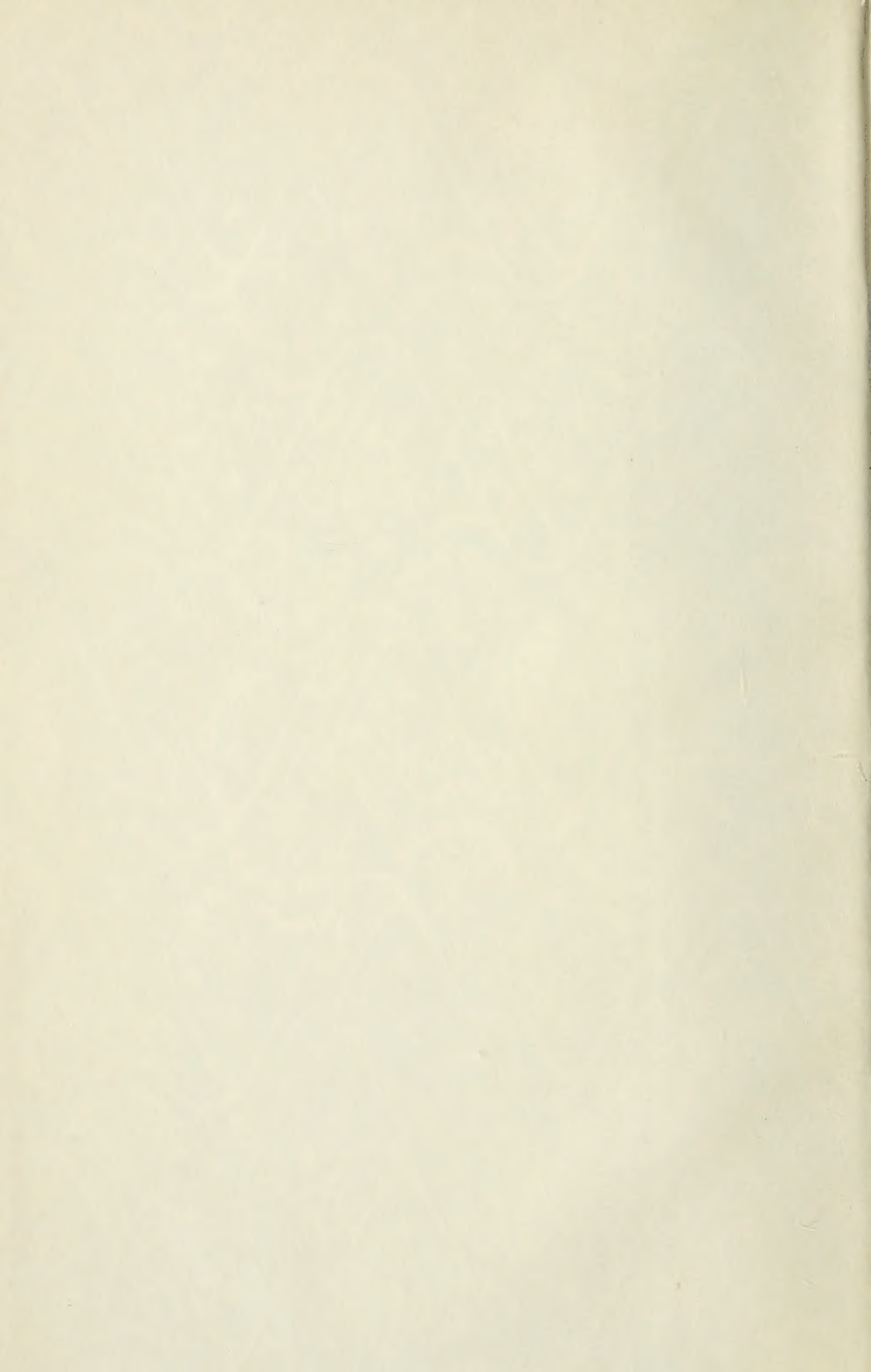



SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868





Geschichte

der

Preußischen Politik

von

Joh. Gust. Droysen.

Zweite Auflage.

Dritter Theil.

Der Staat des großen Kurfürsten.

Dritte Abtheilung.



Leipzig,
Verlag von Veit & Comp.
1872.

Der

Staat des großen Kurfürsten

von

Joh. Gust. Droysen.

Zweite Auflage.

Dritter Band.



Leipzig,
Verlag von Veit & Comp.
1872.

Inhalt.

Zwölf Friedensjahre.



Als Kurfürst Friedrich Wilhelm sein Regiment begann, hatte er von seinen Kurlanden wenig mehr als den Titel. Cleve, Mark und Ravensberg, wo Freund und Feind die Städte inne hatten und das platte Land aussogen, besaß er provisorisch, nach einem Rechtstitel, der von Kaiser und Reich nicht anerkannt war, von Kursachsen bestritten wurde. Sein Erbland Pommern war unter schwedischer Gewalt und Regierung. Der einzige ruhige Besitz, den sein Vater noch gehabt, der des polnischen Lehens Preußen, war mit dessen Tod außer Kraft bis zur neuen Belehnung und Huldigung. Er begann so zu sagen mit nichts.

Wir haben den jungen Fürsten durch zwei Jahrzehnte seiner Regierung, bis zum Frieden von Oliva, bis zur durchgeführten Souverainetät in Preußen begleitet. Aus dem Nichts seines Anfangs war ein Staat geworden, in Mitten der wüsten Ohnmacht und Verkommenheit des Reichs ein deutscher Staat.

Wie, wenn er nicht entstanden wäre? Es ist der Mühe werth, sich die Möglichkeiten zu denken, die dann hätten eintreten können.

Frankreich und Schweden hatten den Frieden von 1648 dictirt. Mit dem trügerischen Princip der „vollkommenen Landeshoheit", der Souverainetät jedes Fürsten und Standes des Reichs war das Reich todtgesprochen; es war deren gegenseitiger Rivalität, deren altem Neid und neuem Haß anheimgegeben, sich über eine neue Einheit auf Grund der Nichteinheit zu einigen.

Es kam nicht dazu; es ist nie dazu gekommen. Das Reich deutscher Nation blieb in provisorischem Zustand, während die Glieder des Reichs sich constituirten. Jeder Fürst, sagte demnächst der Herzog von Hannover, ist Kaiser in seinem Territorium.

Wie hätten nicht Schweden, Frankreich, bald auch andere Mächte auf die für immer gegrundfestete Zersetzung und Ohnmacht Deutschlands speculiren sollen! Schon gab es einen Kreis norddeutscher Fürsten, die alles

Heil in der Hingebung an Schweden suchten, einen Kreis rheinischer Fürsten, die nur noch den Ehrgeiz hatten, in der Clientel Frankreichs zu sein.

Dann erhob sich Karl Gustav mit unermeßlichen Plänen. Er begann damit, Polen niederzuwerfen, Brandenburg mit sich zu reißen und in der Lehnsabhängigkeit Preußens dauernd an Schweden zu ketten. Wenn er nun, nach den staunenswürdigen Feldzügen gegen Polen, dem staunenswürdigeren gegen Dänemark, „das Feld der Siege Gustav Adolph's suchte", schon im Bunde mit Frankreich, das den Elsaß hatte, im Bunde mit Cromwell, dem er deutsche Lande an der Elb- und Wesermündung bot, — wenn er Brandenburg mit der Einverleibung der vier Palatinate entdeutschte, Kursachsen mit dem Erwerb Schlesiens verlockte, wenn er so das evangelische Norddeutschland aus dem gebrochenen Körper des Reichs löste und zur Seite des schon organisirten rheinischen Bundes mit Bundesrath und Bundesheer einen gleichen norddeutschen Bund unter dem Protectorat Schwedens schuf, — was wäre dann aus Deutschland und der deutschen Nation geworden?

Kaiser Ferdinand III. — kaum daß er noch unter den kleinen Reichsständen am Main und an der Donau einigen Anhang hatte — wagte weder der schwer ringenden Krone Spanien gegen Frankreich beizustehen, um den burgundischen Kreis zu retten, noch dem nordischen Helden entgegenzutreten, um nicht auch den Rest norddeutscher Küstenlande an das skandinavische System verfallen zu lassen, in dem seit lange schon Holstein, seit 1648 Vorpommern, Wismar, Bremen und Verden war. Und die Kaiserwahl von 1658 zeigte, wie die Kurfürsten, wie die Fürsten und Stände des Reichs nur noch in der völligen Abkehr vom Hause Oestreich „den theuer erkauften Frieden" retten zu können meinten; sie thaten, was sie konnten, damit Oestreich ausgeschlossen werde; und dann war das letzte Band zerrissen, welches das Haus Oestreich und dessen Lande noch an die deutsche Gemeinschaft knüpfte, dann spaltete es, mit seinem böhmischen Lande bis ins Herz Deutschlands hineinragend, den Rest militairisch und politisch in ein schwedisches Norddeutschland und ein französisches Westdeutschland.

Dem warf sich der Kurfürst entgegen. Wie entsetzten sich die in Frankfurt Versammelten, als er auf die Wahl des Oestreichers drang; sein Werk war es, daß sie gelang. Wie warnten und jammerten sie und schrieen über Verrath der deutschen Securität, als er sich gar gegen Schweden zu wenden begann. Daß er trotzdem den Degen zog, daß er dem

Kaiser, den Polen den Muth gab, mit ihm dem kriegsgewaltigen Gegner nach Schleswig, nach Jütland nachzustürmen, daß man Schweden in Fühnen traf und in Pommern faßte, daß man es trotz alles Dreinredens von Frankreich und England auf das Aeußerste trieb, — das rettete die Zukunft Deutschlands; und der Friede von Oliva war die erste Berichtigung der Verträge von 1648.

Der Bann, den der westphälische Friede auf Deutschland gelegt hatte, begann sich zu lösen. Nicht das alte Reich hatte sich erhoben, nicht die Gesammtheit der deutschen Fürsten und Stände; nicht einmal der eine oder der andere von ihnen hatte mit Hand angelegt; sie alle brauchten das Recht der Waffen und Bündnisse, die Souverainetät, die ihnen der Friede gegeben, nur dazu, stille zu sitzen und sich der theuer erkauften Securität zu erfreuen, die sie mit eigener Anstrengung zu schützen für überflüssig hielten; die Schmach, die über den deutschen Namen kam, kümmerte sie nicht.

Hatten die Feinde Deutschlands mit dem Princip der Souverainetät das politische Sein unserer Nation für immer zu tödten gehofft, hatten sie richtig gerechnet, so weit es alle anderen Fürsten und Stände im Reich betraf, so war nach dem Recht, aber auch nach der Pflicht eben dieser Souverainetät Brandenburg ins Feld gezogen und hatte glorreich gekämpft gegen Schweden und trotz Frankreich; in der Vertheidigung seines Rechtes, seiner Existenz erstarkte es, ebenbürtig an der Seite der alten Macht Oestreich zu stehen.

Eine Vertheidigung, die freilich nur mit der äußersten Anspannung aller Kraft möglich geworden war. Kaum aufathmend nach dreißigjährigem Kriegselend, während die anderen deutschen Lande fortfuhren, dessen Schäden auszuheilen und den eitlen Kriegsruhm zu verabscheuen, hatten die brandenburgischen Territorien von Neuem die Werbungen, die Steuerlast, zum Theil die Verheerungen von fünf Kriegsjahren ertragen müssen.

Und der wiederkehrende Friede entlastete sie nicht. „Man könne leicht abnehmen", hieß es demnächst auf dem Reichstage, „was S. Kf. D. Lande und Leute bisher ausgestanden, da Kais. Maj. und S. Kf. D. im ganzen Reich allein in steter Verfassung stehn und sich halten müßten". Der Kurfürst blieb gerüstet, so schwer es ihm und seinen erschöpften Landen fallen mochte; der sonst so gütige Fürst blieb unerbittlich in diesem Punkt; die noch so beweglichen Klagen der Stände und Unterthanen wies er mit der Nothwendigkeit zurück, „seinen und ihren Schutz" auf seine Kriegsmacht zu gründen. Wenigstens die Stämme seines Heeres behielt

er bei einander; er konnte jeden Augenblick mit 8000 Mann, ohne seine Festungen zu entblößen, in's Feld rücken, in kürzester Frist sie auf 20,000 Mann bringen; ein Heer, für das die Ausrüstung bereit lag, die Offiziere in Wartegeld, die Mannschaften großen Theils im eigenen Lande angesessen waren. Schon ging er daran, auch eine Marine zu schaffen; 1664 waren die ersten brandenburgischen Orlogschiffe, die Fregatten „Herzogthum Cleve" und „Grafschaft Mark", in See.[1])

Mochten die übrigen deutschen Fürsten und Stände fortfahren sich mit den reichspatriotischen Phrasen von „dem so theuer erkauften Frieden" und „der Ehre der deutschen Nation" im Kreise zu drehen, hier war statt der Phrase die That; hier war ein neuer Anfang.

Mit jedem Schritt weiter mußte es sichtbarer werden, was es für Deutschland, für Europa bedeute, daß eine norddeutsche Macht im Emporkommen sei, die, monarchisch, evangelisch, militairisch, im Besitz deutscher Küstenlande, die Elemente fortschreitender Kraft in sich trug.

Und diese Macht, im freien und souverainen Besitz des Herzogthums Preußen, war darauf angewiesen, ihre Stellung zwischen Schweden und Polen und auf der Vorhut gegen die Moskowiter zu nehmen, in der baltischen Politik, welche seit der Hansenzeit für Deutschland verloren gewesen war, den deutschen Namen zu erneuen.

Zugleich lagen brandenburgische Lande an der Schwelle des Kriegstheaters der rivalisirenden westeuropäischen Mächte. An den Westmarken des Reichs, am Rhein auf und nieder, gab es keine andere deutsche Militairmacht, als die des Kurfürsten. Seit der pyrenäische Friede die Ohnmacht Spaniens offenbar gemacht, das spanische Niederland die Bedeutung eines schützenden Walles für das Reich verloren hatte, seit die Republik der Niederlande ohne ein oranisches Haupt ihre Landmacht mehr und mehr verkommen ließ, waren die deutschen Rheinlande um so mehr gefährdet, die Bedeutung der brandenburgischen Militairmacht dort um so augenfälliger.

In dieser Doppelheit seiner Beziehungen, in dieser Nothwendigkeit, zugleich der baltischen, wie der westeuropäischen Politik zugewandt zu sein, lag für den Kurfürsten mit der Gefahr immer neuer Verwickelungen die größere, mit jeder derselben nach allen Seiten zugleich engagirt zu werden. Um so mehr mußte er stets gerüstet, stets gespannt, in rastloser Thätigkeit sein; nur eine zugleich kühne und vorsichtige Staatskunst konnte solche Ungunst der Lage zu ihren Gunsten wenden.

Er überschätzte seine Mittel nicht. Sie reichten nicht hin, ihn in der europäischen Politik die stolze Rolle der bestimmenden Macht, des gebieten-

den Willens spielen zu lassen; und oft genug sah er sich in der peinlichen Lage, sein gutes Recht und seine gute Sache nicht vertreten zu können, dem Druck Mächtigerer weichen, ihre Willkühr und ihren Hochmuth ertragen zu müssen. Aber sie waren bedeutend genug, diese Mittel, um, im rechten Moment mit Entschlossenheit verwandt, den Ausschlag zu geben. Wie immer die großen Mächte sich partheien mochten, sie konnten nicht mehr umhin, auf ihn und seine Entschlüsse Rücksicht zu nehmen; sie mußten es um so mehr, je zurückhaltender er war und je mehr er sich auf der Linie des allgemeinen Interesses hielt, gegenüber den Ausschreitungen des Ehrgeizes, militairischer Uebermacht und politischer Eigenwilligkeit.

Seine Politik mußte die der Mäßigung, des europäischen Friedens, des Gleichgewichts der Mächte sein.

Mit dem westphälischen Frieden war der Mitte Europa's, mit dem pyrenäischen dem Westen, mit dem von Oliva dem Norden eine vertragsmäßige Gestaltung, die Basis zu einem positiven Völkerrecht gegeben, das fest zu halten und weiter zu entwickeln, das vor Allem gegen jeden Versuch eines neuen Dominats zu vertheidigen, alle Betheiligten ein gleiches Interesse hatten.

Das größte diejenigen, die am ersten und schwersten gefährdet waren, wenn die grauenhafte Wiederkehr eines allgemeinen Krieges sie wieder wehrlos, ungeeint, in Partheiung und Hader fand, die Glieder des Reichs.

Der Rheinbund.

Ein erster Versuch zur Einigung der deutschen Fürsten war dem Kurfürsten mißlungen, hatte sich ihm und der Sache Deutschlands zum Unsegen verkehrt. Es sind Vorgänge, die einige Jahre rückwärts liegen, aber hier erst in ihrer ganzen Bedeutung eintreten.

Als 1654 der Herzog von Lothringen und der Prinz von Condé am Rhein auf und nieder ihr Unwesen trieben, die Kurfürsten von Cöln und Trier vergebens Kaiser und Reich anriefen, sandte der Kurfürst seine Regimenter, und das Cölner, Trierer, Lütticher Land war befreit.

Als auf dem gleichzeitigen Reichstage die kaiserliche Politik jede Maaßregel zur reichsgemäßen Herstellung der deutschen Dinge hemmte und endlich das ungethane Werk einer Reichsdeputation zuwies, damit desto gewisser nichts zu Stande käme, da war des Kurfürsten Bemühen darauf gewandt, eine Föderation herzustellen, welche Kurfürsten und Fürsten,

evangelische und katholische, den Norden und Süden Deutschlands einigend, stark genug zu Schutz und Trutz gewesen wäre.

Aber das Jahr ging nicht zu Ende, und Kurmainz, Kurcöln, Kurtrier, Münster, Pfalz-Neuburg schlossen den Bund vom 15. December 1654 „zur gemeinsamen Vertheidigung gegen mögliche Angriffe"; katholische Fürsten mit Ausschluß der Evangelischen.

Und trotz der bremischen Vorgänge blieben die evangelischen Fürsten des hildesheimischen Bundes um Schweden geschaart, voran die braunschweigischen Herren und Hessen-Cassel.

Beide Bünde, der „rheinische" und der „elbische", hatten den gleichen Zweck der „Defension", die gleiche Form der militairischen Bereitschaft für diesen Zweck. Es lag der Gedanke nahe, beide zu Einem Bunde zu vereinen, der dann nicht bloß um so größere Mittel vereinte, sondern den Gegensatz der Confessionen überholte. Schon Ausgang 1656 ist darüber verhandelt worden. Dann ergriff Friedrich Wilhelm die Sache; im Frühjahr 1657 — noch stand er mit Schweden vereint gegen Polen — sandte er nach Zelle, Hannover, Cassel, Frankfurt, diese Föderation zu fördern und durch seinen Beitritt zu erweitern; eine Föderation nicht gegen das Haus Oestreich und zu dessen „Exstirpation", wie sie die vielbesprochene Schrift des Hippolitus a Lapide gefordert hatte und die schwedische und französische Politik nicht müde wurde, als das wahre Heil Deutschlands zu verkündigen, sondern eine feste und kriegsbereite Einigung innerhalb des lose gewordenen Reichsverbandes, ein deutscher Bund zur Seite der östreichischen Macht, die, so war des Kurfürsten Ueberzeugung, zur Sicherung Deutschlands eben so unentbehrlich sei, wie Oestreich selbst Deutschland zu seiner Sicherstellung bedürfe.[2])

Die Wahlhandlung, die im Herbst 1657 begann, der Angriff der schwedischen Völker auf Holstein, Schleswig, Jütland, die Intriguen Frankreichs machten das Werk der Einigung um so wünschenswerther. Schon im Oktober 1657 waren die ersten Entwürfe fertig; in den eifrig geförderten Conferenzen gewann der Plan bald festere Gestalt. Die Bundeskriegsverfassung, die Matrikel für Geld- und Truppenleistung wurde festgestellt; man verständigte sich über die Errichtung eines Bundesrathes, der, dauernd versammelt, die gemeinsamen Angelegenheiten leiten sollte. Der Kurfürst empfahl, auch Kursachsen heranzuziehen; dann wären auch die Fürsten der ernestinischen Linie gefolgt; er hielt den beiden brandenburgischen Markgrafen in Franken, die sich gleichfalls bereit erklärt hatten, den Beitritt offen; er schlug eine Formel vor, in der die Schwierig-

keit der Mitgliedschaft Schwedens wegen seiner Reichslande beseitigt war. Nur noch wenige Schritte, und ein Bund war begründet, der schon jetzt fünf Kurfürsten des Reichs, evangelische wie katholische Fürsten, fast das ganze Norddeutschland und bedeutende Gebiete auch südwärts der Mainlinie umfaßte.

Die Verhandlungen gingen in Frankfurt denen der Wahl zur Seite; aber diese wurden je näher dem Schlusse, desto leidenschaftlicher. Die Frage der Capitulation spaltete, Dank der französischen Intrigue, das Collegium der Kurfürsten; auch die Reichsdeputation, in der die schwedische Gesandtschaft besonders thätig war, forderte gehört zu werden; auch in den Conferenzen der Föderation wurde beantragt, die Artikel der Wahlcapitulation zu erörtern. Daß sich Brandenburg weigerte, darauf einzugehen,[3]) gab den Vorwand, diese Conferenzen zu verschleppen; „wir wissen nicht", schreiben die brandenburgischen Gesandten, „was wir von des Einen und Andern Meinung halten sollen, glauben aber, daß sie mit Schweden und Frankreich in gutem Vertrauen stehen".

Die Wahl erfolgte, ohne daß abgeschlossen war. Und wenige Tage später wurde die Acte des „rheinischen Bundes" vollzogen, ohne Brandenburg, mit Schweden, unter Zutritt Frankreichs. Aus dem deutschen Werk war ein höchst undeutsches, ein Bund unter französischem Protectorat geworden.

Es war das Meisterstück der „Defensionisten". Mit reichspatriotischem Selbstgefühl nahmen Boyneburg und Wilhelm von Fürstenberg den Dank dafür an, daß sie dem deutschen Vaterland allen Segen des Friedens sicherten; während ein neuer Krieg Oestreich erschöpfte und des Brandenburgers Lande zu überfluthen drohte, zahlte Frankreich jährlich 96,000 L. in die Bundescasse, um die Rüstungen des Bundes zu fördern.[4])

Freilich hatten sie bald Sorge vollauf. Der neugewählte Kaiser erklärte die Reichsdeputation in Frankfurt für erloschen und die neu von ihm nach Regensburg berufene begann sich zu sammeln.[5]) Noch peinlicher waren für sie die glänzenden Erfolge der deutschen Waffen in Jütland und Fühnen; und als es daran war, daß Pommern den Schweden völlig entrissen wurde, daß sich die Friedensverhandlungen in den Pyrenäen trotz der eifrigen Mediation des Rheinbundes in nichts auflösten, daß Frankreich den gedrohten Angriff auf das Clevische Ehren halber ausführen mußte und damit auch den rheinbündnerischen Territorien die Greuel des Krieges drohten, da war die Stimmung in jenen reichspatriotischen Kreisen kleinlaut und sorgenvoll. Aber schließlich gab der Kaiser die Sache

Spaniens auf und der Brandenburger erhielt Pommern nicht; es blieb die Frankfurter Deputation trotz der Regensburger; und während mit dem Frieden von Oliva die Verbindung zwischen dem Kaiser und Brandenburg merklich loser wurde, stand der Bundesrath der Union in voller Thätigkeit. Man durfte sich sagen, daß die Politik des Rheinbundes sich bewährt habe.

Freilich, daß „Rhein, Weser, Elbe, Oderstrom nicht mehr fremder Nationen Gefangene, die deutsche Freiheit und Religion nicht mehr dazu sei, daß Andere damit spielen", das erreicht zu haben oder auch nur erstreben zu wollen, konnte sich diese Politik nicht rühmen. Aber hatte denn der Brandenburger geleistet, was jene seine anmaaßliche Proclamation versprochen hatte? hatte er überhaupt irgend etwas geleistet, irgend etwas erreicht? um was war dieser Brandenburger besser als jeder andere deutsche Fürst? Den nordischen Helden bewunderte man, der selbst in seinen Niederlagen sich so groß gezeigt; man bewunderte den großen Staatsmann Frankreichs, der Spanien gedemüthigt und in Oliva den beiden deutschen Potentaten das Spiel verdorben habe. Man freute sich, daß der Brandenburger sein Gelüst auf Pommern nicht habe ersättigen, daß der Kaiser dem burgundischen Kreise keinerlei Hülfe habe leisten können; man dankte Gott, daß Schweden nach wie vor stark genug und Frankreich stärker denn je war, die deutsche Libertät zu schützen und den so theuer erkauften Frieden des Reichs zu erhalten. Daß Brandenburg Hand in Hand mit dem Kaiser ging, hatte den Patrioten des Rheinbundes für Abfall von der deutschen Sache gegolten; und der evangelische Anhang Schwedens hatte in der Waffengemeinschaft Brandenburgs mit Polen und Oestreich, den katholischen Mächten, für die Sache der „reinen Lehre" Gefahr gesehen. Selbst den Nächstbefreundeten, dem Landgrafen von Cassel, den braunschweigischen Herren, erschien der Kurfürst wie ein Tollkühner, der am Rande des Abgrundes dahinstürme, wie einer, von dem man sich fern halten müsse, um nicht mit hinabgerissen zu werden. Sie hatten ihm gleich nach dem Angriff auf Pommern die Garantie seiner deutschen Lande angeboten, wenn er die Waffen niederlege; jetzt nach geschlossenem Frieden zogen sie sich zurück: „nicht durch particulare Sachen", sagte ihm sein Schwager, der Landgraf, „sondern durch gemeinsame Zusammensetzung und Fassung der Reichssecurität sei Brandenburgs Sicherheit festzustellen, er könne ihm nur rathen, mehr auf die Allianz sehen"; er meinte die rheinische.[6]) Selbst die Bemühungen Brandenburgs, eine „Interimsallianz zu schließen, bis man sich demnächst auf allgemeinem Reichstag einer rechten Reichs- und Kreisverfassung versehen", wurden nach einer

Reihe von Conferenzen aufgegeben.[7]) Natürlich, daß man sich in Dresden darin gefiel, zu thun, als habe Brandenburg den Rath der Mäßigung nicht hören wollen und als könne es sich Glück wünschen, noch so ziemlich mit heiler Haut davon gekommen zu sein; nicht minder, daß man in Heidelberg wie in Stuttgart, in München wie in Mainz, die Dinge draußen an der Ostsee für solche hielt, die das „Reich" wenig angingen. Sprach man überhaupt davon, so war man einig darin, die brandenburgische Politik sehr zweideutig und nicht „nach deutscher Redlichkeit" zu finden, wie denn selbst ein Mann wie Leibniz noch einige Jahre später schreiben konnte: „Brandenburg habe, als Schweden in Polen in Noth war, marchandirt: wer mir am meisten giebt, dem adhärire ich"; mit dem verächtlichsten Ausdruck bezeichnete er die Rolle, die Brandenburg gespielt.[8])

In Deutschland stand der Kurfürst nach dem Frieden isolirter, als vor dem Kriege; wer auch hätte sich zu ihm halten sollen? Der Friede zeigte ja, daß sich in den Verhältnissen des Nordens nichts geändert habe; höchstens war Brandenburg schwächer geworden, als es vorher gewesen.

Denn mit den unermeßlichen Opfern, die Friedrich Wilhelm in diesem Kriege gebracht, stand, was er an Land und Leuten gewonnen, in gar keinem Verhältniß; nicht einmal das Wenige, was ihm der Vertrag von Bromberg zugesichert, der Friede von Oliva bestätigt hatte, vermochte er ganz fest zu halten. Weder Elbing, noch für Elbing Braunsberg ließ ihm die Krone Polen; sie eilte, die Starostei Draheim, die pfandweise an ihn kommen sollte, einem ihrer Magnaten, dem Grafen Potocki, zu überweisen; bald versagte sie im diplomatischen Verkehr auch den Titel von Lauenburg und Bütow; und daß sie die Souverainetät in Preußen nichts weniger als für immer zugestanden haben wollte, zeigte ihr Verhalten zu der Opposition der preußischen Stände. Wenn es der Königin und den Umtrieben des französischen Hofes gelang, die Nachfolge der polnischen Krone auf den Prinzen Condé oder dessen Sohn zu bringen, so mochte der Kurfürst auf seiner Hut sein.

Schon bemühte sich Frankreich, die Krone Schweden zu energischen Schritten für diese Wahl zu gewinnen. So schwere Niederlagen sie erlitten, sie hatte, Dank der energischen Verwendung Frankreichs, einen Frieden erhalten, in dem sie fast Alles, was sie den Dänen entrissen, behielt, von Polen die definitive Abtretung Lieflands gewann, an Brandenburg auch nicht ein Dorf, nicht einmal die Hafenzölle im brandenburgischen Pommern einbüßte. Je tiefer dieser Krieg Schweden in seinen Finanzen zerrüttet, je heftiger des Krieges Ende und die vormundschaftliche Regie-

rung den Zwiespalt im Innern wieder entzündet hatte, desto mehr suchte es neue Thätigkeit nach Außen, fremde Subsidien, Gelegenheit, die Kriegsmacht in fremden Quartieren zu ernähren und mit Plünderung fremder Lande zu bezahlen. Man versah sich von den Schweden, daß sie, wie sie 1658 mit Dänemark gethan, plötzlich, ohne Kriegserklärung, wie Räuber sich dahin oder dorthin werfen würden.[9]) Schon im Frühling 1661 rüsteten sie im Fürstenthum Bremen, den Kurfürsten, so glaubte Jedermann, in seinen rheinischen Landen zu überfallen.[10]) Dann wurde Graf Tott nach Paris gesandt, mit Frankreich jenen Vertrag vom Januar 1662 abzuschließen, wonach die französische Wahl in Polen mit Waffengewalt durchgesetzt, für französisches Geld das schwedische Heer dazu fertig gehalten werden sollte. Nur eines Winkes von Frankreich bedurfte es, und die schwedische Kriegsmacht, die polnische Anarchie stürzten sich vereint auf Brandenburg.

Friedrich Wilhelm sah die Gefahr, die ihm und nicht bloß ihm die Politik Frankreichs drohte. Schon in der Wahl von 1658 hatte er in diesem Sinn seine Stellung genommen; er hatte sich aufs Aeußerste bemüht, dem nordischen Krieg eine Wendung zu Gunsten der Krone Spanien zu geben, bevor Frankreich sie zum Frieden zwang; er hatte 1659 mit dem Angriff auf die schwedisch-deutschen Lande, die im Rheinbunde waren, der Krone Frankreich den Handschuh hingeworfen: „tausend Ducaten will ich dem zum Dank geben, der mir die Botschaft bringt, daß Frankreich in meine clevischen Lande eingefallen".[11]) Noch nach Jahren sagte er: „ich habe dem Kaiser solche Rathschläge an die Hand gegeben, daß, wenn man mir hätte folgen wollen, jetzt das Haus Oestreich in besserem Stand sein würde".[12]) Aber man hatte in Wien den Entschluß nicht, den günstigen Moment zu benutzen, den letzten, wo man des Erfolges gegen Frankreich gewiß sein konnte. Und Holland, das den nächsten Beruf gehabt hätte, für das Gleichgewicht Europa's einzutreten, und das, der lähmenden Rücksicht auf England durch den Tod des Protectors frei, sich um so energischer zwischen den Osten und den Westen hätte stellen müssen, zog es vor, mit dem Haager Concert in das Kielwasser Frankreichs zu steuern.

Daß Frankreich diplomatisch die dominirende Stellung in Europa hatte, wurde mit dem pyrenäischen, mit dem Frieden von Oliva unzweifelhaft; daß es dieselbe auch militairisch und politisch durchzuführen entschlossen sei, zeigte sich, sobald der junge König selbst die Zügel der Herrschaft in die Hand nahm.

Glänzender als Ludwig XIV., mit stolzerem Selbstgefühl der Macht,

mit kühnerem Thatendurst hat kaum irgend ein Monarch begonnen. Sofort nach allen Richtungen hin ergriff er die Initiative; überall zugleich fühlte man die stolze und ungestüme Action seiner Politik, die, so schien es und sollte es scheinen, nur gegen das Haus Oestreich gekehrt war, gleich als müsse immer noch die Freiheit Europa's vor der östreichischen Universalmonarchie gerettet werden.

Vor Allem in Polen, hieß es, sei der östreichische Einfluß hochgefährlich, und nur um ihm den Weg zu verlegen, werde die Wahl Condé's von der Königin gewünscht, von Frankreich empfohlen. Man nannte es undenkbar, daß der Kurfürst nicht die Pläne des Wiener Hofes durchschaute; „er dürfe nicht", sagte der französische Gesandte in Berlin, „stillstehend zusehen; er müsse sich entweder für Frankreich oder für Oestreich entscheiden, oder für sich selber sein; wenn er für sich selber sein wolle, werde er wissen, was für Mittel er habe es hinauszuführen". [13])

Der Kurfürst war nichts weniger als in der Stimmung, sich von Frankreich die Frage stellen zu lassen; und so gestellt entsprach sie kaum der augenblicklichen Lage der Dinge, gewiß nicht dem dauernden Bedürfniß der europäischen Staatengemeinschaft.

Aber für den Augenblick war seine Lage nicht ohne Gefahr. Er hatte mit Oestreich die Allianz von 1658; der Feldzug in Pommern, dann die Friedenshandlung hatte gezeigt, wie wenig man sich in Wien nach dem Sinn dieses Vertrages hielt, wie wenig Hülfe von dort bei ernster Gefahr zu erwarten war. Er hatte mit Polen die Allianz von 1657; nicht bloß daß polnischer Seits die Verpflichtungen, zu denen man sich verstanden, nicht erfüllt wurden, sie wurden mit nur zu gutem Erfolg vom Hofe benutzt, eine Erbitterung gegen ihn zu nähren, die jeden Augenblick zu offenem Bruch führen konnte. Er bot in Kopenhagen die Erneuerung des Viborger Vertrages an; man fand sie nicht nöthig; man meinte, von ihm getäuscht, mißbraucht, verrathen zu sein; man verschmerzte es nicht, daß er, statt den Gottorper Herzog zu züchtigen, dessen Souverainetät anerkannt habe. Er hatte mit den Staaten die Allianz von 1655; auch nicht das Geringste von dem, was sie ihm zusicherte, war von ihnen geleistet worden; und seit die Rückkehr der Stuarts nach England dem Anhang der Oranier neue Hoffnung gab, schienen die Machthaber im Haag nur um so mißtrauischer gegen den Kurfürsten, den Oheim, Vormund und nächsten Erben des jungen Prinzen.

Eben das war der unermeßliche Erfolg der französischen Politik von 1659 und 1660, daß sie die alten Verbindungen ihrer Gegner gelockert

oder zerrissen hatte und ihre Clientel um so fester schloß und um so weiter ausdehnte.

Zwischen dem schwellenden Ungestüm Frankreichs und der scheelblickenden Schlaffheit des Kaiserhofes, zwischen dem finassirenden Holland und der lauernden Gier Schwedens, in Mitten des breiartigen Gewirres der deutschen Territorialinteressen, stand der Kurfürst völlig isolirt und ohne Rückhalt. In jedem Augenblick konnte das polnische Wesen zum Uebelsten ausschlagen. Er bedurfte irgend eines Stützpunktes.

Die englische Allianz.

Er hatte nicht aufgehört, den vertriebenen Stuarts zu helfen, wo er konnte; ihre Rückkehr nach England hatte niemand freudiger begrüßt.[14]) Dem Botschafter, der seine Glückwünsche nach London brachte — es war der erste, den Karl II. als König empfing — wurde der ehrenvollste Empfang; der König sprach es mit freudigem Dank aus, daß der Kurfürst auch in den Tagen der Bedrängniß sich ihm als treuer Freund bewährt habe, daß er nie vergessen werde, was er ihm schulde. Zu weiteren Verhandlungen, zum Abschluß eines Bündnisses zwischen England und Brandenburg sollten demnächst Prinz Moritz von Nassau und Kanzler Weimann sich nach London begeben.

Wohl durfte der Kurfürst auf diese Allianz große Hoffnungen bauen. Nicht bloß daß mit der Herstellung des Königthums der radicalen Politik des Protectors Valet gegeben war, die mehr als alles Andere den Uebermuth Schwedens genährt und Frankreichs Erfolge gegen Spanien möglich gemacht hatte; König Karl II. war der Oheim des jungen Prinzen von Oranien; seine Ehre, hatte er gesagt, fordere, daß er in den Niederlanden das Gegentheil von dem thue, was Cromwell gethan; und von diesem war die Seclusion des Hauses Oranien gefordert worden, welche der Rathspensionair de Witt und die Staaten von Holland nur zu gern bewilligt und trotz des Widerstrebens der andern Provinzen durchgesetzt hatten. Noch einen weiteren Wunsch hegte der Kurfürst. Karl II. war noch unvermählt; je lebhafter sich Frankreich auf der einen, Spanien auf der andern Seite bemühte, ihn für eine Verbindung nach ihrem politischen Interesse zu gewinnen, Verbindungen, die dem durch und durch reformirten England eine katholische Königin zu bringen drohten, um so näher lag der Wunsch, des Königs Wahl auf eine Prinzessin fallen zu sehen, welche die drei verwandten reformirten Häuser noch enger als bisher verband.

In solchem Sinne lautete die Instruction, mit der Prinz Moritz und Weimann nach England gingen.[15]) Mit aller Behutsamkeit sollten sie des Königs Absichten in Betreff seiner Vermählung erforschen und, wenn es thunlich sei, die Prinzeß Maria von Oranien, die jüngste Schwester der Kurfürstin in Vorschlag bringen. Besonders eingehend waren die Motive der Allianz entwickelt, zu deren Abschluß sie bevollmächtigt wurden: „Die alte Freundschaft beider Häuser, Brandenburg und England, ruhe darauf, daß sie allerseits so im politischen, wie im evangelischen Wesen einerlei Interesse gehabt; das Haus Brandenburg sei nächst Gott der wahren reformirten Religion fürnemste Säule in Deutschland; es sei nicht so mächtig, irgend einer andern Macht Ombrage zu geben, am wenigsten der englischen Krone, und der Kurfürst suche nichts, als das Seine zu erhalten; aber er sei im Reich nicht bloß der an Landen und Freunden bedeutendste Fürst, sondern vor Allem das rechte Band, das sonst sehr geschwächte Corpus der Religionsverwandten bei einander zu halten und zu schützen. Er grenze mit seinen Landen an die vereinigten Staaten, die für die Krone England von so großem Interesse seien; er habe das Herzogthum Preußen, an der Küste des baltischen Meeres, in dem vor Allen England das Gleichgewicht erhalten zu sehen wünschen müsse. So lange Preußen im Stande sei, bleibe die Ostsee als die Mutter aller Commercien wohl frei und gleich für jedermann; so lange Kurbrandenburg in Consideration stehe, seien die Protestanten des Reichs wohl einig, und müßten Andere auf sie Rücksicht nehmen; ja durch die enge Verbindung Oestreichs mit Brandenburg sei auch dies große Haus gebunden.[16]) Wenn man Preußen nicht wahrte, Kurbrandenburg nicht erhielte, würde Alles unvermeidlich in große Gefahr und Unsicherheit kommen".

Die dritte Frage, die der oranischen Vormundschaft, war bereits zu sehr peinlichen Verwickelungen gelangt.

Der Prinz war in seinem zehnten Jahre; nach manchen Irrungen war der Mutter, der Prinzeß Royal, von der Prinzessin Hoheit und dem Kurfürsten in der Vormundschaft „aus gutem Willen die volle Halbscheid" zugestanden worden; mit ihrem Beirath sollte sie die Erziehung leiten, die großen Güter und Herrenrechte des Prinzen verwalten. Es gab immer von Neuem Streit und Aergerniß; die Prinzeß Royal glaubte, das Fürstenthum Oranien in Frankreich sei ihr zu persönlichem Besitz überwiesen; sie suchte, als es durch Urtheil und Recht ihr abgesprochen war, durch den Einfluß des französischen Hofes es dennoch zu behaupten; sie brachte es dahin, daß das Fürstenthum, von französischen Truppen überfallen, der

bestellte Gouverneur, Graf Dohna, ausgetrieben, die Feste in Besitz genommen wurde.

Dem Interesse der in Holland herrschenden Parthei konnten diese Zerwürfnisse und die damit unvermeidliche Zerrüttung in dem Vermögen und den Berechtigungen des prinzlichen Hauses nur genehm sein; der Rathspensionair und seine Freunde begünstigten die Prinzeß Royal gegen die Mitvormünder, wo sie es mit gutem Schein konnten; um so mehr, als sie damit auf den unbequemen Nachbar, den Kurfürsten, einen Druck mehr üben konnten.

Das wiederkehrende Glück der Stuarts veränderte die Lage der Sachen. Die Herren von Holland hatten nichts Eiligeres zu thun, als sich dem Könige Karl II. und seiner Schwester, der Prinzeß Royal, auf das Verbindlichste zu empfehlen.[17]) Wenn der König persönlich den Hochmögenden die Sache des Prinzen empfahl, antwortete Johann de Witt: „in Allem, was Se. Maj. befehle, werde man unverzüglich gehorchen".[18]) Als die Prinzeß Royal forderte, daß man sofort den Prinzen zu den „hohen Chargen seiner Vorfahren" designire, ein Wunsch, der in den anderen Provinzen zu keiner Zeit aufgehört hatte und jetzt zum Theil durch Resolutionen ihrer Stände zur Forderung gemacht wurde, da blieb den Herren von Holland nichts übrig, als durch eine dreiste Wendung aus der Gefahr einen Vortheil zu machen. Sie erboten sich, dem Prinzen eine Dotation auszusetzen, und, da die Mutter nach England zu übersiedeln wünschte, statt ihrer die Fürsorge für denselben zu übernehmen; sie fanden den schönen Ausdruck, daß der Prinz „für ein Kind des Staates"[19]) erklärt werden solle; sie überzeugten die Prinzessin, daß dies unendlich wirksamer sein werde, als die sofortige Designation; sie beschlossen, die Acte der Seclusion für null und nichtig zu erklären, das einst an Cromwell gesandte Instrument darüber sich vom Könige Karl II. zurückzuerbitten. Sie brachten es so weit, daß die Prinzessin bei ihrer Abreise nach Enland (30. Sept.) ein Schreiben an die Staaten von Holland richtete, in dem sie dieselben ersuchte, „sich der Education und der Finanzen des Prinzen anzunehmen und dazu einige aus ihrer Mitte zu committiren".[20]) Unter den Personen, die sie in Vorschlag brachte und die sofort Seitens der Edel-Großmögenden committirt wurden, war „nicht ein Einziger, der dem prinzlichen Hause zugethan".

Mit diesen Anordnungen waren nicht bloß die beiden Mitvormünder zur Seite geschoben; die zur Zeit in Holland herrschende Parthei hatte, ohne sich irgend für die Zukunft zu binden, die Erziehung des Prinzen und die

Verwaltung seines Vermögens, die „oberste Vormundschaft“ in ihrer Hand; nicht einmal die Provinz Seeland, deren „erster Edelmann“ der Prinz als Markgraf von Bliessingen war und in deren Ständen er unter sieben Stimmen drei führte, war in der Commission vertreten; es war für die Herren von Holland ein Gewinn mehr, die nächst mächtigste Provinz, deren Schifffahrt mit der von Holland concurrirte, ausgeschlossen zu haben.

Daß Karl II. von den Staaten von Holland eine Anleihe von einigen Millionen wünschte, gab ihnen die frohe Aussicht, mit der oranischen Sache zugleich einen Tractat nach ihrem Vortheil mit England abzuschließen. Aber der König bestätigte zum größten Schrecken der Holländer die Navigationsacte von 1651. Gleich darauf starb die Prinzeß Royal, und ihr Testament ersuchte den König, Beschützer und Vormund ihres Sohnes zu sein.[21]) Sofort sandte Karl II. seine Weisungen an das Fürstenthum Oranien, dessen Regentschaft kraft des Testamentes ihm übertragen sei; er erklärte, daß er über die Erziehung des Prinzen erst seine Mitvormünder hören wolle.

In diesem Stadium waren die Dinge, als der Kurfürst seine Instruction für Fürst Moritz und Weimann ausfertigte. Sie sollten den König überzeugen, daß die Mutter des Prinzen ihren Antheil an der Vormundschaft nicht habe übertragen können, daß sie am wenigsten über das Fürstenthum Oranien, welches nicht von ihr, sondern von der Vaterseite herstamme, zu verfügen befugt gewesen sei, daß der König füglich nicht mehr in Anspruch nehmen könne, als Ehrenvormund des Prinzen zu sein, daß man im Interesse des Hauses Oranien selbst sich mit den Staaten von Holland und Seeland verständigen müsse.

Fürst Moritz und Weimann fanden, als sie nach London kamen, die glänzendste Aufnahme; sie bemerkten sehr bald, daß der Hof auf das Aeußerste von Intriguen bewegt sei, die ihren Mittelpunkt in der Frage der königlichen Vermählung hatten. Die Stadt London war voll immer neuer Heirathsprojekte, zur großen Entrüstung des Königs; er hatte die Absicht geäußert, weiteres Reden über die Sache durch Anschlag und bei schwerer Strafe zu verbieten.

Sichtlich rang der spanisch-östreichische gegen den französischen Einfluß. Die holländischen Gesandten fürchteten nichts mehr, als daß Karl II. sich für die portugiesische Infantin, die Brasilien als Mitgift erhalten solle, entscheiden werde; „dann seien die Aussichten Hollands auf Emporbringen ihrer westindischen Compagnie ganz zu Schanden.“ Und obenein sahen sie sich in ihrer Fischerei, in dem Heringsfang an der

englischen Küste bedroht; mit Eifer und Erfolg wirkte der König in seinen drei Reichen dahin, daß man diesen wichtigen Betrieb selbst in die Hand nehme. Die Wiedereinführung der Fasten, hieß es, sei nur befohlen, um die Fischerei zu fördern; worüber freilich bei den Presbyterianern und Independenten „ein großes und fast aufrührerisches Widersprechen" entstand. Am meisten Sorge machte im Haag die oranische Vormundschaft; hatte doch der König die Rückgabe der Acte der Seclusion mit den Worten geweigert: „er wolle das Zeugniß ihrer Schande aufbewahren, bis sie den Prinzen in seine hohen Chargen wieder eingesetzt."

Fürst Moritz und Weiman hielten für angemessen, da die portugiesische Heirath, die überdieß sehr populair war, so gut wie ausgemacht schien, der Prinzeß Marie gar nicht mehr zu erwähnen. Sie sahen, wie die Herren von Holland das Aeußerste anstrengten, in der Vormundschaft zu ihrem Ziele zu gelangen, wie sie die übelsten Gerüchte über die höchst vernachlässigte Erziehung des Prinzen, über die völlige Zerrüttung seines Vermögens in Umlauf brachten, wie sie nach ihrer Hauptmaxime, „nimmer zu desperiren, vor nichts stehen zu bleiben, worin sie ihr Interesse fänden,"[22]) mit immer neuen Practiken zur Stelle waren; „sie werden sich unter allerlei Vorwand bei England wieder in Gunst und Consideration zu setzen suchen, um nachher ihren alten Haß gegen S. Kf. D. und die Prinzessin Hoheit mit Nachdruck auszuführen; es ist mehr als gewiß, daß sie von Anfang an nichts anders gesucht haben, gegenwärtig nichts anders hoffen und künftig nichts anders wollen und thun werden; sie wollen auf diesem Wege im Verlaufe der Zeit über den Prinzen und demnächst über S. Kf. D. Angelegenheiten nach ihrem Belieben zu disponiren und dieselben nach ihrem Gutfinden klein oder groß zu machen die Macht haben; und wer kann an ihrem Willen, wenn sie nur können, und an ihrem Können, wenn sie England für sich haben, zweifeln?"

Fürst Moritz und Weimann waren überzeugt, daß man, um des Königs sicher zu bleiben, in der oranischen Frage mehr nachgeben müsse, als ihre Instruction gestatte. Sie schlossen einen Vertrag ab,[23]) wonach der König zum Mitvormund bestellt, die Prinzessin Hoheit die Education und Verwaltung im Namen der abwesenden Mitvormünder zu führen autorisirt, Holland eingeladen werden sollte, eine Commission — man bezeichnete dazu auch einige oranisch gesinnte Städte — zu ernennen, die die Prinzessin vorkommenden Falls zu Rathe ziehen könne; eine gleiche Commission sollten die anderen Provinzen zu bestellen ersucht werden.

Der Kurfürst war sehr unzufrieden mit diesem Entwurf, und Fürst

Moritz hatte Mühe, sich gegen seine strengen Vorwürfe zu rechtfertigen. Daß wenigstens die Herren von Holland durch das Abkommen empfindlich getroffen waren, zeigte sich demnächst, als die Edel-Großmögenden den geheimen Beschluß faßten „die Educationssache und alles das, was davon dependirt, stecken zu lassen.“[24])

König Karl II. war über die rasche Ordnung der oranischen Sache im hohen Maaß erfreut; um so entgegenkommender zeigte er sich in den Verhandlungen über die Defensivallianz; vergebens bemühten sich die Holländer, die Schweden, sie zu stören. Während andere Gesandten, die mit dem englischen Hofe zu verhandeln hatten, über die immer neuen Verzögerungen und Winkelzüge, die man ihnen machte, in Verzweiflung waren, wurde der Tractat mit Brandenburg bereits am 20. Juli unterschrieben.[25])

Für Brandenburg enthielt er nicht bloß die englische Garantie der sämmtlichen kurfürstlichen Territorien und im Fall, daß sie angegriffen würden, die Zusicherung der „Hülfe mit Rath und That“, sondern zugleich eine Reihe sehr wichtiger handelspolitischer Bestimmungen, namentlich auch die gegenseitige Verpflichtung, daß jede Handelserleichterung, die den Holländern oder Dänen von einem der Contrahenten gewährt werde, auch dem andern gewährt sein solle. Von nicht minderem Interesse war, daß Brandenburg die Befugniß gewann, auch andere Fürsten und Stände des Reichs in dies Bündniß aufnehmen zu dürfen, wie denn nach wenigen Monaten die Stadt Bremen die Aufnahme beantragte, „um sowohl die Sicherheit der Stadt, als auch des Weserstroms und der Commercien desto fester zu stellen.“ Dem englischen Hofe lag bei der wachsenden Spannung mit Holland viel daran, auf dem Festlande eine Verbindung zu haben, auf die für alle Fälle zu rechnen war; man ging so weit, die Frage anzuregen, ob nicht der Kurfürst endlich wieder zum Besitz seiner clevischen Festungen zu kommen wünsche. Für jetzt, lautete die Antwort, seien dessen Intentionen nicht dahin gerichtet.

Dem Kurfürsten lag daran, in dem heftigen Rivalisiren der Mächte eine mittlere Linie der Politik zu halten und zur Geltung zu bringen; er hatte darum die Allianz mit England gesucht, weil das wiederhergestellte Königthum in seiner inneren, wie äußeren Politik sich in dieser Linie bewegen zu müssen schien.

Aber was die Gesandten heimkehrend berichteten, was Christoph v. Brandt des Weiteren aus London schrieb, war nicht der Art, große Zuversicht auf die Mäßigung und Weisheit der neuen Regierung zu geben. Der König schien seine Macht für größer, seine Lage für sicherer, seine

Aufgabe für leichter zu halten, als sie es waren; er verfuhr, als ob es das Erste sein müsse, die Prärogative der Krone und die Formen der episcopalen Kirche in dem ganzen Umfange altstuartischer Doctrin durchzuführen.

Das Parlament, das ihn zurückgerufen, war Ende 1660 aufgelöst; bald folgte die Ausschreibung neuer Wahlen. Gegen die allgemeine Erwartung verfügte der König, daß seine Krönung dem Zusammentritt der Wahlen vorausgehen solle. Während der Hof, der Adel, die Bischöfe von den Vorbereitungen zur Krönung voll waren, „sprach das Volk von nichts, als von einem freien Parlament," wie Brandt schreibt, „und sieht man in dem Zusammenlauf dieser zwei Solennitäten, wie England der Puls schlägt." So loyal die Stimmung bei den Wahlen war, deutlich genug zeigte sich, wie völlig ungebrochen die Macht der populairen Elemente war; „ich kann wohl sagen," schreibt Brandt, „daß nichts zu erdenken ist, so in einem Königreich einem demokratischen Wesen ähnlicher ist, als diese Art, die popularischen Stimmen zu sammeln."[26]) Das so gewählte Parlament zeigte sich fügsamer oder doch vorsichtiger, als man erwartet hatte. Aber am Hofe herrschte die Meinung, daß man jetzt, da die furchtbare Zeit der Rebellion noch „in frischem und furchtsamen Gedächtniß sei, durchdringen müsse." Ein wüster Aufruhrversuch von wenigen Sectirern wurde niedergeworfen, ihre Hinrichtung war „ein mehr unfläthiges, als erbarmungswürdiges" Schauspiel. Aber die Wiedereinsetzung der Bischöfe und die Art ihres Auftretens empörte selbst die gemäßigten Presbyterianer; und nun wurde gar eine Schrift, welche der Mainzer Kurfürst während des Friedenscongresses in Münster „zur Vereinigung der Katholiken und Lutheraner" hatte auffetzen lassen, ins Englische übersetzt und überall unter bischöflicher Autorisation verkauft; man sagte: „was soll daraus werden, wenn eine katholische Königin ins Land kommt."

Nur in Einem suchte und verstand es der König, den nationalen Geist zu treffen; „er sucht seinen Namen zur See groß zu machen, er findet in der Schifffahrt seine größte Lust." Schon segelte ein englisches Geschwader ins Mittelmeer, wie es hieß, gegen die Ungläubigen zu kreuzen; man vermuthete, daß es gegen Spanien bestimmt sei. Ein anderes wandte sich nach der Küste von Guinea, zwang ein Paar Forts, welche der westindischen Compagnie der Niederlande gehörten, zur Uebergabe, occupirte die Küste. Vergebens reclamirte Holland; vergebens forderte Spanien Erklärungen; es hieß zu Ende 1661, Beide hätten eine Defensivallianz geschlossen; „die Nachricht," schrieb Brandt nach Berlin, „daß Holland vierzig Orlogschiffe zu bauen und auszurüsten Anstalt mache, erbit-

tert die Gemüther gewaltig, die Sachen können in solchem Wege, wie bisher, nicht lange bleiben, und mögen diejenigen Potentaten, die auf das englische und holländische Wesen reflectiren, wohl bei Zeiten ihre consilia danach regeln."

Die eingeschlagene Richtung trieb Karl's II. Politik nah und näher zu Frankreich; beide waren sie gegen Spanien gekehrt, England in maritimer, Frankreich in continentaler Richtung. Spanien hatte sich in dem Frieden von 1659 zu großen Opfern verstanden, um die Usurpation der Braganzas, die Unabhängigkeit Portugals sicher zu brechen; das Verlöbniß Karl's II. mit der Infantin von Portugal war wie eine offene Kriegserklärung gegen Spanien; im Mai 1662 folgte die Vermählung. Portugal kämpfte, von England offenkundig, von Frankreich unter der Hand unterstützt, mit wachsendem Erfolg für seine Selbstständigkeit. Man erwartete nichts anderes, als daß der nächste Stoß Frankreichs gegen die spanischen Niederlande gerichtet sein, daß England — es besaß den Hafen und die Festung Dünkirchen — ihn unterstützen werde.

Es war noch nicht ganz so weit. Frankreichs Einfluß wuchs zwar in London mit jedem Tage, aber zugleich unterhandelte es mit Holland um eine Defensivallianz. Daß diese im Frühling 1662 zum Abschluß kam, zügelte in Etwas den Ungestüm des englischen Hofes. Man bemerkte, daß die staatischen Bevollmächtigten, die man mit ihrem Tractat nun schon ins dritte Jahr hinzog, zuversichtlicher als bisher sprachen; man glaubte zu sehen, daß in den englischen Kreisen, welche dem episcopalen System feindselig waren, neuer Eifer und neue Hoffnung rege wurde, daß die Herren von Holland fleißig Verbindung mit ihnen unterhielten. Nach der am Hofe herrschenden Ansicht war nichts wichtiger, als diese Mißvergnügten zu entmuthigen; man ließ sich herbei, jetzt mit den staatischen Herren abzuschließen; im September 1662 wurde der Vertrag unterzeichnet.

„Es ist mit diesen Tractaten nur eine Galgenfrist gewonnen," schreibt Brandt, „es ist nur eine Interimsfreundschaft;" die holländischen Gesandten selbst sagten öffentlich, „daß sie nichts verrichtet hätten," weil alle wichtigsten Streitfragen, die der Durchsuchung der Schiffe, die des Heringsfanges, die des Dominium maris ausgesetzt und weiterer commissarischer Verhandlung überwiesen seien.

Inzwischen beeilte sich Karl II., den Holländern in der Gunst Frankreichs den Vorrang abzulaufen. Es folgte ein Act von sehr ernster Bedeutung; die englische Besatzung verließ Dünkirchen, französische Truppen rückten ein. Brandt unterließ nicht, bei Hofe seines Kurfürsten Erstaunen

auszusprechen, daß der König einen Platz aufgegeben, „der als eine Citadelle gegen Frankreich, Spanien, Holland, ja gegen England selbst zu betrachten sei." Man antwortete, der König sei außer Stande gewesen, die Besatzung dort länger zu unterhalten; er bedürfe der 500,000 Pistolen, die jetzt für Dünkirchen gezahlt würden, und ohne Dünkirchen habe Frankreich von Tractaten zu Gunsten Portugals nichts hören wollen.[27])

Wie hatte sich der Kurfürst mit seiner Hoffnung auf England verrechnet; eben die Verbindung mit Frankreich, welche die Jahre des Protectors für die Ruhe und das Gleichgewicht Europa's so verhängnißvoll gemacht hatte, wurde nun von der Krone wieder aufgenommen, ja erkauft mit der Abtretung einer Position, welche das Uebergewicht Frankreichs auf dem Continent in äußerst peinlicher Weise steigerte.

Unter solchen Umständen mußte es des Kurfürsten Mißtrauen erwecken, daß der englische Hof die versprochene Garantie des Friedens von Oliva unter immer neuen Vorwänden verschob; nur zu deutlich war auch da der französische Einfluß, die feine Hand des Gesandten d'Estrades zu erkennen. Schon nahmen die Verwickelungen in Preußen einen sehr ernsthaften Charakter an; es war die Zeit, wo der Schöppenmeister Roth in Warschau die ausdrückliche Zusage des polnischen Schutzes erhielt, wo die Kneiphöfer Bürger die Friedrichsburg angriffen, ein Angriff der Schweden erwartet wurde. Der Kurfürst ließ in London melden: auf allerhand Warnung und Nachricht sei er in Sorge, daß der Schweden Absehen auf Preußen gerichtet sei, der König möge geruhen zu sagen, was er von der Schweden Vorhaben halte, und was für Assistenz und Trost man sich zu versprechen habe. Der König erklärte sich sehr gütig, aber in allgemeinen Ausdrücken; der Kanzler Clarendon gab zu verstehen, daß man erst sehen müsse, wo hinaus Schweden wolle.

Die nächsten Briefe benachrichtigten Brandt, daß der Kurfürst nach Preußen abgereist ist. Von Neuem bat er um definitiven Bescheid. Der König äußerte: er hoffe noch so viel Credit bei Schweden zu haben, um es zurückzuhalten; und als Brandt bemerkte: es sei nicht ihre Art, zu weichen, wenn nicht reelle Macht ihnen entgegentrete, fügte der König hinzu: der Kurfürst möge sich auf ihn verlassen, sich genau über die Absichten der Schweden unterrichten, ihnen wie den Franzosen nicht trauen. Noch lebhafter äußerte sich der Herzog von York: nur fünf Häfen an der baltischen Küste seien noch nicht in Schwedens Gewalt; vor Allem gelte es, Pillau zu sichern, sonst müsse auch Danzig springen; dann bleibe nur Memel, das fernab liege, der kleine Colberger Hafen und Lübeck, das für England

geringeren Werth habe. Aber es kam Alles auf die Ansicht Clarendon's an; er fürchte nichts für Preußen, sagte er, Schweden könne nichts ohne französisches Geld machen, und Frankreich werde nicht leiden, daß Schweden jemand anders als den Kaiser angreife. Brandt entgegnete ihm: der Kurfürst glaube zu wissen, daß man in Paris Polen und das Reich zugleich ins Auge fasse; gegen Graf Tott sei da geäußert worden, man müsse den Kurfürsten in Preußen, wo er am schwächsten sei, angreifen, wollte man seiner versichert sein; man müsse, um im Reich zum Ziele zu kommen, erst Brandenburg die Flügel beschneiden. Der Kanzler gab darauf „vertraulich und, wie es schien, wohlmeinend" den Rath, der Kurfürst möge jemand nach Frankreich schicken, dort zu unterhandeln.[28]) Er wiederholte später denselben Rath, „entweder," schreibt Brandt, „aus besonderer Affection für E. Kf. D., oder aus Furcht, daß England gezwungen werden möchte, E. Kf. D. gegen Schweden zu assistiren, oder aus seinem kundbaren und rachgierigen Haß gegen Spanien."

Der Kurfürst erhielt diese Nachrichten am Tage vor seinem Einzug in Königsberg; daß er auf englische Hülfe nicht mehr rechnen könne, war nur zu klar. Er eilte vor Allem, Roth niederzuwerfen; er schrieb nach London, daß er nicht bloß nach Paris, sondern auch nach Stockholm senden werde; sofort reiste Crockow über Stettin und Kopenhagen nach Schweden, Blumenthal von Regensburg nach Paris ab. Es kam Alles darauf an, die preußischen Dinge in eine Bahn zu bringen, welche polnische Einmischung unmöglich machte, Schweden und Frankreich mit Unterhandlungen hinzuhalten, bis mit der Krone Polen ein sicherer Friede gewonnen sei.

Weder in Stockholm, noch in Paris wurden die brandenburgischen Gesandten sehr zuvorkommend empfangen; eben jetzt war ein neuer Tractat zwischen beiden Höfen zu Stande gekommen (3. Januar), die polnische Königswahl auch gegen die Polen, die ihr entgegentreten würden, d. h. gegen die Conföderationen der Armee, mit Waffengewalt zu schützen. Namentlich in Stockholm warf man nun den Kopf hoch auf: wenn Brandenburg nicht des Kaisers Parthei quittire, könne es mit Schweden keine Freundschaft haben; man wisse, Oestreichs Plan sei, Elsaß und Lothringen wieder ans Reich zu bringen, und dasselbe solle dann mit Pommern geschehen.[29]) Und in Paris spannte man die Forderung hoch und höher, man forderte eine förmliche Verschreibung des Kurfürsten an die Politik Frankreichs;[30]) von der versprochenen Unterstützung des englischen Gesandten war so gut wie nichts zu merken.

Er hatte Dringenderes zu thun: „Frankreich und England bemühen

sich in die Wette, eins das andere je eher je lieber zum offenen Kampf gegen Spanien zu bringen." Schon waren ein paar tausend Mann Franzosen in Plymouth, die auf englischen Fregatten nach Portugal gebracht werden sollten; aber auf des spanischen Gesandten Anfrage — noch hielt Ludwig XIV. den Schein aufrecht, mit seinem Schwiegervater im vollen Frieden zu sein — antwortete der junge Monarch: „er wisse nichts davon, es möge wohl Marschall Schonberg diese Völker haben werben lassen." [31]) Da zögerte denn auch der englische Hof, wenigstens nahm er den Schein an, sein Zögern habe politische Gründe; in der That aber war das Geld für die Schiffe auf die lüderlichste Weise verthan; entsetzliche Unterschleife, Bestechungen, Gaunereien auch des Kanzlers kamen zum Vorschein; das Parlament forderte Untersuchung; und der König vergnügte sich mit seinen Maitressen, die Prostitution am Hofe war maßlos; „nichts als Weiber und Liebesgeschichten," schreibt Brandt, „wie sich denn der ganze Hof und der Adel, der des Königs stärkste Stütze ist, immer tiefer in Verachtung bei der Nation stürzet."

Da hieß es, Graf Lisola, ja auch ein spanischer Gesandter sei nach Königsberg gereist; in Paris war man entrüstet: man sehe daraus, sagte man Blumenthal, daß der Kurfürst sich auch mit der Gegenparthei einlasse; man brach die Unterhandlungen ab.[32]) Und am schwedischen Hof hieß es: nun sei die begonnene Verständigung, so sehr man sie im eigenen und des Kurfürsten Interesse gewünscht habe, überflüssig, Lisola's Reise hindere das Werk. Schon waren in Liefland Truppen in Menge zusammengezogen, wie es hieß, gegen die Moscowiter; in Vorpommern, wo angeblich Alles auf den Friedensfuß gebracht war, standen schon im Winter wieder 5000 Mann, und seitdem war ihre Zahl verdoppelt worden.

War noch ein Zweifel über die Gesinnung des englischen Hofes möglich gewesen, so schwand er jetzt. Der Kanzler beeilte sich, sein tiefes Bedauern auszusprechen, daß der Kurfürst, eine der Säulen der reformirten Kirche, in die Liga des Papstes mit Spanien und Oestreich eintrete. Brandt hatte keine Weisung, was er in solchem Falle antworten solle; er bat den Kurfürsten, zu verzeihen, wenn er geirrt habe, aber er habe nicht unterlassen können, zu entgegnen: „es sei ihm nicht wahrscheinlich, da sein Herr in Paris wie in Stockholm seine Gesandten unterhandeln lasse, um ein gutes Einvernehmen herzustellen; aber, wenn man sehe, wohin die schwedischen und französischen Entwürfe zielten, wie sie namentlich Deutschland gefährdeten, und wie alle Erbietungen Brandenburgs zurückgewiesen würden, sei es da dem Kurfürsten zu verdenken, wenn er sich auf Unter-

handlungen um ein politisches Bündniß mit dem Kaiser, dem Papst und Spanien einlasse? oder stimme es mehr mit dem christlichen Namen und dem europäischen Interesse überein, daß Schweden und namentlich der Allerchristlichste König sich äußerst bemüht hätten, den Türken wider den Kaiser und das Reich in den Sattel zu bringen? wovon man ja bereits den Effect sehe, oder gar bald durch der Christenheit Schaden sehen werde."

Der Kurfürst hat Brandt's Verhalten vollkommen gebilligt. Die Türkengefahr wuchs in furchtbarer Weise und die Fürsten vom Rheinbund säumten immer noch mit der höchst dringenden Türkenhülfe. Und was Frankreich that, schien nur zu sehr jene Meinung zu bestätigen, es habe die Türken zum Kriege beredet, um gleichsam hinter demselben seine Beute zu suchen. Aus Paris schrieb Blumenthal (26. Juli): „5000 Mann gehen nach Italien, Parma und Modena gegen den Papst zu stützen; 12,000 Mann sind auf dem Marsch nach Lothringen; möglich, daß es auf die Conföderation mit Polen gemeint ist."

Es hatte Lothringen gegolten; in kürzester Frist war das Land besetzt; im August kam Ludwig XIV. nach Metz, des Herzogs Unterwerfung entgegen zu nehmen. In derselben Zeit wurde das päpstliche Gebiet von Avignon als alte Dependenz der Grafschaft Provence militairisch besetzt. Es wurde gesagt und geglaubt, daß Jülich und Berg an Frankreich übergehen, dem Pfalzgrafen „eine andere Provinz" dafür zugewiesen werden solle."[33])

In diesen bedrohlichen Zeiten war es, daß der Kurfürst an Schwerin schrieb: „ich will lieber unter der Türken Protection sein, als in französischer Dienstbarkeit." Daß de Witt und dessen Anhang blindlings die Macht Frankreichs förderten, war erklärlich; ihnen ging, selbst über Handel und Navigation, das Interesse, den Oranier nicht aufkommen zu lassen, und dazu konnte niemand besser als Ludwig XIV. helfen. Aber was der König von England that, wurde mit jedem Tage unverständlicher, unberechenbarer, nur erklärlich aus der „allgemein corrumpirten Politik des Hofes," wie es Brandt nannte.

Der Kurfürst mußte die Dinge nehmen, wie sie waren; er mußte Gott danken, daß er trotz der Umtriebe der polnischen Königin mit seinen preußischen Ständen, trotz der Umtriebe Frankreichs auch mit Polen zum friedlichen Schluß kam. Daß es nicht ohne schwere Opfer möglich war, daß er nicht einmal Draheim in Besitz nehmen, nicht einmal Braunsberg behalten konnte, das war das Reugeld, welches er für seine Hoffnung auf die englische Politik zahlen mußte.

Schon drohten schwerere Gefahren. Und die rheinische Allianz begann in ihnen ihre ganze verhängnißvolle Bedeutung zu entwickeln.

Der Türkenkrieg.

Im Spätherbst 1660 kamen aus Wien allarmirende Nachrichten ins Reich: die Türken seien „in höchst grausamen Zurüstungen gegen die Christenheit,“ sie hätten schon mehrere große Städte erobert, von Tage zu Tage griffen sie weiter um sich.[34]) Der Kaiser sandte an die kurfürstlichen Höfe, den Grafen Colalto nach Berlin: die unumgängliche hohe Noth erfordere unverzügliche Assistenz an Geld und Volk.

Friedrich Wilhelm erklärte sich zu Allem bereit, versprach die geforderten 150,000 G. Vorschuß, verhieß nicht allein damit, sondern mit allem seinen Vermögen zu assistiren, wenn die gefürchtete Ruptur wirklich erfolge. Er trat mit den anderen Kurfürsten in Correspondenz, unterhandelte persönlich mit seinem Schwager von Cassel.

Der Kurfürst wird gewußt haben, daß die Pforte vorerst nur mit ihrem Vasallen, dem Fürsten von Siebenbürgen, zu thun hatte, daß von einem Angriff auf das östreichische Ungarn noch nicht die Rede sei. Aber ihm schien der Anlaß günstig, eine Frage zu fördern, in der er das einzige Mittel sah, Frankreichs wachsendem Einfluß im Reich zu begegnen.

Er meldete dem Kaiser von seinen Bemühungen bei den Mitständen: er habe zwar im Allgemeinen guten Willen gefunden; aber nur in verfassungsmäßiger Form, und wenn des Reiches Securität gesichert sei, wolle man Hülfe leisten; weder die in Frankfurt tagende halbe Reichsdeputation, noch die andere Hälfte in Regensburg sei ein hinlängliches Mittel dazu; jedermann fordere, daß der 1654 suspendirte Reichstag wieder berufen werde.

In Wien hatte man mit dem alten Ruf der Türkennoth reichspatriotische Römermonate zu gewinnen gehofft; aber man war nicht eben gemeint, alle die Fragen, die man 1654 so glücklich abgeschnitten hatte, wieder aufleben zu lassen: „eine Verlegung der Deputation etwa nach Augsburg wolle man sich gefallen lassen, da könnten auch die Präliminarien zu einem Reichstag besprochen werden; aber es bedürfe unmittelbarster Hülfe, man könne auf den Reichstag nicht warten, da alle die Vorberathungen, mit denen die Deputation beauftragt sei, noch in weitem Felde ständen.“[35])

Monate lang wurde her und hin verhandelt. Aber die meisten Kurfürsten und Fürsten blieben hartnäckig; die halben Erbietungen des Kaisers genügten nicht; namentlich Mainz forderte „die Berufung auf einen bestimmten Termin". Darauf der Kaiser in einem Rescript vom 25. August: „es komme ihm etwas fremd und wunderlich vor, daß man auch jetzt noch in dem Gedanken begriffen sei, als wenn er dem Reichstage entfliehen wolle." Er setzte den Reichstag an „auf längstens den 1. October des folgenden Jahres", und einstweilen möge der Deputationstag sich nach Augsburg verfügen.

Dazu wollten sich die in Frankfurt Versammelten nicht verstehen; „Frankfurt sei ihnen durch den Reichstag angewiesen; durch solche illegale und zu nichts dienende Handlung in Augsburg wolle man kaiserlicher Seits bloß und allein Zeit gewinnen, den Reichstag ad calendas graecas hinauszuschieben."

Das Jahr 1661 verging, ohne daß die Sache von der Stelle kam. Indeß hatten die Türken bedeutende Fortschritte gemacht; man hatte in Wien allen Grund, für den Fürsten von Siebenbürgen besorgt zu sein, um so mehr, da man für den nächsten Frühling der Krone Spanien durchaus Hülfe nach Italien senden mußte. Man kam in äußerste Verlegenheit, wenn nicht das Reich ein Uebriges that; der Kaiser erließ am 8. Februar „zur Benehmung des ungleichen Wahnes, als sei es ihm mit dem Reichstag kein rechter Ernst" die Berufung „in vier Monaten oder noch früher, auch wolle er nicht durch Verlegung der Deputation Verzögerung machen."

Aber war der kaiserliche Hof, wenn es zum Reichstag kam, seines Erfolges gewiß? Daß die Fürsten des Rheinbundes sich hart ins Zeug legen würden, war vorauszusehen; und wenn es darauf ankam, Geld und Volk zu weigern, standen auch diejenigen zu ihnen, auf welche Oestreich sonst rechnen konnte. Nur die gewichtige Stimme Brandenburgs konnte Wesentliches durchsetzen; aber jeder Dienst, den man sich von dem Kurfürsten gefallen ließ, gab ihm größeren Anspruch, endlich einmal in einer Frage Genugthuung zu erhalten, in der man nun und nimmermehr nachzugeben entschlossen war.

Des Kurfürsten Recht auf Jägerndorf war bei der Kaiserwahl von 1636 vom Kaiserhofe anerkannt worden, man hatte bei der Wahl von 1653, bei der von 1658 die bestimmtesten Zusicherungen gemacht, man hatte sie unter immer neuen Vorwänden unerfüllt gelassen. Als Brandenburg die Sache bei den Verhandlungen zu Oliva vorzubringen im Begriff

stand, hatte der kaiserliche Gesandte „die allergewissesten Versicherungen und größten Vertröstungen" gegeben; „wenn der Kurfürst die Sache einzubringen unterlasse, werde der Kaiser das Herzogthum von sich selbst wiedergeben und restituiren". Jetzt erinnerte der Kurfürst von Neuem an sein Recht und an die so oft gegebene „kaiserliche Parole", forderte ein kaiserliches Mandat an den Fürsten von Liechtenstein „als den unrechtmäßigen detentor", den Besitz zu räumen, und erklärte „bei fernerer Verzögerung mit des Kaisers gnädigster Permission und Zulaß selber zusehen zu wollen, wie ehist zu wirklicher Possession zu gelangen sei". [36])

Man gab halbe Antworten, bat den Kurfürsten, „in diesen kummerhaften Zeiten noch etwas Geduld zu haben," und hoffte ihn auch diesmal zu „amusiren", nachdem man von seiner „treupflichtschuldigen Ergebenheit" möglichst viel Vortheil gezogen. Zunächst rechnete man für den Reichstag auf ihn. Derselbe sollte am 8. Juni eröffnet werden. Die brandenburgische Gesandtschaft traf am 3. September ein, [37]) fand aber erst wenige anwesend. Acht Tage später berichtete sie: „der Frankfurter Deputationstag habe auf Antreiben von Kurmainz beschlossen, sich nicht sofort einzustellen; im Vertrauen erfahre man, sie wollten erst einen Deputationsabschied verfassen, der müsse dann erst vom ganzen Reich confirmirt werden, ehe man sich auf irgend etwas einlassen könne." Mitte October schrieben sie: „die kaiserlichen Propositionen werden in diesem Jahre schwerlich mehr geschehen."

Was die zwei, drei Jahre daher der Christenheit als Türkenkrieg verkündigt worden war, hatte den Hof von Wien nicht gehindert, fortwährend mit der Hohen Pforte zu unterhandeln. Die Türken hatten die Waffen ergriffen, um den Fürsten von Siebenbürgen in seiner vertragsmäßigen Abhängigkeit zu halten, während die Kaiserlichen ein Paar zum Fürstenthum gehörige Gespannschaften, für deren Abtretung ihm der Wiener Hof Hülfe gegen die Türken versprochen, besetzt hatten und zu behaupten suchten. Diese Abtretungen genehmigt zu erhalten, war der Zweck der Unterhandlungen, welche Baron de Goes in Temeswar mit den Türken pflog; sie führten Anfangs 1663 zu Präliminarien, die den Wiener Hof auf das Höchste erfreuten.

Aber in Constantinopel war man entschlossen, für das zweideutige Verfahren des Kaiserhofes Rache zu nehmen; die Rüstungen waren nun vollendet; man verwarf die Artikel von Temeswar. Der Großvezir zog an der Spitze eines gewaltigen Heeres über Belgrad heran.

In den Tagen, wo man in Wien des Türkenfriedens gewiß zu sein

glaubte, am 20. Januar, wurden endlich die kaiserlichen Propositionen verlesen; sie stellten zur Berathung voran die Türkenhülfe; und bald erfuhr man, daß es auf eine Geldleistung von 60 bis 100 Römermonaten abgesehen sei. Die Frage der Securität des Reichs, also die der Reichskriegsverfassung, sollte die zweite, die der auf dem vorigen Reichstag unerledigt gebliebenen Beschwerden, also die der Reichsverfassungfrage, die dritte Stelle einnehmen.

Gegen die Formalien dieser Fragestellung wurde wenig erinnert, nur der Vorbehalt gemacht, daß die drei Fragen möglichst zugleich beantwortet werden sollten. Aber sofort zeigte sich, daß die „Herren Alliirten" fest geschlossen auftraten; sie hatten ihren Rheinbund auf weitere fünf Jahre erneut, auch Kurtrier, Pfalz-Zweibrücken, Hessen-Darmstadt, Münster waren jetzt demselben beigetreten; „ihre Vota richten sie auf einerlei Weise ein und nennt einer des andern ohne Unterschied ein vortreffliches Votum." Sie hatten im Fürstenrath, wo Kurmainz für Würzburg, Kurcöln für Lüttich und Hildesheim Session hatte, die Majorität, da auch Sachsen-Altenburg, der Markgraf von Culmbach, Bamberg, Sachsen-Magdeburg, Mecklenburg, die „Confidenten", wie man sie nannte, sich zu ihnen hielten. Sie brachten 50 Gravamina vor, die auf diesem Reichstag erledigt werden müßten; sie nahmen sich der Reichsstädte und ihrer Forderung an, mit ihrem Votum nicht erst, wenn Kurfürsten und Fürsten sich vereinigt hätten, sondern sogleich und mit gleichem Stimmrecht gehört zu werden. Sie forderten, daß erst die Beschwerden und die Frage der Securität abgethan sein müsse, bevor eine wirkliche Hülfe geleistet werden könne; denn, so erklärten sie, sie wollten assecurirt sein, daß man nicht, nachdem die Türkenhülfe gewährt sei, heimgesandt werde, ohne Erledigung der anderen Punkte. Nach acht Wochen Verhandlung war die „Separation" vollständig und unheilbar.

Und nun, Anfang Mai, kam die Nachricht nach Regensburg, daß die Türkenmacht im Anzug auf Ungarn sei, kurz darauf die, daß der Großvezir mit Krieg drohe, wenn der Kaiser sich nicht zu unerschwinglichen, höchst schimpflichen Bedingungen verstehe. Anfang Juni war kein Zweifel mehr, daß ein Türkenkrieg, furchtbarer denn irgend ein früherer, begonnen.

Friedrich Wilhelm war immer noch in Königsberg, immer noch nicht mit seinen Ständen und mit der Krone Polen im Reinen. Weder Blumenthal in Paris, noch Crockow in Stockholm hatte bisher irgend einen Erfolg gehabt. Hier wie da gab es neuen Anstand, daß Lisola vom Kaiser, Macedo von Spanien gesandt, nach Preußen ging, dringend Hülfe gegen

die Türken zu fordern. Der Kurfürst sandte sofort Befehl nach Berlin, 1000 Mann Fußvolk, 300 Reiter, 400 Dragoner marschfertig zu machen; er fügte auf neue dringende Bitten von Wien aus noch 300 Reiter und 300 Dragoner hinzu; er leistete die versprochene Zahlung.[38]) Er befahl seinem Gesandten in Regensburg, sich auf das Eindringlichste zu äußern, 150 Römermonate zu bewilligen, mitzutheilen, daß seine Völker mit der nöthigen Munition bereits in Marsch seien; „die Forderung der also genannten Alliirten in Betreff der Securität und die dadurch entstandene Verzögerung und gefährlicher Aufenthalt betrübe ihn nicht wenig; der Erbfeind würde, da ihm die zertrennten und zerschnittenen Consilia der Reichsstände bekannt seien, nur zu viel Vortheil davon zu ziehen wissen."

Allerdings war man in Regensburg jetzt einen Schritt weiter. In allen deutschen Landen tönte die Türkenglocke; das Volk aller Orten kam in die schwellende Stimmung der furchtbaren Gefahr; die Herren Alliirten mußten darauf Rücksicht nehmen, um so mehr, da der Verdacht nahe lag und verbreitet war, daß ihr Protector, Frankreich, die Türken zum Kriege aufgestachelt habe.

Schon war Robert de Gravel in Regensburg angekommen, man sagte, um die Reichsstandschaft seines Königs für den Elsaß zu erwirken.[39]) Es war ein Reichsgutachten wegen der Türkenhülfe zu Stande gekommen; auch die Alliirten erklärten sich bereit, mit Kriegsvolk zu helfen; sie stellten als Bedingung, daß dasselbe ein eigenes, nur von den alliirten Fürsten abhängiges Corps bilde, daß dessen General ein völlig selbstständiges Commando habe, zu allen Kriegsconsilien gezogen, auch kein Waffenstillstand oder Friede ohne ihn geschlossen werde; sie stellten in Aussicht, daß auch Frankreich nach seinem Anschlag im Rheinbund Kriegsvolk senden werde; sie forderten, daß der Reichstag nicht eher aufgelöst werde, als bis auch die anderen Gegenstände dieser Versammlung erledigt seien.[40])

Der Kaiser ging auf diese Bedingungen ein. Es war noch ein Stück deutscher Einheit mehr, die die kaiserliche Politik für die militairische Hülfe in Ungarn opferte. Sie gab zu, daß die Reichsstände des Rheinbundes als eine Gemeinschaft für sich, als die organisirte französische Parthei im Reich in Action traten; sie anerkannte den Bund im Reich, dessen Bundesregierung und Bundeskriegsverfassung. Sie übernahm eine Verpflichtung, welche das Provisorium im Reich zu einer Schraube ohne Ende zu machen versprach.

Ich vermag nicht zu sagen, ob sofort die ganze Bedeutung dieser Zugeständnisse erkannt wurde. Wenigstens brandenburgischer Seits wurde

das Geschehene sehr ernst aufgefaßt; ein Rescript des Kurfürsten sagte: „Er sehe mit Bedauern, daß in Betreff der Türkenhülfe nicht wie vordem allezeit geschehen, ein einmüthiger Beschluß gefaßt sei, sondern jeder dabei seinem eigenen Belieben folge; er könne, was er allein zu ändern nicht vermögend sei, nur beklagen, und müsse sich begnügen, für das Vaterland und die Christenheit so viel zu leisten, als ihm Gott an Vermögen und Kräften verliehen habe.“ Der Kurfürst wies seine Gesandten an, bei dem Votum über die Securität des Reichs zu erklären: 1) Er hoffe, man werde ihm das Zeugniß geben, daß er bisher nichts anderes gesucht, als die Ruhe und den theuer erkauften Frieden im Reich zu erhalten; er habe dazu keine sicherern Mittel finden können und nichts lebhafter zu fördern gesucht, als Einigkeit und Vertrauen. „Wir erbieten uns und wollen es mit Gottes Hülfe auch künftig in der That erweisen, daß wir unserm Kaiser, zumal dem gegenwärtigen, welchem auch nicht das Geringste zu imputiren, daß er irgend einen Stand des Reiches gekränkt oder zu Weiterung Ursach gegeben, allen schuldigen Respect leisten und uns gegen alle Mitstände dergestalt betragen werden, wie es einem getreuen und redlichen Gliede des Reichs gebührt;“ die Grundgesetze des Reichs zeigten jedem seine Pflicht und sein Recht; an dieser Grundlage festhaltend, werde man die hochnöthige Einheit gewinnen können. 2) Nächstdem gehöre zur Securität des Reiches gutes Verständniß mit den Nachbaren, unter denen Frankreich und Schweden die vornehmsten; das Friedensinstrument stelle das Verhältniß zu ihnen fest, man müsse streng die Linie inne halten, die es vorzeichne. 3) Dann aber fordere die Securität, daß das Reich sich von Niemand zu nahe treten lasse oder gar zu viel leide; denn damit käme es in Verachtung; werde man sich aber einmal des Vaterlandes Interesse angelegen sein lassen, und dasselbe mit Nachdruck secundiren, so würde sich der eine oder der andere wohl bedenken, dasselbe zu verletzen. 4) Man habe nun über hundert Jahre gearbeitet, wie ein Stand dem andern assistiren solle; es fehle nicht sowohl an guten Ordnungen, als an denen, welche der Ordnung ein Genüge thun wollten, wie man sich denn so wenig auf die Executionsordnung und allgemeine Reichskriegsverfassung, wie auf besondere Vereinigungen, Erbverbrüderungen u. dgl. habe verlassen können. Man habe dahin zu arbeiten, daß die Sache auf Grund der Executionsordnung vorgenommen, das Nöthige in derselben verbessert, dann aber auch dem, was sie bestimme, Nachdruck gegeben werde, damit die bedürfenden Stände sich darauf verlassen und danach ihren Status machen könnten. 5) Vor Allem wichtig sei, daß Haupt und Glieder alle ihre consilia eifrig

und allein auf das Reich und dessen wahre Interessen wendeten, und sich davon „auch durch kein fremdes Absehen, es sei dasselbe auch wie es wolle, abbringen lassen". 6) Es bedürfe einer stehenden Kriegsmacht, eines miles perpetuus, wobei es nicht so auf Zahl und Masse, als auf Tüchtigkeit und daß man gute und geübte Offiziere habe, ankomme; was dazu nöthig, werde sich leicht finden, wenn nur der Wille da sei. „Das sind," so schließt das denkwürdige Rescript, „unsere treu gemeinten Generalgedanken für die Sicherheit des Vaterlandes; danach habt ihr eure Vota abzugeben."

Das Votum wurde im kurfürstlichen und fürstlichen Collegium „nicht bloß mit guter Attention gehört, sondern auch gar wohl aufgenommen und fast hoch gehalten."[41]) Aber schon war im Fürstencollegium der Antrag eingebracht, daß man jetzt neben der Frage der Securität auch die Wahlcapitulation vornehmen und sie ein für alle mal fest stellen müsse; „darin besonders beruhe des Reiches Wohlfahrt und Sicherheit." Es galt, in die Präeminenz der Kurfürsten endlich einmal Bresche zu legen und zugleich, so zu sagen, Grundrechte für die deutsche Nobilität durchzusetzen. Besonders die weltlichen Fürsten des Rheinbundes und ihre Confidenten drangen darauf. Sie hatten 20 Punkte aufgesetzt, die in die Capitulation eingerückt werden müßten, „und wenn der Reichstag darüber stutzen sollte." Die brandenburgischen Gesandten bemühten sich, eine mittlere Linie zu finden; sie schlugen vor, daß die Beschlüsse über das Defensionswerk nicht eher bindend werden sollten, bis die Capitulation erledigt sein werde, und sie erinnerten, daß man die jetzt dringend nothwendige Kriegsverfassung unmöglich von der Berichtigung der Matrikel und anderen langwierigen Berathungen abhängig machen dürfe; sie wiesen darauf hin, daß man bei der Jugend des Kaisers aller Wahrscheinlichkeit nach noch lange nicht Anlaß haben werde, die neue Capitulation zu benutzen, daß man sehr ernsten Anlaß habe, das nächst Nothwendige zu thun. Trotzdem wurde auf die endlose Erörterung der Matrikel eingegangen, und daneben mit steigender Hartnäckigkeit über die Capitulation gehandelt. Mainz, Trier, Cöln waren bereit, dem Andrängen der Fürsten nachzugeben; die Kaiserlichen rechneten her und hin und fanden, daß die Alliirten nicht die Majorität haben würden; diese sprachen es laut aus, „sie würden sich nicht per majora zum Fenster hinaus votiren lassen;" sie drohten abzureisen; man antwortete: ein Reichsbeschluß würde nichtsdestoweniger gemacht werden. Es kam noch ein neues Aergerniß hinzu; im Kurcollegium wurde im Vertrauen mitgetheilt, einige Fürsten ließen

sich vernehmen, „daß S. Kais. Maj. vornehmste Minister dem Regiment und Reich bei diesen gefährlichen Läuften nicht, wie es sich gebühre, vorständen, und daß es den Kurfürsten zukäme, hierin zu wachen und Sorge zu tragen und Kais. Maj. zu erinnern; es stehe zu befahren, wenn damit länger angestanden werde und die Kurfürsten sich nicht ins Mittel legten, daß dann die Fürsten hierin etwas tentiren würden."

So die deutsche Einheit, während Türken und Tartaren sich schon über die Reichsgrenze ergossen, nach Mähren hinein bis Brünn heerten, Schlesien bedrohten, in den Lausitzen, in den Marken, im Meißenschen das Landvolk mit Hab und Gut in die Städte flüchtete.

Der Kurfürst hatte sich aufs Aeußerste beeilt, die versprochene Hülfe zu stellen. Anfangs Juli standen die Truppen marschfertig. Aber, seltsam genug, auf die Artikel über die Verpflegung und das Zusammenbleiben seines Corps, die er mit Lisola verabredet, kam die Antwort aus Wien nicht. Im August meldete sich ein kaiserlicher Commissar in Berlin an, die Truppen an der Grenze zu empfangen und durch Schlesien zu führen; die vollzogenen Artikel brachte er nicht mit. Auf das Lebhafteste drängte Lisola in Königsberg: „die Festung Neuhäusl sei in äußerster Gefahr, die Brandenburger würden ankommen, wenn nichts mehr zu thun sei." [42]) Nach der Mitte September endlich kam die Annahme jener Bedingungen, fast gleichzeitig mit der Nachricht, daß die Tartaren in Mähren eingebrochen seien, grausenhaft hausten und brannten, tausende von Christen hinwegschleppten. [43]) Also erst die äußerste Noth brachte den Wiener Hof dazu, zu genehmigen, was Lisola zugesagt hatte.

Sofort begann der Marsch der brandenburgischen Truppen unter Befehl des Herzogs August von Holstein. Die Forderung, seine Reiter vorauszusenden, lehnte der Herzog ab; nicht bloß, weil jene Artikel ihn dazu befugten; nur mit geschlossener Macht konnte er, — aus Mähren kam die Schreckensnachricht eines zweiten wilderen Tartareneinfalls — die schlesischen Grenzpässe decken.

Ein Befehl des Kurfürsten ermächtigte ihn, die Reiter vorauszusenden; „sie wollen auch das Fußvolk nicht im Lande behalten;" schrieb ihm der Herzog. Die kaiserlichen, die ständischen Behörden in Schlesien machten ihm der Quartiere, der Verpflegung wegen immer neue Schwierigkeiten, die widrigsten Weiterungen; „es scheint, sie achten unsrer nicht, weil es gegen den Winter geht, und wollten unser gern wieder los sein." Und am 27. October schrieb er: „ich weiß nicht, was ich für Gedanken

schöpfen soll; sie reden, als hätten wir auf das Fürstenthum Jägerndorf oder Schweidnitz oder Jauer ein Absehn."

Allerdings hatte der Kurfürst von Neuem an Jägerndorf erinnert.[44]) Nach Allem, was vorausgegangen, war es begreiflich, daß man in Wien, wenn auch nicht den Argwohn des bösen Gewissens, so doch die Besorgniß vor einem raschen Zuge hatte, den abzuwehren man sich außer Stande sah. Und Jägerndorf lag hart an dem Wege nach Mähren.

Die Festung Neuhäusl war am 26. September gefallen, gleich darauf auch Freistadtl; der Großvezir stand an der Spitze der hier siegreich vordringenden Türkenmacht. Und de Souches, der in Mähren commandirte, hatte nicht mehr als 1500 Mann bei einander; vereinzelte Haufen lagen an der March entlang. Er bedurfte schleuniger Unterstützung, wenn er einem dritten Einbruch, zu dem das feindliche Hauptheer heranzog, wehren sollte. Auf sein Drängen war es, daß jetzt endlich für die Brandenburger Quartiere in Mähren gefunden und angewiesen wurden. Sie rückten in die Gegend von Sternberg und Ollmütz. Ein neuer Befehl des Kurfürsten ermächtigte Holstein, „die Reiter und Dragoner so zu verwenden, wie es Kais. Maj. belieben werde; auch die Hälfte des Fußvolks dürfe zu einem Streifzuge nach Ungarn verwendet werden."

Der Feind kam nicht; man hörte, der Großvezir gehe nach Belgrad zurück in die Winterquartiere. Die Soldzahlung für die brandenburgischen Truppen hatte der Kaiser übernommen; sie blieb aus: „der mährische Landtag werde bald zusammentreten und über die Zahlung berathen." Und de Souches stellte dem Herzog den Eintritt in kaiserlichen Dienst in Aussicht, „wenn er sich bequem zeige;" er habe ja, wie Lisola gemeldet, 40,000 Thaler baar mitgebracht.[45])

Auch zu dem Streifzug nach Ungarn hinein kam es nicht mehr. Die Truppen wurden in die Winterquartiere verlegt, die brandenburgischen nach den böhmischen Grenzdistricten bis Königingrätz, hinter ihnen nach Leitmeritz zu die obersächsischen Kreisvölker. Nur noch die Insel Schütt und Presburg hielt Montecuculi; er selbst, wie jedermann, war überzeugt, daß mit dem nächsten Frühjahr der Angriff auf die Kaiserstadt zu erwarten sei.

Entweder diese Gefahr, oder die größere, welche sich in dem Gang der Verhandlungen zu Regensburg anzukündigen schien, veranlaßten den Wiener Hof zu dem Entschluß, zum Reichstag zu ziehen. Drei Tage vor Weihnachten hielt die Majestät des Kaisers den feierlichen Einzug, der mit einem Te Deum im Dom schloß. In Paris höhnte man über das

Te Deum nach so gräulichen Niederlagen, nicht minder darüber, daß der junge Kaiser — er war in demselben Alter wie Ludwig XIV. — sich in die Dunstluft der reichspublicistischen Debatten führen ließ, statt ins Feldlager zu eilen und an der Spitze seiner Heere dem Reiche und der Welt zu zeigen, daß er der Stellung würdig sei, zu der er erkoren worden. Diesen Stimmungen in Paris entsprach es, daß der junge, thatendurstige König den Titel „Haupt des christlichen Volkes," den er selbst zu verdienen den Ehrgeiz hatte, solchem Fürsten versagte.

Schon zwei Jahre vorher hatte Frankreich eine Liga aller christlichen Fürsten zum Kampf gegen die Ungläubigen in Vorschlag gebracht, sich erboten, französische Truppen mit denen des Rheinbundes vereint nach Ungarn gehen zu lassen. In Wien wie in Rom waren diese Anträge abgelehnt worden. Jetzt hatte der König die Genugthuung, daß der Kaiser den Grafen Strozzi nach Paris schickte, um Hülfe zu bitten.

Schon hatten die Fürsten vom Rheinbunde ihre Truppen, getrennt vom Reichsheer, ins Feld gesandt; sie standen unter Graf Hohenlohe in Steiermark. Die Zugeständnisse, die dem Reichstag in Betreff der Securität und der Capitulation gemacht waren, bahnten dem Machteinfluß Frankreichs die breiteste Straße. Nach allen Richtungen hin fühlte man dessen Wirkungen. Von einem der Staatsmänner der rheinischen Politik, dem Fürsten Wilhelm von Fürstenberg, wurde jetzt in Paris der Plan zu einer Vereinigung der deutschen und gallicanischen Kirche vorgelegt, „zu gemeinsamem Widerstande gegen die Anmaaßungen des heiligen Stuhls." Kaum daß der andere, der Mainzer Boineburg, entweder erschreckt durch die wachsende Gewalt Frankreichs, oder um das ihm in Aussicht gestellte Amt eines Reichsvicekanzlers desto gewisser zu gewinnen, sich den Kaiserlichen zu nähern schien, so zog sich Gravel von ihm zurück, und der Kurfürst von Mainz opferte „den treulosen Minister" der Ungnade des Königs;[46]) er ließ ihn verhaften. Noch war es ein tiefes Geheimniß, daß Kurmainz mit Johann Georg von Sachsen verhandelte, ihn auf die französische Seite zu ziehen. Auch Kurpfalz bemühte sich, die Gunst des mächtigen Königs zu gewinnen, um die Aufnahme in den Rheinbund; man war nicht gemeint, ihm diese Ehre zu gönnen; Hessen-Cassel ließ sich vorschieben, es zu hindern.

Aber Brandenburgs Eintritt wünschte man in Paris lebhaft, man arbeitete seit 1661 daran.[47]) Im Januar 1662 war Herr von Lesseins mit Erbietungen an den Kurfürsten gesandt, der darauf die oben erwähnte Sendung Blumenthal's im Sommer 1662 folgen ließ. Die Erneuerung

des Königsberger Vertrages von 1656, die Garantie des Friedens von Oliva, dem Polen in Betreff Elbings und anderer Punkte so wenig nachkam, die Wahl Condé's, der Eintritt Brandenburgs in den Rheinbund, das waren die Punkte, um die man sich drehte. Von beiden Seiten wurden immer neue Bedenken gemacht und halb erledigt, immer neue Forderungen gestellt und halb zugestanden, mehr als einmal mit gänzlichem Abbrechen der Unterhandlung gedroht und doch weiter verhandelt. Weder Frankreich wollte den Kurfürsten ganz aus der Hand lassen, noch der Kurfürst sich den Weg zum Einlenken völlig schließen.

Wenn Frankreich gehofft hatte, durch die drohende Wahl Condé's, durch das Säbelrasseln Schwedens, durch die schwedisch-französische Allianz vom 3. Januar 1663 den Kurfürsten endlich mürbe zu machen, so war das nicht gelungen. Der Kurfürst hatte, woran ihm Alles lag, seinen Handel mit den preußischen Ständen und mit der Krone Polen, ohne Frankreich und trotz Frankreich, zum Schluß geführt. Er hatte Königsberg nicht eher verlassen können, als bis Alles im Reinen war. Mit der äußersten Ungeduld reiste er gleich nach der Huldigung der Stände in die Marken zurück.

Die Lage der Dinge im Reich war im höchsten Maaß trostlos, die Gefahr des nächsten Kriegsjahres unermeßlich.

Die Türken hatten nordwärts der Donau die Linie der Waag, wenige Stunden von der deutschen Grenze; sie waren südwärts bis zur Drau und Raab Meister. Die kaiserlichen und Reichsvölker standen theils in Mähren und Böhmen, theils in Steiermark; es hieß, sie sollten demnächst um Wien vereinigt werden, wenigstens des Kaisers Stadt zu retten.

Allerdings hatte auch der rheinische Bund sein Corps unter Graf Hohenlohe gesandt, Frankreich sein Rheinbundscontingent zu senden versprochen. Gegen den Türken konnte man demnächst stark genug zu sein hoffen. Aber wer schützte einstweilen des Reiches Grenzen im Westen und Norden?

Eben jetzt begannen die Holländer Händel sehr bedenklicher Art; sie waren daran, Ostfriesland militairisch in ihre Hand zu bringen.

Auch Schweden hatte seine paar Compagnien rheinbündnerisches Contingent gesandt. Aber in Pommern, in Bremen und Verden standen schwedische Corps völlig kriegsbereit; Crockow berichtete, daß Frankreich seine Subsidienzahlung an die Bedingung knüpfe, daß noch stärker gerüstet werde. Daß Schweden nur auf den günstigen Moment warte, sich auf die Stadt Bremen zu stürzen und sie unterthänig zu machen, sagte jedermann;

wer konnte dafür bürgen, daß es, im Verständniß mit Frankreich, nicht noch Weiteres zu erreichen gedenke.

Noch größere Gefahr drohten die Erfurter Händel. Die Stadt war nicht reichsfrei, aber autonom; sie stand unter kurmainzischer Landeshoheit, aber zugleich unter der Schutzherrlichkeit von Kursachsen, an der auch die ernestinischen Fürsten einen gewissen Antheil hatten.

So verworrene und unklare Competenzen hatten immer schon Weiterungen aller Art gebracht. Jetzt war die Stadt in Hader mit Mainz, das „die pflichtschuldige Parition," das Kirchengebet für den Landesherrn und Aehnliches forderte, in wachsendem innerem Hader, ob Widerstand bis zum Aeußersten zu leisten oder einzulenken sei. Der Mainzer sah hier Gelegenheit, zugleich seinem fürstlichen Rechte und seiner Kirche einen großen Erfolg zu gewinnen. Er erwirkte die kaiserliche Acht über die Stadt; man glaubte zu wissen, daß Mainz, „mit Gewalt und Assistenz fremder und auswärtiger Kriegsvölker" die Stadt niederwerfen werde.[48]) Also französische Truppen sollten ins Reich geführt werden, die wichtigste militairische Position im Herzen Deutschlands zu erobern.

Um so mehr mußte beunruhigen, was man gleichzeitig von Unterhandlungen Frankreichs mit Herzog Christian Ludwig von Mecklenburg erfuhr, der in Paris lebte, dort Convertit geworden war und im Begriff stand, ein Fräulein von Montmorency zu heirathen; Frankreich, so wurde berichtet, unterhandle mit ihm, „sein ganzes Herzogthum oder doch einen Theil desselben an sich zu bringen."[49]) Und zugleich erneute sich das früher erwähnte Gerücht, daß der Pfalzgraf von Neuburg Jülich und Berg an Frankreich abtreten, „eine andere Provinz" als Entschädigung erhalten werde.

Mit Erfurt und Mecklenburg schien sich Frankreich die Etappen nach Polen zu gewinnen; und daß die französische Politik Polen und das Reich zugleich ins Auge fassen, daß sie zur Erreichung ihres Zweckes im Reich „erst Brandenburg die Flügel verschneiden" müsse, war, wie der Kurfürst wußte, das Ergebniß der vorjährigen Verhandlungen zwischen Frankreich und Schweden gewesen.

Gleich nach seiner Rückkehr nach Berlin (18. November) bat er den Kurfürsten von Sachsen um „eine persönliche Zusammenkunft und vertrauliche Unterredung." Dem ersten Boten (20. November) folgte nach fünf Tagen ein zweiter; es währte drei Wochen, bis von Johann Georg die Antwort einlief: er werde am 28. December seinen Besuch in Torgau erwarten.

In Dresden also hatte man nicht die gleiche Ansicht von der Dringlichkeit der „höchst gefährlichen Conjuncturen", oder nicht den Wunsch, mit Brandenburg gemeinsam der nahen Gefahr zu begegnen. Friedrich Wilhelm ging nach Torgau, ohne mehr zu erwarten, als er fand. Die Aufnahme war höchst opulent, die Freundschaftsversicherungen sehr lebhaft; Johann Georg äußerte, er wünsche nichts mehr, als daß Brandenburg das Commando über die Reichstruppen gegen die Ungläubigen erhalte oder übernehme; er verhieß auch, in Regensburg, wohin er gehen werde, wegen Jägerndorf zu sprechen; auch die Erfurter Sache wurde besprochen. Aber man trennte sich, ohne in irgend einem Punkte zu bestimmten Ergebnissen gekommen zu sein.

Friedrich Wilhelm hatte bereits den entscheidenden Schritt eingeleitet. Die unerhörte Schwäche der östreichischen Macht, die Wirkung der französischen Politik im Reich, die schwedisch-französische Allianz brachten ihn selbst in eine Gefahr, der seine Mittel nicht gewachsen waren; es wäre Wahnsinn gewesen, wenn er allein gegen die furchtbar schwellende Uebermacht Frankreichs einzutreten hätte wagen wollen. Er hatte gegen sie und für das Gleichgewicht Europa's in England einen Stützpunkt gesucht; wir sahen, mit welchem Erfolg. Er hatte im Haag mehr als einmal die Erneuerung der Allianz von 1655 gesucht; es war da her und hin verhandelt worden, jetzt hatte ihm Holland den Rücken gekehrt; „und zwar darum," so wurde von dort geschrieben, „weil aller Orten Nachrichten ankommen, Brandenburg habe sich in die Liga eingelassen, die zwischen dem Papst, dem Kaiser, Spanien und mehreren italienischen Fürsten geschlossen und gegen Frankreich gerichtet sei;" [50]) mit Frankreich hoffte de Witt das Werk zu vollenden, das er mit Cromwell begonnen, die Seclusion des Oraniers. Und wenn dann Holland, Frankreich, Schweden sich Zug um Zug auf dem Boden des Reichs neuen Erwerb suchten, so sagten die Fürsten vom Rheinbund auch dazu Ja und Amen, zumal, wenn dem hochfliegenden Brandenburger „die Flügel in etwas beschnitten wurden."

Für die brandenburgische Politik war der Punkt gekommen, wo sie nur noch durch das Aufgeben ihrer bisherigen Richtung größerem Unheil vorbeugen zu können schien. Der Kurfürst durfte den Schein nicht mehr fürchten, in das Lager derer übergegangen zu sein, in denen er seine gefährlichsten Gegner sah. Noch vor dem Torgauer Tage, am 18. December, sandte er an Blumenthal in Paris und Crockow in Stockholm den Befehl einzulenken.

Frankreich hatte, den heftigen Bewegungen in Polen gegenüber, für

jetzt sein Wahlproject aufgeben müssen; und die Huldigung in Preußen beseitigte einen Theil der Gefahren, die von Schweden gedroht hatten. Was Frankreich vor Allem wollte, war des Kurfürsten Eintritt in die rheinische Allianz;[51]) es bot dafür die Garantie alles dessen, was er besitze oder zu fordern habe.[52])

Man hatte die Verhandlungen bisher an der Frage hingezögert, ob auch Braunsberg, dann, seit es zurückgegeben war, ob Elbing, wofür es als Aequivalent gegolten, in der Garantie mitbegriffen sein solle. Jetzt am 18. December beauftragte der Kurfürst seinen Gesandten zu der Erklärung: seines Rechtes auf Elbing habe er sich durch die Rückgabe Braunsbergs keineswegs begeben, hoffe vielmehr, daß die Welt nach solchem Beweise seiner Mäßigung seine Billigkeit und der Polen Unbilligkeit erkennen werde; aber dem Könige von Frankreich zu Ehren wolle er von seinem Rechte etwas nachgeben; er wolle nicht fordern, daß, wie die Verträge von 1657 bestimmten, Elbing ihm erst wirklich übergeben sein müsse, bevor er die Zahlung der Pfandsumme annehme, sondern sich begnügen, daß ihm diese einfach gezahlt werde.

Dies war der erste entgegenkommende Schritt. Aber Frankrich hatte gefordert, daß er sich zum Eintritt in die Allianz mit Siegel und Unterschrift verpflichte, in die Allianz, wie sie war. Er hatte bisher erwidert, daß er nicht „als ein accessorium“ beitreten könne, daß erst gewisse Artikel verändert werden müßten, daß, da eben solche Veränderungen mit allen Interessenten zu verhandeln seien, nicht Paris, sondern der rheinische Bundesrath die Stelle sei, darüber zu entscheiden.[53]) Dabei beharrte er; wenn Frankreich hierin nachgab, so konnte es unbedenklich scheinen, ein Versprechen zum Beitritt auszustellen, das den Beitritt selbst zu einem eventuellen machte.

Wenige Tage nach seiner Rückkehr von Torgau stellte er, „damit wir auch hierin volles Maaß einschenken,“ die Declaration aus, „daß er in die Allianz zu treten Willens sei.“[54])

„Ueber alle Maaßen zur rechten Zeit,“ schreibt Blumenthal, „sei des Kurfürsten Erklärung gekommen, da dieselbe das vornehmste und fast einzige Stück gewesen, so man noch desideriret habe.“ Er fügt die dringende Bitte hinzu, nun nicht weiter zu zögern, da der Minister Lionne es ungern sehe, daß es so weit gekommen; Turenne's kräftiger Beistand habe das Beste gethan.

Auch in Regensburg war sofort von Seiten der Alliirten „mehr Affection und Vertrauen zu spüren,“ sagt der Bericht der Gesandten, „also

daß sie auf E. Kf. D. höchste Person hier sonderbaren Staat und Reflexion machen und beweglich contestiren, wie sonderbaren Nutzen, Wohl- und und Ruhestand das Vaterland und jedes Staates erworbene Freiheit und Gerechtsame davon erhalten werden."

Wenigstens die Hauptsache war gethan. Blumenthal eilte nach Berlin, die weiteren Formalien des Abschlusses zu besorgen. Er brachte die besten Versicherungen des Königs mit, der, so ergaben seine Mittheilungen, in diesem Abschluß einen großen Erfolg sah. [55])

Zugleich hatte der Kurfürst die seit Monaten stockenden Verhandlungen mit Schweden wieder aufgenommen; er hatte am 3. December Crockow beauftragt, in die Erörterung der Bedingungen einer näheren Allianz einzutreten; [56]) er übersandte ihm am 2. Februar die Punkte, auf die er seiner Seits zu halten habe. Mitte März war bereits ein Allianzentwurf fertig. Schon plante der Reichsfeldherr Wrangel, wie Schweden gemeinsam mit Brandenburg den Türkenkrieg führen müsse, nicht in Ungarn, welches ein Kirchhof aller fremden Nationen sei, sondern durch eine Diversion von Polen aus gegen die untere Donau, womit man die Türken zur Räumung Ungarns zwingen werde.

Der Kurfürst hatte, was er für den Augenblick am dringendsten brauchte, Sicherung gegen die beiden Mächte, die er am meisten fürchten mußte. Zugleich stellte der König von Frankreich auf seine Declaration eine Gegenerklärung aus, welche ihm die Veränderung gewisser Artikel der rheinischen Bundesacte, „bei denen er nicht seine Securität finde," zusicherte. [57]) In Regensburg wurden dann einige Monate später über diese Artikel die Unterhandlungen mit dem Bundesrath begonnen. [58])

Es fehlte doch viel daran, daß Brandenburg nur eben der französischen Parthei in Deutschland beigetreten wäre. Um bei dem Kaiser und Spanien „alles Mißtrauen zu beseitigen," ließ der Kurfürst den Gesandten beider Mächte die vollständigste Eröffnung über die gepflogenen Verhandlungen machen, die ausdrückliche Versicherung hinzufügen, daß sein Eintritt in die rheinische Allianz „nicht anders als mit Beibehaltung des gegen Kais. Maj. habenden Respectes und vermittelst solcher Modificationen geschehen werde, wodurch des Reiches Ruhe und Sicherheit bestätigt werde. [59])

Wie kaiserlicher Seits die Eröffnungen aufgenommen worden, vermag ich nicht zu sagen; [60]) schon vorher und ehe die Declaration des Kurfürsten vom 9. Januar in Regensburg bekannt sein konnte, hatte seine Gesandtschaft die jägerndorfische Forderung erneut und zur Antwort erhalten: man hätte sich nicht vermuthet, daß die Sache jetzt vorgebracht werden

würde; man sei nicht hinlänglich informirt u. s. w. Allerdings brachte Kursachsen dieselbe Sache auch im Kurcollegium vor, und das Collegium beschloß den Antrag an den Kaiser, „das Herzogthum plenarie zu restituiren.“ Aber „der Effect war wenig zu spüren.“

Johann Georg von Sachsen, der persönlich in Regensburg gewesen war, kam Anfangs Mai nach Berlin, über den Stand der Dinge zu berichten, über weitere gemeinsame Schritte zu verhandeln. Er sagte nicht, daß er sich dort mit Kurmainz verständigt habe, sich an der Achtsvollstreckung gegen Erfurt zu betheiligen und dafür einige Erfurter Stadtdörfer zu seinem Gebiet zu schlagen; er sagte noch weniger, daß er eine Verschreibung an Frankreich ausgestellt habe, in der er sich in allen Reichsangelegenheiten völlig zu Diensten des Königs verpflichtete, und dafür das Versprechen empfing, daß Frankreich „Dero Gemahlin und Dero Kurprinzen einige jährliche Ergötzlichkeit, welche zu bestimmen der Generosität des Königs anheimgestellt bleibt, zu verordnen sich gefallen lassen werde.“[61]) Daß derselbe Kurfürst von Sachsen zugleich bei dem kaiserlichen Hofe sich auf das Aeußerste dienstbeflissen gezeigt, daß er Andeutungen von seinem oder seines Kurprinzen Uebertritt zur römischen Kirche gegeben hatte, davon hatte man in Berlin ebenfalls keine Ahndung.

Indessen gingen die Verhandlungen in Regensburg ihren wüsten Gang weiter; während bereits der Großvezir mit ungeheuren Truppenmassen von Belgrad aufbrach, suchte man in Regensburg immer noch nach der richtigen Form für das Reichsheer, nach billigen Ansätzen der Matrikel, nach der Organisation des Stabes, nach dem Reichsfeldherrn. Pfalz-Neuburg hatte dem Bischof von Paderborn gedroht, ihm mit 7000 Mann ins Land zu fallen, „weil er nicht nach seinem Begehren stimme;“ viele Stände setzten ihren Matrikularantrag auf die Hälfte, auf ein Drittel herab, „weil ihnen ein Mehreres unmöglich sei;“ andere wollten nicht den dreifachen, sondern nur den doppelten Anschlag leisten. Dann kam man immer wieder auf die Frage vom Reichsfeldherrn; Friedrich Wilhelm, auf den sich viele fürstliche Stimmen „mit großen Lobeserhebungen“ vereinigten, ließ erklären, er werde sich keiner reichspatriotischen Pflicht entziehen. Der kaiserliche Hof nannte Condé, Turenne, Wrangel, Schonberg und Andere, und empfahl schließlich den Markgrafen von Baden, der ein deutscher Fürst und seit zwanzig Jahren in Kriegen geübt sei; und ihm zur Seite den brandenburgischen General v. Sparr, und falls dieser unter Baden zu stehen Bedenken trage, wünsche der Kaiser ihn bei seiner eigenen Armee neben Montecuculi „zu accomodiren.“

Schon waren an den schwer bedrohten deutschen Ostgrenzen die Heere aus den Winterquartieren gerückt; im Süden der Donau auf der steirischen Grenze unter Montecuculi's Befehl, dem Sparr nach des Kaisers Wunsch zugesandt wurde, mit den Kaiserlichen vereint ein Theil der Reichstruppen, ferner die Rheinbündner unter Hohenlohe, denen sich die Franzosen unter Coligny, 5 Regimenter Fußvolk und 40 Compagnien Reiter, anschlossen; auf der Nordseite der Donau hatte de Souches den Oberbefehl, unter dem neben den kaiserlichen Truppen die des nieder- und obersächsischen Kreises standen, sowie die Brandenburger unter Herzog August von Holstein.

Nach den Angaben, die auf dem Reichstage mitgetheilt wurden, bestand die christliche Heeresmacht aus wenigstens 180,000 Mann. Freilich erreichte die Zahl der Kaiserlichen bei Weitem nicht die Höhe von 41,000 Mann Fußvolk und 14,000 Mann Reitern, für die sie angegeben wurden; und wenn 80,000 Mann Ungarn und Croaten mit aufgezählt waren, so zeigte sich nur zu bald, daß man nicht große Rechnung auf sie machen könne. Auch unter den rheinbündnerischen und Reichscontingenten war das meiste Volk eben erst geworben, ohne sichere Formation und militairische Festigkeit; um so schwerer fielen die Truppenkörper ins Gewicht, die, wie die französischen, die brandenburgischen, einzelne kaiserliche Regimenter, aus erprobten Soldaten bestanden.

In der Mitte April begann zugleich nordwärts und südwärts der Donau der Vormarsch. Während die Südarmee an der Drau hinab vorging, um bald genug von der Uebermacht des Großvezirs zurückgedrängt zu werden, war de Souches, im Ganzen nicht über 10,000 Mann stark, am 30. April vor Neutra; zehn Tage darauf meldete Holstein, daß die wichtige Festung sich ergeben habe und „daß er die Ehre gehabt, mit den brandenburgischen Völkern die Approche und Mine zu führen und nun die Bresche zu besetzen."

Dann ging es auf Lewenz, gleich jenseits der Gran. Auf dem Marsch bei schwerem Unwetter, während kaum 5000 Mann bei einander waren, wurde man bei Czernowitsch von 20,000 Türken und Tartaren überfallen; „man hat einen schweren Stand gehabt, und nur de Souches gute Conduite hat ein Unglück gehindert," schreibt der Herzog, „und haben E. Kf. D. Leute vor Allen den Ruhm, daß sie das Beste gethan; es ist kein ander Fußvolk als das meinige dabei gewesen, hat im freien Felde mit ihnen gefochten, und nicht über 50 Mann verloren; die Türken über 1000 Mann Todte und Verwundete, auch unterschiedliche Fahnen."[62]) Daß die Berichte über dies glänzende Gefecht, die nach Wien geschickt und von dort

aus gedruckt verbreitet wurden, Holsteins und der Brandenburger nicht erwähnten, sondern Officiere rühmten, die wenig oder nichts gethan, gab zu Beschwerden Anlaß, gegen die sich der Commandirende damit entschuldigte, daß sein Schreiber von den Genannten sich habe bestechen lassen; bei Czernowitsch, wie bei Neutra, schreibt er dem Kurfürsten, hätten die Brandenburger „mit einer wunderbaren Resolution gefochten, welche in Wahrheit durchgehends tapfere Leute und so herzhaft sind, daß, wenn selbige nicht wären, wir mannichmal den Feind nicht gar leicht repoussirt haben würden."

Unmittelbar nach diesem Gefecht war Lewenz genommen, und damit die Linie der Gran den Türken entrissen. Aber im Süden der Donau drang der Großvezir unaufhaltsam vor; er wandte sich vom Mur zum Raabfluß, um Montecuculi's linken Flügel zu umgehen. Schleunigst zog dieser seine weit aus einander liegenden Truppen dorthin; in den letzten Julitagen standen beide Heere in der Nähe von St. Gotthard einander gegenüber.

Zugleich hatte der Großvezir die Paschas von Ofen, Neuhäusl, Essek, die Fürsten von der Moldau und der Wallachei, die Tartaren gegen Lewenz vordringen lassen, ein Heer von 30,000 Mann, dem de Souches kaum 9000 Mann zum Entsatz der Feste entgegenzuführen hatte. Aber gleich nach dem Marsch, noch am Abend des 18. Juli, wurde der Feind über die Gran zurückgeworfen, am folgenden Morgen der Fluß überschritten; um Mittag begann das schwere Gefecht; mehr als einmal war man in Gefahr, von der feindlichen Masse erdrückt, aus einander gesprengt zu werden; aber die „wandernden Castelle" der Warschauer Schlacht trotzten dem wüsten Ungestüm der Barbaren. Endlich gelang es dem Herzog, den Schlüssel der Stellung, eine Anhöhe, zu erstürmen; „der Feind hat mehrmal wieder angesetzt, aber wie wir gleich und mit guter Ordnung auf ihn losgedrungen, hat er das Feld geräumt mit Hinterlassung seiner Stücke, der Bagage, vieler Fahnen; das Fußvolk ist alles geblieben, und sonst viel vornehme Leute," namentlich die drei Paschas; 500 Janitscharen, die man beim Verfolgen in einem Hinterhalt liegend fand, wurden Mann bei Mann todt geschlagen. „Der Feind hat mehr als 6000 Mann Todte," schreibt der Herzog, „die Beute bei der Bagage ist gar groß gewesen." „Wenn uns Gott Glück giebt," schließt er seinen Bericht, „so sind wir diesseits der Donau Meister im Feld."

Rastlos wurde weiter marschirt; am 1. August war man bei Parkany, dem Brückenkopf der Festung Gran und unter deren Kanonen; sofort nach

der Ankunft rückten die Regimenter Fußvolk „mit fliegenden Fahnen" zum Sturm vor; bis zum Abend hatte man trotz heftiger Gegenwehr die erste Umwallung genommen. In der Nacht räumte der Feind den Platz, flüchtete über die Schiffbrücke nach Gran, steckte sie hinter sich in Brand; „er hat bis Pesth nun keine Brücke mehr über die Donau."

Schon nach dem Siege bei Lewenz schrieb Holstein: „die große Niederlage wird ohne Zweifel den Großvezir zwingen, seine Armee zu theilen und große Macht hierher zu schicken." An demselben Tage, da Parkany erstürmt und damit der Weg nach Pesth in den Rücken des Feindes geöffnet wurde, kam es bei St. Gotthard zur Schlacht; sie war verloren, wenn nicht endlich das französische Fußvolk und ein paar kaiserliche Regimenter, fest geschlossen, den wilden Ungestüm der Janitscharen gebrochen hätten. Zufrieden, das Vordringen des Feindes gehemmt zu haben, ließ Montecuculi um 4 Uhr Nachmittags Halt machen, „und blieben die übrigen Stunden des Tages dem besiegten Türken zum schmerzlichen Bedenken und Ueberschlagen seines Verlustes, den obsiegenden Christen aber zur fröhlichen Aufnehmung herrlicher Beuten und Siegeszeichen." Fünf Tage blieb der Großvezir unbelästigt in seinem Lager stehen; als er abzog, eilte Montecuculi nicht ihm nach, sondern links ab an der deutschen Grenze entlang, nach Presburg, während die Freudenbotschaft „von der großen Victoria über den Erbfeind" in immer wachsenden Ausschmückungen die Christenheit durchflog.

Mit einigem Erstaunen vernahm man in de Souches Feldlager die Nachricht, daß der so eben, wie es hieß, vollkommen geschlagene Großvezir mit ganzer Macht bei Gran die Donau zu überschreiten im Begriff sei, dann mit größerem den Befehl, auf Presburg zurückzuweichen. Alles schien zu zeigen, daß die Gefahr größer sei als je vorher; schleunigst, so wurde nach Regensburg gemeldet, müsse weitere Hülfe, Ersatzmannschaft, Munition, Proviant gesandt werden; es wurden besondere kaiserliche Schreiben gleichen Sinnes nach München, Cassel, Dresden, an die braunschweigischen Herren gesandt; der Brandenburger wurde aufgefordert, nicht bloß sein Corps um weitere 1000 Mann zu verstärken, sondern obenein 1000 Mann aus seiner Armee für den kaiserlichen Dienst abzutreten.

Also mit aller Energie sollte der Türkenkrieg fortgesetzt werden. Der Kurfürst war sofort bereit, beide Forderungen zu erfüllen, wennschon er, so ist sein Ausdruck, „in der jägerndorfischen Sache so unglücklich sei, daß ungeachtet aller hoher Versicherungen bis zu dieser Stunde noch nichts geschehen und sein Herzogthum immer noch von einem Fremden usurpirt

sei.“ Er verbarg dem Kaiser nicht, „wie in und außer dem Reich vielfältige Beschwerden geführt würden, daß in den Erblanden selbst keine genugsame, noch verhältnißmäßige Anstalten zur Gegenwehr gemacht würden, gleich als wenn es mit diesem Kriege kein rechter Ernst wäre, daher sich denn auch die Assistenz hin und wieder um so lässiger und unwilliger zeige; und ob es denn nicht möglich, den Evangelischen in den Kron- und Erblanden mehr Gewissensfreiheit zu gönnen? es sei nicht zweifelhaft, daß das zu Kais. Maj. eigenem Besten gereichen werde, zumal sie dergleichen unter den Türken genössen.“

Natürlich, daß man am kaiserlichen Hofe lieber den Türken Zugeständnisse machte. Aber entscheidend waren andere triftigere Gründe, und namentlich der spanische Gesandte hatte sie geltend gemacht.

Die Armee ließ man bei dem Glauben, daß eine zweite große Schlacht bevorstehe; man zog die ganze Kriegsmacht gegen Freistadtl hin zusammen; „wir sind mit der Hauptarmee, der französischen, alliirten und Reichsarmee conjungirt, es sind in Allem über 20,000 Mann nicht; Montecuculi spricht alle Tage von Schlagen, aber es wird nichts daraus und wird schwerlich mehr dazu kommen;“ so schreibt Holstein am 26. September; und Tags darauf: „unser Zustand ist schlecht, seit drei Monaten hat der kaiserliche Hof nicht gezahlt, trotz allen Versprechungen, weil man unser vielleicht nicht mehr bedarf; gewiß glaube ich, daß sie uns hier wollen crepiren lassen.“

Schon hatte der Kurfürst ein Schreiben des Kaisers vom 9. September, in dem es hieß: er sehe sich genöthigt, die Truppen ausruhen zu lassen, der erbetene Succurs sei nicht mehr nöthig. Danach überraschte ihn nicht mehr die bald folgende Nachricht, daß der Friede mit den Türken geschlossen sei.

Gleich nach dem Tage von St. Gotthard war ein kaiserlicher Botschafter im tiefsten Geheimniß ins türkische Lager geeilt, hatte Friedensanträge gemacht. Auch der Großvezir wünschte den Frieden; zum ersten Mal in diesem Feldzug war die Furie des türkischen Angriffs an den geschlossenen Bataillonen der neuen Militairmächte des Abendlandes zu Schanden geworden; man hatte nicht mehr das Gefühl der Ueberlegenheit über die verachteten Christen. Bereits am 10. August war der Friede von Vasvar geschlossen; er sollte geheim bleiben, bis er in Wien und Constantinopel ratificirt sei.

Aus dem türkischen Lager kam dem christlichen Heere die erste Nachricht vom geschlossenen Frieden. Das Erstaunen hier, die Erbitterung in

Ungarn, im Reich, in der ganzen Christenheit war übergroß. Man sagte, der kaiserliche Hof habe sich vor seinen Bundesgenossen mehr gefürchtet, als vor den Türken; man verwünschte die bequemen Herren in der Hofburg, die selbst Neuhäusl Preis gegeben, das man von Wien aus fast vor Augen habe: es sei nur geschehen, damit der junge Kaiser seine Hochzeit mit der spanischen Infantin ungestört feiern könne. Und wieder am Hofe sprach man in den stärksten Ausdrücken von den elenden Leistungen der Ungarn, den elenderen der deutschen Contingente in und außer dem Rheinbund; nur die französischen entließ man mit ausgesuchter Munificenz. „Man weiß nicht," schreibt Holstein (1. October), „wie man die Auxiliarvölker los werden soll; man spricht davon, uns in die Bergstädte zu legen; ich habe es rund abgeschlagen, da wir dort unsern völligen Ruin finden würden." Er forderte den seit vier Monaten rückständigen Sold, die vertragsmäßige Verpflegung und Remonte; man antwortete: „den Brandenburgern sei schon mehr gezahlt, als ihnen zukomme; der Kaiser selbst habe acht Regimenter Reiter und fünf Regimenter Fußvolk abgedankt; und so könne man ihm nicht verdenken, daß er fremde Truppen nicht länger im Lande behalten könne, alle anderen seien schon abmarschirt."

Auch der Kurfürst sandte Befehl zum Rückmarsch. Ende October brach Holstein auf; er erhielt einen kaiserlichen Befehl nachgesandt, seinen Marsch möglichst zu beschleunigen. Er brachte von seinem Fußvolk wenig über die Hälfte, von den 1500 Reitern und Dragonern 850 Mann, fast die Hälfte unberitten, in die Marken zurück.

Wenigstens Jägerndorf war nicht von den Brandenburgern genommen worden; und in Wien sprach man nicht weiter von des Kurfürsten „Satisfaction".

In und außer dem Reich war Hohn und Erbitterung über diesen Ausgang des Türkenkrieges; in Regensburg wurde in den härtesten Ausdrücken über das himmelschreiende Verfahren des kaiserlichen Hofes und den Schimpf, den es über die christlichen Waffen gebracht, gesprochen. Der Kurfürst wies seine Gesandten an, sich im entgegengesetzten Sinne zu äußern.

Wahrlich nicht, um wieder einmal Dank vom Hause Oestreich zu verdienen. Im deutschen, im europäischen Interesse schien ihm jetzt der Türkenfriede, selbst unter noch schlechteren Bedingungen, eine Nothwendigkeit.

Erfurt.

Europa stand dicht vor einer schweren Krisis.

Die Spannung zwischen England und den Staaten war zu dem Punkt gekommen, daß der Krieg in jedem Augenblicke losbrechen konnte; ein Krieg, der sofort die größten Dimensionen gewinnen, sich über die Meere der alten und neuen Welt verbreiten, der alle Staaten der Christenheit in Mitleidenschaft ziehen zu müssen schien.

Gewiß dann, wenn Frankreich, durch neuerdings geschlossene Allianzen mit England so gut wie mit den Staaten verbündet, für einen der Alliirten Parthei nahm. Beide rechneten auf Frankreich.

Daß Ludwig XIV. bei dem täglich erwarteten Thronwechsel in Spanien auf die spanischen Niederlande Erbrechte seiner Gemahlin, der ältesten Tochter des hinsiechenden Königs Philipp IV. geltend machen werde, war ein offenkundiges Geheimniß.

Für den Angriff auf die spanischen Niederlande hatte Frankreich durch die Gefälligkeit des englischen Hofes die wichtigste Position, Dünkirchen; auf die Dankbarkeit Frankreichs rechnete man in London; man hatte mit Frankreich das gemeinsame Interesse, gegen Spanien für die Unabhängigkeit Portugals einzutreten. Und wie war es denkbar, daß das hochmonarchische Frankreich für die geldstolzen Republikaner von Holland und gegen die hergestellte Monarchie der Stuarts Parthei nehmen sollte.

Aber Ludwig XIV. ließ denselben Grafen d'Estrades, der in London mit so großem Erfolg thätig gewesen war, nach dem Haag gehen. Schon im October 1663 war von ihm und de Witt ein kluges Project entworfen und von den Edel-Großmögenden vorläufig gut geheißen, ein Project, nach dem von den spanischen Niederlanden die südlichen Grenzstriche an Frankreich, Brügge, Ostende u. s. w. an die Union fallen, das Uebrige als Republik der vereinigten katholischen Niederlande constituirt werden sollte. [63])

Ludwig XIV. fuhr fort, zugleich mit London und mit dem Haag den vertrautesten Verkehr zu unterhalten, während schon die Forts der westindischen Compagnie in Guinea von englischen Schiffen angegriffen, englische Schiffe von de Ruyter im Mittelmeer aufgebracht wurden. Die gegenseitige Erbitterung wuchs in dem Maaße, daß der Kampf, wie Ludwig XIV. wünschen mußte, entbrannte, bevor er sich entschieden hatte.

Es lag in seiner Hand, zugleich mit dem Kampf der beiden Seemächte

den alten Haß zwischen Schweden und Dänemark zu entflammen und damit Norddeutschland zu lähmen, zugleich in Polen die Wahl Condé's von Neuem auf den Plan zu bringen und damit die kaiserliche Macht im Rücken zu bedrohen, zugleich den Kampf in der pyrenäischen Halbinsel so zu steigern, daß die spanische Macht in Italien und in den Niederlanden matt gesetzt war.

Alle Entscheidung lag in Paris. Was sollte aus dem Reich, was aus dem tiefzerklüfteten deutschen Wesen werden, wenn Frankreich die Consequenzen der Lage, in die es mit höchst geschickter Hand die Dinge gebracht hatte, mit gleicher Kühnheit weiter entwickelte? Früher oder später, auf Deutschland fiel schließlich die ganze Wucht der Erfolge Frankreichs, die nicht mehr zweifelhaft erscheinen konnten.

Friedrich Wilhelm sah die Lage der Dinge in ihrer ganzen drohenden Bedeutung. Nicht trotzdem, sondern weil er sie so sah, hatte er Blumenthal im Anfang 1664 in Paris abschließen lassen; er ließ die Ratification ausfertigen trotz der Schwierigkeiten, die Lionne noch wegen der Titulaturen, wegen der Formalien der Unterschrift, wegen der Sprache der Ausfertigung, ob lateinisch oder französisch, machte; die Ratificationen wurden im Juni ausgewechselt.

Der Kurfürst konnte nicht zweifeln, daß es dem Pariser Hofe vorerst darauf ankam, ihn bindend die einzige militairische Macht, die es neben der des Kaisers und Schweden im Reich gab, zu paralysiren. Zu welchem Zweck, sollte sogleich klar werden.

Schon im März forderte der französische Gouverneur im Elsaß von den zehn freien Städten, deren Reichsunmittelbarkeit der westphälische Friede ausdrücklich garantirt hatte,[64]) die Unterwerfung unter die nun französische Landvoigtei Elsaß, mit allem Schrecklichsten drohend, wenn sie sich nicht fügten. Nur Colmar und Münster widerstanden.

Schon hatte die Krone Frankreich mit Christian Louis von Mecklenburg jenen Vertrag wirklich geschlossen (18. Decb. 1663), der den für sie in Deutschland geworbenen Völkern Durchmarsch und sicheren Aufenthalt in seinem Herzogthum gewährte und ihr für diesen Zweck die Elbfestung Dömitz zur Verfügung stellte; selbst von der Ueberweisung eines mecklenburgischen Hafens war die Rede.[65])

Für französisches Geld wurde eifrig an der Befestigung von Mainz gebaut. Und daß Erfurt mit Hülfe Frankreichs unterworfen werden solle, war seit dem Anfang des Jahres in aller Mund.

Die Stadt war in höchst anarchischen Zuständen; der Rath hatte den

kaiserlichen Herold, der die Acht anzukündigen kam, nicht vor Mißhandlungen zu schützen vermocht; daß ein erster Angriff mainzischer Truppen (November 1663) abgeschlagen war, hatte den Trotz und die Zügellosigkeit der Menge nur noch gesteigert: „die Acht, ohne Zuziehung der Kurfürsten und in ungehörter Sache gesprochen, sei gegen die Wahlcapitulation; noch weniger könne der Kurfürst von Mainz, der Parthei sei, die Acht auszuführen beauftragt werden; im obersächsischen Kreise die Acht einem fremden Kreisfürsten zuweisen, heiße den verhängnißvollen Donauwörther Handel wiederholen." „Es sei ein neuer Religionskrieg vor der Thür," sagte man am schwedischen Hofe. Namentlich an den Höfen zu Gotha und Altenburg war große Aufregung, seit vom Heranziehen lothringischer und französischer Truppen geredet wurde. Herzog Ernst von Gotha schrieb nach Berlin: „geflissentlich habe man mit der Acht den Pöbel der Stadt zu desperaten Resolutionen getrieben; man dürfe die Stadt nicht in die mainzischen Hände und Superiorität fallen und sie ihrer hergebrachten Freiheit, sonderlich des Rechts der Waffen berauben lassen." [66])

Der Kurfürst war weit entfernt, die Vorgänge in Erfurt auch nur zu entschuldigen; aber es traf nicht bloß die schuldige Stadt, es traf die Sicherheit des Kreises, des ganzen Reiches, wenn französisches Kriegsvolk herbeigezogen, wenn in der evangelischen Stadt, in Mitten der Geburtsstätten der Reformation, eines katholischen Fürsten Garnison eingelagert wurde. Er wandte sich auf Ansuchen des Erfurter Rathes an Mainz mit der dringenden Bitte, „der Sache noch einigen Anstand zu geben;" er bemühte sich bei Kursachsen, auf dem Kreisconvent in Leipzig, auf dem Reichstage um Intercession, „damit es nicht zu Extremitäten komme." (10. Januar.)

Die Antwort von Mainz lautete höchst beunruhigend: „die rebellische Stadt müsse zur Parition gebracht, die Acht ausgeführt werden; die übermüthigen Bürger von Erfurt seien in ihrer Anarchie von Benachbarten, sonderlich vom fürstlichen Hause Sachsen und dessen unruhigen Ministern nicht wenig gestärkt; von dort her würden Ansprüche auf eine Schutzherrlichkeit über die Stadt erhoben und in veröffentlichten Schmähschriften vertheidigt, gleich als ob die Stadt nicht zu seinem Erzstift Mainz und damit zum kurrheinischen Kreise gehöre."

Die gedrohten Gewaltschritte kamen, aus welchen Gründen immer, nicht sofort zur Ausführung; und einstweilen gelang es dem Rath in Erfurt, die Zügel mehr in die Hand zu bekommen, den einen und andern Rädelsführer festzunehmen, den befreundeten Höfen die Aussicht zu geben,

daß man die geforderte Gebetsformel demnächst werde verfügen können. In Regensburg waren die evangelischen Stände bemüht, die Erfurter Sache beizulegen; die brandenburgischen Gesandten dort beantragten, den Kaiser um Aufhebung der Acht und um sicheres Geleit für die Erfurter zu den weiteren Verhandlungen zu bitten. [67]) Als in Erfurt am 13. Mai von allen Kanzeln das Kirchengebet für den Kurfürsten Erzbischof gehalten wurde, als mit dem Fortgang der Untersuchung fast jeder von denen, deren Bestrafung Kurmainz gefordert hatte, in die Gewalt der städtischen Behörde kam, schien der gütliche Ausgang der Sache nah und gewiß.

Im Juni zog das französische Corps unter Graf Coligny durch das Reich nach Ungarn, Mitte Juli erreichte es die Armee. Aus denselben Tagen datiren die Schreiben des Königs von Frankreich an den Kaiser, an die Krone Schweden, an Brandenburg und andere Kurfürsten des Reichs, daß er ein Truppencorps ins Reich senden werde, dem Kurfürsten von Mainz Erfurt unterwerfen zu helfen. [68])

Schon wußte man in Erfurt, daß mainzische und lothringische Truppen auf dem Marsche seien; man sandte einen der achtbarsten Bürger, den Oberrathmeister Ludolph, nach Berlin (23. August), dem Kurfürsten die Sache der Stadt ans Herz zu legen. Um dieselbe Zeit kam der von Kurmainz gesandte Freiherr von Reiffenberg nach Berlin, die Absichten seines Herrn darzulegen; das Schreiben, welches er überbrachte, stimmte fast wörtlich mit dem, welches nach Dresden gesandt war und von dort abschriftlich nach Berlin mitgetheilt wurde; um so auffallender war es, daß in diesem ein Passus mehr stand, der eine schwere Drohung gegen die fürstlich sächsischen Häuser enthielt. [69]) Weiteres Licht gab ein vertrauliches Handschreiben des Kaisers an Kurfürst Johann Georg, das dieser in Abschrift mitsandte; der Kaiser forderte ihn ausdrücklich auf, „gegen die Erfurter Aechter kräftig zu assistiren und den Fürsten von Gotha und andere der Stadt Helfer von weiterer Gefahr abzumahnen.“ Johann Georg selbst fügte hinzu, „er sehe nicht wohl ein, wie man weiter etwas thun könne, ohne die Krone Frankreich und andere Alliirte zu irritiren und gleichsam selbst die Ungelegenheit zu erwecken, die man sonst auf alle Weise zu verhüten suche.“

„Nicht ohne sonderbare Bestürzung,“ antwortete Friedrich Wilhelm, „habe er diese Mittheilungen gelesen;“ er bat Johann Georg, „das hohe Werk zu consideriren; man werde ihm viel versprechen, und wenn der Ort in andere Hände gekommen, nichts halten; es sei nicht des Kaisers Interesse, und wer dem Kaiser so rathe, sei nicht sein treuer Diener; dem

Mainzer müsse Satisfaction geschehen und er selbst werde gern dazu helfen, aber fremde Völker in den Kreisen zur Execution zu gebrauchen, sei nie erhört." Er schrieb dem Kaiser in gleichem Sinn, er fügte hinzu, daß unter solchen Umständen er nicht bloß die vom Kaiser gewünschten Truppensendungen unterlassen, sondern auch seine in Ungarn stehenden Regimenter sofort zurückrufen müsse. In dem Briefe an Mainz fügte er derselben Ankündigung noch bei, daß er zugleich mit anderen Kreiseingesessenen und namentlich mit der Krone Schweden in Correspondenz getreten sei, und daß er vor der ganzen Welt feierlichst protestire, an dem Unwesen, das aus dem Werk entstehen könne, nicht Schuld zu sein.

Hessen-Cassel versagte den alliirten Truppen von Cöln, Münster, Trier den Durchmarsch; Ernst von Gotha bot den fünften Mann durch sein ganzes Gebiet auf, Weimar rief seine Lehnsleute auf.[70]) Um so eifriger rüsteten sich die Erfurter zum Widerstand; daß auch kursächsisches Volk, etwa 1500 Mann, heranrückte, deuteten sie als Entschluß, ihnen zu helfen; daß Kursachsen mit Mainz im Verständniß und einige Stadtdörfer an sich zu bringen Willens sei, ahndeten sie nicht.

Schon kamen Mainzer Truppen, 5000 Mann mit 15 Geschützen aus dem Eichsfeld nach Gräfentonna (17. September), zwei kleine Märsche von Erfurt; lothringische Völker rückten über den Thüringer Wald heran; die französischen, 4000 Mann Fußvolk und 1200 Reiter, hatten den Main überschritten. „Weder wir, noch sonst jemand," schreibt der Kurfürst, „ist jetzt in der Positur, der Kriegsmacht, welche Mainz zur Ausführung seines Desseins braucht und noch ferner verwenden kann, genugsam zu begegnen." Was wollte die Rüstung der Ernestiner, was der Widerstand Erfurts gegen solche Uebermacht frommen? Das Verderben der Stadt wäre nur um so gewisser, schwere Schädigung der sächsischen Fürsten, ja ein weiter fressendes Kriegsfeuer unvermeidlich geworden. Und Reiffenberg hatte in Berlin die Versicherung gegeben, daß die Execution nur Erfurt gelte, daß sein Herr nur der Stadt versichert sein, Niemanden sonst gefährden wolle. Friedrich Wilhelm forderte die Stadt auf, „sich zu submittiren;" er mahnte die Fürsten von weiterer Rüstung ab.[71]) Er erhielt ein verbindliches Schreiben von Kurmainz, in dem Reiffenberg's Versicherungen wiederholt und hinzugefügt wurde: „er wolle auch gegen die Stadt, wenn er genugsam Assecuration habe, ein gnädiger Herr sein, alsdann auch sofort die ihm überlassenen fremden Völker wieder ab und in sein Land zurückführen und sie da entlassen."[72])

Mit der letzten Septemberwoche rückten die Mainzer Truppen näher

an die Stadt; ihre Angriffe wurden energisch zurückgeschlagen, ein Versuch gegen die Burg mißlang; Erfurter Partheien streiften weit hinaus, machten manchen guten Fang. Die Mainzer mußten sehen, daß sie keineswegs auf raschen Erfolg rechnen, allein der Stadt Meister werden konnten. Die Zuversicht der Bürger wuchs, zumal als Herzog Ernst sagen ließ (5. October): man möge sich wohl halten, er werde zur rechten Zeit schon helfen.

Vielleicht hoffte er und die Stadt darauf, daß der Brandenburger endlich doch mit eintreten werde. Allerdings hatte Friedrich Wilhelm schon um den 10. September am Hofe zu Gotha andeuten lassen, „das einzige Expedienz scheine ihm, daß die Stadt im Namen des ganzen Kreises gleichsam in Sequestration genommen und mit Garnison versehen, durch den Kreis für Mainz Satisfaction geschafft werde; der Herzog möge dahin wirken, daß Kursachsen in diesem Sinne verfahre." Auf die Einrede, daß auf Kursachsen nicht zu rechnen sei, hatte der Gesandte geantwortet: er zweifle nicht, daß sein Kurfürst, zumal wenn die sächsischen Fürsten dafür seien, bereit sein werde, allenfalls ohne den Kreisobristen (Kursachsen) als Nachgeordneter die Sache zu führen. Mit Freuden waren Gotha, Weimar, Altenburg, der Administrator von Halle auf den Vorschlag eingegangen; „sie hätten schon selbst einen solchen Antrag an ihn richten wollen, hätten schon die Resolutionen und Schreiben fertig gehabt, aber in der Hoffnung, daß der Kreisobrister endlich noch das Nöthige thun werde, die Sachen liegen lassen." Aber es währte volle drei Wochen, ehe sie ihren Convent in Naumburg hielten und ihre Bevollmächtigten nach Berlin sandten; erst am 11. October kamen sie dorthin; folgenden Tags war die erste Conferenz.

Aus denselben Tagen giebt es ein Schreiben des Kurfürsten an Fr. von Jena in Halberstadt, dessen Gutachten er fordert: ob er mit gutem Gewissen und gerechter Weise weiter gehen, ob er dem Mainzer in seinem Vorhaben, die Stadt zum schuldigen Gehorsam zu bringen, entgegen treten könne, ohne sich gegen Städte, die ihm zukämen, damit zu präjudiciren. Jena spricht es unumwunden aus, daß das Werk von Frankreich angezettelt sei, daß man voraussetzen müsse, Frankreich schicke so viel Volk heraus, weil es auf Polen abgesehen sei, „und Gott weiß, nachdem man am kaiserlichen Hofe ohne die geringste vorhergegangene Communication mit dem türkischen Vertrage so sehr geeilt, was mehr für motus daraus erfolgen." Der Kurfürst entschloß sich, Jena und Blumenthal an Kurmainz zu senden, die Besetzung der Stadt durch obersächsische Kreistruppen anzu-

bieten und zu fordern. Als eben die Instruction für sie im Geheimenrath verlesen werden sollte, kam die Nachricht, daß die Entscheidung gefallen sei.

Am 8. October war der französische General, Marquis von Pradel, mit etwa 2000 Reitern, sein Fußvolk war noch zurück, vor Erfurt angelangt. Sofort nahm er die Führung in die Hand;[73]) er erließ ein Schreiben an die Stadt, sie zur Unterwerfung auf Discretion aufzufordern, indem er die huldreiche Fürsprache seines Königs versprach, wenn sie sich fügte. Einem der sächsischen Fürsten, die sich einfanden, ihm aufzuwarten, erklärte er: er werde nicht eher weichen, als bis die Erfurter auf den Knieen die Schlüssel der Stadt überreichten; je eher sie kämen, desto besser für sie; er werde, wenn nicht eine Woche genüge, zwei Wochen, wenn nicht ein Monat, zwei Monate bleiben; die Truppen seines Königs, die in Ungarn gewesen, seien, da der Friede geschlossen, auf dem Rückmarsch, er werde auch sie heranziehen.[74])

Er ließ, da die Stadt sich nicht sofort unterwarf, am 11. October das Bombardement beginnen, den zweiten, dritten Tag fortsetzen. Es that wenig Schaden, aber zeigte den Belagerten einen Ernst, wie sie ihn nicht erwartet hatten. Der in Naumburg versammelte Convent der sächsischen Fürsten ließ auf dringendste Bitte um Rath und Hülfe auf Antwort warten; von Kursachsen kam ein Schreiben ein: die Stadt solle in Allem Parition leisten, widrigenfalls der Kurfürst selbst sie zum Gehorsam zu bringen helfen werde. Der Rath der Stadt entschloß sich zum Aeußersten: sich dem Könige von Frankreich zu Füßen zu werfen, ihm die Entscheidung der Sache zu überweisen, bis dahin die Stadt in französischer Hand zu lassen.[75])

Das Erbieten wurde zurückgewiesen, Unterwerfung ohne Bedingung gefordert. Am 15. October sandten die Erfurter Bevollmächtigte ins Lager; General Pradel, neben ihm Reiffenberg und Greiffenklau, schloß mit ihnen den Vertrag ab; am folgenden Tage zogen die französischen, mainzischen, lothringischen Truppen ein.

Das weitere Verfahren Johann Philipp's von Mainz war milde genug; nun souverainer Herr der Stadt und ihres stattlichen Gebietes — es zählte 72 Dörfer — hatte er vor Allem das Interesse, sie wieder in blühenden Stand zu bringen und möglichst fest an das Erzstift zu knüpfen. Die großen Befestigungsarbeiten im neuen Styl, die auf das Aeußerste beschleunigt wurden, zeigten, daß auf die militairische Bedeutung Erfurts — ob mehr von Frankreich oder von Kurmainz, mag dahingestellt bleiben —

alles Gewicht gelegt wurde. Auch Jesuiten fanden sich sofort ein; der Kurfürst Erzbischof sorgte dafür, daß sie in der fast ausschließlich evangelischen Stadt ihre Dotation bekamen.

Kursachsen erhielt den gehofften Preis nicht; man hat später in Dresden über „unredliches Verfahren" geklagt, gegen die „illegale und beschwerliche Alienation" Salvatorien erlassen. Die sächsischen Fürsten sahen mit Sorge, was mit Erfurt geschehen war, mit größerer, daß eine starke Besatzung, 3500 Mann, in Erfurt blieb, meist französische Truppen, daß die andern, französische und lothringische, in den Stadtdörfern einquartiert blieben; „Kurmainz werde sie," schrieb Herzog Ernst, „wie ein Präceptor seine Schüler unter stetiger Ruthe halten." Wenigstens ihr Lehnsrecht auf die Erfurter Stadtdörfer, ihr Geleitsrecht, ihr Jagdrecht zu schützen, riefen sie von Neuem Brandenburg an. Der Administrator in Halle fügte hinzu, ob es nicht Zeit sei, jetzt schleunig gegen die Magdeburger, die immer noch ihre vom Reichstag verworfene Reichsfreiheit aufrecht erhielten und die Huldigung weigerten, einzuschreiten, „um sich dieses Postens zu versichern und anderen Intriguen zuvorzukommen." Der Kurfürst verkannte die nun doppelt große Bedeutung der wichtigsten Elbfestung wahrlich nicht; aber er wies jede Maaßregel von der Hand, „die Kurmainz als Justification für sein Verfahren brauchen würde;" für die Entlastung Erfurts von fremder Garnison, für die Regelung der fürstlich sächsischen Gerechtsame wolle er sich auf dem Reichstag und bei Kurmainz bemühen, „obschon dabei nichts als Undank zu verdienen sei."

Er hat dann in diesem Sinn negociirt. Erst Mitte December zog überreich beschenkt General Pradel ab, aber es blieb das französische Regiment Grammont und vierzehn Compagnien Lothringer in der Stadt. Als sie im April 1665 abzogen — die Lothringer, um für Kurmainz gegen Kurpfalz wegen des Wildfangrechts ins Feld zu ziehen — kamen kaiserliche Truppen, neben denen von Mainz die Hauptstadt Thüringens zu besetzen.

Wenigstens einen schlimmeren Ausgang hatte Brandenburgs gemessenes Hinzutreten verhütet. Es hatte einen Moment gegeben, wo die Herren in Gotha, Weimar, Jena, Halle sehr ernstlich für ihre Sicherheit besorgt waren; „das herzogliche Haus Sachsen," schrieben sie Anfang November, „verläßt sich ganz auf die Generosität E. Kf. D.;" der Administrator in Halle rief die „hochgültige Autorität" Brandenburgs an, „seinen geliebten Bruder, den Kurfürsten von Sachsen, zu besseren Gedanken und Verständniß mit ihm zu bewegen, auch etwa mit Zuziehung

von Schweden darauf bedacht zu sein, wie die jetzt herfürblickende Unruhe zu des ganzen Reiches Sicherheit gestillt werden könne."

Wie viel hätte erreicht werden können, wenn die kleinen Herren, statt Erfurt auch in den letzten Tagen noch zu einem Widerstande zu ermuthigen, den sie doch mit der That zu unterstützen weder die Kraft, noch den Muth hatten, sich zur rechten Zeit an Brandenburg angeschlossen und dann Politik auf eigene Hand zu machen aufgegeben hätten. Nicht die wüste Freiheit in Erfurt hätte man gedeckt; aber noch weniger wäre, die Stadt zu strafen, die wichtigste Festung des obersächsischen Kreises in die zweideutigen Hände von Mainz gefallen.

Der Kurfürst hatte in der ganzen Sache, wie selbst von Mainzer Seite anerkannt wurde, [76]) eben so viel Mäßigung wie Umsicht bewiesen; er hatte die mittlere Linie inne gehalten, in der so viele Stände des Reichs, deren Titel und Anspruch größer, als ihre Macht war, ja das Reich selbst allein Sicherung und Dauer gewinnen konnten. Während die Krone Frankreich, in der Viele ihren Schutz und Halt sahen, in einer Weise Parthei genommen hatte, welche die Evangelischen erschreckte, hatte der kaiserliche Hof nicht bloß in ungehörter Sache die Acht verhängt, sondern deren Execution, gegen die Reichsconstitutionen, einem fremden Kreise, ja außerdeutschem Kriegsvolk gestattet, hatte sich auf die Seite derer gestellt, die seine schlimmsten Gegner waren.

Es sind damals im thüringischen Lande, in den Städten des Reichs, unter den Evangelischen harte Urtheile über Brandenburg laut geworden, daß es nicht mehr gethan, härtere, als über Kursachsens unverantwortliche Verwaltung des Kreisoberstenamtes. Freilich, wenn es keine andere Frage in der Welt gegeben hätte, würde Friedrich Wilhelm anders haben eintreten können, wenn auch nicht müssen. Aber es gab für ihn deren, und zwar höchst schwierige, höchst ernste; er mußte hier vorsichtig sein, um für wichtigere Dinge freie Hand zu behalten.

Vorerst war es ein nicht geringer Gewinn für ihn und für die deutsche Sache, daß der Nimbus der Rheinbundpolitik, der mit dem Tage von St. Gotthard größer denn je geworden war, sich löste. Mit dem Erfurter Handel begann es den Evangelischen unheimlich in dieser welschen Gemeinschaft zu werden. In dem Allianzrath zu Regensburg kam es zu heftigen Erörterungen, und ein Schreiben der alliirten Fürsten an den französischen Gesandten, in dem gegen das ganze Verfahren von Mainz, gegen den Einmarsch französischer Truppen Verwahrung eingelegt wurde, zeigte die entstandene Spaltung. [77])

Wichtiger war der tiefe Eindruck, den die Erfurter Dinge in Stockholm machten. [78]) Der schwedische Hof sah die Stadt als recht eigentlich seinem Machtbereich zugehörig an, er hielt einen Agenten dort; auch dieser hatte sich, weil er bei der Bewegung der Bürgerschaft betheiligt gewesen, im Mai nach Hamburg flüchten müssen; ohne irgend vorhergegangene Communication mit Stockholm nahm die Krone Frankreich die Sache in die Hand, und begnügte sich mit der Anzeige, daß es geschehe. Das Spiel mit Erfurt, sagte man in Stockholm, sei eine Sache, welche abermals einen Religionskrieg veranlassen könne.

Noch peinlicher empfand man dort, daß Frankreich von Neuem Umtriebe in Polen angezettelt, die Aechtung des Fürsten Lubomirski, des Hauptes der Opposition gegen die Königin, betrieben hatte, ohne der Krone Schweden Kenntniß davon zu geben, geschweige denn sie zur Mitwirkung aufzufordern. Ja man glaubte zu wissen, daß Frankreich in Kopenhagen Schritte zur Einleitung einer Allianz gethan habe, und der schwedische Stolz empörte sich bei dem bloßen Gedanken, gegen das verachtete Dänemark zurückgesetzt zu werden.

Sichtlich lockerte sich die für Brandenburg und Deutschland gefährlichste Verbindung. Man begann in Stockholm inne zu werden, daß Schweden im Rheinbund mehr und mehr überholt, daß es von Frankreich aus seinem Einfluß auf Deutschland verdrängt werde; man sprach in den leitenden Kreisen von der Nothwendigkeit einer Allianz mit den nächstgesessenen Kurfürsten und Fürsten; die Verhandlungen mit Crockow kamen in rascheren Fluß. Noch war nicht zu erkennen, ob die Krone Schweden sich in dem schon ganz nahen Kriege für Holland oder England entscheiden werde, die beide auf das Eifrigste um ihre Allianz warben; wie die Stimmung in Stockholm war, stand zu erwarten, daß sie sich gegen diejenige Parthei wenden werde, für welche sich Frankreich entschied.

Unverwandten Blicks verfolgte Friedrich Wilhelm die Schwankungen in Stockholm. Er erkannte, daß er da den Hebel ansetzen müsse.

Er hatte mehr als einen Grund, sich über England, unzählige sich über Holland und die dort herrschende Parthei zu beklagen. Aber alle Gefahr für Brandenburg, für Deutschland, für Europa sah er in Frankreich.

Er war mit Frankreich in Allianz. Die höchst verbindliche Weise, mit der man ihm von Paris aus bei jedem Anlaß entgegenkam, erwiderte er mit nicht minder lebhaften Betheuerungen und dienstbereiten Zuschriften. Mehr als einmal führten die kühnen Seitensprünge der französ-

sischen Politik ihn irre; er wurde nur um so vorsichtiger, dissimulirte nur um so mehr.

Das Project der Theilung der spanischen Niederlande, von dem er Ende December 1664 Kunde erhielt, die Verurtheilung des Fürsten Lubomirski, deren Zusammenhang er durchschaute, ließen ihm keinen Zweifel, warum Frankreich im Haag und London zugleich so thätig war zu vermitteln, zum Frieden zu mahnen, hoffen und fürchten zu lassen; er sah, daß es den Hader der beiden Seemächte schürte, bis sie in ihrer Erbitterung nicht merkten, daß sie mehr und mehr zu Marionetten der französischen Politik wurden.

Wer sollte dann noch dieser großen und ehrgeizigen Macht die Stange halten?

Das unselige deutsche Wesen taumelte wie schlaftrunken weiter: die kaiserliche Politik schlaff, abgenutzt, von den Partheien des Hofes verzettelt, unberechenbar; der vielbewunderte Mainzer stolz auf die Erfolge, die er unter dem Schutz der Lilien gewann: Kurcöln durch die offenkundig von Frankreich erkauften Fürstenberge auf noch schlimmeren Wegen: Kursachsen in Wien und Paris zugleich feil, schon halb und halb in der katholischen Strömung, in der die rheinischen Patrioten das Interesse Frankreichs und Oestreichs sich verbinden zu sehen hofften: die kleineren Fürsten, die braunschweigischen, hessischen, mecklenburgischen, die Ernestiner ohne Führung und höchst eifersüchtig darauf, ihrer nicht zu bedürfen, voll Neid gegen die Präeminenz der Kurfürsten, die ihnen als der eigentliche Krebsschaden am Reich, als eine Schädigung ihres gleichen Rechtes in demselben galt. [79]) Dazu dann der immer noch währende Reichstag, — es ist der, dessen Ende weder die damals lebenden, noch ihre Kinder, Enkel und Urenkel sehen sollten — schon jetzt war er nichts, als das wüste Beieinander aller dieser Gegensätze, Rivalitäten und Velleitäten, unfruchtbar durch den üblen Willen des Kaiserhofes, durch die üblere Eifersucht des Fürstenraths gegen das Kurcollegium und beider gegen die Städte, vor Allem durch den Zwiespalt der Bekenntnisse, deren Fanatismus in jedem Augenblick, wenn die Politik einen Vorwand oder die Hülfe blinder Leidenschaft brauchte, in hellen Flammen wieder aufloderte.

Und sowohl die kaiserliche Politik, wie die des Auslandes, sowohl die Libertät groß und klein, wie die blinde Gewohnheit der reichspublicistischen Streit- und Schreibseligkeit war bei diesem trostlosen Zustande des deutschen Wesens zu sehr interessirt, als daß man hätte hoffen können, das officielle Deutschland werde je aufhören, sich gedankenlos im Kreise zu drehen.

Gab es noch einen Weg, wenigstens der äußersten Gefahr zu wehren, die schon sichtlich über Deutschland heraufzog, so lag er nicht in der Richtung der deutschen Verfassungsfrage.

Noch weniger freilich in der des Rheinbundes. Hatte sich der Kurfürst verpflichtet ihm beizutreten, unterhandelte er bereits in Regensburg über die zu seinem Beitritt nöthigen Aenderungen in den Bundesartikeln, so geschah es, weil er hoffte, auf diesem Wege seine freilich mäßige Macht im rechten Moment entscheidend wirken lassen zu können. Ein Weg, nichts weniger als gerade, voll zweideutiger Wendungen, dem höchst gewandten und mächtigeren Gegner gegenüber äußerst gefährlich. Mehr als einmal schien Alles mißlungen.

Wäre es geschehen, so hätte es in und außer dem Reich geheißen: dem Brandenburger ist geschehen, wie er verdient hat. Nicht eine Hand hätte sich für ihn geregt.

Der Erfolg mußte ihn rechtfertigen.

Die Reichsgrenzen.

Es war ein alter deutscher Schaden, daß man nicht sagen konnte, was zum Reich deutscher Nation, was ohne Mittel zum Reich gehöre, wo das Privatrecht aufhöre und das öffentliche Recht beginne. Das Friedensinstrument hatte die hundert und tausend Fragen der Art nur noch unklarer gemacht, und bei der nun offenkundigen Ohnmacht des Reichs war jede derselben ein offenes Thor für fremde Einmischung und eine Handhabe zu neuer Plünderung am Reichsgebiet.

Geistliche Gebiete und Güter in großer Zahl, katholische wie evangelische, waren säcularisirt. Aber wie weit die Kapitel dabei betroffen, in welchem Maaß die Stände unter der neuen Landeshoheit in ihrem Recht erhalten oder gemindert, ob alle Competenzen der todten Hand in den Erbgang nach Lehnsrecht verschlungen seien, das gab Stoff zu tausendfachem Streit und zu Prozessen, deren viele das Jahrhundert, ja das Reich überdauern sollten.

Nicht minder verworren und streitig waren die Competenzen der hunderte von kleinen Fürsten, Grafen und Herren im Reich, jeder von ihnen seit der 1648 proklamirten vollkommenen Landeshoheit „Kaiser in seinem Gebiet," als gäbe die Souverainetät die Macht, deren Ausdruck und Wirkung sie nur sein darf, wenn sie nicht verächtlich und gemeinschädlich werden soll. Aus diesen Kreisen stammten zum großen Theil die

diplomatischen und militairischen Glücksritter, die an den Höfen in und außer dem Reich ihre Gaben und Dienste so hoch wie möglich zu verwerthen suchten, oft Männer von großem Talent, wie Friedrich von Waldeck, die Fürstenberg, die Salm; andere bei geringerer Begabung nur um so gieriger und dreister, ihr Glück zu versuchen, wie deren der Hof Leopold's I. eine ganze Reihe zählte.

Die Städte im Reich hatten einst eine stolze Rolle gespielt; vor Allem sie hatte der schwere Krieg der dreißig Jahre gebrochen, und der Friede gab ihnen nichts von dem wieder, was sie verloren, am wenigsten die Kraft, ihren alten Rechten und Freiheiten eine neue und für das Ganze heilvolle Bedeutung zu geben. Sie klammerten sich an diese Privilegien, um mit ihren letzten Kräften gegen die emporsteigende Fürstenmacht zu ringen; und nur zu oft ward zu Angriff und Vertheidigung die Hülfe des Auslandes ins Reich gerufen.

Es gab zahlreiche Städte — Erfurt ist ein Beispiel dafür — die, in sich so autonom wie Reichsstädte, unter Landeshoheit eines Fürsten standen und, obschon landsässig, gewisse Rechte der Souverainetät (jus armorum, jus foederis) besaßen und übten; manche auch, die, um sich desto sicherer gegen ihren Landesherrn zu behaupten, einen anderen Fürsten zum Schutzherrn hatten. Sie sahen in ihrer Libertät ihr bestes Kleinod, und forderten von Kaiser und Reich den Schutz desselben als von Rechtswegen, auch wenn sie weder zu den Reichs-, noch Kreispflichten leisteten, was sie schuldig waren; sie rechneten es sich wohl als reichspatriotisches Verdienst an, daß Handel und Wandel in ihnen in gedeihlichem Gang sei, der um des gemeinsamen Besten willen nicht durch Steuern, Einquartierung und Beaufsichtigung gestört werden dürfe. Daß es Bremen geglückt war, seit 1640 zur Reichsstandschaft zugelassen zu werden, lockte auch andere zu gleichen Versuchen; Osnabrück, Münster, Herfort hatten auf dem Friedenscongreß auch versucht durchzuschlüpfen; Magdeburg setzte sein Bemühen in Wien mit Eifer fort, nicht ohne die Aussicht, mit seinen bedenklichen Urkunden und reichlichen Geldzahlungen den kaiserlichen Hof zu überzeugen; andere, wie Emden, dann auch Münster, Hamburg, suchten den Schutz ihrer Libertät außer dem Reich.

Aber die landesherrliche Macht hatte den Zug der Zeit für sich; wo sie irgend stark genug war, eilte sie, gegen die Städte ihres Gebietes ihr Recht geltend zu machen und auszudehnen. Wohl denen, die dann, wie Königsberg, einen Herrn hatten, der für die gebrochene Autonomie ihnen das gab, was sie mit derselben nicht mehr zu schützen vermocht hätten;

zahlreiche Acten zeigen, wie der Kurfürst in London, in Paris, im Haag für seine Königsberger Schiffer und Kaufleute eintrat, wie die Kauffarthei der Stadt sich mehrte. Aber der Kurfürst von Mainz nahm den Erfurtern vieles und gab ihnen nichts dafür; es begann die Krone Dänemark ihr Bemühen, „die holsteinische Stadt“ Hamburg wieder unter das Herzogthum zu bringen; bald waren auch die lüneburgischen Herren darauf aus, der Libertät Braunschweigs ein Ende zu machen; dann wurde auch die Reichsstadt Cöln von ihrem Kurfürsten umgarnt; noch zwei Jahrzehnte und es fiel auch Straßburg, obenein nach der falschen Seite.

So im Innern. Schlimmer noch war, daß des Reiches Grenzen, zumal nach Westen hin, völlig verwischt und unfindbar waren.

Ob der burgundische Kreis noch zum Reich gehörte oder nicht, war kaum zu sagen. Auf den Reichstagen hatte Spanien für Burgund Sitz und Stimme; aber der Kreis zahlte keine Römermonate, war nicht in der Executionsordnung, stand nicht unter den Reichsgerichten; der Friede von 1648 bestimmte, daß ihm Kaiser und Reich keinerlei Hülfe gegen die Krone Frankreich senden dürfe. Man sieht, ein Verhältniß höchst unklarer Art. Dazu kam, daß eine ganze Reihe von Grafschaften, Herrschaften, Hochstiften, Abteien des Reichs auch ins burgundische Gebiet reichten, auch in Brabant oder Luxemburg Standschaft hatten, unter spanischem Schutzrecht standen; selbst über die jülich-clevischen Lande erstreckte die goldene Bulle von Brabant ihre Exemtionen, selbst Gebiete an der Wesermündung konnten demnächst als burgundische Lehen in Anspruch genommen werden.

Derselbe Friede hatte an Frankreich zu dem nun souverainen Besitz von Metz, Toul und Verdun auch die Landgrafschaft Elsaß, den Suntgau, die Landvogtei der zehn freien Reichsstädte im Elsaß, „mit allen Dörfern und Rechten, die davon dependiren,“ desgleichen diesseits des Rheins Breisach und Philippsburg überwiesen; aber was zur Landvogtei, was zu den drei Bisthümern als deren „District“ gehöre, war streitig; und Frankreich begann das Recht nach seiner Art auszulegen. Auch Lothringen war schon so gut wie in Frankreichs Gewalt; Herzog Karl IV., der so oft die Parthei gewechselt, hatte, bald nachdem der pyrenäische Friede ihn aus spanischem Gefängniß in sein Land zurückgeführt, sich in Frankreichs Arme geworfen und, mit Uebergehung seines Neffen, Ludwig XIV. zum dereinstigen Erben seines Herzogthums eingesetzt, — des Reiches ungefragt, obschon Lothringen Sitz und Stimme auf dem Reichstag hatte, und ohne daß von Reichswegen Einsprache geschah, obschon das Reich damit gegen Westen wehrloser wurde.

Wie hätten bei solcher Ohnmacht Deutschlands nicht auch die freien Niederlande ihren Vortheil wahrnehmen, ihr Gebiet abzurunden versuchen sollen?

Sie nagten in aller Stille, aber rastlos an den Reichsgrenzen, da die Religion, dort die Freiheit, anderswo das Handelsinteresse vorkehrend, am liebsten mit Anleihen bei der Hand, für die dann schließlich Land und Leute verfallen mußten.

In Fülle gab es Klagen deutscher Fürsten und Stände gegen die Herren Staaten; „sie klagen nicht allein," sagte eine kaiserliche Erklärung an die Hochmögenden,[80]) „daß man ihnen das Ihrige vorenthält, sondern über die Art, mit der man gegen sie verfährt, indem man Mißachtung zur Ungerechtigkeit hinzufügt, Mißachtung gegen ihre Person und gegen das Reich." Die Herren Staaten versicherten ihren Respect gegen Kaiser und Reich und fuhren fort, ihren Vortheil zu machen, wo sie konnten.

Nicht, um Land und Leute, die sie so gewannen, zu gleichem Recht in ihre stolze Union aufzunehmen. Wie Staatsflandern, Staatsbrabant unterthänige Lande waren und blieben, immerhin in bequemer communaler Freiheit, aber unter staatischen Vögten, ohne politische Theilnahme an dem „Staat", nur Barrieren gegen das Ausland, Stoßkissen, die hochedlen sieben Provinzen selbst vor jeder unsanften Berührung von Außen zu schützen, so hatten sie an der Maas bis tief ins Lüttticher Land, am Rhein bis über das Clevische hinauf, neben der Ems entlang ihre Festungen und Schanzen, ihre Garnisonen; die meisten ihrer Kriegsvölker lagen in diesen Vorlanden und wurden auf deren Kosten unterhalten. Sie waren unermüdlich, bald da, bald dort in den Nachbarlanden neue Posten zu gewinnen. Jeder Hader zwischen Fürst und Landschaft, zwischen Lehnsherren und Vasallen, zwischen Stadt und Land war willkommene Gelegenheit, sich einzumischen; und wo sie sich einmal eingenistet, mochte man sehen, wie man sie wieder los werde.

Immerhin anderer Art war ihr Verfahren mit den reichen Balleien, Comthureien und Gütern des Johanniter- und Deutschherrenordens in Holland, Utrecht, Geldern, Westfriesland. In ihrer Unionsacte von 1579 hatten die Staaten feierlich verkündet, daß sie im ungestörten Besitz der Orden bleiben sollten, und so waren sie es lange Jahre geblieben. Aber in den letzten zwei Jahrzehnten waren dieselben „nach und nach von einigen Particularpersonen" in Besitz genommen worden; auf wiederholte Reclamation hatten die Hochmögenden verfügt, daß der Forderung zu genügen sei; aber es war bei der Verfügung geblieben. Jetzt nahm der Cardinal

von Hessen und der Erzherzog Deutschmeister die Sache von Neuem auf, und Frankreich war sehr gern bereit, sich ihrer anzunehmen; es drängte die Hochmögenden, ihnen endlich gerecht zu werden.

Wieder anderer Art war es, wenn sich die Herren Staaten über die Reichsgrafschaft Kuylenburg die Souverainetät zueigneten, wenn sie in der Herrlichkeit Ravenstein, in der zu Jülich gehörigen Herrschaft Elsloe die Oberhoheit und Lehnsherrlichkeit an sich zogen, wenn sie über die Herrschaft Leuth verfügten, als wäre sie Lehn von der Grafschaft Falkenburg, die sie nur theilweise, nur factisch inne hatten, wenn sie eilf Untergerichte, die einer Kirche zu Mastricht gehörten, unter ihre Vogtei nahmen, weil in des Bisthums Lüttich Stadt Mastricht eine staatische Garnison lag. Es versteht sich von selbst, daß sie, im Besitz der Maas von Mastricht abwärts, zugleich Handel und Schifffahrt auf dem Strome nach ihrem Belieben besteuerten und drückten, wie denn namentlich das sonst so gewerbreiche Lüttich unter solchem Drucke mehr und mehr verkam.

Für diese Gegenden, für das untere Rheinland konnten sich die Staaten wenigstens das Verdienst zuschreiben, sie einst aus den Händen der Spanier gerettet zu haben. Auf der Ostgrenze, gegen Münsterland und Ostfriesland mußten andere Vorwände helfen.

Gewiß war Bernhard Christoph von Galen ein herrischer und trotziger Herr; aber völlig in der Ordnung war es, daß er, zum Bischof gewählt, seinen Dombechanten, der das stattliche Bisthum zu gewinnen gehofft hatte und nun, da es mißlungen war, das Volk in Münster aufwiegelte, zur Verantwortung zog und die Stadt zur Unterwerfung zwang (1657). Aber sofort waren staatische Agenten zur Hand; als gälte es Bürgerfreiheit gegen Tyrannei zu schützen, schürten und hetzten sie, bis Stadt und Landesherr wieder die Waffen ergriffen. Was hätte den Staaten erwünschter sein können, als in der reichen Stadt einen wichtigen Vorposten in Mitten des westphälischen Kreises zu gewinnen?[81]) Sie halfen allerdings; sie schickten 25,000 Gulden zu 4 Prozent, mit dem Versprechen, monatlich eben so viel zu schicken, bis die Stadt „in ein gut Wesen gebracht sei;" sie mochten rechnen, daß bei dauerndem Kriege noch manche Monatszahlung nach Münster gehen werde, bis endlich die Stadt, außer Stande die Schuld zu zahlen, sich selbst werde zu Pfand geben müssen. Aber der Kaiser, Frankreich, Brandenburg legten sich ins Mittel, und die Stadt, die vergebens auf de Witt's rettende Hand hoffte, capitulirte zum zweiten Mal (25. März 1661).[82])

Besser führten die Staaten eine nicht bessere Sache, die der Herrlich-

keit Borkeloe, die der Bischof von Münster in seinem Titel führte, und welche 1616 ihm als eröffnetes Lehen heimgefallen war. Ein Graf Styrum hatte sich damals mit Gutheißung der Staaten, als wenn die Herrlichkeit zur Provinz Geldern gehöre, als nächster Cognat in Besitz gesetzt, und nachdem wiederholte Entscheidungen des Reichskammergerichtes sein Recht cassirt hatten, war er mit seinem Prozeß an den Hof von Geldern gegangen. Vergebens waren alle Reclamationen des Bischofs; mit der Herrlichkeit Borkeloe hatten die Staaten ein paar Quadratmeilen Land und, was mehr war, einen der wichtigsten Pässe an ihrer moorigen Ostgrenze gewonnen.

Von besonderem Interesse war für sie das Land an der Emsmündung. Seit sie in ihrem Freiheitskampf auch Emden unterstützt, sich des spanischen Joches zu erwehren, behielten sie die Hand in den allezeit wirren Verhältnissen Ostfrieslands, bald für die Stadt Emden gegen die Stände, bald für beide gegen den Landesfürsten; in Emden lagen neben der städtischen Besatzung mehrere staatische Compagnien, anfangs zum Schutze der Stadt, dann, um auch ihrer Meister zu bleiben; Commissare der Hochmögenden kamen gerufen und ungerufen nach Ostfriesland, wie einst Proconsuln in die römischen Provinzen, die immer neuen Zänkereien mit langsamer Gerechtigkeit nur noch tiefer zu verwirren und daneben tüchtig zu sportuliren. An der Ems hatten die Staaten das Fort Lehrort; sie hatten weiter hinauf von der Gröninger Moorfestung Bourtang aus einen Zollposten an die Ems gelegt; als Schiffe aus dem Münsterland, die den Zoll zu zahlen sich weigerten, confiscirt waren, hatten die Bauern der Umgegend Gewalt gebraucht und sie befreit; aber der Zoll blieb. Gleich darauf ergab sich ein willkommener Anlaß, die Ems noch fester zuzuschnüren.

Seit vielen Jahren schuldete der Fürst von Ostfriesland dem von Liechtenstein eine Mitgift von 165,000 Thlrn.; als 1623 Graf Mansfeld in Ostfriesland gelegen, hatte das Geld schon in Fässern verpackt zur Absendung bereit gestanden, war aber von dem tapferen General genommen worden. Seitdem lastete die mit Zins auf Zins wachsende Schuld auf dem fürstlichen Hause; alle Ausflüchte wurden erschöpft, bis endlich 1663 der Reichshofrath die Schuld verfallen erklärte und den Bischof von Münster beauftragte, sie einzutreiben. Der Fürst erbot sich, in vier Jahren terminsweise die ganze Summe zu zahlen und setzte sein Land zum Pfande. Aber der erste Zahlungstermin kam und die fälligen 135,000 Thlr. fehlten; die Herren Staaten erboten sich, die Summe herbeizuschaffen, wenn der

Fürst ihnen die Dyler Schanze einräume. Bevor es zum Abschluß kam, war der Bischof herangerückt, hatte die Dyler Schanze in Besitz genommen und mit Truppen besetzt. Da war in den Niederlanden groß Geschrei, als greife der Bischof in das Recht der Staaten; man wußte, daß er sein meistes Volk nach Ungarn gesandt hatte; seine Erbietungen um friedlichen Austrag wies man von der Hand; „er gedenke," sagte de Witt, „mit den Mitteln, die Gott und Natur ihm verliehen, den Fürsten von Ostfriesland zu manuteniren." Zugleich erhob Graf Styrum beim Hof von Geldern eine Klage auf Ersatz der 200,000 Thlr. nebst Zins auf Zins für die Einkünfte, die er seit 1616 aus Borkeloe hätte ziehen müssen. Man ließ 70 Compagnien zu Fuß, 20 zu Roß marschiren, um die Dyler Schanze zu nehmen und in des Bischofs Land einzubrechen. Alle kaiserliche Dehortatorien, alle Vermittelungsversuche waren vergebens; Ende Mai 1664 wurde die Dyler Schanze erstürmt, und fortan mit staatischer Garnison besetzt. [83])

Es war recht geflissentlich „ein Affront" gegen das Reich; und das während des Türkenkrieges, an dem Theil zu nehmen die Herren Staaten sich entschuldigt hatten, weil ihr levantischer Handel darunter leiden würde.

Schon war nicht England, aber die afrikanische Compagnie in London, nicht mit den Staaten, aber mit ihrer westindischen Compagnie, hart am Kriege; „man lauere nur darauf," hieß es in London, „ob man ihr in Afrika oder im Canal die erste Ohrfeige beibringen werde;" jeden Tag konnten die beiderseitigen Schiffe „ohne Kriegserklärung par bravour" in Kampf gerathen. [84]) Eben darum mochte es de Witt gerathen finden, den deutschen Nachbarn „sich fürchterlich zu zeigen".

Am meisten Sorge mochte ihm der Brandenburger machen; gegen ihn hatte er und seine Parthei, hatten die Staaten am übelsten gehandelt.

Noch immer hatten sie die clevischen Festen Orsoy, Wesel, Büderich, Rees, Emmerich inne; sie hatten die Schenkenschanz auf dem zu Cleve gehörigen Gebiet, das sich die Provinz Geldern angeeignet hatte; [85]) sie erhoben den sehr einträglichen Zoll bei Gennep, wo die Maas eine Ecke clevisches Land durchfließt; sie machten den Anspruch, daß keine anderen Truppen als staatische ins Land kommen dürften. Als 1654 die Lothringer Völker einzubrechen drohten, hatten sie erklärt, nur so weit das Geschütz der Festungen reiche, zum Schutz des Landes verpflichtet zu sein; und wenn dann der Kurfürst schleunigst Calcar befestigen ließ, so that man im Haag als wäre das ein unerhörtes Attentat. Wie vom Haag aus mit den clevischen Ständen Umtriebe gemacht worden, ist früher dargelegt;

man gewöhnte sie, in Holland den Hort ihrer Libertät zu sehen, und namentlich die Städte hätten am liebsten ihren Landesherrn Valet gegeben, um staatische Unterthanen zu werden.

Und diese exorbitanten Befugnisse im Clevischen übten die Hochmögenden nicht etwa auf Grund von bestimmten Staatsverträgen; sie hatten einmal ihre Besatzungen in den Städten, wer wollte sie austreiben. Sie sahen freilich, wie der Brandenburger stark und stärker wurde, wie er die Stände zur Parition niederrang, wie er seines eigenen Weges ging; schon wurden in den Staaten selbst Stimmen laut, daß man ihm endlich gerecht werden müsse; die oranische Parthei — und fünf, ja sechs Provinzen hielten zu ihr — drängten immer heftiger gegen Holland und die dort herrschende „Kabale". Um keinen Preis war de Witt gemeint zu weichen; er hatte noch ein Zwangsmittel gegen den lästigen Nachbar, ein finanzielles. Die Art, wie es benutzt wurde, zeigt die holländische Politik in ihrer eigensten Art.

Brandenburg hatte 1614, als die Spanier unter Spinola vor Wesel lagen, auf Prinz Moritz' Andringen einige Regimenter geworben und zu den staatischen stoßen lassen; zur Unterhaltung dieser Truppen hatten die Staaten, „weil es sonst an Mitteln zu Geld gemangelt, ihren Credit interponirt, und den Generalempfänger Peter Hoefyser befehligt," 100,000 Rthlr. zu zahlen.[86]) Bereits in den nächstfolgenden Jahren war die clevische Kammer zur Abzahlung der Schuld angewiesen worden; aber das dazu bereit liegende Geld hatte Prinz Moritz von Oranien „gut gefunden," zur Aufrichtung eines neuen Regiments und zur Recrutirung der schon im Clevischen vorhandenen kurfürstlichen zu verwenden. Dann war 1624 ein neuer Vertrag über die Schuld gemacht, nach welchem abgezogen werden sollte, was schon gezahlt sei und was die Staaten aus den kurfürstlichen Einkünften an sich genommen; freilich, daß zum Bau von Wesel und der anderen Festungen, sowie zu anderen militairischen Zwecken die landesherrlichen Forsten kahl geschlagen, daß von den Amtsbauern Hand- und Spanndienste in Masse geleistet waren, wurde nicht in Rechnung gebracht. Erst 1629 kam man zu einem zweiten Vertrage zur Ordnung des Liquidationsverfahrens; aber die Staaten fanden angemessener, es zu verschleppen, ehe es begonnen war. Gleich bei seinem Regierungsantritt 1641 hatte Friedrich Wilhelm diese höchst lästige Schuldsache wieder aufnehmen lassen. Hoefyser hatte bankerott gemacht; die Admiralität zu Amsterdam, halb Behörde und halb Privatcompagnie zu lukrativen Geschäften, hatte die Schuldsache übernommen; jedermann sah voraus, daß

der Handel nun „in unredressirliche Weiterungen“ kommen werde. In den Rechnungen, die jetzt vorgelegt wurden, war der Zinsbetrag bis 1624 auf 126,541 Gulden angegeben, während die 1624 vorgelegte Rechnung nur 111,204 Gulden nachwies. Von der Gegenrechnung: 60,000 Thlr. jährlich an gezahlter Contribution, 202,914 Thlr. außerordentliche Contribution in den Jahren 1623 und 1624, fast eben so viel in den Jahren 1631 und 1632 an Erträgen des Genneper Zolles — von diesen und ähnlichen Posten wollte man im Haag nichts hören; das gehöre nicht in die Schuldsache. Vergebens war der Nachweis, daß die Staaten mehr als das Fünffache der Summe aus dem besetzten Lande gezogen, vergebens wurde geltend gemacht, daß das holländischer Seits beliebte Verfahren „nicht allein ein rechter Wucher, welchen kaum ein Kaufmann gegen den andern sich erlauben würde, sondern auch unter Alliirten und Glaubensgenossen ganz unfreundlich und scandalös sei.“ Es hieß: es handle sich hier um eine ganz privatrechtliche Forderung, mit der man das, was der Staat im Clevischen empfangen habe, nicht compensiren könne. Man wies die immer neuen, immer dringenderen Anträge, zur Liquidation zu schreiten, zurück. Endlich 1649, unter Prinz Wilhelm's Einfluß, schien die Sache einen Schritt vorwärts thun zu sollen; aber sowie brandenburgischer Seits die Gegenforderungen vorgelegt und zugleich die Abzahlung eingeleitet wurde, fanden die Herren im Haag allerlei Vorwand, das Geschäft von Neuem ins Stocken gerathen zu lassen, und summirten indeß Zins auf Zins ruhig weiter, „also daß das Kapital von 100,000 Thalern in weniger Jahre Frist auf 5 bis 6 Millionen wird zu stehen kommen.“

Es war klar, daß man holländischer Seits die Schuld wachsen lassen wollte, bis die Ziffer ihres Betrages den Werth des ganzen clevischen Landes überstieg; dann konnte man eines Tages mit der Miene eines ehrlichen Mannes den Kurfürsten auffordern, den so lange nachsichtigen Gläubigern das Land zu überlassen, damit sie aus dessen Erträgen sich wenigstens für ihre Zinsen decken könnten.[87]) Einstweilen war die Schuldsache eine Schlinge, die man jeden Augenblick zuziehen konnte, wenn der Kurfürst unbequem wurde.

Meisterhaft verstand de Witt damit zu operiren. Als 1661 des Kurfürsten Verbindung mit Karl II., beider Interesse für den jungen Prinzen von Oranien seine Plane zu kreuzen drohte, ließ er, angeblich auf Grund eines Beschlusses der dazu niedergesetzten staatischen Commission,[88]) von den Hochmögenden eine Resolution fassen, in der unter Betheuerung der

Ergebenheit und altbegründeten Freundschaft die Execution angedroht wurde. Der Kurfürst antwortete scharf genug; er berief sich diesen privatrechtlichen Zudringlichkeiten gegenüber auf das Völkerrecht: die Hochmögenden würden wohl begreifen, daß in dieser Sache seine Erklärungen und Resolutionen eben so viele Kraft und Wirkung hätten, als die ihrigen; er wolle nicht hoffen, daß man die Garnisonen, welche die Herren Staaten auf seine Zulassung und unter gewissen Bedingungen in seinen clevischen Städten hielten, zur Execution werde gebrauchen wollen;[89] sie insgemein würden durch einen Act, zu welchem sie von einigen Wenigen verleitet worden, nicht die alten freundschaftlichen Beziehungen zerreißen wollen. Er forderte die gesammten Provinzen auf, dem einseitigen und höchst gefährlichen Vorgehen Hollands, „und vielleicht nur einiger weniger in Holland" entgegenzutreten.

Nur zu gut wußte man in den Niederlanden, wie Recht er habe, und daß es nur de Witt und die antioranische Parthei in Holland sei, die ihn bedränge, dieselben, deren stolzes Herrenthum die sechs anderen Provinzen mit dem größten Widerwillen trugen; aber es stand zu viel auf dem Spiel, als daß sie es darum zum Bruch mit Holland hätten treiben mögen. Und ebenso hütete sich de Witt wohl, es zum Aeußersten kommen zu lassen; ihm war es genug, den Brandenburger fühlen zu lassen, daß er ihn in der Hand habe. Die Sache blieb von Neuem hängen und einstweilen wuchs Zins auf Zins weiter.

Im Januar 1664, als der Hader mit Münster zum Ausbruch kam, forderte Seeland im Einvernehmen mit den fünf anderen Provinzen, eine Commission niederzusetzen von drei staatischen und drei brandenburgischen Räthen mit einem Schiedsmann, die Liquidation in Güte „nach Billigkeit und Rechtschaffenheit" zu Ende zu bringen. Die Staaten von Holland widersprachen: es sei eine klare und abgethane Sache. Und als ihnen der Kurfürst erwiderte: „die Admiralität von Amsterdam als Inhaberin der Schuld dependire nicht von Holland allein, sondern von allen Provinzen, die Gefahren fernerer Weiterung würden nicht Holland, sondern alle Provinzen und die ganze Union treffen, und er werde sich des Beistandes seiner Alliirten und der Mittel, die Gott und Natur ihm gegeben, bedienen, da mit ihm in dieser Sache wider Recht und Gerechtigkeit verfahren werde," als gar eine Erinnerung an den siebenten Artikel der Utrechter Union hinzugefügt wurde, nach dem sich die Staaten verpflichtet hätten, Recht und Gerechtigkeit gegen Einheimische und Fremde zu üben und benachbarten Fürsten und Landen keinerlei Aergerniß und Anlaß zum

Kriege zu geben[90]) da waren die Herren von Holland höchst aufgebracht über solche „Unformalität und Unbefugtheit.“

Aber es kam der englische Gesandte mit einer eindringlichen Mahnung seines König an die Hochmögenden, den sehr billigen Anträgen Gehör zu geben; und man stand mit dem Hofe zu London in so schwerer Controverse, daß man nicht eben wünschen konnte, Brandenburg völlig in dessen Arme zu treiben. Es kam die gleiche Mahnung vom Könige von Dänemark, der noch in dem ersten vollen Gefühl der Dankbarkeit wegen der wichtigen Enthüllungen war, die ihm der Kurfürst gemacht, Enthüllungen der wilden Pläne des Grafen Korfiz Ulfeld zum Umsturz des Königsgesetzes, des dänischen Königthums; und auf wen mehr als auf die Krone Dänemark und ihre Flotte mußten die Staaten rechnen, wenn der Krieg mit England losbrach. Es kam der französische Gesandte mit gleicher Mahnung, indem er zugleich den soeben geschlossenen Vertrag seines Königs mit dem Kurfürsten vorlegte, in dem sich beide die im Reich gelegenen Lande, „die sie besitzen, oder auf die sie ein Recht haben,“ garantirten.[91])

Mochten nun immerhin die anderen Provinzen erklären, „in Betreff der Unformalität und Unbefugtheit mit Holland derselben Meinung zu sein,“ sie forderten und erreichten, daß die Vorbereitungen getroffen wurden, ein schiedsrichterliches Verfahren einzuleiten.

Auf diesem Punkt stand die Schuldsache im Sommer 1664 um die Zeit der Schlacht von St. Gotthard. Natürlich, daß aller Orten mit officiellem Enthusiasmus von dem ersten großen Erfolg über die Ungläubigen gesprochen wurde; aber die ganze Aufmerksamkeit der europäischen Diplomatie spannte sich auf den schon beginnenden Kampf zwischen Holland und England.

Schon hatte die afrikanische Compagnie in London der westindischen Compagnie von Holland einige Forts auf der Küste von Guinea entrissen; die Insel Tabago, die holländische Hälfte von Longisland war von Engländern genommen worden; der Jubel in London war unermeßlich, als im October die Nachricht kam, daß Neu-Amsterdam genommen und sofort Neu-York umgenannt sei. Noch that Karl II., als sei es nur ein Handel zwischen beiden Compagnien, den man zugleich mit den älteren Schadensforderungen, über die noch immer zwischen dem Haag und London verhandelt wurde, gütlich ausmachen könne; an beiden Orten war Frankreich, das mit großer Befriedigung die beiden Seemächte sich mehr und mehr erhitzen sah,[92]) geschäftig zu vermitteln. Wie hätte England den

Kampf aufgeben sollen, auf den es brannte? wie Holland sich in Forderungen fügen sollen, mit denen es seine ganze maritime Bedeutung aufgegeben hätte? man war im Haag entschlossen, „die englische Armatur in keiner Weise zuzugeben."

Aber noch waren die Staaten nicht gerüstet; unterhandelnd suchten sie Zeit zu gewinnen. Um so rücksichtsloser ging England weiter; schon wurden holländische Schiffe angehalten, es wurden die Schiffe, die den Canal passirten, visitirt: „unfrei Gut mache unfrei Schiff".

Man rechnete in London darauf, daß sich Feinde genug gegen die stolzen Niederlande finden würden. „Schweden," schreibt Brandt im November, „erbietet sich höchst eifrig auf Holland loszuschlagen, nicht von Bremen aus, sondern in der Ostsee." Man begrüßte den Türkenfrieden mit Jubel: „nun werde Frankreich sich wohl bedenken, gegen die spanischen Niederlande vorzugehen, Kaiser und Reich werde sich jetzt wegen des erlittenen Affronts an Holland rächen, der Bischof von Münster werde nicht eher ruhen." Pfalz-Neuburg hatte Genugthuung wegen Haus Leuth und wegen Ravenstein zu fordern; dem Kurfürsten von Cöln war eine Reihe von Festen in seinem Lütticher Stift, war die wichtigste Feste des Erzstifts, Rheinberg, von staatischen Garnisonen besetzt. Am sichersten rechnete man auf Brandenburg, das nicht bloß wegen Cleve und der Schuldsache gegen Holland interessirt war, sondern um des Prinzen von Oranien willen den Sturz derer, die jetzt im Haag die Gewalt in Händen hatten, wünschen mußte.

Im Haag meinte man mit England und den englischen Umtrieben schon fertig zu werden: „wir haben mehr Schiffe, als der König und bessere; wir haben mehr Credit, als er und Ruhe in unserm Lande." Aber die Haltung Frankreichs machte Sorge; auf die Bitte um die vertragsmäßige Hülfe gab Ludwig XIV. nur ausweichende Antworten; er empfahl, den Malteser Orden zu befriedigen, er rieth zur Verständigung mit dem Bischof von Münster, dem Cölner Erzbischof, dem Pfalzgrafen, Kurbrandenburg. Zugleich hieß es, die französischen Grenzfestungen gegen die spanischen Niederlande würden um 16,000 Mann verstärkt; „das giebt," schreibt Copes aus dem Haag, „hier große Jalousie." Behutsame Eröffnungen von kaiserlicher Seite, welche die Gefahr der spanischen Niederlande betrafen, wurden mit lebhaftem Interesse auch von den holländischen Städten vernommen; man äußerte den Wunsch, daß der kaiserliche Gesandte alle Beschwerden der deutschen Kurfürsten und Fürsten vorlegen möchte, damit man sie abstellen könne. Je kühler Frankreichs Verhalten

wurde, desto mehr „caressirte man," wie Copes schreibt, „die deutschen benachbarten Fürsten nebst Schweden und Dänemark; „und wie unter diesen allen," fügt er hinzu, „E. Kf. D. gleichsam der vertraulichste und zugleich der mächtigste ist, so geht der hiesigen Regenten Gedanken dahin, sich mit E. Kf. D. in besser Vertrauen als vor diesem zu setzen." De Witt sprach den Wunsch aus, daß Herr von Blaspeil, der bisher in der Schuldsache verhandelt hatte, wieder nach dem Haag komme: „es könnte wohl auch noch andere Handlung geben." Seit Jahren hatten die Staaten die Erneuerung der Allianz von 1655 verzögert; jetzt wünschte de Witt sie; im Februar 1665 wurde ein Compromiß entworfen, in dem die Generalstaaten zugaben, daß die Schuldsache irgend einem Gerichtshofe — de Witt schlug das Parlament zu Paris vor — überwiesen werden sollte; die sechs Provinzen, namentlich Seeland, forderten zugleich dringend den schleunigen Abschluß einer Allianz. Der Kurfürst antwortete: „dem Abschluß einer Allianz sei er zwar nicht abgeneigt, aber erst müsse in der Schuldsache Richtigkeit gemacht sein; der Compromiß auf das Pariser Parlament sei keinen Falls anzunehmen."

Schon sammelte sich eine große Flotte unter Wassenaer im Texel; die englische lag segelfertig in der Themsemündung. Am 14. März wurde in London unter unermeßlichem Jubel des Volks durch Heroldsruf der Krieg gegen die Staaten verkündet.

Die beiden Seemächte stürzten auf einander los, bevor sie irgend feste Allianzen gewonnen hatten, bevor sie namentlich über die Rolle, die Frankreich spielen werde, im Klaren waren. Noch immer verharrte Frankreich dabei, beiden befreundet zu sein, zwischen beiden neutral bleiben zu wollen. Je heftiger die Krisis sich schärfte, je allgemeiner sie empfunden wurde, desto peinlicher war allen Höfen dies Zögern Frankreichs, das jedem den Entschluß unmöglich machte, zu dem doch die beiden schon Kämpfenden drängten. Frankreich beherrschte die Situation.

Wenigstens so lange, als es die Gegenstellungen, den Schwebezustand, den es mit geschickter Hand hervorgebracht, hinzuhalten verstand. Es lag in dieser künstlichen Politik die doppelte Gefahr, daß irgend eine Macht den Entschluß Frankreichs nicht abwartete, daß irgend eine Macht noch freie Hand behielt, nachdem sich Frankreich entschieden hatte. Im ersten Fall wurde Frankreich rascher vorwärts gedrängt, als es selbst gewollt hatte, im zweiten kam an den länger zögernden dieselbe letzte Entscheidung, die Frankreich sich vorbehalten.

Daß das Eine wie Andere geschah, giebt dem Verlauf dieses Krieges seine Steigerung.

Der münstersche Krieg.

In London hoffte, im Haag fürchtete man, daß der Kurfürst den begonnenen Krieg benutzen werde, seine und so vieler deutscher Fürsten Interessen gegen Holland mit bewaffneter Hand geltend zu machen.

Allerdings hatte er in solchem Sinne in London verhandeln lassen.[93]) Der vortreffliche Brandt that es mit alle dem Eifer, den ihm die Ueberzeugung gab, daß sein Herr den Willen habe, mit England zu gehen. Zu seinem Leidwesen sah er, daß er „mit Leuten zu thun habe, bei welchen immer ein Argwohn aus dem andern herfließt, und die daneben stolz, aufgeblasen, zugriffisch sind." Sie meinten, der Kurfürst müsse seines eigenen Vortheils wegen vorgehen; dann freilich, so sagte Karl II., versichere er, „als König und Edelmann," des Kurfürsten Interesse als sein eigenes ansehen zu wollen.[94]) Aber zwischen durch geschah es, daß man zwei Fregatten des Kurfürsten, „das Herzogthum Cleve" und „die Grafschaft Mark", die der Sturm in englische Häfen einzulaufen zwang, mit Beschlag belegte; „es würden wohl verkappte holländische Schiffe sein, da man noch von keinem brandenburgischen Kriegsschiffe gehört habe."[95]) Kauffahrer aus Wesel wurden gleich denen aus Emden festgenommen, „weil dort holländische Besatzungen lägen;" auch gegen Königsberger Schiffe, die Korn und Pottasche brachten, wurde eingeschritten; „aber was man hier für Contrebande hält, will man nicht an den Tag geben; diese Leute haben ihr eigenes Völkerrecht, und selbiges drehen sie, wie sie wollen." Erst die Meldung, daß Befehl nach den preußischen Häfen gesandt sei, alle englischen Schiffe und Waaren dort mit Beschlag zu belegen,[96]) brachte den englischen Hof zum Einlenken; die Fregatten wurden freigegeben, die Kauffahrer vom Gericht freigesprochen. In den Verhandlungen über die Allianz wurden die Engländer in dem Maaße kühler, als sie Aussicht gewannen, daß der Bischof von Münster vorgehen werde; „man werde gern bereit sein, die Liga des westphälischen Kreises, die er zu Stande zu bringen hoffe, zu befördern."

In der That wurde im westphälischen Kreise her und hin verhandelt. Was zunächst zu Stande kam, war der Vertrag von Dorsten (14. Febr.) zwischen Brandenburg, Münster, Pfalz-Neuburg, in dem die drei Fürsten sich über eine gleichmäßige Behandlung der Confessionen in ihren Landen

und die Uebertragung des Mitdirectoriums im westphälischen Kreise an Brandenburg verständigten. Zugleich war ein Tractat zu gemeinsamer Defension des westphälischen Kreises entworfen, zu dem auch die übrigen Kreisstände eingeladen werden sollten; diesen ratificirte der Kurfürst noch nicht, aus Gründen, die bei dem, was sich in Münster vorbereitete, auf der Hand lagen.

Der Zweck jener Londoner Verhandlungen war gewesen, im Haag fühlbar zu machen, wozu man sich brandenburgischer Seits möglicher Weise entschließen könne. Das Mittel wirkte. Die Herren im Haag wurden noch entgegenkommender, als der Dorstener Vertrag zeigte, daß man nicht mehr auf die Spannung des Kurfürsten mit Pfalz-Neuburg, mit Münster bauen könne.

Fast noch mehr allarmirt war der französische Hof, nicht bloß darum, weil der König von England den Wunsch geäußert hatte, daß Brandenburg die Mediation zwischen Holland und ihm übernehmen möge; noch unmittelbarer traf der Dorstener Vertrag das französische Interesse. Der König, schrieb Lionne, sieht in dieser westphälischen Liga einen Versuch, die Grundlagen des Rheinbundes zu untergraben; er beauftragte d'Estrades Alles anzuwenden, damit die Prinzessin Hoheit in Berlin dahin wirke, daß wenigstens das Defensivbündniß nicht zu Stande komme. Man fürchtete, daß die anderen Kreise dem Beispiel des westphälischen folgen würden: „dann wird die Generalgarantie des Reichs, welche Frankreich und Schweden ein so großes Interesse haben zu hindern, und die man bisher, so oft sie versucht worden, glücklich zu hindern verstanden hat, mit einem Male fertig da stehen, dann wird das Haus Oestreich im Stande sein, den burgundischen Kreis in diese Föderation mit eintreten zu lassen." [97])

Man glaubte in Paris, daß der Kurfürst von Oestreich geleitet werde, daß er durch Oestreich die Krone Polen für einen seiner Prinzen zu gewinnen hoffe, daß Oestreich ihm für diesen Hoffnung auf die Hand einer Erzherzogin mache. Man versprach ihm, zur Beilegung des Erbstreites mit Pfalz-Neuburg mitzuwirken; man glaubte ihm durch Erwähnung Schwedens Sorge machen zu können.

Der französische Hof griff fehl in Betreff der Krone Polens, der Kurfürst hätte nimmer seinen Sohn um der Krone willen katholisch werden lassen, — in Betreff Pfalz-Neuburgs, mit dem die Verständigung über die Landestheilung schon so gut wie fertig war, — am meisten in Betreff

Schwedens, wo die Stimmung mit jedem Tage gereizter gegen Frankreich wurde.

Frankreich hatte nicht bloß mit Dänemark eine Allianz „zur Erhaltung des Friedens in Deutschland" geschlossen, sondern Ritter Terlon kam mit dem fertigen Vertrage nach Stockholm, die Krone Schweden zum Beitritt aufzufordern: auch Kursachsen, Kurbrandenburg, Kurpfalz würden dazu eingeladen werden. Die schwedischen Herren waren indignirt; „wie denn Frankreich dazu komme, gleichsam für sie einen Tractat zu schließen?" Und wenn Terlon weiter gemeinsame Schritte in Betreff der Wahl in Polen vorschlug, antwortete man ihm: „dazu werde Zeit sein, wenn der Thron erledigt sei;" wenn er mittheilte, daß er Auftrag habe, die Allianz zwischen Schweden und Brandenburg zu befördern, dankte man auch dafür: „man sei ohne dies dazu geneigt." Terlon reiste wenig befriedigt von dannen.[98])

Allerdings war der Vertrag mit Brandenburg im Entwurfe fertig, nur über Nebenpunkte war man noch nicht einig. Noch wollten die Schweden den Schein bewahren, als sei ihnen diese Allianz nicht nöthig, als hänge es noch von ihnen ab die Bedingungen zu machen. Aber sie wußten sehr wohl, wie lebhaft in Kopenhagen die Verbindung mit Brandenburg gewünscht werde, und daß sie sich hüten müßten, den Bogen zu hoch zu spannen.

Da trat in Norddeutschland ein Zwischenfall ein, der in den Wirrwarr der Dinge einiges Licht brachte.

Im März starb der Herzog von Celle; Herzog Georg Wilhelm von Hannover hätte ihn beerben, Hannover dem nächstältesten Bruder, dem Convertiten Johann Friedrich, abtreten sollen; aber Johann Friedrich war nach Celle geeilt, hatte sich des reicheren Gebietes bemächtigt. Auf Georg Wilhelm's dringende Bitte um Vermittelung und, wenn es sein müsse, wirkliche Hülfe, sandte ihm der Kurfürst seinen halberstädtischen Kanzler, Fr. v. Jena; auch Johann Friedrich empfing ihn mit den besten Versicherungen, und erklärte sich zu gütlichem Vergleich unter seiner Vermittelung bereit. Unter Mitwirkung der übrigen braunschweigischen Fürsten begannen die Arbeiten. Die Sache ließ sich gut an, die Verhandlungen gingen rasch vorwärts. Aber dann erbot sich auch Kurcöln zur Vermittelung; auf Johann Friedrich's Forderung wurde auch ein cölnischer Gesandter zugelassen; damit kam die Verhandlung in's Zögern, während schon münstersche Truppen in bedrohlicher Masse sich an der Weser in ihres Bischofs Stift Corvey sammelten, sich durch weitere Wer-

bung auch im Hildesheimischen, also mit Gutheißung von Kurcöln, stärkten. Man brachte wohl einen Interimsreceß zu Stande; aber Herzog Johann Friedrich lehnte ihn ab. „Es scheint," schreibt Jena, „daß die münsterschen Truppen zu Gunsten des Herzogs erschienen sind; die Offiziere haben gesagt, sie wollten die rechte Theilung zwischen den Brüdern machen." Bisher war die corveysche Stadt Hörter ungestört evangelisch gewesen; jetzt wurde gegen sie eingeschritten, die Kirchen geschlossen: „wenn der Bischof Glück habe, so werde sich die rechte Assistenz bald herthun; wenn nur erst die Staaten über den Haufen geworfen seien, dann würden die Evangelischen wohl gute Worte geben müssen." Auch der französische Gesandte de Lumbres kam, in dem Erbstreit vermitteln zu helfen, und er war als eifriger Katholik bekannt; auch ein schwedischer eben so eifrig in der entgegengesetzten Richtung. Immer schroffer trat in dem Erbstreit der confessionelle Gegensatz hervor; man mußte besorgen, daß Cöln, Mainz, vor Allem daß der Kaiser Parthei nehmen, daß man es zu einem „Religionswerk" treiben werde.[99]) Dringend bat Herzog Georg Wilhelm und sein Bruder Ernst August, Administrator von Osnabrück, um brandenburgische Hülfe: „vor diesem hat man Kursachsen für das Haupt und den Beschützer der Evangelischen gehalten, jetzt kann man sich dessen nicht mehr getrösten; E. Kf. D. werden es über sich nehmen müssen." Sie hatten einige tausend Mann auf den Beinen, nicht genug, sich zu schützen. Der Kurfürst ließ seine Truppen in Halberstadt und Minden marschbereit machen.

Dieß war im Juli. Schon war eine erste schwere Entscheidung gefallen. Die staatische Flotte war am 13. Juni geschlagen, ihr Admiral Wassenaer gefallen. Den Rest der Flotte hatte Cornelis de Tromp in die heimischen Häfen zurückgeführt; ihm dankten die Staaten, daß nicht Alles verloren war; aber er war oranisch. Schon standen 8000 Mann münstersche Truppen an der geldrischen Grenze, man konnte nicht zweifeln, zu welchem Zweck; und man hatte alle Kräfte auf die Seerüstung zu wenden; man konnte kaum ein Paar Compagnien aufbringen, die Garnisonen der Grenzfesten zu verstärken. Die Politik Hollands und de Witt's hatte Gefahren erweckt, die man seit einem Menschenalter für unmöglich zu halten sich gewöhnt hatte, die einer feindlichen Invasion. „Es hilft Alles nichts, wenn man den Prinzen nicht zum Admiral-General ernennt, und auf seinen und der Staaten Namen die Werbetrommel rührt."[100]) Ueberall, am lautesten in Seeland, wurde gefordert, daß man den Prinzen zu den hohen Dignitäten berufen, daß man durch ihn den Frieden suchen

müsse; auch in Amsterdem sprach man so: „sonst ist die ostindische Flotte, die nach Bergen geflüchtet, verloren, der Kaufhandel und der Credit von Amsterdam vernichtet."

Der Kurfürst hatte so entschiedenen Mißerfolg Hollands nicht erwartet und nicht gewünscht; er wußte sehr wohl, daß de Witt's Parthei nur um so straffer die Zügel fassen, lieber das Aeußerste versuchen, als dem Prinzen das geringste Zugeständniß machen werde. Er konnte berechnen, daß nun der Bischof von Münster — „er wird gar zu hochmüthig," schrieb Jena 1. Juli — losbrechen werde; und daß er mit Brüssel in sehr enger Verbindung stand, war gewiß, daß er auch aus Wien Geld zu seinen Werbungen erhalte, wurde für gewiß gesagt. Vergebens waren alle Mahnungen von Mainz, Trier, die alle ihre Stärke und Hoffnung im Rheinbund hatten; „der Bischof fragt nichts danach und hat öffentlich gesagt, daß er den König von Frankreich zu demüthigen gedenke."

Wie seltsam verschoben sich die Dinge. Nach der Richtung der brandenburgischen Politik war es ein Gewinn, daß der Rheinbund sich zu zersetzen begann; ein größerer, daß Frankreich mit dem hannoverschen Streit in die schiefe Stellung kam, nicht für die katholische Seite Parthei nehmen zu können, ohne dem Partisan Englands und Spaniens Vorschub zu leisten, dessen übermüthige Aeußerungen in Paris bekannt waren, noch sich für die bessere Sache des älteren Welfen entscheiden zu dürfen, wenn es nicht den Katholischen im Rheinbund schweren Anstoß geben wollte, von denen namentlich Cöln und im Namen von Cöln Fürstenberg dem jüngeren Bruder alles Beste zugesagt hatte. Auf Frankreich setzte der hannoversche Convertit so gut wie der mecklenburgische alle Hoffnung. Und mehr noch: auf die Klage der mecklenburgischen Stände hatte der Wiener Hof Execution gegen ihren Herzog verhängt und dieselbe dem Fürstenthum Bremen, also Schweden, übertragen; jetzt auf Anlaß des Streites in Hannover forderte und erhielt Wrangel 6000 Mann Verstärkung aus Schweden, „den Evangelischen zu zeigen, daß Schweden noch lebe;" schon sprach man im Reich davon, daß die Schweden auch der hartbedrängten Kurpfalz wo die Mainzer und Lothringer Völker noch immer hausten, Hülfe bringen würden. Daß Wrangel vor Allem die Stadt Bremen im Auge hatte, verstand sich von selbst. Geschah da das Geringste, so war das Haus Braunschweig zum Aeußersten entschlossen.[101]) Und der hannöversche Hader wurde je länger, desto bitterer. „Ich bin gern zur Güte bereit," sagte Georg Wilhelm, „aber wenn mein Bruder sich nicht fügen will, so möchte leicht Alles drunter und drüber gehen."

Mochte Alles drunter und drüber gehen, meinte auch Kurpfalz, wenn er nur sein Wildfangrecht durchsetzte; und nicht minder Kurmainz, Worms, Speier, wenn sie nur erreichten, daß er es nicht durchsetzte; nicht minder der Bischof von Münster, wenn er nur sein Recht auf Borkeloe erzwang; nicht minder der Cölner Kurfürst, wenn er nur die Coadjutorei in Münster gewinnen konnte. So jeder an seiner Stelle. Und über Alles, schlimmer als alle, die kaiserliche Politik, die, immer gewohnt, mit höherem Einsatz zu spielen, als sie zahlen konnte, jetzt ihre Gunst auf Münster wandte, nicht ohne die Hoffnung, mit des Bischofs Völkern ihr Spiel in den spanischen Niederlanden zu machen, mochte aus dem Reich werden, was da wolle.

Die deutschen Dinge trieben steuerlos in den Strudel hinein; wenn ihnen nicht Halt geboten wurde, so war in kürzester Frist Deutschland wieder das europäische Kriegstheater, der schon wieder auflodernde Haß der Bekenntnisse die Kriegslosung, und fremde Kronen entschieden von Neuem über die deutschen Geschicke.

Friedrich Wilhelm erkannte die Gefahr; es stand zu viel auf dem Spiel, als daß er sich durch kleine Aergernisse oder nächste Vortheile konnte beirren lassen. Mochten die Staaten mit England kämpfen so viel sie wollten, Deutschland hatte keinen Grund, sich für sie in die Schanze zu schlagen. Wenn der Bischof von Münster und wer hinter ihm stehen mochte, im englischen Interesse sich gegen Holland erhob, so war zu berechnen, wo de Witt den Schutz für die staatische Landgrenze suchen werde; und ein Feldzug Frankreichs nach dem westphälischen Kreise erschien unendlich bedenklicher, als der vorjährige nach Erfurt.

Der Kurfürst entschloß sich, den Staaten die Sicherung ihrer Landgrenzen anzubieten; er that es in der Form, daß er die Erneuerung der Allianz von 1655, über die so lange verhandelt worden, endlich zu vollziehen vorschlug. Der erste Schritt dazu war, daß Holland den Vorschlag, die hoefysersche Schuldsache zu einem Compromißverfahren, dem Hofe zu Mecheln zu übergeben, annahm.[102]) Nun sollte die Verhandlung über die Allianz folgen. Der Kurfürst forderte die Zurückgabe des Genneper Zolles und der clevischen Festungen, wenigstens einer von ihnen, um einen sicheren Paß über den Rhein und zu seiner neuen Festung Calcar zu haben; er nannte Orsoy; er forderte kategorische Erklärung, sofortigen Abschluß, „nur müsse diese Allianz ihn nicht in den englischen Krieg verwickeln, sondern allein gegen Invasionen des staatischen Gebietes gerichtet sein.“[103]) Staatischer Seits wollte man auf solche Forderungen nicht

unterhandeln; in der Antwort, die man den brandenburgischen Gesandten gab, sagte man, daß sie wohl erst neue Instructionen erwarteten. Sie erklärten, dem sei nicht so; sie reisten ab.

Zugleich war dem Kurfürsten von Herzog Georg Wilhelm mitgetheilt, das Haus Braunschweig wolle zur Defension auf alle Fälle ein Corps von 13,000 Mann aufstellen, hoffe dazu Subsidien von Holland zu erhalten, wünsche, daß er eben so viel Volk stelle und mit dem befreundeten Hause gemeinsam auftrete, erwarte, daß auch Schweden und Cassel beitrete.[104]) Graf Waldeck, der aus dem Haag gekommen war, in Hannover und Lüneburg zu unterhandeln, betrieb mit der ihm eigenen Energie die braunschweigischen Rüstungen; aber noch mehr als diese; es war sein Werk, wenn Herzog Georg Wilhelm plötzlich dem Erbstreit damit ein Ende machte, daß er dem Bruder außer Hannover auch Grubenhagen abtrat, „mit nicht geringem eigenen Nachtheil.“[105]) Noch auffälliger war es, daß jetzt, da sich Brandenburg zu jener gemeinsamen Defension bereit erklärte und den Tractat festzustellen vorschlug, das Haus Braunschweig zu zögern begann; Johann Friedrich habe allerdings erklärt, bei den alten Principien des Hauses zu bleiben, aber er sei noch nicht eingerichtet, man müsse leise mit ihm gehen. Man ging aus einander, ohne etwas beschlossen zu haben. (1. September.)

Die nächsten Berichte aus dem Haag meldeten, daß von Herzog Georg Wilhelm und seinem Bruder Ernst August besondere Verhandlungen mit Holland gepflogen würden, daß sie dem Abschluß nahe seien, daß man holländischer Seits desto kühler gegen des Kurfürsten Erbietungen werde (13. September); und wenige Tage später: „die Evacuation der clevischen Festungen sei schwerlich mehr zu erreichen.“

Man mochte im Haag gehofft haben, mit 13,000 Mann Braunschweigern, die den Staaten zur Disposition gestellt werden sollten, dem Bischof von Münster gewachsen zu sein. Eben jetzt hatte de Ruyter die reiche Kauffartheiflotte, die in Bergen von den Engländern bloquirt lag, befreit und ohne weiteren Schaden, als den Wind und Wetter brachten, heimgeführt; man war in den Niederlanden wieder froh und guten Muthes.

Da kam die Schreckensnachricht, daß die Truppen des Bischofs in Zütphen und Oberyssel eingebrochen seien, das Land weit und breit verheerten, daß eine Feste nach der andern, schon auch Borkeloe, gefallen sei, daß andere Truppen in Ostfriesland eindrängen, andere Kloster Apel, den Paß zum Gröninger Lande, genommen hätten. Des Bischofs Kriegs-

manifest hatte verkündet, daß er die Staaten so behandeln werde, „wie sie ihn behandelt hätten.“ [106]) Er hatte in Paris den Antrag gestellt, ihm die Unterstützung zu gewähren, welche er nach der rheinischen Allianz zu fordern habe, da er durch den staatischen Angriff auf die Dyler Schanze zur Vertheidigung gezwungen sei. Er hatte in Regensburg auf Erklärung des Reichskrieges gegen die Staaten angetragen, „welche nicht aufhörten, die Grenzen des Reichs zu verletzen;“ und der Antrag fand dort lebhaften Anklang, namentlich bei den süddeutschen Ständen, die der Gefahr fern saßen.

Schon streiften die Bischöflichen auch durch das Geldrische, heerten in der Umgegend von Nymwegen; man sah mit Schrecken, in wie trostlosem Zustande die Vertheidigung des Landes, wie völlig erbärmlich die staatische Landmacht war; „40,000 Mann habe man auf dem Papier, für so viele werde gezahlt, nun könne man kaum 5000 ins Feld bringen; das sei die Folge der holländischen Herrschaft, der Politik de Witt's und seiner Kabale.“ Man forderte schleunigst Frieden mit England, der Prinz von Oranien müsse hingesandt werden, ihn zu vermitteln; selbst unter den Ständen von Holland fand der Antrag Beifall, Amsterdam empfahl ihn eifrigst. [107]) Sie drangen zugleich auf den Abschluß mit Brandenburg: Orsoy und der Zoll von Gennep sei ein billiger Preis für den Beistand des befreundeten Fürsten.

Daß de Witt um keinen Preis den Prinzen von Oranien emporkommen, um keinen Preis die Hülfe des Brandenburgers zur Rettung der ihm schon zu geneigten Provinzen eintreten lassen wollte, verstand sich von selbst. Er hatte Waldeck an sich gezogen, um ihn gegen den Prinzen und das Haus Nassau emporzubringen. [108]) Waldeck's Eifer in Celle und Osnabrück war darum so groß, weil ihm die glänzende Aussicht auf die hohen Chargen der Republik gezeigt war. Aber der braunschweigische Vertrag war wenigstens von Georg Wilhelm noch nicht ratificirt; es war noch möglich, daß Brandenburgs Einfluß ihn zurück hielt, [109]) zumal da die Gefahr, die über Bremen heraufzog, die Braunschweiger Herren zwang, dem Kurfürsten sich nahe zu halten. Unter solchen Umständen entschloß sich der Rathspensionair zu dem Schritt, den der Kurfürst gefürchtet hatte. Er rief den Schutz Frankreichs an. [110])

Begreiflich, daß Ludwig XIV. sehr bereit war, seine schützende Hand über die Niederlande zu halten, wenn er nicht England unmittelbar damit zu begegnen hatte. Er ließ dem Bischof sagen, daß er als der angreifende Theil keinen Anspruch auf den Schutz des rheinischen Bundes habe. Eben

jetzt war der König von Spanien gestorben, damit trat die Frage des Erbrechts auf die spanischen Niederlande in den Vordergrund. Den schwer bedrängten Staaten zu Hülfe eilend, gewann Ludwig XIV. eine militairische Stellung im Rücken der Lande, auf die er Anspruch machte. Es wurde unter der Hand angefragt, ob wohl kaufweise das Herzogthum Cleve zu erwerben, ob Brandenburg wohl geneigt sei, es dem Herzog von Mecklenburg gegen dessen Herzogthum in Tausch zu geben. Den Staaten wurde der Verkauf von Mastricht und der Grafschaft Falkenberg vorgeschlagen. Anfang November standen die Franzosen um Mastricht, statt der erwarteten 6000 Mann 10,000 Mann; und schon erfuhr man, daß andere 12,000 Mann nachrücken sollten.

In den Berichten der Zeitgenossen erkennt man den außerordentlichen Eindruck, den dieses Eintreten Frankreichs hervorbrachte. Und gerufen war es von derjenigen Macht, die sich selbst so gern als den Eckstein der europäischen Freiheit, als den Hort des Gleichgewichtes ansah; es war, als wenn die freien Niederlande ihren politischen Bankerott erklärten, wenn sie, einen kleinen deutschen Fürsten abzuwehren, den mächtigsten und ehrgeizigsten Monarchen aufriefen und seiner Armee ihre Grenzen öffneten.

Je näher sie kam, desto mißtrauischer und aufgeregter wurde die Stimmung in den Provinzen; man sagte, sie komme, um sich zugleich der spanischen und der vereinigten Niederlande Meister zu machen; man beschuldigte de Witt und seine Parthei, daß sie sich lieber der Protection und dem Joch Frankreichs unterwerfen, als die Wiederherstellung des Hauses Oranien dulden wollten, daß sie diese voraussähen, wenn Brandenburg den Staat rette. So bedenklich wurde die Gewalt der öffentlichen Meinung, daß Ludwig XIV. seinem Gesandten die höchste Thätigkeit anempfahl, täglich Couriere forderte, ihn beauftragte, im Nothfall auch die sofortige Kriegserklärung Frankreichs gegen England zu versprechen; er nannte diese Angelegenheit „die größte, die es jemals gegeben." [111]) Es gelang dem unermüdlichen d'Estrades; er verstand es, die einzelnen Deputirten im Haag, einzelne Städte in Gröningen, Geldern u. s. w. zu gewinnen, die Statthalterin Wittwe von Westfriesland von ihrer Mutter, der Prinzessin Hoheit, zu trennen und für Frankreich zu stimmen. Durch den Schutz Frankreichs bestand de Witt den Sturm, dem er sonst erlegen wäre; er verpflichtete sich dafür, keinen Frieden mit England zu schließen, ohne Zustimmung des Königs; er und die Politik Hollands wurde völlig von Frankreich abhängig.

Wenigstens Brandenburgs glaubte er nun nicht mehr zu bedürfen.

Es wurde allerdings weiter unterhandelt: „wenn der Kurfürst mit Münster brechen wolle, werde man ihm gern Subsidien bewilligen wie den Braunschweigern, oder ihm für die Dauer des Krieges Orsoy überlassen; aber die brandenburgischen Völker müßten den Staaten zur Verfügung gestellt werden.[112]) Selbst die Herren von Amsterdam erklärten jetzt, daß man sich ganz und allein auf Frankreich stellen müsse. Die Prinzessin Hoheit ließ in Berlin dringend bitten, so viel wie möglich nachzugeben, damit der Staat nicht durch Frankreich allein gerettet werde; sie sandte ein Allianzproject, das freilich von de Witt angenommen werden konnte; Friedrich Wilhelm sandte es ihr zurück: „es sei seiner nicht anständig".[113])

Die Lage des Kurfürsten begann peinlich zu werden. Nicht darum, weil er seine Politik auf die Zugeständnisse gestellt hatte, die man ihm zu machen im Haag nicht mehr nöthig fand. Aber die Verwickelungen, die er im Verein mit dem Hause Braunschweig zu lösen gehofft hatte, wurden mit dem Eintreten Frankreichs unberechenbar. Schon wurde auch in Regensburg kaiserlicher Seits des Bischofs Antrag, den Reichskrieg zu erklären, lebhaft befürwortet; die brandenburgischen Gesandten erklärten sich in den stärksten Ausdrücken gegen einen Schritt, der bei dem Verhältniß von Mainz, Cöln, Trier, Kursachsen zu Frankreich, sofort Deutschland in zwei feindliche Lager getheilt hätte; der Antrag fiel. Nur um so thätiger wurde die Regierung in Brüssel, nur um so ausgedehnter die Werbungen des Bischofs; man mußte besorgen, daß Schweden sich die Gelegenheit ersah, einen Handstreich gegen Bremen zu versuchen, der zugleich die Braunschweiger, die Verbündeten Hollands, traf. Was half es, daß officiell das Reich in Frieden blieb, wenn die bedeutenderen Fürsten mit in den Kampf gerissen wurden. Es gab nur noch eine Möglichkeit, der schwellenden Bewegung Halt zu gebieten, und der immer weiter um sich greifenden Theilung Deutschlands und Europa's gegenüber die Politik der „dritten Parthei" zu behaupten.

Mitte October war der Kurfürst von Berlin aufgebrochen, sein Hoflager in Cleve zu nehmen; einige Regimenter folgten ihm, andere wurden nach Westphalen beschieden „zu seiner und seines Landes Versicherung". Er meldete das dem Bischof von Münster[114]) mit dem Bemerken, daß er durchaus nicht gestatten könne, daß seine Lande in diese Unruhen verwickelt würden, und mit der dringenden Bitte, noch jetzt sich zum Frieden bewegen zu lassen, damit nicht der westphälische Kreis, ja das ganze Reich, wie leicht möglich, in den Krieg gerissen werde. Er beauftragte zugleich seine Räthe im Haag, dort zu melden, daß er die Ablehnung seiner

Anträge bedaure, daß er aber, um seine gute Intention zu zeigen, dennoch die Vermittelung mit dem Bischofe in die Hand nehmen wolle.

Mit dem Ende November rückten die französischen Völker unter Pradel an die Linie der Yssel. Nicht bloß, daß ihr zudringliches, hochmüthiges, buhlerisches Verhalten, ihre schlechte Disciplin überall die größte Erbitterung erregte,[115]) auch ihre militairischen Leistungen entsprachen keineswegs den Erwartungen. Und von den braunschweigischen Truppen war immer noch nichts zu sehen; Herzog Georg Wilhelm ließ im Haag sagen (16. Nov.), es wäre ihm angenehm, wenn auch mit Brandenburg geschlossen würde. Des Kurfürsten Schwester, die Landgräfin, rüstete; ebenso Pfalz-Neuburg. Daß in dessen Gebiet Partheien der staatischen Garnison von Wesel streiften, daß der staatische Gouverneur in Emmerich die Jesuiten austrieb, als wären die Staaten und nicht der Kurfürst Landesherr,[116]) erbitterte den Pfalzgrafen, drängte ihn nur um so mehr auf des Kurfürsten Seite.

Vielleicht hatte die französische Politik darauf gerechnet, daß der Bischof von Münster vor der bloßen militairischen Demonstration weichen, daß dann England gern die Vermittelung, die sie angeboten, annehmen werde. Aber der Bischof wich nicht, England wies die Mediation zurück; es kam Heinrich Vane nach Cleve, dem Kurfürsten die glänzendsten Anträge zu machen.

Die Art, wie in jener Mediation die Ehre des Königs von Frankreich betont worden war, gestattete ihm nicht länger, den Krieg nur zu drohen. Nur noch der Abschluß mit Dänemark sollte abgewartet werden, „dann," hieß es, „wird von Bayonne bis zum Nordkap kein englisches Schiff mehr einen befreundeten Hafen finden."

Aber es war nicht eben erwünscht, daß man schon jetzt sich erklären mußte, ehe der Handel mit Münster abgethan war, noch weniger erwünscht, daß Brandenburg mit einer Truppenmacht dastand, der sich andere deutsche Fürsten anzuschließen im Begriff waren; sie konnten die Schritte, die man gegen die spanischen Niederlande vorhatte, auf peinliche Weise behindern. Es lag Alles daran, den Kurfürsten zu gewinnen; dringend wurde de Witt aufgefordert, ihm Genüge zu thun.

Unter dem Vorwand, den Kurfürsten bei seiner Ankunft zu begrüßen, hatte der König du Moulin nach Cleve gesandt; der eigentliche Auftrag war, dessen Ansichten und Absichten zu erforschen.[117]) Der Kurfürst war sehr offen gegen ihn; er gab ihm ein Memoire, in dem er sich bereit erklärte, gegen Münster einzutreten, jedoch mit dem Vorbehalt, daß seine

Truppen nicht, wie die braunschweigischen, unter staatischen Befehl gestellt würden, sondern unter dem Commando seiner Generale blieben; zugleich forderte er Subsidien und die Ueberlassung der Festung Orsoy.

Sofort beauftragte der König d'Estrades, sich nach Cleve zu begeben, natürlich mit dem ganzen Gewicht und Anspruch eines Ambassadeurs der Allerchristlichsten Majestät. D'Estrades meldete sich in Cleve an, nicht ohne bemerklich zu machen, daß ihm der Kurfürst selbst „die rechte Hand" gewähren werde. Der Kurfürst sprach sein Bedauern aus, diese Erwartung nicht erfüllen zu können: „er werde seine Räthe im Haag zur weiteren Verhandlung beauftragen."

Um so mehr beunruhigte es in Paris, daß Vane noch immer in Cleve verweilte, daß die brandenburgischen Räthe im Haag fort und fort mit Downing, der dorthin kam, verhandelten, daß der Kurfürst meldete: er sei vom englischen Hofe aufgefordert, sich der Mediation zu unterziehen. Der Kurfürst verschwieg, daß England ihm die größten Erbietungen machte, ihm die Fortsetzung des Krieges, bis die sämmtlichen clevischen Festungen in seinem Besitz und dem Prinzen von Oranien die hohen Aemter seiner Vorfahren übergeben seien, zusicherte. Im Haag wie in Paris konnte man voraussehen, daß England diesen Preis bieten würde; man mußte demgemäß verfahren.

Der kluge Rathspensionär sah kommen, was ihm am widerwärtigsten war; er versuchte immer neue Künste, zu imponiren, zu gewinnen, zu täuschen; „er wird freundlich gegen uns, und das ist schlimm," schreibt Blaspeil aus dem Haag. Aber Frankreich drängte so energisch, und die Hochmögenden wurden so bedenklich, daß er endlich einer Sendung nach Cleve zustimmte. Es wurde Beverning dazu gewählt, der ein paar Monate früher, unzufrieden mit dem herrischen Verfahren de Witt's, sein Amt als Tresorier von Holland niedergelegt hatte.

Und von Paris her — so wenig war man dort orientirt — versuchte man den Kurfürsten zu überzeugen, daß er mit Frankreich gehen müsse, daß das mehr noch sein, als Frankreichs Interesse sei, daß der König sich wolle bereit finden lassen, 8000 Mann Brandenburger, wenn der münstersche Krieg beendet sei, in Dienst und Sold zu nehmen, natürlich, um sie gegen die spanischen Niederlande zu verwenden. Dann wieder setzte man voraus, daß der Kurfürst herzlich gern die französische Parthei ergreifen würde, wenn er sich nicht vor Schweden fürchtete, das ihm die Engländer auf den Hals hetzen könnten; man versicherte ihm, daß Pomponne, der schon auf dem Wege nach Stockholm sei, dort sich für ihn verwenden, ihn schützen

werde.[118]) Dann wieder glaubte man, daß Vane in Cleve Geld über Geld zahle, um den leider so wenig selbstständigen Fürsten durch seine völlig bestechlichen Minister zu leiten und zu verleiten. Kurz, man hatte die rechte Spur nicht mehr.

Und schon argwöhnte man, daß die Provinzen, welche die Bischöflichen durchheerten, oranisch wie sie waren, mit Cleve Beziehungen hätten, den Friedenserbietungen, die England dort machte, Gehör schenken würden. Man sah die Zahl der Gegner de Witt's wachsen, die seiner Freunde sich mindern, die Freunde Oraniens thätiger, denn je; in der nächsten Versammlung der Groß-Edelmögenden drohte das Uebergewicht an die Friedenspartei zu fallen. D'Estrades selbst reiste nach Amsterdam, nach anderen Städten, für de Witt zu werben; er durfte dem stolzen Führer der Republik sagen, daß er keinen andern Rückhalt habe, als den König; er drängte ihn, Alles zu thun, um sich „den Dorn aus dem Fuß zu ziehen," irgend wie ein „honorables Abkommen" mit Münster zu treffen; der König werde gern jede Vermittelung, nur nicht die des Hauses Oestreich, genehmigen. Aber dringender als Alles war, mit dem Kurfürsten zum Schluß zu kommen. Schon war von ihm eine Beschwerde eingelaufen, daß auch in die clevischen Festungen französische Truppen gelegt worden seien, deren Verlegung in andere Quartiere er als ein Zeichen der Achtung, die ihm der König so oft ausgesprochen, fordere. So bedenklich erschien die Lage, daß sich d'Estrades erbot, als Privatmann nach Cleve zu reisen. Der König zog es vor, seinen Minister Colbert zu senden; den Vorwand gab, den Tod der Königin Mutter anzuzeigen.[119])

Es war in denselben Tagen, daß die Kriegserklärung Frankreichs gegen England erlassen wurde. Frankreich war nun, wie gegen Münster, so auch gegen England engagirt, während der Kurfürst noch freie Hand hatte.

Um so eifriger war Baron de Goes, der kaiserliche Gesandte, der mit nach Cleve gekommen war; zwar nicht Jägerndorf, aber des Kaisers Beistand und Zustimmung zur Beilegung der jülich-clevischen Frage konnte er in Aussicht stellen. Auch Don Estevan de Gamarra kam mit Erbietungen; schon waren mehrere spanische Regimenter von Brüssel aus in Marsch, unter münsterscher Fahne die Festungen der Maasmündung anzugreifen. Und hatte nicht der Bischof Erfolg über Erfolg? standen nicht seine Völker trotz der glorreichen Franzosen noch überall auf staatischem Gebiet? Wenn von ihm jetzt der formelle Aufruf an den Kurfürsten kam, „vermöge der Allianz und darüber aufgerichteten Recesses" ihm „die vereinbarte Mann-

schaft auf diese seine erste Aufforderung" zu senden, da die braunschweigischen Völker bereits im Anzuge gegen ihn seien, so brauchte Brandenburg nur einen Schritt ihm entgegenzukommen, und die Spanier in den Niederlanden, der Kaiser selbst erklärten sich; die Staaten hätten dem Stoß nicht widerstehen, Frankreich ihn nicht mehr pariren können.

Freilich, der Vertrag Dänemarks mit Frankreich war geschlossen, Hannibal Sehestedt hatte die Ratification in Paris übergeben; aber derselbe Hannibal Sehestedt kam nun nach Cleve, seines Königs Verlangen nach gemeinsamer Sicherstellung gegen Schweden darzulegen; man war in Kopenhagen außerordentlich beunruhigt über die Rüstungen in Schweden, über die Verstärkung der schwedischen Macht im Bremischen, über die Execution gegen Christian Louis von Mecklenburg. Auch der schwedische Resident in Cöln, der zweideutige Habbäus, kam mehr als einmal nach Cleve. Auch polnische Herren, namentlich der Truchseß von Plock, Wladislav Los, wurden bei Hofe gesehen. Von vielen deutschen Fürsten kamen Gesandtschaften.

Cleve war für den Augenblick der Schwerpunkt der europäischen Politik. In des Kurfürsten Hand lagen die größten Entscheidungen; die rivalisirenden Mächte überboten sich, ihn zu gewinnen.[120])

Er war nicht gemeint, dem Einen oder Anderen zu folgen.

Daß ihm gelang, den Weg zu gehen, den seine politischen Interessen forderten, daß er in einer großen europäischen Verwickelung seinem Staat eine fest ausgeprägte Stellung zu geben, sie in einer Reihe denkwürdiger Verträge festzustellen verstand, das ist die Bedeutung dieser clevischen Zeit.

Der clevische Friede.

„Der Kurfürst war nach Cleve gekommen, nicht sowohl um seine Territorien zu sichern, als um seinen Gewinn zu machen, wenn die eine oder andere Parthei seines Beistandes bedürfen sollte," sagt Pomponne.

Gewiß; nur daß es darauf ankam, worin er seinen Gewinn suchte. Daß er nicht darauf aus war, staatische oder englische Subsidien zu gewinnen, hatte sich schon gezeigt. Nicht einmal sein Recht auf die clevischen Festungen, auf Jägerndorf oder Elbing zur Geltung zu bringen, war das Motiv seines Handelns.

Er war nun einmal nach der Lage seiner Territorien bei den Verwickelungen der Mächte nur zu nah betheiligt; er für seinen Theil stand

mit allen in friedlichen Beziehungen, die zu erhalten für ihn von großem Werth war; er hatte für jede dieser Mächte eine Seite, die ihr zugewandt war, wenn auch andere Seiten seines Interesses in anderen, in entgegengesetzten Beziehungen standen. Mochten Andere ihren Gewinn in allgemeinem Wirrniß, in der Partheinahme für oder wider suchen, sein Interesse war es, sich nicht in die für ihn falsche Alternative fremder Interessen drängen, nicht den Kampf um dieselbe in seinen Bereich eindringen zu lassen. Er hatte noch völlig freie Hand; er konnte nur eintreten wollen für die Sicherung seines Friedens und des Friedens in seinem Bereich, für die Abwehr fremder Willkühr und herrischer Uebermacht, für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts, das er schwer bedroht sah.

Nur die nächste und brennendste Frage war der münstersche Krieg; und er löste sie in dem Maaß, als er dem Ehrgeiz, der Anmaaßung, der Selbstsucht hüben und drüben mit jener Mäßigung entgegentrat, die nach dem Spruch des alten Dichters gerecht nicht bloß scheinen, sondern sein will. Mochte Spanien, mochte der Kaiser gewünscht haben, daß man diesen Krieg von Reichswegen aufnehme, es war weder im brandenburgischen, noch im deutschen Interesse, den Kampf der Seemächte sich auf deutschen Boden verlegen zu lassen; noch weniger, die freien Niederlande, die in Gefahr waren, sich zu verbluten, Preis zu geben um die spanischen zu salviren, die noch nicht gefährdet waren; am wenigsten, dem deutschen Gemeinwesen einen Krieg aufbürden zu lassen, den irgend ein Reichsfürst, ohne Wissen und Willen des Reichs, in Kraft seines Patentes als englischer Generallieutnant, zu beginnen für gut gefunden hatte. Erst mit diesem frivolen Angriff des Bischofs, mit diesem heillosen Mißbrauch „deutscher Freiheit“ waren die Niederlande in die Arme Frankreichs getrieben; den Krieg deutscher Seits aufnehmen, hieß die Gewalt de Witt's und seiner Parthei dauernd und auf die Verbindung mit Frankreich gründen, die Uebermacht Frankreichs um die Dependenz der Staaten steigern.

Am Hofe zu Cleve täuschte man sich darüber nicht, daß bei Weitem nicht in dem münsterschen Kriege, nicht einmal in dem zwischen Holland und England die eigentliche Gefahr lag. Die Berichte, welche aus Stockholm, Warschau, Kopenhagen, aus Paris eingingen, die Andeutungen, die Colbert selbst in Cleve gab, ließen nur zu deutlich erkennen, mit wie kühnem Eifer Frankreich arbeitete, wie es die politischen Verhältnisse vom Tajo bis zum Nordkap und zum Bosporus sich zurechtlegte, um den entscheidenden Schlag zu führen; Combinationen, die, wenn sie gelangen,

Europa von Neuem mit der Gefahr der „universalen Monarchie" bedrohten. [121])

Der französische Hof schwelgte in den kühnsten Entwürfen; und der Ruhm des Königs gestattete nicht, daran zu zweifeln, daß er gerechtfertigt sei, Alles zu wollen, was er hinauszuführen die Macht hatte; mit Enthusiasmus diente man ihm.

Der Mittelpunkt des großen Operationsplans war, daß die beiden Seemächte, die das gemeinsame Interesse gehabt hätten, die spanischen Niederlande zu decken, in leidenschaftlichem Kampf sich gegenseitig zu lähmen fortfuhren. In diesem Sinn war es, daß Ludwig XIV. den Staaten zu Hülfe eilte, als der Angriff des Bischofs sie für den Seekrieg matt zu setzen drohte; in demselben Sinn, daß er England den Krieg erklärte, um den Rathspensionair emporzuhalten gegen die Friedenspartei und die Freunde des Oraniers.

Mit nicht minderem Geschick hatte die französische Diplomatie auf der pyrenäischen Halbinsel gearbeitet. Den Versuch Englands, sich mit der Krone Spanien zu verständigen, ihr den Frieden mit Portugal zu vermitteln, damit sie ihre ganze Kraft auf die Deckung ihrer Niederlande wenden könne, verstand Frankreich zu vereiteln. Die bigotte Königin Regentin, die um keinen Preis den Ketzern etwas verdanken wollte, zog die angebotene französische Vermittelung vor, die dafür zu sorgen verstand, daß der Krieg auf der Halbinsel, der Spanien völlig lähmte, seinen Fortgang hatte.

Nur vom Kaiser schien man noch Schwierigkeiten erwarten zu müssen; nicht bloß, weil es sich um den burgundischen Kreis handelte; es wurde geglaubt, diese Niederlande seien zur Mitgift seiner Braut, der zweiten spanischen Infantin, bestimmt. Aber man kannte vom Türkenkriege her die klägliche Schwäche der östreichischen Macht, von Erfurt, von Regensburg her die noch kläglichere der kaiserlichen Politik im Reich. Man hatte den Rheinbund und Kursachsen, bald Kurbaiern obenein; und wenn der Brandenburger trotz des Rheinbundes, dessen Mitglied er seit einigen Wochen war, trotz der Verbindlichkeiten, die er bei jedem Anlaß gegen den König äußerte, trotz der Aussicht auf eine engere Allianz, die Colbert ihn hoffen lassen mußte, noch immer nicht zu fassen war, so brauchte man nur die polnische Frage von Neuem in Scene zu setzen, um ihm und dem Kaiser zugleich Fußschellen anzulegen.

Das war der Zweck der Sendung Pomponne's nach Stockholm. Nur ein so hervorragender Diplomat war der allerdings schwierigen Aufgabe

gewachsen, nicht bloß den schwedischen Hof, den man nicht eben rücksichtsvoll behandelt hatte, zu begütigen und zu gewinnen, sondern das mit einem Project zu erreichen, welches den Schweden nicht mehr, wie 1662, dafür galt, in ihrem Interesse zu sein, dem Project der polnischen Königswahl.

Seit 1662 hatte dies Project geruht.[122] Als aber 1664 jenes französische Corps zum Türkenkriege nach Ungarn zog, hatte die Königin wieder die Wahl Condé's angeregt. Sofort hatten sich die Conföderationen erneut, der Adel zu den Waffen gegriffen, der geächtete Fürst Lubomirski sich an die Spitze der Bewegung gestellt. Nach einem wüsten Bürgerkriege war im October 1665 ein Abkommen getroffen, nach dem die Conföderationen sich auflösen, der Reichstag im nächsten März zusammenkommen, der Fürst vor demselben erscheinen sollte, sich zu rechtfertigen. Es war keine Entscheidung, sondern ein Waffenstillstand auf kurze Zeit.

Von dem französischen Gesandten Bonzi, Bischof von Beziers, berathen, faßte der Hof von Warschau den Plan, auf dem nächsten Reichstag die Wahl zu beantragen; ihr Ausfall, versicherte die Königin, sei unzweifelhaft, wenn man den Empörern mit einer geordneten Truppenmacht entgegentreten könne; 4000 Mann Fußvolk, 3000 Reiter seien genügend. Man verschob den Reichstag bis in den April.

Bereits im Februar ließ Ludwig XIV. im tiefsten Geheimniß mit de Witt über den Marsch von 5000 Mann zu Fuß unterhandeln, die über Ostfriesland weiter nach Mecklenburg gehen, da sich nach Danzig einschiffen sollten.

Von Schweden sollte Pomponne nicht bloß den Paß durch Bremen und Verden, sondern namentlich die Mitwirkung zu dem Unternehmen, die Sendung der nöthigen 3000 Mann Reiter erwirken. Die Gesichtspunkte, welche er in Stockholm geltend machen sollte, waren, daß es mit dem Reichstag zwischen dem Könige und der Empörung zur Entscheidung komme, daß die königliche Autorität in Gefahr sei, wenn die der Republik Geltung gewinne, daß Ludwig XIV. der Königin sein Wort gegeben habe, ihre Sache zu halten, daß Lubomirski sich nach Schlesien in den Schutz des Kaisers geflüchtet und dem Kaiser die Bestimmung, wer König von Polen werden solle, überlassen habe, daß Frankreich und Schweden, die die Freiheit im Reich und den Frieden Europa's vor dem Dominate des Hauses Oestreichs gerettet hätten, nicht zusehen könnten, wenn der Kaiser mit der Verfügung über die polnische Krone ihn erneue.

Aber in Stockholm war man gerade jetzt auf das Aeußerste allarmirt,

daß Dänemark, angeblich in Anlaß des mit Holland und Frankreich geschlossenen Vertrages, sich in Verfassung setzte; man glaubte, Dänemark nicht rüsten lassen zu dürfen, ohne selbst noch stärker gerüstet zu sein. Die Garantie, die Frankreich und Holland dafür boten, daß sich Dänemark nicht gegen Schweden wenden werde, wurde zurückgewiesen: „keine Garantie reiche aus, außer der der eigenen Waffen."

Wie viel in diesem Eifer Ernst, wie viel Schein sein mochte, jedenfalls fand Pomponne mit seinen Anträgen in Betreff Polens nichts weniger als geneigtes Gehör. Man begriff in Stockholm sehr wohl, daß ein französischer Prinz, ein Condé auf dem polnischen Thron den Besitz von Liefland ernstlich gefährde. Man sah, daß man in dieser Frage mit Brandenburg gleiches Interesse habe. Nicht bloß, daß nun die Verhandlungen über die brandenburgische Allianz, die Monaté lang gestockt hatten, wieder in Gang gebracht und gefördert wurden; man sprach offen den Wunsch aus, daß der Kurfürst über die polnische Wahl mit der Krone Schweden ins Benehmen treten möchte. Man erwartete nicht erst seine Eröffnungen; man erklärte, wenn ein Mittel zu finden sei, den Pfalzgrafen von Neuburg mit dem Kurfürsten zu verständigen, so würde dessen Wahl als eines Mitgliedes des Hauses, dem der König von Schweden angehöre, diesem am willkommensten sein.

Gerade das traf den Gedanken des Kurfürsten, oder vielmehr einen schon im Zuge begriffenen Plan.

Schon seit Jahr und Tag hatte er mit dem Pfalzgrafen über eine definitive Theilung der jülich-clevischen Lande unterhandelt, ohne daß die Sache eben weiter kam. Der Pfalzgraf fühlte sich in der Gunst Frankreichs stark genug, höhere Forderungen zu stellen, als der Kurfürst bewilligen wollte und konnte; und unter den pfälzischen Räthen waren mehrere, namentlich der Kanzler von Lerodt, die vor Allem die Beziehungen zu dem mächtigen Frankreich erhalten zu sehen wünschten.

Freilich, daß in Paris der Vertrag von Dorsten so lebhaft mißbilligt wurde, mehr noch, daß Frankreich in so enge Gemeinschaft mit Holland trat, daß damit die Reclamationen wegen Haus Leuth und Ravenstein, für die man Frankreichs Unterstützung gehofft hatte, alle Aussicht verloren, kühlte die Stimmungen in Düsseldorf merklich ab. Man näherte sich mehr als bisher dem Kurfürsten, der immer neue Beweise seiner freundnachbarlichen Gesinnung und aufrichtigen Interesses gab, und der, was vor Allem ins Gewicht fiel, militairisch stark war.

Anderer Seits war der Wiener Hof in dem Maaße, als die Frage

wegen der spanischen Niederlande ernster wurde und zugleich die der polnischen Wahl eine zweite schwere Gefahr zeigte, eifriger bemüht, den Kurfürsten zu überzeugen, wie wohl der Kaiser es mit ihm meine. Wie groß der brandenburgische Einfluß in Polen sei, hatte Fürst Lubomirski oft genug von Breslau aus nach Wien gemeldet, nicht minder, daß der größte Theil des Adels die Wahl eines französischen Prinzen verabscheue, daß dagegen der Pfalzgraf von Neuburg dort schon mehrfach genannt sei, dessen Wahl als eine gleichsam neutrale den Beifall der Republik finden werde.

Auch der Kurfürst hatte schon diese Möglichkeit ins Auge gefaßt; seit er nach Cleve gekommen war, wurde sie in den Theilungsverhandlungen wohl angedeutet. Wie hätte der Gedanke den Ehrgeiz des Pfalzgrafen nicht entzünden sollen; wenn ihm Brandenburg zu einer Krone verhalf, so konnte er in der Theilung mehr gewähren, als er bisher gewollt hatte; Frankreich, hoffte er, werde ihm nicht entgegen sein, da ja Condé's Wahl bei dem Widerwillen der Polen gegen sie völlig unmöglich sei, und da schon vor Jahren Cardinal Mazarin erklärt habe, Frankreich würde, abgesehen von Condé, niemand lieber als den Pfalzgrafen auf dem polnischen Thron sehen.

Daß Verhandlungen zwischen Brandenburg und Neuburg gepflogen wurden, war kein Geheimniß. Jetzt, als man in Brussel, wie in Wien die Hoffnung, den Kurfürsten auf Münsters Seite treten zu sehen, aufgeben mußte, begann Fricquet vom Haag, Lisola von Brüssel aus, de Goes in Cleve sich für das Zustandekommen des Theilungsvertrages zu bemühen. Sie stellten des Kaisers Genehmigung für denselben in Aussicht; sie brachten des Pfalzgrafen polnische Wahl in Anregung; sie erklärten, wenn der Pfalzgraf mit dem Kurfürsten verglichen sei, so werde der Kaiser die polnische Krone Niemandem lieber gönnen, als dem Pfalzgrafen.[123])

Während sich so die Fäden, Frankreichs polnische Projecte zu umspinnen, in aller Stille immer dichter zusammenzogen, während zugleich Frankreichs Verfahren gegen Münster den Rheinbund und dessen Vertrauen zu dem erhabenen Protector erschütterte, begannen auch zwischen dem Haag und Paris Spannungen sehr bedenklicher Art.

Der erste Feldzug der vereinigten staatischen und französischen Truppen war höchst kläglich verlaufen; sie hatten da und dort einen Anlauf genommen, ohne etwas von Bedeutung zu erreichen; endlich hatten sie, 20,000 Mann stark, nicht einmal ein so „elendes Nest" wie Bocholt nehmen können. Ohne irgend einen Waffenerfolg zogen diese französischen Völker, von denen man Wunder wie große Dinge erwartet hatte, in die

Winterquartiere, in denen sie sich im höchsten Maaße lästig und anstößig benahmen. Die Provinzen, sowohl die von den Bischöflichen verheerten, wie die mit den staatischen und französischen Völkern belästigten, wurden schwierig; und wenn die im Haag dominirende Parthei alle Schuld auf Fürst Moritz von Nassau warf, der den Oberbefehl hatte, so wußte jeder, daß der sein Bestes thue, daß aber das Dreinreden der staatischen Commissare, die man ins Hauptquartier zu senden für nöthig gefunden, Alles verdarb. Vergeblich war ihnen vorgestellt worden, wie die Truppen Mangel litten, wie es an Geschütz und Munition, an allem Nothwendigsten fehle; die Hochmögenden gaben ja das Geld her; und de Witt hielt es für nothwendig, wie die Flotte, so auch die Landarmee, wenn nicht in Person, so doch durch seine Freunde zu dirigiren.

Nur um so lauter wurde der Ruf nach dem jungen Prinzen; selbst dreizehn unter den holländischen Städten verwandten sich für ihn. De Witt drängte am französischen Hofe auf ein neues Vorgehen, auf rasche entscheidende Schläge; die Antwort war eine dringende Empfehlung, mit Brandenburg zum Schluß zu kommen.

Eben das wünschte der Rathspensionair nicht. Er beantragte bei den Staaten von Holland neue größere Werbungen; er überzeugte sie, daß eine Veränderung im Commando nothwendig sei, „um die verfallene Miliz dieses Estats wieder zurecht zu bringen." Er bot der Prinzessin Hoheit an, ihrem Enkel, dem Prinzen das Generalat der Cavallerie zu übergeben, aber zum Oberbefehl einen Anderen, er nannte Turenne, Waldeck, Schonberg in Portugal, den schwedischen General Würz, zu ernennen.[124]) Aber Turenne wies die vorläufigen Eröffnungen von der Hand; die Prinzessin Hoheit verbat die Erwähnung ihres Namens, wenn die Sache bei den Staaten von Holland zur Sprache gebracht werde; und bei diesen selbst trat dem Rathspensionair eine sehr energische Opposition entgegen: „es sei unerhört, einen fremden General ins Land zu rufen, als könne Holland selbst nichts mehr; man werde den jungen Prinzen, wenn es übel gehe, für Alles verantwortlich machen." Die Ritterschaft weigerte ihre Zustimmung; Harlem, Leyden, andere Städte folgten. Zugleich erhoben die anderen Provinzen ihre Stimme: „Holland maße sich an, den obersten Befehl zu vergeben." Man hatte Mühe, sie mit der Versicherung, daß es nur für Holland allein gemeint sei, zu beruhigen.

Die Mißstimmung, die Zerfahrenheit, die Versäumniß an Vorbereitung war so groß, daß das Uebelste zu befahren war, wenn man es auf

einen neuen Feldzug mit Münster ankommen ließ, ohne die Hülfe einer bedeutenden militairischen Macht gewonnen zu haben.

Allerdings hatten die Herzöge von Lüneburg, dem Vertrage gemäß und für holländisches Geld, ein Corps von 12,000 Mann unter Waffen, sie hatten einen Theil dieser Truppen bereits in Ostfriesland. Aber der elende Verlauf des staatischen Feldzuges machte sie stutzig; sie fühlten sich durch die Truppenmacht, welche Schweden in Bremen und Verden zusammenzog, durch die täglich ernster werdende Gefahr der Stadt Bremen mehr als gelähmt; daß Dänemark in Holstein rüstete, gab ihnen nicht eben höheren Muth; sie wagten sich keinen Schritt weiter, so lange sie über die Entscheidung Brandenburgs ungewiß waren.

Immer wieder sah sich de Witt auf die Verbindung zurückgewiesen, die er um Alles gern vermieden hätte. Selbst daß der staatische Gesandte am Hofe zu Cleve mit dem englischen Unterredungen hatte, deren Inhalt vor dem französischen geheim gehalten wurde, wirkte auf den französischen Hof nicht, wie man wünschte, sondern hatte nur ungnädige Aeußerungen des Königs und neue Mahnungen, mit Brandenburg zum Schluß zu kommen, zur Folge.

Der Kurfürst selbst hatte nicht aufgehört, dem Bischof von Münster zum Aufgeben seines höchst gefährlichen Unternehmens zu rathen, seine Dienste zur gütlichen Ausgleichung anzubieten; er hatte sich bemüht, „in freundnachbarlicher Weise und in treugemeinter Fürsorge für das Hochstift“ den Bischof zu überzeugen, daß nur auf diesem Wege größerem Schaden zu entgehen, die künftige Sicherheit des münsterschen Landes zu erzielen sei. Die Nähe der brandenburgischen Truppen und die lässige Unterstützung von Seiten Englands hatten den Prälaten mehr und mehr bedenklich gemacht; er erklärte sich Anfangs Januar bereit, die gebotene Mediation anzunehmen und an einem dritten Ort zu unterhandeln. [125])

Der entschiedenen Haltung des Kurfürsten gegenüber hatte auch die kaiserliche Politik ihre Richtung verändert; de Goes in Cleve und Fricquet im Haag arbeiteten jetzt mit, den Bischof zum Frieden zu bringen. Auch Cöln, Braunschweig, Pfalz-Neuburg wirkten in demselben Sinne.

Um so mehr konnte der Kürfürst jetzt den Staaten einen Schritt entgegenkommen. Ihre Bitte, „bei diesen Conjuncturen“ die Frage wegen Orsoy ruhen zu lassen, gewährte er, [126]) ein Zugeständniß, mit dem nach der Meinung Frankreichs die letzten Bedenken Hollands gehoben seien. Aber daß er 160,000 Thlr. Subsidien, daß er die Rückgabe des Zolles von Gennep forderte, gab dem Rathspensionair den Vorwand, neue

Schwierigkeiten zu machen: „man müsse erst alle bei dem Maashandel interessirten Städte fragen; man müsse Vorsorge treffen, daß der Zoll in des Kurfürsten Hand nicht die staatischen Commercien schädige." Auch da gab der Kurfürst nach, daß gegen eine Entschädigungssumme der Zoll noch zwölf Jahre bei den Staaten bleibe.

Frankreich forderte dringend den Schluß. Für Frankreich stand in erster Reihe, jetzt des Krieges mit Münster los zu werden, für die Staaten, den Bischof für immer unschädlich zu machen. Und wenn Frankreich bemüht war, sich für fernere Dinge die Freundschaft des Kurfürsten zu gewinnen, so lag den Staaten daran, ihn so viel möglich an ihre Politik zu binden und sich seiner zu versichern. Sie erwarteten, daß der Bischof nur mit Gewalt zum Frieden zu bringen sein werde, und indem sie dem Kurfürsten erst friedliche Vermittelung zu versuchen zugestanden, hofften sie, daß er sehr bald die Waffen werde ergreifen müssen. Der Kurfürst seiner Seits durfte bereits auf die veränderte Stimmung in Münster und auf den gewissen Erfolg billiger Anträge rechnen.

So kamen Anfangs Februar seine Verhandlungen mit Holland zum Schluß; es wurde die Allianz von 1655 erneut; es wurde festgestellt, daß er den Bischof in vier Monaten durch gütliche Mittel zur Niederlegung der Waffen zu bestimmen, daß er ihn dann, wenn er sich nicht gefügt, dazu zwingen werde. Die Staaten verpflichteten sich dagegen, ihm für diese vier Monate Subsidien für die 12,000 Mann zu zahlen, die er bereit zu halten habe, diese Zahlung weitere vier Monate fortzusetzen, wenn zur Gewalt zu schreiten sei. [127])

Officiell freilich war nun ein Anfang gemacht. Aber de Witt sowohl, wie der Bischof hofften noch, trotzdem ihr Spiel zu machen.

„Es sei unter der Würde der Republik," sagten de Witt's Freunde, „mit dem Prälaten zu unterhandeln, bevor er das staatische Gebiet geräumt und die Waffen niedergelegt habe." Daß Truppen in seinem Dienst von den spanischen Niederlanden aus jetzt einen Einfall in das Gebiet von Breda machten, ließ hoffen, daß die Friedensunterhandlungen scheitern würden.

Und der Bischof sprach sich zu Jena, der zu ihm gesandt war, allerdings so aus, als wenn nur die Rücksicht auf den Kurfürsten ihn bestimme, von seinen gerechten Forderungen etwas nachzulassen, da er mit der kläglichen Armee der Herren Staaten auch wohl ferner fertig zu werden hoffe. Aber unter der Hand war er aller Orten thätig, dem Kriege größere Dimensionen zu geben; er rechnete auf Schweden, auf den Kaiser, der, so

hieß es, eine Armee an den Rhein senden werde, auf Spanien, das im Begriff war, sich für England zu erklären. Gelang es nur zwei Monate noch den Kurfürsten hinzuhalten, so stand die Land- und Seemacht der englisch-spanisch-kaiserlichen Coalition fertig da.

Um so energischer drängte der Kurfürst; er ließ dem Bischof keinen Zweifel, daß es nothwendig sei, den Frieden des Reiches schleunigst sicher zu stellen, daß er sich den Bedingungen, die ihm vorgelegt würden, fügen müsse. Er drohte mit der Abberufung Jena's.[128])

Und so verändert war jetzt die Stimmung im Haag, daß de Witt selbst diese Abberufung widerrieth: man müsse durchaus durch gütliche Handlung mit dem Bischof zum Ziele zu kommen suchen.[129]) Er sah nicht ohne Besorgniß, wie mächtig sich England zum neuen Seekrieg rüstete, während Ludwig XIV. zögerte, seine Flotte fertig zu machen und zu der staatischen stoßen zu lassen, aber um so eifriger seine Landmacht gegen die spanischen Niederlande verstärkte. Das Benehmen der Franzosen in den staatischen Garnisonen wurde immer herrischer; aus allen Städten kamen Klagen; in der Sitzung der Hochmögenden wurde der Wunsch ausgesprochen, daß der König veranlaßt werde, sie zurückzurufen; an mehreren Orten hatte die Bürgerschaft die eingelegten Compagnien entwaffnet und zum Thor hinausgejagt. Ueber das ganze Gebiet der Union war Gährung, und immer wieder rief das Volk nach dem Oranier.

Und nun ließ der Kurfürst vorschlagen, daß man jetzt, bei der Neubesetzung der hohen Chargen für das nächste Kriegsjahr, dem jungen Prinzen eine Stellung in der staatischen Armee geben möge.

Lieber Alles hätte de Witt und seine Parthei geduldet, als das; sie erwiderten: „daß das eingereichte Memorial nicht von der Art sei, vor den Hochmögenden verlesen, geschweige denn abgeschrieben und an die Provinzen gesandt zu werden."[130]) Auch daß Seeland dieselbe Forderung stellte, daß die Prinzessin Hoheit wenigstens des Prinzen Aufnahme in den Rath van Staaten empfahl, „damit er sich mit des Landes-Maximen und Privilegien bekannt mache," blieb ohne Erfolg.

So wichtig dem Kurfürsten die oranische Frage war, für jetzt stand ihm der Abschluß mit Münster in erster Reihe. Während in Cleve die officiellen Verhandlungen geführt wurden, drückte Jena in Münster scharf nach seiner Art auf den Prälaten und seine Umgebung; er überzeugte ihn, daß seine Hoffnung auf Schweden vergebens sei; empfahl ihm doch auch Wrangel, „zu sehen, daß er einen ehrlichen Frieden bekomme."

Der Prälat begann unsicher zu werden; „nur Borkeloe müsse ihm in

jedem Falle sicher bleiben." Der Kurfürst gab wenig Hoffnung dazu: „wird uns doch schon im Haag vorgeworfen, daß wir es nicht recht mit dem Staat meinen und unter der Hand noch mit der andern Parthei colludiren;" vielleicht werde Holland zugeben, daß der Weg Rechtens eingeschlagen werde, dann aber für den zugefügten schweren Schaden Ersatz fordern.

Der Bischof stand vor der letzten Alternative; und Jena ließ ihm nur eine Nacht Bedenkzeit. Am andern Morgen, 23. März, empfing er die Erklärungen des Bischofs, wie er sie wünschte, und eilte nach Cleve; er veranlaßte die Gesandten von Cöln und Neuburg, die in den letzten Tagen seine Arbeit mehr gestört, als gefördert hatten, mit nach Cleve zu gehen.

Auch in Cleve gab es noch Mühe genug. Der Bischof bemühte sich, außer Brandenburg noch andere Vermittler herbei zu ziehen; die Verzögerung, die damit entstanden wäre, hätte ihm noch möglicher Weise eine rettende Wendung bringen können. Es half ihm Nichts; der Kurfürst erklärte, wenn nicht in acht Tagen der Vertrag fertig sei, lasse er marschiren. Der staatische Gesandte warf sich hoch in's Zeug, forderte zugleich Borkeloe und Schadenersatz, erklärte, wenn der Bischof sich nicht füge, werde man ihn mores lehren; es müsse bestimmt werden, daß der Bischof künftig nur 1500 Mann halte, das genüge zur Besetzung seiner Festungen. Der Kurfürst unterließ nicht, gegen die staatischen Herren dieselbe Festigkeit zu zeigen, die sie in seinem Verhalten gegen den Bischof rühmten; die Gunst der Umstände legte es in seine Hand, zu bestimmen, was recht und billig sei.

So kamen die Verhandlungen Mitte April zum Abschluß; Holland verzichtete auf den Schadenersatz; der Bischof gab nach, daß der Besitzstand in Borkeloe hergestellt werde, wie er vor dem Kriege gewesen, das Recht des Reiches vorbehalten; er verpflichtete sich, sein Heer bis auf 3000 Mann zu entlassen, auch nicht neue Werbungen zu machen, außer wenn die Sicherheit des Reiches und des westphälischen Kreises oder Verträge, die diesem clevischen nicht entgegen seien, es nöthig machten.

Wohl hatte der Kurfürst Anlaß, nach Abschluß dieses Friedens dem Prälaten Glück zu wünschen, „daß er mit Hintansetzung seines besonderen Interesses die gemeinsame Wohlfahrt und Sicherheit solchergestalt habe befördern wollen;" aber mit gleichem Recht durfte er hinzufügen, „daß er selbst nichts als die Beruhigung und Securität des Kreises und des Hochstiftes Conservation mit Hintansetzung seiner besonderen Interessen gesucht habe."

In den vereinigten Provinzen machte die Nachricht von dem glücklichen Abschluß, wie Copes schreibt, „eine unauslöschliche, wohlaffectionirte Impression," und Jedermann rühmte „des Kurfürsten treue Dienste auf das Beste." Mochte dann auch de Witt für angemessen halten, durch die Hochmögenden dem Könige von Frankreich einen feierlichen Dank votiren zu lassen, gleich als wenn durch sein erhabenes Wort der Friede zu Stande gekommen sei, — nicht bloß der Ort des Friedens, sondern dessen Bedingungen zeigten, daß er nicht ein französisches, sondern ein deutsches Werk sei.

Was der Friede bedeutete, empfand man in England sofort. Mit demselben war nicht bloß Holland auf der Landseite frei und im Stande, seine ganze Kraft auf die See zu werfen; auch die Hoffnung auf die Coalition, deren Abschluß man schon ganz nahe geglaubt, war nun zerronnen; schon zeigte sich der Rückschlag auf Schweden, und England stand isolirt.

Der Kurfürst hatte seinen Zweck erreicht. Die Kriegesflamme, die schon auf das Gebiet des Reichs hinüberschlug, war erstickt. Vor aller Welt Augen hatte es sich gezeigt, daß nicht der Rheinbund es sei, der den deutschen Frieden sichere, Deutschlands Geschicke bestimme; der Rheinbund so wenig, als Kaiser und Reich.

Für sich gewonnen hatte der Kurfürst nichts, außer daß Freund und Feind anerkennen mußte, er habe der wüsten Bewegung Halt geboten.

Magdeburg.

Die europäische Gefahr des Krieges zwischen England und den Staaten war gewesen, daß die übrigen Mächte eine nach der anderen sich für oder wider partheiten, und daß Frankreich, mit seiner kühnen Diplomatie überall thätig, diese Gegenstellung zu entwickeln, endlich das Amt des Schiedrichters über Alle in die Hand nahm.

Daß Frankreich auf de Witt's Anrufen Parthei nahm, daß der Kurfürst noch freie Hand hatte, als es geschah, daß er in der Rüstung war, mit einer Macht, auf die man achten mußte, in der Nähe des Kriegstheaters zu erscheinen, daß er er durch eine bewaffnete Mediation — wenn auch der Name vermieden wurde — den Staaten das gewährte, was die französische Hülfe ihnen nicht hatte schaffen können oder wollen, und einen Mitfürsten im Reich aus der Gefahr riß, die ihn Frankreich hatte fürchten

lassen, das waren die ersten Momente zu einer Wendung in dem politischen System Europa's, wie sie am wenigsten den weitschichtigen Entwürfen Frankreichs entsprach.

Schon im Anfang März wurden dem brandenburgischen Gesandten in Paris in vertraulicher Weise merkwürdige Eröffnungen gemacht: „der Kurfürst habe allen Grund, sich nach getreuen Freunden umzusehen; vom Kaiser auch in den billigsten Dingen Genugthuung zu erhalten, bemühe er sich vergebens; und die Schweden, immer gefährliche Nachbarn, würden ihm den letzten Krieg nimmer vergessen; Polen warte nur auf die Gelegenheit, die preußische Souverainetät wieder an sich zu bringen; nur Frankreich sei mächtig genug und bereit, ihm gegen solche Gefahren Sicherheit zu bieten, wenn der Kurfürst an den Plänen, die Frankreich gegen die spanischen Niederlande habe, Theil nehmen wolle; dem Kaiser werde Frankreich diese Niederlande nie zufallen lassen, und sollte die Krone darüber in ewige Kriege verwickelt werden." [131]) Es waren eben diese Anträge, die Colbert zu wiederholen nach Cleve gesendet worden war.

Der Kurfürst hatte keinen Anlaß, vorläufige Erörterungen von der Hand zu weisen, die ihn über die Gedanken der französischen Politik aufklärten, ohne ihn zu binden.

Namentlich in den nordischen Verhältnissen hatte sie eine seltsame Umstellung hervorgebracht. Schweden, sonst immer Frankreichs Bundesgenosse, stand nun in englischer Allianz; und in Kopenhagen, wo man sonst voll Mißtrauen und Bitterkeit gegen Frankreich war, führte Ritter Terlon das große Wort; beiden Höfen war nicht eben wohl dabei, beide fürchteten den Moment, wo sie, kraft ihrer Allianzen, in Action treten würden, deren Wirkung ein neuer nordischer Krieg werden mußte; die Spannung zwischen ihnen war bitterer, denn je.

Nicht auf ihren Unfrieden, sondern auf ihren Frieden glaubte der Kurfürst denken zu müssen; und beiden Höfen war es erwünscht, daß der auf deutscher Seite mächtigste Nachbar so dachte.

Eben jetzt wurde der so lange verhandelte Defensivtractat zwischen Schweden und Brandenburg fertig; [132]) das gleiche Interesse beider in der polnischen Frage ließ eine noch nähere Gemeinschaft ihrer Politik voraussehen.

Um so lebhafter wünschte Dänemark jetzt die Erneuerung des Vertrages von 1658, die es Jahre lang hatte liegen lassen. Der Kurfürst ging bereitwillig darauf ein; bereits Ende Mai war der Abschluß fertig, ein Bündniß rein defensiver Natur „Niemanden zu Leide, nur zu gegen-

seitigem Schutz, wenn die dänischen oder brandenburgischen Lande von einer dritten Macht angegriffen würden."

Die braunschweigischen Herren hatte jene augenblickliche Annäherung zwischen Schweden und Münster mit neuer Sorge erfüllt, zumal, da ihnen aus Kopenhagen mehr als eine Mahnung kam, „gegen die versteckten Pläne Schwedens auf ihrer Hut zu sein;" wie, wenn der lang gefürchtete Schlag gegen die Stadt Bremen jetzt geführt wurde? Sie hatten im bischöflichen Kriege nicht offen gegen den Kurfürsten gehandelt, sie hatten von ihrem staatischen Bündniß wenig Nutzen und noch weniger Ehre geerndtet. Auch sie suchten jetzt ein „engeres" Defensiv-Bündniß mit ihm; Ende März 1667 kam es zum Abschluß. Auch Kurcöln und Hessen-Cassel traten demselben bei.

Es ist bereits erwähnt worden, wie die Verhandlungen mit Pfalz-Neuburg über eine definitive Theilung raschen Fortgang gewannen; es war von nicht geringer Bedeutung, daß man von Wien aus die Hand bot, dieselbe zu fördern, von größerer, daß der kaiserliche Hof, nachdem er in seiner Politik her und hin geschwankt, auf die Linie einlenkte, in der der Kurfürst sich bewegte. Es geschah in der Form, daß die Allianz, die 1658 zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten geschlossen war, auf weitere zehn Jahre erneut wurde, eine Allianz ebenfalls rein defensiver Natur, aber weiteren Umfanges, als die früher nur gegen Schweden gerichtete; zur Vertheidigung gegen jeden Angriff, von wem und unter welchem Vorwand immer er erfolge.[133])

Diese Kette defensiver Verbindungen, die Brandenburg schloß, war ein bedeutsames Zeichen der veränderten Lage Deutschlands; und in Mainz, wo man gewöhnt war, den Ruhm der wahren und eigentlichen deutschen Politik für sich in Anspruch zu nehmen, war man betreten, sich völlig wie zur Seite geschoben zu sehen; eine Situation, die Johann Philipp damit nicht besserte, daß er vertrauliche Eröffnungen über das, was im Reich vorgehe, nach Paris sandte, dann sich dort über deren Mittheilung an die Staaten, und im Haag über deren weitere Verbreitung beschwerte. Die Herren in Mainz begriffen nicht, wie so geschwind ihre Rathschläge und Denkschriften im Preise gefallen seien.

Auch ohne sie hatte man im Haag, wie in Paris bemerkt, was in Norddeutschland vor sich ging, und war wenig erbaut davon. Die Art, wie de Witt es zum Vortheil zu wenden versuchte, diente nur dazu, dem französischen Hofe einen neuen Anlaß zum Mißvergnügen zu geben.

Hatte man im Haag gefürchtet, daß sich Schweden für den Bischof

erheben werde, fürchtete man noch, daß England es an dessen Stelle zum Landangriff gegen die Staaten bewegen werde, so konnten jene Defensiv-Allianzen, die Schweden in Schranken hielten, nur erwünscht sein; aber es war dem Rathspensionair peinlich, daß der Kurfürst es war, um den sich jene Verbindungen schlossen; um so mehr peinlich, als jeder Dienst, den derselbe den Staaten leistete, dem Prinzen von Oranien zu Gute kam und den Eifer seines großen Anhangs steigerte.

Des Prinzen Anstellung in einer der hohen Chargen, seine Aufnahme in den Rath van Staaten hatte de Witt glücklich abgewehrt. Jetzt fand er ein Mittel, mit dem Schein hochherziger Fürsorge für den Prinzen sich seiner desto gründlicher zu versichern.

Die Prinzessin Hoheit — vielleicht im Einverständniß mit dem Rathspensionair, vielleicht auch nur, um zu zeigen, wie entfernt sie sei, auf englischer Seite zu stehen, — hatte bei den Edel-Großmögenden den Antrag gestellt, daß die Provinz Holland des Prinzen Education auf's Neue übernehmen möge; und einstimmig war beschlossen worden, wie sie beantragt. Die Wahl zu der mit der Education beauftragten Commission fiel auf de Witt und einige seiner Freunde. Sofort wurde die bisherige Umgebung des Prinzen, die dafür galt, von der englischen Parthei zu sein, verabschiedet. Vergebens waren seine Bitten, ihm wenigstens den Mann zu lassen, der ihn bisher geleitet; auch Zuylestyn wurde entlassen. Die vornehme und sichere Art, wie der junge Fürst dann die Herren von der Commission empfing, ihnen zur Pflicht machte, nicht bloß für seine Erziehung, sondern auch für sein Vermögen zu sorgen, mit dem übel genug gehaust sei, namentlich seine Aeußerung gegen de Witt: „er werde ihn hinfort als seinen Vater ansehen und seinen Weisungen folgen," gab Freunden und Feinden zu denken.[134]) Der Prinzessin Hoheit wandte er völlig den Rücken; sie sah zu spät, daß sie sich verrechnet hatte.

Von dieser Seite sicher konnte de Witt sich weitere Dienste von Brandenburg gefallen lassen. Sein Gedanke war, dem Kurfürsten noch auf weitere vier Monate Subsidien zu zahlen, damit er seine Truppen für die Staaten zu Dienst halte; dann sollte mit den lüneburgischen Herzogen ein ähnliches Abkommen getroffen werden, Dänemark hinzutreten. Der Zweck dieser „Quadrupelallianz" sollte sein, sobald Schweden einen Angriff auf Dänemark unternehme, sofort in das Bremische und Vorpommersche einzubrechen und diesen Angriff mit einer dänisch-holländischen Flotte zu unterstützen. Kam der Plan zu Stande, so hatten sich die Staaten dem schon längst unbequemen Schutz Frankreichs entwunden.

Der Kurfürst kam gegen die Mitte Mai incognito nach dem Haag, um mit dem Prinzen nach dem Texel zu gehen, wo die staatische Flotte zum Auslaufen bereit lag. Im Haag hatte er mit de Witt eine lange Conferenz. Er konnte ihm mittheilen, daß er bereits mit Dänemark, mit den braunschweigischen Herren abgeschlossen habe; er konnte ihm versichern, daß er mit Schweden auf dem besten Fuße sei, ohne daß darum die Nachricht, die de Witt zu haben meinte, als habe er den Schweden der Stadt Bremen halber Zugeständnisse gemacht, richtig sei; doch gehe auch die Stadt weiter, als in ihrem Recht begründet sei. Die gewünschte Quadrupelallianz nahm er nicht an, lehnte er nicht ab. Aber seine Armee war bereits auf dem Marsch nach den östlichen Provinzen.[135])

Damit war der kluge Plan de Witt's zerstört. Er fand schnell einen anderen, den einer bloß defensiven Quadrupelallianz, für den Fall, daß Schweden einen der vier Verbündeten angreife; er sandte diesen dem Kurfürsten nach.

Aber in Paris sah man gar wohl, was de Witt damit wolle: „solche Allianz werde von sehr großem Gewicht sein, sie werde den Ausschlag geben, wohin sie sich wende;“ man ließ durch d'Estrades im Haag erklären: „es sei der Moment gekommen, daß man den Schweden etwas nachgeben müsse, um Dänemark zu decken.“

Nicht Dänemark zu decken, sondern Schweden zu locken, war die sehr deutliche Absicht des französischen Hofes. Rechnete er richtig?

Freilich war Schweden in schlimmen Zuständen. Die Regentschaft, wie der Reichsrath war völlig gespalten; die Partheien, die des Reichskanzlers de la Gardie und die Björnclou's, waren gerade stark genug, sich gegenseitig zu lähmen; abwechselnd war der Zorn gegen Dänemark, die Furcht, Frankreich zu erzürnen, der Eifer, von England noch mehr Subsidien zu erhalten, die Begierde irgendwo Krieg zu haben, die Sorge, durch Krieg die Licenten und Zölle noch mehr zu schmälern, überwiegend Die Sitzungen endeten in der Regel damit, daß man die Entscheidungen vertagte; sich immer alle Wege offen zu halten und keine Verantwortung zu übernehmen, schien Jedem das Richtige. Aber wie lahm und schwankend die Politik der Regentschaft sein mochte, zwei Punkte hielt sie fest; und in beiden war sie auf die Verbindung mit Brandenburg angewiesen.

In der polnischen Frage — sie umschloß zugleich die Sicherheit Lieflands — mußte der Kurfürst das Beste thun, zumal, da der Eifer Frankreichs für die Abdication des Königs dieselbe in jedem Augenblick zur

Krisis treiben konnte. Eben darum hatte man sich beeilt, mit Brandenburg die Defensivallianz vom 27. März abzuschließen.

In Betreff der anderen Frage, der wegen Bremen, enthielt der Vertrag nichts. Und doch galt es den Schweden nicht bloß für eine Ehrensache, sich zu Herren der Stadt zu machen; erst im Besitz derselben beherrschten sie die untere Weser. Bei dem letzten Abkommen 1654 war bestimmt worden, daß die Stadt bis auf weitere Verhandlungen in ihrem Stande bleiben, der Krone Schweden „die Huldigung zu treu und hold" leisten, aber die Krone nicht den Unterthaneneid (juramentum subjectionis) fordern solle. Als im Frühjahr 1665 die Kriegswetter aller Orten sich zusammenzogen, war Seitens der Regierung in Stade gegen die Bremenser in einer Weise vorgegangen, „als wenn," so schrieben sie, „wir Mediatunterthanen und zur Parition verpflichtet wären." Auf ihre Weigerung des Gehorsams war in Stockholm beschlossen, „sie mit Gewalt der Waffen zur Parition zu zwingen." Allerdings waren Truppen zusammengezogen, drohende Mandate erlassen, einige Bremer Schiffe auf der Weser genommen, aber zugleich wer weiß welche Gnaden und Vortheile in Aussicht gestellt, wenn die Stadt auf die Reichsunmittelbarkeit verzichten wolle, „die ja suspendirt und zu weiteren Tractaten ausgestellt sei." Die Stadt hatte sich wiederholt an den Kurfürsten gewandt, um eine brandenburgische Besatzung gebeten, die Aufnahme in den clevischen Frieden beantragt. Der Kurfürst bot seine guten Dienste an, wenn er auch nicht in Allem ihre Ansprüche für begründet halte. Er ersuchte Wrangel, der vorbehaltenen weiteren Verhandlung nicht durch Gewalt der Waffen den Weg zu verlegen.[136])

Wir sahen, wie es im März daran war, daß sich die schwedische Armee im Bremischen mit Münster verband; namentlich der Reichsfeldherr hätte um Alles gern losgeschlagen; die björnclou'sche Parthei war voll Eifer; Eilboten gingen nach England, zu fordern, daß man dem Reichsfeldherrn Truppen in die Elbe sende, bis ihm Verstärkungen aus Schweden zukommen könnten; man suchte zugleich durch England Verbindung mit Spanien und dem Kaiser zu gewinnen; man hoffte, daß dann der Kaiser gegen Bremen entscheiden werde.

Der clevische Friede zerstörte die schönen Combinationen, ehe de la Gardie nöthig hatte, ihnen in den Weg zu treten.[137])

Dann ließ der Kurfürst in Stockholm mittheilen, daß er jene Quadrupelallianz zu schließen Willens sei. „Sie haben es mit Jalousie und Ombrage vernommen," schreibt Crockow am 2. Juni, „sie müßten

sich wundern, daß die Herren in Niedersachsen so rüsteten, das werde den Katholischen Ombrage geben, es werde ein groß Feuer im Reich entstehen; in Summa: es scheint ihnen zu mißfallen, daß die evangelischen Stände im Reich Bündnisse machen, von welchen sie die Direction nicht haben, und in solche Verfassung sich setzen, daß sie sich selber schützen können."

Mit neuem Eifer wandten sie sich auf die bremische Sache. Sie empfanden eine lebhafte Genugthuung, daß der Kurfürst sich geäußert hatte: „die Reichsunmittelbarkeit Bremens betreffend, seien die Einwendungen der Krone Schweden begründet, aber auf das Besatzungsrecht werde die Krone hoffentlich nicht bestehen, darin könne er ihr nicht beistehen." Sie antworteten mit einer Eröffnung sehr sonderbarer Art: „wenn der Kurfürst Schweden beistehen wolle, Bremen zu zwingen, so wolle Schweden dagegen helfen, Magdeburg zum Gehorsam zu bringen."

Also Magdeburg für Bremen. Und doch hatten, so hieß es, die Magdeburger eine Versicherung von Schweden, „daß die Krone sie bei ihren Rechten und Freiheiten erhalten werde." Wollten die Herren in Stockholm nur sondiren? wollten sie mitwirkend das hemmen, was allerdings im Plan war?

Seit dem Fall von Erfurt hatte der Kurfürst Magdeburg nicht aus dem Auge gelassen. Nicht daß er gefürchtet hätte, die Stadt werde bei Kaiser und Reich mit ihren angeblichen Privilegien vom Kaiser Otto durchdringen und für reichsunmittelbar erklärt werden.[138]) Aber Magdeburg war der wichtigste Elbpaß; wie, wenn Frankreich im Interesse seiner polnischen Projecte in Halle und Dresden Zugeständnisse ähnlicher Art forderte und erhielt, wie sie Schweden 1658 gesucht hatte? Und wenn auch das nicht, sollte die Elbfestung, welche das Thor zu den Marken war, in dem erbärmlichen Zustand bleiben, in den das in sich partheite Stadtregiment sie mehr und mehr fallen ließ? Wenn der derzeitige Inhaber des Fürstenthums Magdeburg zu schwach war, sein landesherrliches Recht über die Stadt geltend zu machen, so war der Kurfürst sein Rechtsnachfolger und nicht gemeint, den wichtigsten Bestandtheil seines dereinstigen Fürstenthums inzwischen abhanden kommen zu lassen. Für die militairische Sicherung nicht bloß der Marken, sondern seines ganzen Staates gab es keinen wichtigeren Punkt; mit ihm erst wurden seine Territorien im Osten und Westen einigermaaßen zusammengeschlossen.

Für solchen Preis durfte etwas gewagt werden. Es galt ein Unternehmen, das nur durch Raschheit und Präcision der Ausführung gelingen, nur durch völliges Gelingen sich rechtfertigen konnte.

Während der Kurfürst nach dem Haag und Texel reiste, brachen seine am Rhein versammelten Regimenter auf nach ihren Garnisonen in den Marken und Pommern. Feldmarschall Sparr führte sie; am 1. Juni erreichte die Spitze der Colonne Halberstadt.[139])

Indeß waren die Geheimeräthe Jena und Platen nach Halle gereist, den Administrator von der Absicht des Kurfürsten zu unterrichten und ihn zur Mitwirkung aufzufordern. Am 27. Mai hatten sie Audienz; der Fürst war überrascht, forderte, daß ihm der Antrag schriftlich übergeben werde: es sei eine wichtige Sache, man müsse erst sehen, ob auch nicht seinem Recht präjudicirt werde. Es konnte ihm nicht versagt werden, sich mit seinen Räthen zu besprechen. So gewann er Zeit, schleunigst nach Dresden zu senden. Indeß wurde am 28. eine Conferenz gehalten; die hallischen Herren zeigten bei der Besprechung „mehr und mehr Disgust". Im Laufe des Tages traf Marschall von Kanne aus Dresden ein;[140]) um keinen Preis durfte man den drein reden lassen. „Um zu verhüten, daß J. F. D. nicht wieder irre gemacht werde," forderten die Brandenburger raschen Entschluß, „da sie wegen Annäherung der Armee nicht mehr Zeit übrig hätten." Wie gern hätte der Albertiner Nein gesagt; aber daß das Gut Rosenburg für seinen Sohn, 2000 Rthlr. Leibgedinge für seine Gemahlin in Aussicht gestellt wurden, gab doch den Ausschlag. Am Abend war die Punctation fertig, nach der die künftige brandenburgische Garnison auch in des Administrators Dienst stehen, zu deren Unterhalt der Administrator ein Drittel beisteuern sollte.

Während der Administrator ein Schreiben (28. Mai) an den Kurfürsten absandte, das seine volle Zustimmung und den Wunsch aussprach, „ihm möge dies, wie jedes Unternehmen zu dessen höchster Gloria jederzeit ausschlagen," schrieben Jena und Platen an den Feldmarschall, daß er vorrücke, an Wrangel, nach Dresden, an die lüneburgischen Herren, daß es geschehen werde, an den Rath und die Innungsmeister von Magdeburg, sich zum 2. Juni in Wanzleben zu einer Besprechung einzufinden.

Am Tage vorher stand Sparr bei Braunschweig: „der Zweck des Zuges ist allgemein ruchbar, die Magdeburger arbeiten täglich mit 400 Mann an ihren Werken;" er hoffte „ihnen über den Hals zu kommen."

Die Zusammenkunft in Wanzleben fand am Mittwoch, 2. Juni, statt, Jena sprach zu den Magdeburgern; diese erklärten, den Antrag vor Rath und Bürgerschaft bringen zu müssen; es wurde ihnen bis zum Freitag Frist gegeben, mit dem Anhang, daß, wenn sie dann nicht wiederkämen

und befriedigende Erklärung brächten, dasjenige ins Werk gesetzt werden müsse, was der Administrator und der Kurfürst beschlossen hätten.

Sie kamen am Freitag, brachten, wie gewünscht war, einige von der Bürgerschaft mit. Sie erklärten sich bereit, „mit Vorbehalt ihrer Privilegien die Huldigung nach der Formel von 1579 zu leisten;" die Bürger fügten hinzu, das sei die Meinung der ganzen Bürgerschaft. Damit war wenig gewonnen; die Hauptsache, das Besatzungsrecht, blieb ausgeschlossen. Es wurde ihnen „glimpflich und eindringlich zugeredet." „Da wurden die Gemüther zusehends in etwas gemildert, einer nach dem andern trat zu den brandenburgischen Herren, ihre Devotion gegen den Kurfürsten zu bezeugen." Es wurde ihnen weiter vertraulich zugesprochen: freilich Huldigung und Garnison sei unumgänglich, aber eine Garnison, nicht die Bürger zu drücken, sondern gegen Gefahr, von wo her sie komme, zu schützen, wie sie selber es nicht könnten; der Kurfürst werde ihre Privilegien aufrecht erhalten und ihre Commercien fördern. Nur die Herren vom Rath widerstanden noch; ihnen wurde gesagt: sie seien die Vornehmsten, aber die Stadt und Bürgerschaft gehöre ihnen nicht zu eigen, sie seien nur die Administratoren, alle Verantwortlichkeit werde auf sie fallen.

Es währte bis 9 Uhr Abends; „es wurde ihnen ziemlich warm;" schon standen die Reiterregimenter in Wanzleben. „Früher," sagten die Rathsherren, „sei ihnen nicht die Garnison zugemuthet." Es wurde ihnen geantwortet: „früher hätten sie auch nicht gethan, als ob sie eine freie Reichsstadt wären." Sie baten, da sie auf diesen Punkt nicht instruirt seien, um Aufschub bis zum Montag. Er wurde gewährt.

In Magdeburg selbst gab es noch einen letzten bittern Kampf; erst nach langem Erwägen fand Rath und Ausschuß, daß man auch die Garnison bewilligen müsse. Dann wurde die Sache an die neun Viertel gebracht; in vielen derselben war „groß Gemurre"; der Rath hielt für nothwendig, die Garnison in Gewehr stehen zu lassen,[141]) endlich fügte sich die Bürgerschaft.

Am Sonntag fanden sich die brandenburgischen Räthe in Kloster Bergen ein; bis Mitternacht war die Verhandlung fertig. „Morgen werden wir, wills Gott, den Vergleich in's Reine bringen, übermorgen die Garnison einziehen." „Die Devotion für E. Kf. D. ist über die Maaßen groß, und haben wir Mühe gehabt, ihnen zuzureden, daß sie die Huldigung auch an S. F. D. leisten." Die Stadt verpflichtete sich, zur Garnison monatlich 1200 Thlr. zu zahlen, eben so viel übernahm Brandenburg; „die Hallischen aber können sich noch nicht finden."

Dann zog die Garnison ein, Jena und Platen nahmen die Stadt in Pflicht; „wir haben ihnen Versicherung wegen des Stapelrechts gegeben, trotz des Widerspruchs der hallischen Räthe, die es durchaus nach Burg verlegen wollen.“ „Daß Obrist Schmidt zum Commandanten bestellt ist, hat sie über die Maaßen vergnügt; sie danken Gott, daß die Sache auf diese Weise beigelegt ist; sie hätten nun nächst Gott einen Herrn, auf welchen sie sich verlassen und der sie schützen könne.“

Der Adel des Herzogthums hätte freilich „lieber gesehen, daß die Stadt mit Gewalt bezwungen und zu Grunde gerichtet wäre.“ Und die Huldigung, die auf den 23. Juni angesetzt war, so wurde von Halle aus gemeldet, „werde das Domcapitel zugleich mit annehmen,“ wovon in den Conferenzen zu Halle kein Wort gesagt war. Auch die Herren Stände protestirten in einem Schreiben gegen Alles, was in dem Vertrage ihren Rechten etwa zuwider sei. Rath und Bürgerschaft begannen darüber schon irre zu werden: „sie beklagen sich, daß sie nicht Gelegenheit gehabt, sich mit E. K. D. allein zu setzen.“ Den brandenburgischen Herren fiel es nicht ein, das Domcapitel „als des Kurfürsten bereits gehuldigte Unterthanen“ mit eintreten zu lassen; von dem Protest des Adels wurde nicht weitere Notiz genommen; und als der Administrator nicht bloß mit Trabanten und Hofcavalieren, sondern auch mit einem Lehnsaufgebot von 600 Edelleuten zur Huldigung heranzog, schickte man ihm 1000 Mann brandenburgische Reiter „zu desto feierlicherem Empfang“ eine Meile weit entgegen. Die Huldigung verlief ohne weitere Störung.

Es hat kein Interesse, die Weitläufigkeiten, die der Administrator und die Herren Stände über ihren Beitrag für die Garnison der Stadt machten, zu verfolgen. Auf des Kurfürsten Befehl vom 16. Juni wurde schleunigst die Stadt mit der nöthigen Artillerie, Munition, Magazinen u. s. w. versehen, „daß nichts daran fehle, sondern Alles in Bereitschaft sei;“ schon am 20. Juni reichte Sparr den Plan zur erweiterten Befestigung der Stadt, namentlich auf dem rechten Elbufer ein; der Kurfürst genehmigte sie, mit der Weisung, daß sie in einem Jahre fertig sein müsse.[142])

Diese Magdeburger Vorgänge machten in und außer dem Reich einen tiefen Eindruck. Nicht bloß, daß die in der deutschen Kriegsgeschichte so hervorragende Stadt nun militairisch in der Hand des Kurfürsten war: die Art, wie er sie gewonnen, zeigte eine Energie der Mittel und des Entschlusses, die rasche Unternehmung eine Ueberzeugungskraft, ja eine Popularität der wirklichen Macht, die für das schlaffe, wirre, nur schein-

hafte Wesen des deutschen Kleinlebens in der That „sehr präjudicirlich" erscheinen mochte.

Man erfuhr, daß Kursachsen der Stadt „Kanonen und andere Assistenz" angeboten habe. Der östreichische Gesandte in Cleve hatte einen Courier nach Wien gesandt, mit der Aufforderung, „Alles zu thun, um des Kurfürsten Dessein zu hindern." Auch magdeburgische Abgeordnete waren nach Wien gekommen, um ein Protectorium zu bitten, den Weg Rechtens zu fordern; man wolle, hieß die Antwort, erst Nachricht vom Kurfürsten erwarten. Man glaubte nicht, daß er es wagen, daß es ihm mit der mächtigen Stadt gelingen werde; dann, als die Nachricht vom friedlichen Ausgang der Sache kam, erklärte man sich mit sauersüßer Miene mit dem Geschehenen einverstanden: es sei auch für Böhmen wichtig, daß dieser Elbpaß in sichern Händen sei, da Andere ihr Auge darauf richteten, deren Absicht darauf gehe, alle deutschen Seehäfen und vornehmsten Flüsse unter sich zu bringen.[143]) Allerdings waren die Schweden am peinlichsten überrascht; wenige Tage nach dem Vertrage von Kloster Bergen war der schwedische Reichsrath Sten Bjelke incognito in der Stadt und äußerte gegen seinen Wirth, warum man sich so schnell ergeben? „hätte man sich nur etwas gehalten, so würden sich Leute gefunden haben, die sich ihrer angenommen hätten." Nachdem die Sache einmal geschehen war, sprach die Regentschaft in Stockholm ihren Glückwünsch aus, „obschon man," schreibt Crockow, „wohl merken kann, daß sie lieber sähen, daß dergleichen Städte, die ihnen in Kriegszeiten nützlich sein können, ohne Garnison blieben."

Wenigstens erwartete man, daß nun der Kurfürst den Absichten der Krone Schweden nicht weiter in den Weg treten werde; man hoffte, endlich einen großen Schlag zu führen, endlich wieder in den Gang der großen Ereignisse thätig einzugreifen.

Gerade jetzt schwankten sie in raschen und tiefen Wechseln.

Bremen und die Quadrupelallianz.

In den Tagen der Entscheidung über Magdeburg trafen sich die Flotten Englands und der Staaten zu jener großen viertägigen Schlacht, in der endlich die englische, nicht besiegt, aber schwer beschädigt, in die Themse zurückging.

Auf beiden Seiten eilte man nun, größere Rüstungen zu machen; im

Anfang August waren die Flotten wieder in See; am 4. trafen sie sich; die der Staaten erlitt eine schwere Niederlage. Englische Schiffe kreuzten vor der Maasmündung, andere drangen in den Vliestrom, verbrannten dort zwei Kriegsschiffe, 150 Kauffahrer. Schlimmer war, daß de Witt gegen des Prinzen von Oranien Anhang einzuschreiten für nöthig hielt; der Admiral de Tromp wurde abgesetzt, als wenn er die Niederlage verschuldet habe, der Rittmeister de Buat, vom früheren Hofe des Prinzen, wurde festgenommen, weil er mit dem Hofe von England über Friedenshandlung correspondirt habe; er wurde hingerichtet.[144]) Dem Bürgermeister Kievitt und anderen Mitgliedern des Raths van Staaten, die oranisch waren, wurde der Prozeß gemacht; sie mußten das Land verlassen.

Mit höchstem Eifer wurde zum dritten Mal gerüstet. Einige Orlogschiffe segelten in die Elbmündung, verbrannten dort dicht unter Altona mehrere englische Kauffahrer, „zum Entgelt für den Schaden auf dem Vliestrom." Das Gros der Flotte segelte, ohne den Feind zu treffen, südwärts nach Calais zu, um möglichst bald sich mit der französischen Escadre zu verbinden, die, seit lange bei Brest angelangt, immer noch zögerte in den Canal hineinzufahren.

Warum sie zögerte, war nur zu klar. Und daß Wrangel sein Heer im Bremischen immer weiter verstärkte, die Weser sperrte, daß darüber Norddeutschland in wachsende Aufregung gerieth, während im Süden Kurpfalz, von Neuem von Mainz und Lothringen wegen des Wildfangrechtes angegriffen, schon die Hülfe Schwedens anrief, — das Alles gab der französischen Politik die Aussicht, auch Deutschlands Kräfte gebunden zu sehen für den Moment, wenn sie ihren Stoß gegen den burgundischen Kreis führen wollte. Die jetzt in rascheren Pulsen sich bewegenden polnischen Wirren — wir kommen auf sie zurück — zeigten, daß die Krisis ganz nahe sei.

Und doch hatte der Kurfürst seine Truppen in ihre Garnisonen entlassen? Nicht, weil er die Gefahr der Situation verkannte, sondern um sie, soviel an ihm lag, minder explosiv zu machen.

Zunächst lag Alles daran, daß dem verhängnißvollen Kampf der beiden Seemächte, die allein Frankreichs Plänen gegen die spanischen Niederlande mit Erfolg entgegentreten konnten, ein Ende gemacht werde. Der Kurfürst konnte auf die Herren im Haag mit dem immer noch nicht gewährten Abschluß der Quadrupelallianz, den sie jetzt doppelt dringend wünschten, einen bestimmenden Druck üben.[145]) Er ließ zugleich in London, bald nach der viertägigen Schlacht, seine Vermittelung anbieten, die

wenigstens nicht zurückgewiesen wurde. Und Herr von Brandt, den er zu diesem Zweck nach London sandte, kam gerade an, als der ungeheure Brand vom 12. September zwei Drittel der Stadt in Asche gelegt hatte, ein Unglück, das die Mittel zur Fortsetzung des Krieges auf die peinlichste Weise minderte. Freilich, den Vorschlag, beiderseits Gesandte nach Cleve zu schicken, um dort über den Frieden zu unterhandeln, wies man zurück: „lieber in Rom, als in Cleve, da habe der Friede mit Münster die Pläne Englands ruinirt." Aber den Frieden wünschte jetzt der Hof, die Stadt, das Land.

Nicht minder wichtig war, den an der Weser drohenden Conflict nicht zum Ausbruch kommen zu lassen; und doch schärfte er sich mit jedem Tage. Des Kurfürsten Stellung zu dieser Frage war so peinlich wie möglich; er durfte weder seine Verbindung mit Schweden compromittiren, die ihm für die polnische Sache unentbehrlich war, noch weniger Bremen sinken lassen. Es war eben keine Erleichterung der Sachlage, daß sich der Kaiser gemüßigt gesehen hatte, dem Kurfürsten und einigen anderen Fürsten die Commission zur gütlichen Beilegung zu geben. Schon unterhandelten die mitbeauftragten Herzöge von Braunschweig in Stade mit Wrangel; aber während dieser sein Heer immer näher um Bremen zusammenzog, ermahnten sie die Stadt fleißig zum Widerstande: „von Brandenburg habe sie sich wenig Hülfe zu getrösten, das Haus Lüneburg werde sich ihrer besser angelegen sein lassen." Aber zugleich wandten sich diese Herren an den Kurfürsten: „er werde die Stadt doch nicht in fremde Hände fallen lassen? mit ihnen seien andere norddeutsche Fürsten bereit, im Fall der Noth Assistenz zu leisten, er möge sich an ihre Spitze stellen." [146])

„Daß sich E. Kf. D. allein an die Spitze setzen sollten, kann ich nicht rathen; denn das ist gewiß, so wie sich E. Kf. D. nur merken lassen, daß Sie der Krone Schweden in der bremischen Sache behinderlich sein wollen, so wird alles das, was E. Kf. D. an der schwedischen Freundschaft gebauet, mit einem Male wieder fallen." So war Schwerin's Ansicht. Und die Berichte, die Crockow sandte, zeigten, daß man bei Weitem noch nicht nöthig habe, nach dem Degen zu greifen.

Es war in Stockholm wieder eine jener „schleunigen Mutationen" eingetreten, an denen diese Regentschaft so reich war.

Man war immer noch und in bindendster Weise mit England alliirt und nährte in London die Hoffnung, daß der Angriff auf Bremen die Einleitung zu einem entscheidenden Stoß gegen die staatische Landesgrenze sein solle; aber zugleich hatte man sich unter kleinlichem Vorwand für den

Seekrieg zwischen England, Holland und Dänemark neutral erklärt; und wenn diese Erklärung als ein Erfolg der französischen Politik gelten konnte, so hatte man schon am Wiener Hofe Unterhandlungen angeknüpft, nicht ohne die Hoffnung, dort die Cassation der Reichsunmittelbarkeit Bremens zu gewinnen. Dem Kurfürsten ließ man zugleich sagen, „man wolle sich der kaiserlichen Commission zwar nicht entziehen, aber seine Interposition sähe man lieber; und indeß werde Bremen nicht angegriffen werden; man hoffe durch ihn mit Bremen in der Güte zu Ende zu kommen; auch der Quadrupelallianz werde man gern beitreten, da sie ja nicht gegen Schweden gerichtet, sondern nur defensiver Natur sei." In Allem zeigte sich, daß die schwedische Politik weit entfernt sei, einen sicheren Cours zu steuern, daß dem Eifer des Reichsfeldherrn, endlich einmal wieder die Ehre der schwedischen Waffen zu vertreten, der eben so große Eifer des Reichskanzlers, in bequemem Frieden möglichst vielerlei Subsidien zu ziehen, gegenüber stehe.

Natürlich versicherte der Kurfürst, im Entferntesten nicht den Rechten der Krone Schweden auf Bremen entgegen zu sein.[147]) Die Räthe, die er, ausdrücklich nicht nach jener kaiserlichen Commission,[148]) an Wrangel sandte, waren instruirt Alles zu vermeiden, was den Schein erwecken könne, als wolle man der Krone diese Rechte streitig machen, aber eben so wenig der Stadt den Gedanken zu erwecken, „als wollten wir sie gegen ihren Willen zum Aufgeben ihrer Reichsunmittelbarkeit drängen." Ihnen wurde geheißen, wenn Nichts zu erreichen sei, mit allem Glimpf, und nicht als sei die Unterhandlung abgebrochen, abzureisen.

Wenigstens so viel gab Wrangel sofort nach, daß die Frage der Reichsunmittelbarkeit bis zum Schluß der Verhandlung ausgesetzt werde. Und in Stockholm war man voll Anerkennung für die Bemühungen des Kurfürsten: man könne freilich die Reichsunmittelbarkeit nicht zugestehen, aber auf das Recht der Besatzung mache man keinen Anspruch. Man war Anfangs September zu einer Formel gekommen, welche die Gefahr zu beseitigen schien, indem sie die Entscheidung hinausschob.

Dann plötzlich wandten sich die Dinge. Wrangel hatte sich geweigert, die Blockade einstweilen aufzugeben; seine Posten fingen einen General und mehrere Offiziere, die notorisch in braunschweigischem Dienst standen, bei dem Versuch, sich in die Stadt zu werfen. Man fand bei ihnen Briefe, aus denen erhellte, daß die lüneburgischen Fürsten auf ihrem Gebiet, hart an der Grenze der Stadt, Truppen zusammenzögen. Sie schienen es zum Bruch treiben zu wollen.

Anderer Seits hatte der schwedische Gesandte in Wien Versprechen weit aussehender Art erhalten;[149]) ja es war ihm ein Vertragsentwurf mitgetheilt worden, nach dem Schweden dem Kaiser zur Rettung des burgundischen Kreises eine Armee in Deutschland bereit halten sollte, eben jene bremische, der Kaiser dagegen höchst bedeutende Subsidien versprach. Aber zugleich erging ein kaiserliches Schreiben (2. October) an den Kurfürsten, ein Conservatorium für die Stadt Bremen und die dringende Empfehlung, es schleunigst auszuführen, enthaltend. Graf Sinzendorf und de Goes überreichten es mit der Erklärung, daß derselbe Auftrag an Osnabrück, Celle und Lauenburg gerichtet sei; daß man nicht warten könne, bis sich die drei Stände auf dem Reichstag über den modus exsequendi verständigt hätten; daß der Kaiser sich mit denen, die Hand anlegen würden, zu einer Generalgarantie vereinigen wolle u. s. w. Sie fügten hinzu: der Kurfürst könne, wenn er dieser Sache wegen angefochten werde, sich aller Hülfe, die der Kaiser sowohl als Reichsoberhaupt, als auch nach der neu aufgerichteten Allianz ihm schuldig sei, getrösten; man sei in Wien entschlossen, die Hand mit Nachdruck ans Werk zu schlagen, wenn er nur gesonnen wäre, einige andere als die reichsüblichen Mittel zu ergreifen, mit denen es langsam daher gehe; darauf warten wollen, heiße Bremen verloren geben. Man bot dem Kurfürsten das Generalat über die kaiserliche und Reichsarmee für diesen Krieg; man forderte ihn auf, Pommern anzugreifen, erbot sich, ihm 12,000 Mann zu Hülfe zu senden, stellte ihm eine feste Allianz unter den vortheilhaftesten Bedingungen in Aussicht.

Wie war man am Kaiserhofe plötzlich so reichspatriotisch! Noch zweideutiger war, daß sich der Kurfürst von Cöln mit Eifer für Bremen erhob, daß er einen Tag nach Hildesheim berief, daß auch Räthe aus Münster dort erschienen, daß man dort Truppen zusammenzuziehen beschloß; dringend forderte man auch, daß die Brandenburger herankämen. Die Antwort lautete: „es sei nicht nöthig, es stehe das nöthige Volk in Halberstadt jederzeit zum Ausmarsch fertig."

Der Kurfürst war nichts weniger als geneigt, sich auf blinden Lärm oder durch ein mehr als verwegenes Intriguenspiel zu einem Unternehmen drängen zu lassen, dessen Last vor Allem auf ihn gefallen wäre. Er antwortete dem Kaiser, „er könne sich bei der jetzigen Lage der Dinge nicht so weit engagiren, und der Kaiser selbst werde diensam finden, daß er seine Kriegsmacht der polnischen Grenze, wo täglich das Aeußerste drohe, näher halte, und da das Reich schütze; doch werde er fortfahren, sich um die Güte

zu bemühen.“ Er wußte aus London, daß man da große Dinge mit Schweden geplant habe, daß man „den Staaten einen neuen und stärkeren Feind zu Lande, als der Bischof von Münster gewesen, erweckt zu haben glaube.“ Er taxirte die schwedische Politik nicht darauf, daß sie dem Versprechen die That werde folgen lassen. Es war ihm nicht ungenehm, daß die Herren in Hildesheim und deren Rüstung möglichst viel von sich reden machten; um so schärfer konnte er auf Wrangel drücken, der bereits die Stadt eng umschlossen, einige Bomben hineingeworfen hatte. „Mit der größten Bestürzung,“ so schrieb er dem Feldherrn am 13. October, „vernehme er, daß alle Verhandlung abgebrochen, zur Gewalt gegriffen sei; es drohe ein Reichsbeschluß, die nächsten Kreise seien in Waffen; Alles dränge, Bremen zu retten; er selbst werde sich, so ungern er sich dazu entschließe, endlich dem, was die Kreise, was das Reich beschlössen, nicht entziehen können.“

Jetzt endlich schritt der Kurfürst zum Abschluß der Quadrupelallianz (Haag, 25. October); namentlich die „Friedliebenden und die Freunde des Prinzen,“ hatten „fast mit aufgehobenen Händen“ darum gebeten, „damit de Witt sich nicht ganz in Frankreichs Arme werfe.“ Einige tausend Mann staatische Truppen rückten in Ostfriesland ein. Während die Schweden gegen das wohlbefestigte Bremen vergebliche Anstrengungen machten, waren sie bereits von Streitkräften, die ihnen an Zahl überlegen waren, von allen Seiten bedroht. Graf Waldeck, der beim braunschweigischen Heere war, sprach es offen aus, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, die Schweden ganz aus dem Reich zu drängen.

Man war in Stockholm auf das Aeußerste bestürzt: Frankreich sei an Allem Schuld; Frankreich habe in Regensburg und aller Orten das Gerücht verbreitet, mit Schweden eine feste Allianz sowohl wegen der polnischen Wahl, als für den Krieg gegen die spanischen Niederlande geschlossen zu haben; Frankreich wolle nur die evangelischen Stände an einander hetzen, darum sei Fürstenberg nach Hildesheim gereist, er habe gemeint, so am sichersten Schweden in die französische Allianz zu treiben; Schweden habe es immer mit dem Reich so gut gemeint, das bald genug der schwedischen Hülfe nöthig haben werde. Ausdrücklich sprach man es aus, daß man mit dem Entwurf vom August zufrieden sei, da derselbe nichts enthalte, was scheinen könnte, als habe man während der Minorennität des Königs der Krone etwas vergeben. Mit großer Befriedigung vernahm man von Crockow, daß der Kurfürst von Neuem seine Räthe an Wrangel gesendet habe, „damit es nicht zur Ruptur komme, in der Ueber-

zeugung, daß die Krone Schweden keine andere Intention habe, als den theuer erkauften Frieden im Reich zu erhalten, und nun, nach gefaßtem Reichsbeschluß, die Stadt bei ihren Freiheiten und Rechten in statu quo zu erhalten." Man erklärte sich zu Allem erbötig; man habe das vollste Vertrauen zum Kurfürsten, daß er auf die kaiserlichen Anträge nicht eingehen werde; das Heer im Bremischen habe gar nichts Offensives vor, es werde zurückgehen, so wie man mit Bremen verständigt sei. Ja der Reichskanzler sprach nur noch die Sorge aus, ob Bremen auch bei den früheren Erbietungen bleiben werde, da es jetzt so große Unterstützung von allen Seiten finde.

Wrangel hatte seinen Feldzug mit der Hoffnung begonnen, den Ruhm der schwedischen Waffen zu erneuen; jetzt war er militairisch in einer Lage, die ihm des Kurfürsten Vermittelung als den letzten Ausweg, mit Ehren davon zu kommen, erscheinen ließ. Was half es, daß er drohte, sich auf die lüneburgischen Fürsten zu stürzen und ihr Land auszuheeren, oder auch: „dem Kaiser den Böhmerwald zittern zu machen;" er war umstellt, und der Kurfürst mahnte zur Eile.

Wrangel machte am 7. November sein erstes Zugeständniß; wenige Tage darauf kam ihm Befehl seiner Regierung, auf jeden Fall abzuschließen. Jetzt war es Fürstenberg und der kaiserliche Gesandte, die widersprachen: der kaiserlichen und Reichsverordnung müsse ein Genüge geschehen. Und der Herzog von Wolfenbüttel klagte dem Kurfürsten: „man will mich forciren, meine Völker marschiren zu lassen;" er fügt hinzu, „wenn der kaiserliche Gesandte Gelegenheit bekommt, mit der Stadt Bremen zu communiciren, so wird der ganze Vergleich rückgängig." (15. November.)

Wenige Tage darauf war Sinzendorf in Bremen, berief den Senat, zeigte ein kaiserliches Schreiben vor, das die Stadt aufforderte, sich auf keinen Vertrag einzulassen, der ihrer Freiheit, der Ehre der Stadt und den Rechten des Reiches präjudicire.

Schon hatte auch Ludwig XIV. seinen Gesandten, General Millet, angemeldet, der eintreffen werde, einen gütlichen Vergleich zu befördern, da ihm der Friede in Deutschland am Herzen liege. Es war in aller Weise wünschenswerth, fertig zu sein, ehe Millet kam.

Am 25. November wurde im schwedischen Hauptquartier zu Habenhausen der Vertrag unterzeichnet. Die Stadt gab nach, daß nach beendetem jetzigen Reichstag ihre Reichsunmittelbarkeit bis zum Ende des Jahrhunderts ruhen solle, doch so, daß, wenn bis dahin kein gütlicher Schluß

gefunden, sie in den vollen Genuß derselben eintrete; die Krone Schweden verzichtete, jemals auf dem Wege der Gewalt und thatsächlich ihren Anspruch auf die Stadt durchzusetzen.

Sowohl die Stadt Bremen, wie der Reichsfeldherr und die Krone Schweden dankten dem Kurfürsten für sein versöhnliches Eintreten und für den unermüdlichen Eifer, den seine Bevollmächtigten bewiesen.

Da schien ein schlimmer Exceß in Bremen noch einmal Alles wieder verwirren zu sollen. Der Pöbel tobte gegen den ehemaligen Rathsherrn, den schwedischen Rath Speckhaus, plünderte dessen Haus, demolirte es. Der Rath der Stadt war gern bereit, Genugthuung zu leisten; bis es geschehen, weigerte man in Stockholm die Ratification des Vertrages; Herr Millet, der indeß angelangt war, war geschwind zur Hand, wenigstens jetzt noch seine Rolle zu spielen. Der Kurfürst dankte verbindlichst für seine Bemühungen.[150]) Nach einigen Weitläuftigkeiten, — Speckhaus forderte nicht weniger als 12,000 Thlr. Entschädigung — wurde auch diese Sache beigelegt.

Ein Zeitgenosse schreibt: „Die Schweden haben in diesem Ausgang des bremischen Krieges nicht bloß auf Rechte, die sie bei gelegener Zeit hätten geltend machen können, für immer verzichtet, sondern die öffentliche Meinung in Europa hat erkannt, daß sie für sich schwache und ohnmächtige Leute sind.“ [151])

Es wäre nicht bloß thöricht gewesen, wenn man ihnen, wie der reichspatriotische Eifer des Wiener Hofes und der französischen Parthei forderte, Anlaß zu großen Waffenthaten gegeben hätte; und diejenigen, welche sie bei diesem Anlaß ganz aus Deutschland hinauszuwerfen vorschlugen — natürlich die Brandenburger sollten das Beste dabei thun — vergaßen völlig, daß der westphälische Friede, der Pommern, Verden, Bremen an Schweden gegeben, auch von Frankreich garantirt war; es war bekannt genug, daß schon jetzt französisches Geld zu weiteren Rüstungen nach Stockholm gesandt war. Es stand in diesem Conflict wahrlich Größeres auf dem Spiel, als die Reichsfreiheit der Stadt Bremen.

Unter den Unterzeichnern des Vertrages von Habenhausen findet sich der kaiserliche Abgesandte nicht. Der Kurfürst hatte eben nicht in Folge des Auftrages von Kaiser und Reich einschreiten wollen; ihm lag daran, daß dieser ganze wüste Apparat des doch ohnmächtigen Reiches und dies völlig unberechenbare, desultorische Eingreifen des Reichsregiments nicht von Neuem, ohne irgend eigene Leistung, mit Decreten und Phrasen den Schein einer Bedeutung gewinne. Daß norddeutsche Fürsten unter Vor=

tritt Kurbrandenburgs diesen doch bedeutenden Abschluß erzielt hatten, daß Brandenburg auch die Heißsporne und die Intriguanten gezwungen hatte, den status quo zu respectiren, das war ein Ergebniß von principieller Bedeutung.

Von nicht minderer Bedeutung war der Abschluß der Quadrupelallianz. Wie viel hatte der kluge de Witt nachgegeben, sie dem Kurfürsten annehmbar zu machen. Sie war nun ein rein defensives Bündniß auf sechs Jahre, eine gegenseitige Garantie des Besitzes, in die auch „andere christliche Könige, Potentaten, Republiken und Städte" sollten aufgenommen werden können, „und namentlich der König von Schweden."

Auf das Lebhafteste, bis zum letzten Augenblick hatte sich Frankreich bemüht, den Abschluß dieser Allianz zu hindern; ohne Erfolg. Man begriff in Paris vollkommen, welche Bedeutung diese Verbindung gewinnen könne;[152]) man sah, wie mit ihr die Vereinigten Staaten sich aus dem System der französischen Politik lösten und in dem der wesentlich deutschen Mittelmacht Anlehnung fanden; es schien nothwendig, eine völlige Verpflichtung von de Witt zu fordern, daß unter keiner Bedingung Spanien und der Kaiser in dieselbe aufgenommen werden sollten.

Und während dies neue Bündniß rasch weiter wuchs, lag der Rheinbund in den letzten Zügen. Es nahte der Termin, im Bundesrath über die Fortsetzung der Allianz zu verhandeln.[153]) Der französische Gesandte erklärte: da der zur Erhaltung des Friedens und zum allgemeinen Besten geschlossene Bund so viel gefruchtet, so sei J. Maj. zur Prolongation gern bereit. Die Allianzräthe hatten die einen keine Instruction, die andern wollten hören, was die andern meinten, die dritten sprachen von schädlichen Dissidentien, die man beseitigen, vòn bösem Mißtrauen, dem man ein Ende machen müsse. Es währte Wochen, Monate, bevor man zu einem Schluß kam.

Niemand konnte verkennen, daß die Lage der Dinge nicht mehr dieselbe sei, wie zu der Zeit, wo französische Truppen Erfurt niederwarfen. Und wenigstens in Paris empfand man sehr deutlich, daß nichts mehr dazu gethan habe als das Emporkommen der dritten Parthei, die den clevischen Frieden durchgesetzt und der Gefahr des bremischen Krieges die Spitze abgebrochen habe.

Daß der französische Hof die Dinge so ansah, zeigte sich darin, daß er seinen Operationsplan mit rascher Wendung änderte.

Die polnische Intrigue.

Der Anlauf, den Frankreich im Anfang des Jahres 1666 in der polnischen Sache genommen, war mißlungen. Weder Schweden hatte den Vorschlägen Pomponne's, ein Heer hinüber zu senden, Gehör gegeben, noch war das französische Corps, das entweder durch Norddeutschland oder zur See nach Danzig gehen sollte, abgesendet worden. Der Reichstag im April, der die Wahl hatte bringen sollen, war gesprengt worden. So groß war die Aufregung, daß der arme König Johann Casimir, um es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, das Versprechen gab, die Wahl solle, so lange er regiere, nicht vorgenommen, Lubomirski und die Conföderirten befriedigt werden.

Mochte die Königin, die französischen Damen, der französische Gesandte, die mit französischem Gelde gewonnenen Senatoren und Bischöfe weiter intriguiren, — eben jener mißlungene Versuch hatte sowohl Schweden, wie den kaiserlichen Hof auf die Gefahr aufmerksam gemacht.

Es ist erwähnt worden, wie dem Kurfürsten noch in Cleve von beiden Höfen zugleich Andeutungen kamen, daß man, wenn eine Wahl geschehen solle, die des Pfalzgrafen von Neuburg am liebsten sehen werde. Zugleich kam vom Fürsten Lubomirski ein Vertrauter, Wladislaus Los, nach Düsseldorf, dem Pfalzgrafen zu sagen, daß die unendliche Mehrheit des polnischen Adels in ihm die einzige Rettung der Republik sehe, daß er sich entschließen möge, die nöthigen Schritte zu thun. [154])

Vielleicht daß diese Sendung nicht ohne Vorwissen des Kurfürsten erfolgte. Er hatte ein doppeltes und dreifaches Interesse daran, daß der französischen Intrigue durch des Pfalzgrafen Wahl ein Ende gemacht werde.

Denn am polnischen Hofe war man weit entfernt, die Souverainetät in Preußen als für immer begründet anzusehen; man fuhr fort, unter der Hand mit dem mißvergnügten Adel im Herzogthum Verbindung zu halten, und der Sohn des gefangenen Schöppenmeisters Roth war in Warschau gern gesehen und einflußreich. Von der Abtretung Elbings war eben so wenig die Rede, wie von der Zahlung der dafür festgesetzten Pfandsumme: „Elbing werde man nie aus der Hand geben, denn das sei der Schlüssel zum königlichen Preußen; und die Pfandsumme zahlen könne man nicht, wenn nicht Frankreich das Geld dazu gebe.“ Man rechnete bei Hofe sichtlich darauf, daß, wenn nur erst die ersehnte französische Kriegsmacht komme und die Wahl Condé's oder seines Sohnes vor sich gehe, von

Elbing und der Souverainetät im Herzogthum nicht mehr die Rede sein werde; man durfte hoffen, daß sich die jetzt noch widerstrebende Libertät für solchen Preis gern die Wahl des Prinzen gefallen lassen werde. Schon begann, gleichsam in Rechnung auf die baldige Herstellung der wirklichen Monarchie, die Königin und ihr Anhang eine Autorität der Krone, eine Willkühr der Entscheidungen in Anspruch zu nehmen, welche die Begünstigten gewann und die Hoffenden lockte, aber zugleich die Zahl und die Erbitterung Derer mehrte, die bisher in stolzer und leichtfertiger Sicherheit sich nicht hatten denken können, daß die alte Freiheit in Gefahr kommen könne.

Für den Kurfürsten handelte es sich in der polnischen Frage nicht bloß um die Rettung des europäischen Gleichgewichts vor der schwellenden Uebermacht Frankreichs; wenn das Haus der Bourbonen sich in Polen gründete, wenn der französische Ehrgeiz zu der drohenden Stellung zwischen den Pyrenäen, den Alpen und dem Rhein auch diese im Osten der Christenheit und in der baltischen Politik gewann, dann war es nicht bloß um Elbing und die Souverainetät in Preußen, es war um den werdenden brandenburgischen Staat gethan und die französische Vassallenschaft Deutschlands unabwendbar.

Es hat eine große Bedeutung, daß der Kurfürst in Cleve zu gleicher Zeit den Bischof von Münster zum Frieden nöthigte und mit dem Pfalzgrafen sich in Betreff Polens verständigte. Es war nicht Eigensinn oder Ehrsucht, wenn er in der münsterschen Sache durchaus selbstständig verfahren wollte; und es muß als eine unbegreifliche Verblendung der französischen Diplomatie oder als Beweis der Unzulänglichkeit ihrer militairischen Mittel gelten, wenn sie es dem Kurfürsten überließ, den Bischof zum Friedensschluß zu nöthigen. Noch unbegreiflicher war es, daß sie nicht sah, was zwischen dem Kurfürsten und Pfalz-Neuburg vorging, oder gar es sah und nicht hinderte.

Der Pfalzgraf war seit dem pyrenäischen Frieden, der ihm den Besitz seiner Festung Jülich zurückgegeben, der eifrigste Anhänger Frankreichs, der ergebenste unter den Rheinbundfürsten gewesen; er hatte sich Hoffnung gemacht, durch Frankreichs Beistand einst des Königs von Polen Nachfolger zu werden, mit dessen Schwester er vermählt gewesen war; er hatte 1661 in diesem Sinne in Paris Anträge gemacht, und man hatte ihm geantwortet, daß man ihm die Krone gern gönnen werde, wenn sie nicht einem französischen Prinzen zufalle. Der Eifer, mit dem sich Frankreich für diesen bemühte, ließ ihm keine Aussicht, wenn er sich nicht auf die

Seite Derer wandte, die gegen die französische Intrigue waren. Mit Freuden vernahm er die Anträge Lubomirski's; durch des Kurfürsten Beistand hoffte er sein Ziel zu erreichen.

Für den Kurfürsten ein doppelter Gewinn. Es bot sich ihm die Möglichkeit, den alten jülichschen Erbfolgestreit, über dessen Schlichtung von Neuem seit Jahr und Tag verhandelt wurde, zum Schluß zu bringen und zugleich den Pfalzgrafen aus der französischen Verbindung zu lösen, ihn an das brandenburgische Interesse zu knüpfen.

Im Anfang Mai war das erste Project eines Vertrages in Betreff der polnischen Wahl fertig, am 10. Juni wurde im tiefsten Geheimniß abgeschlossen. Der Kurfürst versprach, sich auf alle Weise für des Pfalzgrafen Wahl, und zwar in der Richtung der Parthei der Libertät, zu bemühen; dafür verpflichtete sich der Pfalzgraf, wenn er gewählt sei, die Evangelischen in der Republik zu schützen, auch dem Kurfürsten einen sichern Paß über die Weichsel zu gewähren. Statt eines Artikels, nach dem dieser Vertrag erst gültig werden solle, wenn der jülichsche Erbvergleich zum Schluß gelangt sei, wurde in den Vertrag aufgenommen: daß die Herrschaft Ravenstein, um die am meisten gestritten war, in des Kurfürsten Besitz übergehen solle, „auch wenn die Wahl des Pfalzgrafen ohne Waffengewalt durchgesetzt wird.“ [155])

Indeß entbrannte in Polen der Bürgerkrieg von Neuem. Die Versprechungen, die der Hof dem Fürsten Lubomirski und den Conföderirten gegeben, wurden theils halb, theils gar nicht erfüllt, die dem Fürst genommenen Güter nicht zurückgegeben, seine Stelle als Kron-Marschall an Johann Sobieski übertragen; mit einem Theil der litthauischen Armee hielt man sich stark genug, die Cönföderirten in offenem Felde zu schlagen. Aber das Gefecht an der Netze (13. Juli) entschied gegen den Hof. Man mußte zufrieden sein, daß die Sieger sich mit Mäßigem begnügten: für Lubomirski nach einem Act der Abbitte völlige Verzeihung, völlige Herstellung, für die Conföderirten Bezahlung ihres rückständigen Soldes mit den Mitteln, die der nächste Reichstag (November) dazu bewilligen werde; dagegen erneut der König sein schriftliches Versprechen, das Gesetz zu halten, nach dem während der Regierung eines Königs die Wahl des Nachfolgers nicht vorgenommen werden dürfe. Dieser Friedensschluß vom 31. Juli beruhigte für kurze Zeit das Land.

Unter dem Eindruck jener ernsten Kämpfe waren zwischen dem Kurfürsten und Schweden die ersten bestimmten Verabredungen in Betreff des Pfalzgrafen getroffen worden; selbst der Reichskanzler schien in dieser

Sache seine Vorliebe für Frankreich aufzugeben, wenn er dann auch den Wunsch äußerte, daß man dem Kaiser und dem französischen Hofe Kenntniß von dem gebe, was man in Absicht habe. Der Reichsfeldherr Wrangel — es war in der Zeit, wo er sich für das Unternehmen gegen Bremen rüstete — war auf das Lebhafteste für die Unterstützung der polnischen Libertät, vielleicht nicht ohne den Wunsch, die Streitkräfte Brandenburgs dort beschäftigt zu sehen.

Weder am kurfürstlichen Hofe, noch in Stockholm traute man dem Frieden vom 31. Juli; „man habe gewisse Nachricht," meldete Crockow (5. September), „daß der polnische Hof in seiner Intention fest und eifrig bestehe und die höchste Animosität gegen Lubomirski habe." Und der Kurfürst: die Sachen in Polen seien in solcher Krisis, und der Hof poussire die Election eines französischen Prinzen mit so großer List und Macht, daß, ehe man sich versehe, die Wahl geschehen sein könne. Er bemerkte „mit Erstaunen," daß der kaiserliche Hof, der vor wenigen Monaten selbst für den Pfalzgrafen gesprochen hatte, jetzt „sehr große Indifferenz und Kälte zeige;" er erfuhr, daß nach dem Siege an der Netze Lubomirski von Wien aus „zu gütlichem Vergleich, Submission und Abbitte" bestimmt worden sei. „Wir schließen daraus, daß man am kaiserlichen Hofe nur Zeit zu gewinnen suche und das Absehen auf Baiern oder Lothringen richte."

Jetzt die Wahl eines Dritten ins Auge fassen, hieß den Plänen Frankreichs und der Königin den Sieg ermöglichen. [156]) Der Kaiser erließ eben jetzt das Conservatorium in der bremischen Sache an den Kurfürsten, das ganz geeignet war, ihn mit Schweden zu überwerfen; er lockte zugleich Schweden mit jenem „Capienti dabitur." Nur zu richtig war, was Lubomirski im Vertrauen äußerte: „der kaiserliche Hof apprehendirt Brandenburg mehr als Schweden."

Auch in Stockholm begann man kühler zu werden. Wenigstens der Reichskanzler fand jetzt nöthig, mit dem polnischen Vertrage zu zögern, bis erst des Pfalzgrafen Gesandte in Stockholm seien; auch könne er den Erbvergleich, der ihm mitgetheilt wurde, nicht in allen Stücken gut heißen; der junge König, sein Herr, sei ein Pfalzgraf von Zweibrücken und habe auf die jülichschen Lande ein eventuelles Recht; dem dürfe er nichts vergeben.

Vielleicht war es dem Kurfürsten verschwiegen worden, daß auch der Pfalzgraf sich mit Mainz, Münster, Cöln, dem französischen Hofe enger als bisher verpflichtet hatte; er hatte einen Revers unterschrieben, die Erneuerung des Rheinbundes zu fördern, keinen Truppen den Weg durch

sein Land zu gestatten, im Fall eines Krieges des Königs mit dem Hause Oestreich seine Truppen zu verdoppeln. [157])

Es gab am Hofe zu Düsseldorf mehr als einen Rath, der im französischen Solde stand, und es vergingen Monate, ehe sich dort jemand finden ließ, die dringend nothwendige Mission an den schwedischen Hof zu übernehmen. Der Domherr v. Leerodt, der jenen Vertrag abgeschlossen, hätte um jeden Preis gern seinen Herrn im französischen Geleise gehalten.

Es war keine kleine Aufgabe, mit so spröden Elementen bei so großer Energie und Gewandtheit der französischen Diplomatie, mit so beschränkten Machtmitteln, wie sie der Kurfürst besaß, eine Sache durchzuführen, deren Verlauf nach dem Charakter der Polen in jedem Augenblick unberechenbar war. Und zugleich durfte der Kurfürst nicht aufhören, derjenigen Macht, gegen die er in Polen arbeitete, in anderen Beziehungen sich nahe zu halten und gegen diejenigen auf seiner Hut zu sein, mit denen er in dieser Frage zusammengehen mußte.

Indeß spielte in Polen selbst eine doppelte Intrigue. Die Königin, von dem französischen Gesandten und den Jesuiten berathen, fand, daß die Zusicherung ihres Gemahls nur eine Wahl, „so lange er regiere," hindere, daß, wenn er abdicire, dieselbe vor sich gehen könne. Der König sollte diese Absicht auf dem Reichstage im November ankündigen, mit der Aufforderung, in den Landtagen der Palatinate die Frage der Wahl für den nächsten Reichstag vorzubereiten; wenn dann in diesen Vorberathungen das Resultat nach Wunsch ausfalle, könne er die Abdication folgen lassen, wenn nicht, bis auf Weiteres König bleiben. Zugleich versuchte die Königin, Lubomirski mit den größten Versprechungen, denen der französische Hof weitere Auszeichnungen und Verheißungen zufügte, zu gewinnen.

Und wieder Lubomirski faßte den Plan, auf diese Anträge einzugehen, um den Hof sicher zu machen, und auch seiner Seits zur Abdication zu rathen; wenn diese erfolgt sei, „so liege die königliche Autorität zu Boden, und man habe freie Hand, die Wahl des Pfalzgrafen durchzusetzen."

Der Reichstag im November wurde gesprengt. Noch eifriger spann man beiderseits die Intrigue weiter. Die Königin war entschlossen, „eher die Republik in das äußerste Verderben zu bringen, als von ihrem Plan abzustehen." Ein Universale wurde erlassen, nach dem der gesammte Adel aufsitzen und zum 7. März nach Warschau kommen sollte. Daß die Tartaren, bisher die Verbündeten Polens gegen Moskau, plötzlich Feinde der Republik wurden und mit den Kosacken gemeinsam im December einen

Einfall machten, gab den Anlaß, fremde Hülfe anzurufen; nach Paris wurde der Schatzmeister Morsztyn gesendet, der alte Intrigant, der jetzt das Vertrauen der Königin im vollen Maaß hatte. Auch anderer Orten bat man um Hülfe; man hoffte, daß außer der französischen keine angeboten werden oder die angebotene leicht zur Seite zu schieben sein werde.

Der Tartareneinfall, der für den Anfang einer neuen Invasion der Türken ausgegeben wurde, machte in der Christenheit nicht den gewünschten Lärm. Vieler Orten wurde geglaubt, daß der Warschauer Hof den Zug veranlaßt habe; es wurde gesagt und geglaubt, daß Prinz Condé ein Heer nach Polen führen solle, daß er durch Deutschland marschiren werde, daß Kursachsen demselben den Paß durch seine Lande zugesagt habe,[158]) daß Schweden im Begriff sei, im Einverständniß mit Frankreich Truppen nach Polen marschiren zu lassen.

In der That hatte Pomponne seine Anträge in Stockholm im November erneut, und Crockow's Berichte ließen keinen Zweifel darüber, „daß in der polnischen Sache ein Changement oder vielmehr Kaltsinnigkeit eingetreten sei,“[159]) daß der Reichskanzler seinen ganzen Einfluß daran setzte, in dieser Sache nicht völlig Frankreichs Gunst zu verscherzen, daß man das Zögern der immer noch vergebens erwarteten Gesandten aus Düsseldorf übel vermerkte, da man wenigstens den Schein retten wolle, als wenn nicht Brandenburg, sondern Schweden den Polen ihren künftigen König gebe. Freilich waren Andere am schwedischen Hofe eben so entschieden gegen jede Connivenz gegen Frankreich, und ihr Einfluß reichte gerade hin, dem der Gegner am Hofe das Gleichgewicht zu halten.

Die Zustände in Polen wurden mit jedem Tage entsetzlicher; während der Einfall der Tartaren und Kosacken, die Niederlage der Kronarmee, die Gefangennehmung von siebzig Schwadronen, schon die Verheerung Podoliens durch die „Barbaren des Ostens“ Schrecken weithin verbreitete, trieb die Frage der Abdication, der Wahl, die ausgesprochene Absicht des Hofes, „die Verfassung zu reformiren und die Krone absolut zu machen,“ die Aussicht, mit dem französischen Prinzen ein neues regierendes Haus, eine erbliche Monarchie zu erhalten,[160]) die Gemüther zu fieberhafter Aufregung.

Der Kurfürst hatte im December den jüngeren Schwerin nach Paris gesandt, dem Könige diese Lage der Dinge vorzustellen, ihm, der so Großes für die Sache der Christenheit gethan, ans Herz zu legen, wie groß die Gefahr für dieselbe sei, wenn Polen, dies Bollwerk gegen die Barbaren des Ostens, in diesem entsetzlichen Zustand verharre, wie noth-

wendig es sei, da endlich Ruhe zu schaffen; Bezier's Umtriebe seien gewiß nicht dem Willen des Königs gemäß, der nur eine Wahl, in der die Polen selbst ihre Ruhe und die benachbarten Staaten eine Sicherheit sähen, gutheißen werde. Schwerin sollte schließlich, wenn man einen bestimmten Vorschlag zu hören wünsche, den Pfalzgrafen nennen, auf dessen Ergebenheit ja der König rechnen könne und dessen Wahl in früheren Jahren von Frankreich selbst gewünscht worden sei.

Zugleich wurde Blumenthal nach Wien gesandt: der furchtbare Zustand Polens gefährde den Kaiser, wie alle Nachbarn, alle seien sie in gleichem Maaße dabei betheiligt, daß die Republik bei ihrer Verfassung und den alten löblichen Freiheiten erhalten werde; aber trotz der ausdrücklichsten Reichsgesetze fahre der Hof und besonders die Königin fort, „mit Bedrohung und Strafen, mit Corruption theils durch Geschenke, theils durch Versprechungen" für die Wahl eines französischen Prinzen zu werben, und es sei die höchste Gefahr, daß sie im nächsten Reichstag erfolge. Auch der kaiserliche Hof werde der Ansicht sein, wie Brandenburg und Schweden, daß man etwas dagegen thun und die Gutgesinnten, deren Haupt Fürst Lubomirski sei, unterstützen müsse. Dem Kurfürsten werde es von Werth sein, zu erfahren, wen in dem Fall einer Wahl der Kaiser wünsche; ihm scheine der zu Wählende „vier Requisite" haben zu müssen; daß derselbe mit Niemand in Krieg oder Streit sei, daß er die schwere Last der Regierung in so verwirrter Zeit gebührend tragen könne, daß er der Republik ihre Freiheit lasse und nicht den absoluten Dominat einführe, daß er den Benachbarten anstehe, damit ihm im Falle der Noth Hülfe werde. Gesichtspunkte, nach denen diejenigen ausgeschlossen schienen, auf welche, wie man muthmaßen durfte, die Intentionen des Wiener Hofes gingen, der Prinz von Lothringen, der Bruder des Kurfürsten von Baiern, Johann Friedrich von Hannover. Bei den Polen selbst, hieß es weiter, kämen nur zwei Fürsten bisher in Betracht, Condé und der Pfalzgraf von Neuburg; und den Pfalzgrafen habe bereits in Cleve der kaiserliche Gesandte empfohlen.

Namentlich Fürst Lubomirski hatte sich bisher mit allem Eifer für denselben bemüht; und die Art, wie der Fürst sich den Verlockungen Frankreichs und der Königin gegenüber fest und zuverlässig bewiesen, hatte das etwa noch vorhandene Mißtrauen des Kurfürsten beseitigt.[161]) Des Fürsten Anhang in Polen war so groß, daß man durch denselben die beabsichtigte Wahl entweder zu beherrschen oder unmöglich zu machen gewiß sein konnte.

Auch nach Berlin war von dem polnischen Hofe geschickt worden, um Hülfe gegen die Tartaren zu bitten; der Gesandte entschuldigte zugleich, daß dem Kurfürst noch nicht wegen Elbing und Draheim Genüge geschehen sei, nicht ohne zugleich anzudeuten, daß ihm in diesen und anderen Dingen der größte Vortheil erwachsen werde, wenn er die Absichten des Hofes in Betreff der Wahl unterstützen wolle. Das Erbieten des Kurfürsten, 8000 Mann mit der nöthigen Artillerie zu senden und sie drei Monate auf seine Kosten zu erhalten, überraschte den Gesandten: einer so großen Hülfe bedürfe es nicht, auch werde es nicht genug sein, dem Corps nur Geld mitzugeben, um sich das Nöthige zu kaufen, es müsse seine Magazine selbst mit sich führen. Man durfte daraus schließen, daß es dem Hofe nicht sowohl um Hülfe gegen die Ungläubigen, als um die Fernhaltung anderer als der französischen Truppen zu thun sei, um dann unter deren Mitwirkung die Wahl mit Gewalt durchzusetzen. [162])

Es mehrten sich die Anzeichen, daß der schwedische Hof schwanke, [163]) daß derselbe, wie der Kurfürst (17. Januar) schreibt, „zögert, um bei Frankreich den Glimpf desto besser zu behalten und uns allen Undank und Mißgunst auf den Hals zu schieben." Man glaubte in Berlin zu wissen, daß Schweden mit Kursachsen um eine Allianz unterhandle, in dem die sächsischen Truppen und Festungen unter schwedisches Directorium gestellt, ja eine wichtige Festung, die den Paß nach den Marken, Schlesien und Böhmen öffne, den Schweden völlig übergeben werden solle, daß der Administrator von Halle dabei besonders thätig sei.

Zwischen Schweden und Brandenburg war im Herbst eine gemeinsame Erklärung festgestellt, die man am polnischen Hofe mittheilen wollte, des Inhalts, daß beide Staaten bei der Ruhe und dem gesetzlichen Zustand Polens zu sehr betheiligt seien, um nicht ihren lebhaften Wunsch auszudrücken, daß die Wege gefunden werden möchten, die Wirren, die jetzt die Republik erschütterten, zu beendigen. Es war verabredet worden, daß der schwedische und der brandenburgische Gesandte diese Ansicht beider Höfe über den einzig richtigen Weg „vorerst unter der Hand, dann öffentlich" mittheilen sollten. Anfang Januar wurde von Hoverbeck in diesem Sinn zu der Königin, dann auch zum Könige gesprochen, während der schwedische Gesandte sich „kaltsinnig und dissimulirend" zurückhielt.

Bis zu diesem Augenblick hatte man von allen Seiten noch den Schein bewahrt, als sei von einer neuen Wahl noch gar nicht die Rede, als sei das alte Gesetz und das neue königliche Versprechen, bei Lebzeiten des Königs keine Wahl vorzunehmen, noch in voller Geltung. Die Königin,

der König, der ganze Hof that auf das Aeußerste entrüstet, daß der brandenburgische Gesandte von einer Wahl zu sprechen, einen Candidaten vorzuschlagen wage; man sagte den Polen, ihr freies Wahlrecht sei in Gefahr; man meldete den auswärtigen Mächten, Brandenburg maaße sich an, der Republik Gesetze vorzuschreiben.[164]) Aller Orten wurde von der ernsten Bedeutung dieser Warschauer Vorgänge gesprochen. Der Kurfürst habe, sagte der geistvolle Lisola, mit einem Mal seine drei Würfe thun wollen, die Königin widerlegen, die ihn immer beschuldigt, daß er Polen mit dem Kaiser und Moskau theilen wolle, den Pfalzgrafen verpflichten, zugleich dessen Interesse in Polen ruiniren.

Hoverbeck war nicht eben weiter gegangen, als sein Auftrag reichte. Aber der Kurfürst fand es für nöthig, ihn erklären zu lassen, daß er nur eben seine private Meinung gesagt habe; nach Paris wurde ein Courier gesandt, eine Erklärung in gleichem Sinn zu übergeben. Auch der schwedische Hof sandte nach Paris: Hoverbeck habe keine Befugniß gehabt, zugleich im Namen Schwedens zu sprechen.

Und nun Anfangs Februar starb Fürst Lubomirski; man glaubte, in Folge der krampfstillenden Pillen, die ihm von den Aerzten der Königin zugesandt worden. Was der Tod dieses Führers der nationalen Parthei bedeutete, zeigte der raschere Eifer und die Zuversicht am polnischen Hofe. Die Starostei Draheim, deren bisherigen Inhaber Potocki der Kurfürst geduldet hatte, eilte der Hof an Fürst Demetrius Wisnowiecki zu überweisen, förmlich sie ihm aufzudringen, um ihn, der von der Parthei der Libertät war, gegen Brandenburg zu compromittiren.

Des Kurfürsten Sache begann sich ins Ueble zu wenden. Blumenthal bemühte sich vergebens am kaiserlichen Hofe; daß de Goes, Fricquet, Lisola in Cleve des Pfalzgrafen Wahl empfohlen hatten, erklärte man für deren Privatmeinung; man war auch der Meinung, daß etwas geschehen müsse, aber erst dann, wenn die Wahl wirklich angesetzt sei; dann sei Kais. Maj. entschlossen, „alle von Gott verliehene Kraft und Mittel anzuwenden." Es war sichtlich, daß bei dem Mangel an Uebereinstimmung zwischen den Ministern, bei dem rastlosen Intriguenspiel zwischen ihnen — „der arme Kaiser weiß oft nicht, wo ihm der Kopf steht" — bei den heillosen Durchstechereien theils der Jesuiten, theils des französischen Gesandten Gremonville man eben zu keinem andern Entschluß kam, als zu dem, keinen zu fassen, sondern „behut- und langsam zu gehen" und den Warschauer Reichstag abzuwarten. Aber so viel war klar, daß man den Pfalzgrafen nicht wollte, „weil er zu französisch sei," vielleicht noch mehr,

weil Brandenburg für ihn war, — und daß man sich mit der Hoffnung trug, für die Wahl des jungen Prinzen von Lothringen schließlich auch Frankreichs Stimme zu gewinnen, weil erst durch seinen Verzicht seines Oheims Land in den Besitz Frankreichs kommen konnte. Als Blumenthal zurückreiste (Anfang Februar), traf er in Böhmen einen kursächsischen Herrn, der in Wien den Abschluß der Allianz seines Hofes mit Schweden anzeigen sollte, „aber es sei darin nichts enthalten, was Kais. Maj. und dem Reich zum Nachtheil gereiche.“ [165])

Also weder Schweden, noch der kaiserliche Hof hatte die Einsicht, daß in der polnischen Frage, die brennend genug war, rasch und ohne kleinliche Nebenrücksichten gehandelt werden müsse. Nicht, als ob der Kurfürst erwartet hätte, man werde nun in Wien oder Stockholm zu irgend einer festen Politik, zu irgend einem bestimmten Plan kommen; in solchem Sinn Action und Zusammenhang war nur in Paris; und er hatte sich zu Frankreich, Frankreich sich zu ihm bisher auch in der polnischen Frage immer noch so verhalten, als wenn sie gemeinsames Interesse hätten und sich demnächst völlig verständigen würden. Er unterließ nicht, in Wien wie in Stockholm fürchten zu lassen, daß er auf dem Wege dazu sei. [166])

Noch mehr bedenklich machte es die Herren in Stockholm, als sie sahen, daß der französische Ambassadeur auffallend aufmerksam gegen Crockow wurde, als sie aus dessen Aeußerungen entnahmen, daß ihm Pomponne alle die vertraulichen Eröffnungen, halbwahre und ganz unwahre, die sie ihm gemacht, wieder mitgetheilt habe. [167]) Der Versuch, die endlich angekommenen neuburgischen Gesandten mit Verdächtigungen der brandenburgischen Politik auf ihre Seite zu ziehen, mißlang eben so, indem diese nicht unterließen, Alles an Crockow mitzutheilen. Daß endlich Björnclou nach mehrmonatlicher Abwesenheit wieder nach Stockholm kam, gab wenigstens der Opposition gegen den Reichskanzler wieder Leben und man begann sich zu besinnen.

Man sollte bald genug völlig wach gerüttelt, man sollte in empfindlichster Weise inne werden, daß Frankreich hier, wie überall, mit falschen Würfeln spiele.

In eben diesen Wintermonaten machte die französische Diplomatie jene Wendung, die oben bezeichnet ist; und mit Recht ist allezeit die Kühnheit, Sicherheit und Beweglichkeit bewundert worden, mit der sie den Wechsel vollzog, um den großen Schlag zu führen, der im Frühling 1667 die Welt in Erstaunen setzen sollte.

War ihr Plan, zugleich die Niederlande mit den Waffen, Polen mit der Wahl Condé's zu gewinnen, so hatte sie nur mit der Hälfte ihres Planes Erfolg.

Daß die andere Hälfte mißlang, war das Ergebniß nicht der Umstände, sondern einer diplomatischen Defensive, die minder glänzend, aber in ihrer Art doch auch denkwürdig ist.

Polen und der burgundische Kreis.

Es waren mehrere französische Flugschriften erschienen, die das Recht des Königs auf die spanischen Niederlande erörterten; sie wiesen nach, daß nach einem, jenen Landen eigenthümlichen Rechtsgebrauch, dem der Devolution, auf des Königs Gemahlin das Herzogthum Brabant nebst Antwerpen und Limburg, die Herrlichkeit Mecheln, das Oberquartier Geldern, Namür, Theile von Luxemburg, Theile der Freigrafschaft, kurz, ungefähr der ganze burgundische Kreis vererbt sei. In Gegenschriften, deren die wichtigsten von Publicisten des Kaiserhofes herausgegeben waren, wurde nicht das Recht der Devolution bestritten, aber geltend gemacht, daß mit dem Verzicht, welchen bei der Vermählung Ludwig's XIV. seine Gemahlin ausgestellt, die Wirkung dieses Rechts für die Frage dieser Erbfolge außer Kraft gesetzt sei, daß der pyrenäische Friede die Grenzen Frankreichs und der Niederlande für immer geregelt habe, daß Karl II. seit dem Tode seines Vaters in dem vollen und rechtmäßigen Besitz dieser Lande sei.

Eben dieser Frage wegen war Colbert Croissi im Frühjahr 1666 nach Cleve gekommen; der Kurfürst hatte damals geäußert, des Königs Rechte seien den seinigen auf die jülich-clevischen Lande ähnlich; er hatte mit einfließen lassen, daß das Oberquartier Geldern von Rechtswegen zu diesen gehöre und daß es von den Spaniern wider Recht in Besitz genommen sei.[168])

Es verging das Jahr, ohne daß französischer Seits weitere Mittheilungen in dieser Sache an den Kurfürsten erfolgten. Er konnte nicht glauben, daß sie aufgegeben sei; er hatte um so mehr Grund, aufmerksam zu sein, zumal da auch in der polnischen Frage die Eröffnungen, die Schwerin im December nach Paris gebracht hatte, Wochen, Monate lang unbeantwortet bleiben.

Noch war die Uebermacht Frankreichs nicht in ihrer ganzen Fülle da; aber mit jedem Schritt weiter, den man sie thun ließ, wurde sie unwiderstehlicher.

Aber wie der drohenden Gefahr begegnen? Ludwig XIV. hatte eine Flotte geschaffen, die nach der von Holland und England bereits die bedeutendste war; er hatte 80,000 Mann unter den Waffen; er hatte einen Adel, der nach kriegerischem Ruhm dürstete, die bewährtesten Feldherren; seine Ingenieure bauten ihm rastlos neue Festungen, nach neuen Systemen; er hatte die Mittel, sein Heer in gegebenem Fall fast zu verdoppeln; er rechnete seine Jahreseinnahme auf 78 Millionen. Die alten Militairmächte Europa's, Spanien und Oestreich, waren in ihren Finanzen zerrüttet, ihr Heerwesen mit der neueren Kriegskunst nicht bloß nicht fortgeschritten, sondern in Verfall; kaum daß sie ihre alten Festungen noch nothdürftig besetzten. Schweden hatte noch den Ruhm seiner deutschen, polnischen, dänischen Feldzüge; aber es war nicht mehr in der straffen Hand Karl Gustav's, es hielt nur noch seine Regimenter, um Subsidien zu ziehen. Dänemark war durch die furchtbaren Erfahrungen des letzten Krieges nicht belehrt; seine Land- und Seemacht war in demselben apathischen Zustand, wie vorher, und die Gründung der Erbmonarchie statt der ständischen Wirthschaft hatte militairisch keinerlei Frucht gebracht. In Deutschland gab es Kriegsvolk und Kriegstüchtigkeit genug; Deutschland war der große Markt für die Werbungen Frankreichs, Hollands, Schwedens u. s. w.; aber wenn Münster, wenn die braunschweigischen Herren auch 10 und 20,000 Mann unter Waffen stellten, so war es für fremdes Geld und zeitweise; die Paar Regimenter, die Baiern hielt, gingen wohl auf Miethe nach Savoyen; die Truppen von Kursachsen, Kurpfalz waren nicht der Rede werth. Nur die brandenburgische Armee war dauernd formirt: aber der Stärke nach, die sie im gegebenen Fall entwickeln konnte, betrug sie noch nicht den vierten Theil der französischen Feldarmee.

Nur vereint konnte Europa sich Frankreichs erwehren; so lange der unglückliche Kampf zwischen Holland und England währte, war in Polen zu widerstehen schwer, die spanischen Niederlande zu retten unmöglich.

Schon im Herbst 1666 hatte der Kurfürst, wie früher erwähnt worden, seinen neumärkischen Kanzler Christoph von Brandt nach London gesandt, die Friedensbemühungen, denen Buat zum Opfer gefallen war, fortzusetzen; zugleich sollte er auf die polnischen Dinge die Aufmerksamkeit lenken: „es ist handgreiflich, daß, wenn die Krone Frankreich dort mit ihren Plänen durchdringt, ihr Niemand hinfort die Balance halten kann."

Brandt war nach dem ausdrücklichen Wunsch der Hochmögenden nach England gesandt worden. Die zwei Seeschlachten des Sommers hatten den Muth in den vereinigten Provinzen gebeugt. Handel und Schifffahrt

lag darnieder, Alles seufzte nach Frieden. De Witt mußte wenigstens den Schein annehmen, als wolle er ihn, auch ohne Frankreich; und Brandt's Meldungen lauteten dahin, daß Karl II. nur einen entgegenkommenden Schritt der Staaten erwarte. Aber die so eben geschlossene Quadrupelallianz sicherte diesen den Rücken; das Schreiben, das von ihnen nach London gesandt wurde, war „in so unhöflichen und unmuthigen Worten" abgefaßt,[169]) daß es nur Oel ins Feuer goß; dazu die Hinrichtung Buat's, die andern terroristischen Maaßregeln, die de Witt gegen die oranisch Gesinnten betrieb: „es sei klar, daß er den Krieg fortzusetzen wünsche, der eine Dictatur in seine Hand lege."

Wohl hatte die englische Flagge glänzende Erfolge gehabt. Aber Karl II. konnte sich nicht darüber täuschen, daß der Krieg und die wachsende Anspannung, die er forderte, die alten presbyterianischen und popularen Stimmungen im Volk steigerte. Den Frieden, den er bei Holland nicht zu finden vermochte, suchte er bei Ludwig XIV. Anfangs November hatte er ihm — die Briefe gingen durch des Grafen St. Alban und der Königin Mutter Hand — Erbietungen machen lassen; sie wurden gern angenommen; die Verhandlungen wurden die nächsten Wochen hindurch eben so geheimnißvoll fortgesetzt. Um die Staaten und Brandenburg zu täuschen, machte England im Februar den Vorschlag, Bevollmächtigte nach dem Haag zu schicken; wenn ihnen die brandenburgischen Minister dort vertrauliche Communication mit den Friedliebenden in Holland, „mit den Freunden des Prinzen und den Feinden de Witt's" ermöglichten, werde man den Frieden leicht zu Stande bringen, nur müsse man die Prinzessin Hoheit nicht mit ins Vertrauen ziehen.

Und wieder Ludwig XIV. ließ im Haag neue ausdrückliche Versicherungen fordern, daß man dem Vertrage von 1662 gemäß nicht ohne ihn den Frieden schließen wolle, wie er sich seiner Seits verpflichte, das Gleiche zu thun, obschon, so ließ er hinzufügen, die Staaten nach der Ansicht Englands die Angreifer wären und die Allianz von 1662 nur von einem Defensivkriege spreche.

In den geheimen Verhandlungen zwischen Paris und London war die Formel aufgestellt worden, daß einerseits England innerhalb eines Jahres keine Verbindung mit dem Hause Oestreich eingehen, andererseits Frankreich alle Interessen, die Karl II. innerhalb und außerhalb seines Reiches habe, unterstützen werde. Auf Grund dieser Formel folgte schnell die weitere Verständigung. Gern erklärten sich auch die Staaten einverstanden mit der Annahme der Vermittelung Schwedens, dem gegenwärtigen

Besitzstande als Friedensbasis, der Wahl Breda's als Congreßort, der Mitte des Mai als Beginn der Verhandlungen; der Waffenstillstand während derselben wurde von Frankreich und den Staaten abgelehnt.

Also der Krieg der beiden Seemächte blieb, und Frankreich konnte die Friedenshandlung als mitabschließende Macht nach Belieben hinziehen, bis der entscheidende Stoß geführt war.

Die Rüstungen Frankreichs waren fertig; schon im Februar war ein Herr von 12,000 Mann bei Paris gemustert; eine zweite Armee von 30,000 Mann war in der Champagne gebildet, von der, so hieß es, ein Theil nach Polen bestimmt sei.

In Polen trat am 7. März jener Reichstag zusammen, der die Abdication bringen sollte. Damit war der Moment gekommen, die Schlinge auch über des Kurfürsten Nacken zu werfen. Schwerin harrte noch in Paris seiner Antwort; jetzt gab sie ihm der König; „öffentlich und ohne einige Dissimulation" ließ er dem Kurfürsten sagen: er habe der Königin von Polen für Condé oder dessen Sohn sein königliches Wort gegeben und werde einen von diesen Beiden mit äußerstem Vermögen zur künftigen Succession befördern helfen; mit denen, die es verhindern wollten, und namentlich mit dem Hause Oestreich, wolle er es wagen; er wünsche, in dieser Sache mit dem Kurfürsten Hand in Hand zu gehen und sichere ihm dabei großen Gewinn ohne einige Gefahr zu.

Wenige Zeit, nachdem Schwerin mit diesen Bescheid eingetroffen war, kehrte Morsztyn von seiner Sendung nach Paris über Berlin zurück, mit dem Auftrage an den Kurfürsten: der König sei in Begriff, zur Abwehr der Türken und Tartaren eine Flotte nach Danzig, eine Armee nach Polen zu senden, und hoffe, daß der Kurfürst sich zu diesem Zweck mit ihm verbinden werde. Etwas später traf auch General Millet in Berlin ein mit dem Auftrage seines Königs: den Paß für das französische Corps nach Polen zu gestatten, wie derselbe von Mainz, Cöln, Kursachsen und anderen bereitwillig gewährt sei. Er fügte, wie Morsztyn, hinzu: Schwedens sei der König gewiß, Schweden werde sich nimmermehr von Frankreich trennen.

Der Kurfürst gab auf diese Anträge ausweichende Antworten.[170]) Sie konnten ihm zu keiner Zeit erwünschter kommen. Er eilte, sie an Hoverbeck nach Warschau, an Crockow nach Stockholm mitzutheilen.

Der Reichstag in Warschau war in vollem Gange. Der Hof hatte ihn mit Geld und Liebenswürdigkeiten zu gewinnen, mit jenem brandenburgischen Memorial aufzustacheln verstanden; Alles war voll Wuth gegen

den verwegenen Nachbar, der die Wahlfreiheit mißachtet, voll Enthusiasmus für die Königin, die sie so hochherzig vertreten habe; ein Beschluß wegen Draheim wurde gefaßt, der den Kurfürsten beleidigen mußte. Nun kam Hoverbeck mit seinen Documenten; die Wirkung war, wie man nur wünschen konnte. Die Königin wurde, man meinte vor Schreck und Wuth, krank; man drängte den König, zu gestehen, was es mit der Sendung Morsztyn's, mit den Plänen, die er heimgebracht, auf sich habe; die Patrioten, die sich so lange scheu zurückgehalten, brachten Schreiben vor, die der Hof an Morsztyn nach Paris gesandt; man wies nach, daß im Senat der Antrag auf die Wahl von Neuem vorgebracht sei. Die ganze Intrigue wurde enthüllt, der Lärm war maaßlos. Der König erklärte, daß er allerdings auch die allerchristlichste Majestät zur Hülfe gegen die Türken gebeten habe, daß er von dem, was Morsztyn und Millet in Berlin gesagt, nichts wisse. Und der Reichstag decretirte: daß es der Hülfe gegen die Türken nicht bedürfe, mit den Tartaren und Kosacken werde man schon selbst fertig werden; er decretirte ferner: daß alle Constitutionen wegen der freien Wahl in Kraft bleiben, und was etwa dagegen beschlossen worden, null und nichtig sein solle. Man sprach dem Kurfürsten den Dank der Republik aus und nannte ihn den Beschützer ihrer Freiheiten. Daß noch vor beendetem Reichstag die Königin starb (10. Mai), steigerte die Zuversicht der Patrioten, aber auch den Eifer des Hofes und seiner Freunde; und der Bischof von Beziers leitete die weitere Cabale.[171])

Nicht minder durchschlagend wirkten die gleichen Mittel in Stockholm. Es war des Reichskanzlers Art, sich nach allen Richtungen hin die Wege offen zu halten; aber im Herzen war er französisch, zumal jetzt, wo der schwedischen Krone die Ehre der Vermittelung in Breda zugewandt war. Pomponne hatte es leicht, die schwedische Politik am Seile zu behalten, wenn nicht Björnclou dazwischen fuhr; und nichts machte dessen heftige Reden wirksamer, als der Hinweis auf die französische Politik in Polen. Dem Reichskanzler gab Pomponne — so eben war die Nachricht vom Tode der Königin aus Warschau gekommen — auf dessen dringende Vorstellung sein Wort: jene Pläne seien nun völlig zur Ruhe gesetzt, der Bischof von Beziers werde abberufen werden. Wenige Tage darauf verbreitete sich die Nachricht von den Aeußerungen, die Morsztyn in Berlin gemacht habe; der Ambassadeur bestritt sie, oder Morsztyn habe sie gemacht, um den König von Frankreich zu denegriren, er sei ja früher ein Anhänger Lubomirski's gewesen; kein Vernünftiger werde glauben, daß

der König eine Flotte nach Danzig schicken wolle. Aber nun kamen die Schreiben des Kurfürsten an Crockow, auch die Abschrift der von Millet gemachten Propositionen; selbst der Reichskanzler war entrüstet, sprach sich in den stärksten Aeußerungen gegen Pomponne aus, der „fast ungeduldig geworden und sich mächtig importirt hat."

Der feine Pomponne stand wie ein überführter Lügner da; der Reichskanzler, der sich immer auf ihn berufen, erschien als sein Complice; schonungslos drang man auf ihn ein; „auch der englische Gesandte, der die Schweden kalt und stolz behandelt, setzt ihm hart zu." Crockow erklärte: „der Kurfürst wünsche endlich zu wissen, woran er sei; wenn Frankreich eine Flotte nach Danzig senden wolle, so müsse es Dänemarks gewiß sein; ob Schweden dabei gleichgültig bleiben wolle? übrigens, wenn die schwedischen Herren nicht mit Brandenburg schließen wollten, so stehe S. Kf. D. die Thür zu Frankreich offen."

Dazu kamen immer ernstere Nachrichten aus Polen. Sie zeigten, daß „trotz der Königin Tod das Electionswerk mit größerem Fleiß und Eifer fortgesetzt, ja stärker und heftiger betrieben werde, als je vorher." Man erfuhr, daß bereits die Besatzungen in Graudenz, Thorn, Mewe, Marienburg in französischem Solde seien, daß die Krone von Danzig die verpfändete Starostei Putzig zurückgefordert habe, um sie mit ihrem Hafen an den französisch gesinnten Sobieski zu geben; man hielt für gewiß, daß die Verabredungen zwischen Frankreich und Kursachsen, die der Administrator von Halle so lebhaft betrieben hatte, auf Magdeburg gerichtet seien.

Umsonst bemühte sich Pomponne, auch jetzt noch Schweden festzuhalten, [172]) und der Reichskanzler that das Seinige, ihm zu helfen, damit die ehrenvolle Mediation in Breda keinen Schaden leide. Aber die Gegenparthei war zu mächtig; die Verhandlungen wegen der pfalzneuburgischen Wahl, die der Reichskanzler unter dem Vorwand der jülichschen Ansprüche des Königs so lange verzögert, kamen jetzt zu einem raschen Ergebniß; es wurde eine Declaration über die polnische Frage von Crockow entworfen und nach wenigen Tagen fast ohne Aenderung schwedischer Seits vollzogen. [173]) Ihr Hauptinhalt war: keine Wahl vor eingetretenem Interregnum; durchaus freie Wahl; gemeinsame Bemühungen Schwedens und Brandenburgs für die Wahl eines katholischen, den Polen genehmen, ihre Libertät und Verfassung achtenden Königs; gemeinsame Schritte, den Kaiser und Frankreich für den Candidaten zu gewinnen, den man demgemäß für geeignet erachte.

Geheime Artikel, die weiteren Maaßregeln zur Wahl des Pfalzgrafen festzustellen, wurden wenigstens entworfen.

Mit diesem Ergebniß, das Schweden auf die Linie zurückführte, für die es sich schon ein Jahr früher entschieden hatte, war der Kurfürst vorerst zufrieden; eine positive Unterstützung der Wahl des Pfalzgrafen erwartete er nicht; genug, daß die Krone Schweden sich gebunden hatte, nicht in die französische Intrigue mit einzutreten; „mit guter Manier und ohne große Blasme können sie nicht mehr zurück." Und die französische Diplomatie hatte an einer Stelle, die ihr im hervorragenden Maaße wichtig war, eine vollständige Niederlage erlitten.

Schon waren an einer anderen Stelle die Dinge um einen großen Schritt weiter gekommen.

Der Congreß von Breda fand sich Anfang Mai zusammen. Während der ersten Conferenzen dort traf im Haag die officielle Mittheilung Ludwig's XIV. ein, daß sein Heer auf dem Marsch nach Flandern sei; unmittelbar darauf die Nachricht von dem erfolgten Einbruch.

Das Manifest, das Ludwig XIV. erließ, nahm alle jene Gebiete, auf die das Recht der Devolution anwendbar sei, so gut wie den ganzen burgundischen Kreis, in Anspruch.

Selbst de Witt war bestürzt. Oft genug hatte er mit seinem Freunde d'Estrades von der Frage der Niederlande gesprochen, „dem großen Rade, das alle andern Pläne und Entschlüsse Frankreichs in Bewegung setzt," und es war ihm nicht verborgen geblieben, auch nicht verborgen worden, daß die großen Rüstungen in Frankreich zu diesem Zweck gemacht würden; aber er hatte die ausdrückliche Versicherung d'Estrades, „daß der König in Betreff der spanischen Niederlande nichts ohne vorhergehende Verständigung mit den Staaten unternehmen werde." Jetzt sah er, daß man ihn vollständig hinter's Licht geführt habe; er begann zu ahnen, daß England und Frankreich unter einer Decke spielten. Und die Mediation in Breda war in der Hand schwedischer Diplomaten, die von dem Reichskanzler de la Gardie ihre Instructionen erhielten.

Der Rathspensionair sprach den Wunsch aus, daß der Kurfürst auch seiner Seits nach Breda schicke, um an der Mediation Theil zu nehmen.[174])

Weder England, noch Frankreich würden die seine jetzt angenommen haben; Brandt aus London, Blaspeil und Romswinkel aus dem Haag mochten hingehen, falls man ihrer „guten Dienste" benöthigt sei; „unser Streben," schreiben sie, „kann nur sein, zu helfen, daß sich England und die Staaten schnell verständigen und daß wir uns dann einigen, wie wir das sehr

offenbare Unheil, mit dem Frankreich uns alle bedroht, abwenden, und die Praktiken der Katholischen kreuzen, die keinen andern Gedanken haben, als unsern Untergang." Sie ahnen, daß die Königin Mutter, im Interesse der Kirche, mit thätig ist. [175])

Nun wurde ruchbar, daß der Bischof von Münster werbe, daß ihm in Frankfurt französisches Geld ausgezahlt sei. De Witt bat um eine Nachricht, wie viel Truppen der Kurfürst „im Fall der Noth sofort" ins Feld stellen könne. Auf den umgehend ertheilten Bescheid begannen Besprechungen, wie man gegen den Bischof zu verfahren habe.

Schon geriethen die Conferenzen in Breda in's Stocken. De Witt, sagten die Einen, wolle den Frieden nicht, weil es sonst um seine Macht in den Staaten geschehen sei; Andere glaubten, daß England im Verständniß mit Frankreich sei und darum nicht nachgeben werde; Allen schien Frankreich diesen Krieg hinziehen zu wollen, bis die spanischen Provinzen unterworfen seien. In fieberhafter Hast schwollen die Gerüchte, die Besorgnisse; jede neue Nachricht von den raschen Fortschritten der französischen Waffen gab den Gefahren, die man fürchtete, einen weiteren Horizont. Es wurde gesagt und geglaubt, daß die französische Flotte, die immer noch außerhalb des Canals lag, sich mit der englischen vereinen werde, daß Frankreich auch die Freigrafschaft, auch das halbe Mailand fordern, daß die nach Polen bestimmte Armee in Deutschland einrücken, den Kaiser angreifen werde. Immer lauter wurde der Ruf nach dem Prinzen von Oranien, mit dem man den Kurfürsten und Frieden mit England haben werde.

De Witt mußte eilen, sein sinkendes Ansehn zu retten. Er ließ die Flotte — sein Bruder Cornelius ging als Commissar der Staaten mit derselben — in die Themse segeln, dort die ungerüsteten Schiffe Englands überfallen, vernichten. Dieser furchtbare Schlag, zugleich eine Demüthigung, wie sie die englische Flagge noch nie erfahren, brach den Widerstand des englischen Hofes; und wer dort irgend staatsmännische Einsicht hatte, mußte erkennen, daß das siegreiche Vordringen der Franzosen in Flandern die Interessen Englands bedrohe. Vergebens suchte Frankreich die Friedenshandlung noch hinzuhalten. [176]) Drei Wochen später war der Entwurf des Friedenstractates fertig.

Ein zweiter, nicht minder kühner Plan sollte den Bischof von Münster unschädlich machen, bevor seine Rüstungen beendet, sein Volk mit dem von Cöln und anderen Freunden Frankreichs vereinigt sei. Der Plan, wie ihn Blaspeil dem Kurfürsten mitzutheilen hatte, war, auf Grund des

clevischen Friedens den Bischof aufzufordern, daß er die Geworbenen bis auf die ihm gestattete Zahl entlasse, dann, wenn er sich weigere, ihn plötzlich zu überfallen, „und zwar so, daß man ihn, wenn es möglich, gefangen bekomme;" der Kaiser werde sich gern dabei einlassen und Brandenburg durch ein Executionsmandat salviren; „und kommt es nur darauf an, ob E. Kf. D. es lieber selbst thun und den Namen davon tragen, oder lieber durch Jemand anders, ohne sich so gar weit zu engagiren, es gethan sehn wollen." [177])

Und während der Rathspensionair so Brandenburg ins Feuer zu schicken hoffte, ließ er Graf Waldeck, der von Neuem mit dem Köder des staatischen Generalats gelockt war, bei den braunschweigischen Herren dahin arbeiten, daß sie wieder ihre Truppen den Staaten zur Verfügung stellten. Er erfuhr, daß man auch in Schweden über die Schritte Frankreichs betreten sei, daß man sich Glück wünsche, die so lange verhandelte Allianz mit Frankreich noch nicht geschlossen zu haben; er beeilte sich, nach Stockholm zu senden, um ein näheres Verständniß einzuleiten.

Wenn dann auch der kaiserliche Hof, woran nicht zu zweifeln, hinzutrat, so war eine Coalition da, die stark genug scheinen durfte, dem Ehrgeiz Frankreichs Schranken zu setzen.

Nur daß der Kurfürst nicht gemeint war, in dem Kielwasser Hollands und gar des Herrn de Witt zu fahren. Er war sich vollkommen klar darüber, daß in dieser großen Krisis sein und Deutschlands Interesse zusammenfalle; „wenn Deutschland zur Rettung des Friedens etwas Nachdrückliches thun soll," sagte man in England, „so glaubt die Welt, daß es nothwendig durch Brandenburg geschehen müsse." Daß Ludwig XIV. eine wenigstens streitige Rechtsfrage über Reichsgebiete ohne Weiteres durch Waffengewalt zu einem Kriegsfall machte, war ein Affront für das Reich; daß es nach den clevischen Besprechungen ohne irgend eine weitere Mittheilung oder Verhandlung mit dem Kurfürsten geschah, ein größerer Affront für ihn; und wenn die Herren im Haag der Meinung waren und sie offen aussprachen: „daß man zufrieden sein müsse, wenn Frankreich nur nicht die ganzen spanischen Niederlande verschlingen wolle, daß man die Krone Spanien drängen müsse, einen Theil zu opfern, um den Rest zu retten, wo möglich den Theil, der fern von Staatsflandern und Staatsbrabant, mehr nach dem Reich zu liege," so mochte das für Holland, wenn nicht ruhmvoll, so doch bequem sein, — für die brandenburgischen und deutschen Interessen waren in dieser Katastrophe wahrlich andere Gesichtspunkte maaßgebend.

Der Kurfürst hatte, als ihm Millet die Anzeige seines Königs brachte, daß er in die Niederlande eingerückt sei, sein sehr lebhaftes Bedauern ausgesprochen, und hinzugefügt, daß er sich gern bemühen werde, die Sache in Güte beilegen zu helfen. Und daß die übrigen Fürsten des Reichs denselben Wunsch hatten, daß Frankreich nicht mehr auf seinen alten Anhang im Reich rechnen könne, hatten die bis jetzt vergeblichen Verhandlungen über die Prolongation des Rheinbundes gezeigt; nicht bloß die evangelischen Mitglieder waren lässiger geworden, auch am Mainzer Hofe begann man die Augen zu öffnen. In die neue „engere Allianz" war freilich auch Mainz, auch Pfalz-Neuburg getreten, aber der Kurerzkanzler mit Widerstreben, der Pfalzgraf nur um der polnischen Wahl willen, die ihn mehr noch an Brandenburg als an Frankreich kettete. Nur Cöln folgte blindlings der Weisung Frankreichs, und der dort einflußreichste Mann, Fürst Wilhelm von Fürstenberg, war „der Minister Frankreichs für Deutschland." Wenn jetzt von Kurcöln nach Berlin die Einladung zu einer Zusammenkunft nach Cöln kam, wo „die engere Allianz" Mainz, Cöln, Pfalz-Neuburg, Trier und Münster berathen wollten, „wie das in der Nachbarschaft entstandene Feuer in Zeiten gedämpft, und verhütet werden könne, daß das Reich nicht implicirt werde," so war unzweifelhaft, daß die Berufung auf französischen Anlaß geschehe. Dennoch nahm der Kürfürst keinen Anstand, den Tag zu beschicken.[178])

War man in Paris schon der frohen Zuversicht, daß auch Brandenburg in die „Cölner Union" eintreten werde, so ging Friedrich Wilhelm's Gedanke vielmehr dahin, „vorzubauen, daß die katholischen Kurfürsten und Fürsten sich nicht absonderlich mit Frankreich verbinden." Den eigentlichen Widerstand hoffte er gleichsam hinter ihnen durch eine Verbindung mit dem Kaiser und den beiden sächsischen Kreisen zu organisiren; er hoffte, daß der Reichstag zum Schutz des burgundischen Kreises Beschlüsse fassen, Mandate erlassen werde.

Eben darauf, daß Kaiser und Reich eben so, wie die Staaten den burgundischen Kreis in keinem Fall an Frankreich kommen lassen könnten, rechnete der Hof zu Madrid; und in dieser Zuversicht hatte er sich die Kosten und die Mühe gespart, sich auf die Vertheidigung der gefährdeten Lande zu rüsten. Don Castel Rodrigo, der Statthalter in Brüssel, täuschte sich nicht über die Unmöglichkeit, militairisch dem mächtig gerüsteten Gegner die Spitze zu bieten.

Freilich war es ein Unglück, eine unverantwortliche Schuld, daß die Krone Spanien so gut wie nichts gethan hatte, ihre Niederlande in ver-

theidigungsfähigen Stand zu setzen. Aber die zahlreichen festen Städte, die es dort gab, konnten dem Feinde noch lange zu thun geben, so lange wenigstens, bis ein kaiserliches Heer über die Freigrafschaft und Lothringen oder über den Mittelrhein nach Brabant kam; der Marschall Crequi mit seinen 10,000 Mann an der oberen Maas hätte es nicht aufhalten, das durch zahlreiche Besatzungen geschwächte Hauptheer von Flandern und Hennegau her ihn nicht unterstützen können.

Das war der Plan, den Markgraf Hermann von Baden, der im Juli aus Brüssel nach Berlin kam, entwickelte. Er versicherte, daß Montecuculi mit dem kaiserlichen Heere am 15. October in Brüssel zu sein gedenke, daß der Kurfürst zugleich den Befehl über die kaiserlichen und spanischen Truppen übernehmen solle; schon habe England 3000 Mann herüber zu senden zugesagt; die Staaten, deren Landarmee wenig werth sei, hoffe man zu Subsidien zu bestimmen, die Verhandlungen darüber seien im Gange. [179])

Der Kurfürst verbarg nicht den lebhaften Antheil, den er an der Sache der Niederlande nehme; er sei bereit, mit einem Corps von 12—15,000 Mann der Krone Spanien zu assistiren, nur müsse er fordern, daß zuvor eine Allianz zwischen dem Kaiser, Spanien und Brandenburg geschlossen, daß von Spanien Subsidien und Werbegeld gezahlt werde, daß England, Holland, das Reich mit einzutreten veranlaßt, Sicherung gegen Schweden, wenn es nicht mit agiren wolle, garantirt werde. Er machte die völlige Geheimhaltung dieser vorläufigen Besprechungen zur Bedingung.

Unmittelbar nach diesen Besprechungen forderte er das Gutachten der vertrautesten Räthe über folgende Fragen: „1) wer von beiden Königen die gerechte Sache habe, und ob Frankreichs Prätensionen begründet seien oder nicht? 2) was das ganze Reich bei dieser Sache für ein Interesse habe, und was für Consilia man deshalb in Regensburg führen müsse? 3) ob das Reich befugt und schuldig sei, sich in die Sache zu mischen und den burgundischen Kreis als ein Glied des Reiches zu garantiren? 4) was unserm und unseres Hauses Interesse gemäß sei und ob wir bei der Sache stille zu sitzen oder uns derselben anzunehmen hätten, auch welcher Gestalt, für wen und wie weit."

So viel ich sehe, war unter den Räthen des Kurfürsten im Entferntesten nicht der Gegensatz der Richtungen, auf welchen Millet in seinen Berichten nach Paris so großes Gewicht gelegt hat; wenigstens eine französische Parthei gab es an diesem Hofe nicht, und die glänzenden Geschenke, die Millet machte oder versprach, blieben ohne die ersehnte Wirkung.

Wohl aber konnten die Ansichten über die nächsten Schritte, über das, was gewagt, was erreicht werden könne, auseinander gehen. Es war erklärlich, wenn Blaspeil in der Nähe des Kriegstheaters und unter den Eindrücken, die er im Haag und in Brüssel empfing, zu raschem Schluß drängte, während Hoverbeck in Warschau die Gefahr der polnischen Frage lebhafter empfand und alle Kraft für sie bereit zu halten empfehlen mochte. Der halberstädtische Kanzler, Fr. von Jena, der eben mit den braunschweigischen Herren unterhandelte, hob vor Allem die „Elendigkeit des Reichswesens hervor, darauf kein Staat zu machen sei;" er empfahl, „sich beiden Partheien necessair zu machen, die wahren und vornehmsten Ursachen geheim im Cabinet bleiben zu lassen." Der pommersche Kanzler, der gerade und geschäftskundige Somnitz, machte auch auf die Nebendinge, auf die Sicherstellung Magdeburgs, auf die noch nicht sicher gestellte Vollmacht Castel Rodrigo's u. s. w. aufmerksam, aber am stärksten betonte er den Schimpf, daß Ludwig XIV. dem Reich und dessen Ständen Gesetze vorzuschreiben wage, mit einem Einfall in das Reich drohe, wenn es dem burgundischen Kreise Hülfe sende; Brandenburgs Interesse sei eins mit dem des Reichs. Und daß Schwerin, der Oberpräsident, der immer behutsame, den der Kurfürst in der Regel zuerst und zuletzt hörte, den neuen Anlaß, mit Oestreich in näheres Verständniß zu treten, mit Freuden begrüßte, verstand sich von selbst.

Eine Stimme fehlte im Rath des Kurfürsten, die, welche er in so schwierigen Lagen am schmerzlichsten entbehrte. Die Kurfürstin Luise war am 18. Juni gestorben. „O Luise, wie sehr vermisse ich Deinen Rath!" soll er noch oft, ihr Bild betrachtend, ausgerufen haben.

Gewiß war es im höchsten Maaß nothwendig, dem Vordringen Frankreichs rasch und energisch zu begegnen. Aber nach den gemachten Erfahrungen und nach der Lage der Dinge zögerte der Kurfürst mit Recht, seine Beziehungen zu Frankreich zu zerreißen, bevor die Absichten des Kaiserhofes und in zweiter Reihe die der Staaten, Englands, Schwedens bestimmter erkennbar waren. Vor Allem kam es darauf an, die Stände des Reichs zu überzeugen, daß der Stoß auf Burgund nur der Anfang der Gefahr auch für die rheinischen, endlich für alle Kreise des Reichs sei; es galt den Versuch, sie zu einigen, in ihnen den Gedanken zu erwecken, daß man gemeinsam Front gegen Frankreich machen müsse.

In diesem Sinn wandte sich der Kurfürst an den Kurerzkanzler, forderte ihn auf, auf dem Reichstage das Erforderliche einzuleiten. In Zinna hatte er eine Zusammenkunft mit Johann Georg von Sachsen; er

suchte ihn zu überzeugen, daß jetzt der Zeitpunkt für ihn gekommen sei, sich aus der Verbindung mit Frankreich zu lösen, in die er sich nur zu tief eingelassen habe; er stellte ihm vor, wie hochbedenklich es sei, daß in dem Vertrage von 1664 das Wort Protection stehe, die der König von Frankreich über ihn und sein Haus üben wolle,[180]) ja, daß er sich verpflichtet habe, in seinen Geheimerath nur Personen zu nehmen, die dem Könige genehm seien. Er erreichte wenigstens so viel, daß auch Kursachsen den Tag zu Cöln zu beschicken versprach. Auch Kurtrier, Kurbaiern versprachen es; der braunschweigischen Herren, sowie Hessen-Cassels glaubte man in Berlin gewiß zu sein. Schweden, dessen Heer im Bremischen immer noch bei einander war, hatte im vollen Einverständniß mit Brandenburg die Prolongation des Rheinbundes abgelehnt; man hatte sich gegenseitig das Wort gegeben, in dieser Frage, und sie war die des französischen Einflusses im Reich, gleichen Schrittes zu gehen. Es bedurfte nur eines tapferen Entschlusses in Wien, und der Bann war gelöst, der noch die Oppositionen gegen Frankreich hinderte, sich zu einigen. Graf Mansfeld, der mit Baden als kaiserlicher Gesandter nach Berlin gekommen war, gab die besten Versicherungen.

Von den Staaten erwartete der Kurfürst, daß sie Angesichts der Gefahr, die ihnen das Näherrücken der französischen Grenze drohte, sich bereit finden würden, durch Subsidien zu ersetzen, was sie mit eigener Militairmacht zu leisten außer Stande waren. Aber im Haag wurde man, je eifriger man Andere sah, desto lässiger.

Mochte Blaspeil dem Rathspensionair bis an die äußerste Linie ent-entgegenkommen,[181]) die Antwort war: „keine Subsidien vor dem Angriff auf Münster, und dann auch nur Subsidien in der halben Höhe der im Vertrage von 1666 festgesetzten, kein Werbegeld.“ [182])

Die Unterhandlungen zogen sich fruchtlos bis in den September hinein. Dann schienen die Cölner Verhandlungen im Haag zu beunruhigen; am wenigsten Brandenburg durfte man aus der Hand lassen. De Witt wurde plötzlich sehr entgegenkommend, schlug eine Art bewaffneter Mediation vor, die Subsidien sollten keine Schwierigkeiten machen (18. September). Der Kurfürst erklärte sich sofort bereit, seine Truppen in Cleve und Mark zusammenzuziehen, doch müsse Holland gleich jetzt den Spaniern Hülfe senden, um die gefährdeten Punkte zu sichern (27. September). Er mußte sich überzeugen, ob man Ernst machen wolle.

„Die Sache stößt sich an den Werbe- und Subsidiengeldern, die Holland vorzustrecken Anstand nimmt,“ schreibt Blaspeil 11. October.

Dann kam der staatische Gesandte aus Paris, brachte, so hieß es, Friedenserbietungen; „die Stimmung für den Frieden," versicherte de Witt, „wächst mit jeder Stunde, es ist höchste Zeit, daß der Kurfürst schlüssig werde, in zehn Tagen kommen die Hochmögenden wieder zusammen, dann muß Alles fertig sein." Zwei Verträge wurden entworfen (15. October), der eine zur Veröffentlichung: daß man gemeinsam Waffenstillstand vom 1. November an fordern, die Mediation übernehmen wolle; der andere geheime, die weiteren Maaßnahmen festzustellen, wie Frankreich zum Frieden zu nöthigen sei. „Ich glaube," schreibt Blaspeil, „daß der Rathspensionair in dieser Sache aufrichtig ist."

Vielleicht ja. Aber wenn sich der Kurfürst so hastig, wie de Witt wollte, zum Abschluß bestimmen ließ, so war er gebunden, ehe die Frage der Subsidien geordnet, ehe Holland gegen Frankreich engagirt war. Er erfuhr, daß de Witt vertrauter als je mit d'Estrades sei, daß Beuningen aus Paris ganz ins Geheim das Erbieten mitgebracht habe, nach dem schon 1636 gemachten Entwurf die spanischen Niederlande zwischen Frankreich und den Staaten zu theilen. Mit jedem Tage wurden die Schritte de Witt's zweideutiger.

Wie im Haag, so war in Wien und Stockholm die französische Diplomatie in höchster Thätigkeit. Daß Schweden sich jetzt in Regensburg für die Prolongation des Rheinbundes erklärte, zeigte, was in Stockholm vorgegangen. Bald waren Crockow's Berichte voll davon, wie die schwedische Politik in vollem Schwanken, unberechenbar, dem Meistbietenden feil sei; „Pomponne," schreibt er, „spricht so von oben herab, wie nie zuvor." Und doch war man höchst alarmirt, daß der Kurfürst das kaiserliche Generalat erhalten, daß sich Brandenburg mit Kursachsen in Zinna verständigt haben sollte; man beschleunigte die Verhandlungen mit dem Kaiser, man eilte, die mit Sachsen eingeleiteten abzuschließen; als genüge es, sich die Stelle offen zu halten, die der Brandenburger einzunehmen im Begriff schien, und die der schwedischen Macht gebühre.

Wenigstens von dem Wiener Hofe hätte in der burgundischen Sache Eifer und Ernst erwartet werden dürfen. Aber der französische Gesandte, der höchst gewandte Gremonville, verstand zu drohen und zu streicheln, gelegentlich auch einfließen zu lassen, daß Brandenburg bei dieser Gelegenheit Jägerndorf zu gewinnen gedenke. Nichts fürchtete man in Wien mehr als den Krieg; „wenn sie nur morgen Ruhe haben können, werden sie um übermorgen sich nicht kümmern." Schon fand man es angemessen, Gremonville mitzutheilen, daß es der Brandenburger „allein und sonst niemand

sei, der Kais. Maj. wider Ihren Willen zum Kriege animire." Aber man ließ eifrig die Unterhandlungen mit Schweden betreiben, man empfing mit Vergnügen aus Stockholm den Entwurf eines höchst geheimen Vertrages, nach dem Schweden für eine reichliche Zahlung 24,000 Mann an Spanien und den Kaiser überlassen solle, beiderseits mit dem Vorbehalt, wenn derselbe ratificirt sei, Brandenburg zum Beitritt einzuladen.[183]) „Der hiesige Hof," sagt ein Bericht aus Wien, „pocht in allen Dingen auf E. Kf. D. als le brave de l'Empereur."

Endlich Spanien oder vielmehr die spanische Statthalterschaft in Brüssel; seit der Sendung des Markgrafen von Baden im August kam Wochen lang von dort nicht weitere Kunde, wohl aber hatte der Markgraf jedem, der es hören wollte, erzählt, daß der Kurfürst nächstens mit seiner Armee einrücken werde. Dann endlich im Anfang October, als im Haag die Frage der Subsidien abgemacht werden sollte, und statt des erwarteten spanischen Unterhändlers ein Schreiben des Markgrafen an Blaspeil kam, einstweilen mit den Verhandlungen „stille zu stehen," entschloß sich dieser, selbst nach Antwerpen zum Markgrafen und weiter nach Brüssel zu reisen. Er glaubte mit jenen Entwürfen vom 15. October noch nicht ganz Hollands gewiß zu sein; es galt, unabhängig davon auch mit Castel Rodrigo feste Verabredungen zu treffen; dann war es desto leichter, die Staaten weiter zu engagiren, als sie vielleicht jetzt noch wollten. Es wurde ein Vertrag entworfen, dessen Schwerpunkt war, den Besitzstand nach dem pyrenäischen Frieden von Frankreich erst in Güte zu fordern, dann mit Gewalt zu erzwingen, zu diesem Zweck zum nächsten Frühjahr ein Heer in's Feld zu stellen, zu dem außer 15,000 Mann Brandenburgern auch Schweden, Kursachsen, die Braunschweiger, Pfalz-Neuburg, Hessen gewonnen werden sollten; die Subsidien sollten die Generalstaaten zahlen, denen dafür von Spanien Unterpfänder gegeben werden würden, aus denen sie sich selbst bezahlt machen könnten. Das Erbieten war von den Spaniern schon früher im Haag gemacht worden; sie boten jetzt das Land von Waas bei der staatischen Festung Hulst, während die Staaten Blankenberge, Ostende, Brügge u. s. w. gefordert hatten. Blaspeil hatte diesen Entwurf besprochen und unterzeichnet, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß er weder Vollmacht, noch specielles Mandat dazu habe; aber er glaubte nach dem Willen seines Herrn zu verfahren; er war überzeugt, „nun werde Holland fest stehen und sich an die große Macht von Frankreich nicht kehren."[184])

Nach dem Haag zurückgekehrt, fand er Zusendungen aus Berlin vor,

die ihn von der vollständigen Wendung der brandenburgischen Politik unterrichteten.

Der Kurfürst hatte den Gedanken einer allgemeinen Coalition zur Rettung der Niederlande mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt; er war in seinem Eifer so weit gegangen, als es irgend möglich war, ohne sich vollständig gegen Frankreich zu compromittiren.[185]) Er mußte sich mehr und mehr überzeugen, daß er sich durchaus verrechnet hatte. Hätte er wagen wollen, aus den großen Gesichtspunkten der europäischen Politik seiner Seits die Waffen zu ergreifen, so würde, abgesehen von dem apathischen Hochmuth in Brüssel, Kaiser und Reich ihn im Stich gelassen, de Witt und sein Anhang sich mit Frankreich arrangirt haben; und Frankreich hätte mehr als einen Weg gehabt, ihn zu treffen; es hätte Münster und Cöln auf ihn geworfen, es hätte mit ein paar Tonnen Goldes Schweden zum Angriff von der Weser und Oder her gewonnen, es hätte über Erfurt und Torgau ein Corps nach Polen gesandt. Wie dringend nothwendig dem Kurfürsten die Abwehr der Franzosen von den spanischen Niederlanden erscheinen mochte, wichtiger mußte ihm sein, ihren Plänen auf Polen zu begegnen; aber was ihm mehr als Alles am Herzen lag, war, daß die Kriegsflamme nicht ins Reich herüberschlug.

Der Cölner Tag war die Thür, die er sich zu Frankreich offen hielt. Die dort zunächst Versammelten, Mainz, Cöln, Münster, Pfalz-Neuburg waren sehr erfreut, daß auch Brandenburg die Mediation zwischen Frankreich und Spanien wünsche und für möglich halte. Schon hatte Pfalz-Neuburg von Frankreich die Erklärung, daß die polnische Frage mit dem Tode der Königin verändert sei, indem nun das königliche Wort, das ihr gegeben worden, erledigt sei, daß Frankreich die Wiedervermählung Johann Casimir's wünsche, und zwar mit einer Tochter des Pfalzgrafen. Allerdings lauteten die Anträge, die der französische Gesandte Gaumont an die Versammelten machte, auf Gewährung des Durchzuges für 14,000 Mann nach Polen, auf Verweigerung des Durchzuges deutscher Völker nach dem burgundischen Kreise, ferner auf Mediation, endlich auf Sicherstellung des Reichs durch Fortsetzung des Rheinbundes. Aber der Durchzug nach Polen wurde unter den verbindlichsten Formen abgelehnt; hatte doch Fürstenberg im Vertrauen geäußert: es läge dem Könige in der polnischen Sache nicht so sehr daran, daß Condé gewählt, als daß der Kaiser, Schweden und Brandenburg in jenen Quartieren engagirt und festgehalten würden. Sowohl Gaumont's Aeußerungen hier, als die Millets in Berlin ließen keinen Zweifel, daß man in Paris in lebhafter Unruhe über den

Kurfürsten sei, daß man das Eintreten seiner Macht für Spanien in hohem Maaß fürchte[186]) und daß man bedeutende Opfer zu bringen entschlossen sei, wenn er auch nur neutral bleibe.

Noch war der Kurfürst in diese engere Allianz, deren Tag er beschickt hatte, nicht eingetreten; er ließ den Pfalzgrafen vertraulich daran erinnern, wie ihr polnischer Plan in Gefahr komme, wenn er sich zu weit mit Frankreich engagire. Der Pfalzgraf theilte ihm Schreiben aus Paris mit, nach denen Lionne ihm die Versicherung gab, der König werde Alles für seine Wahl in Polen thun, wenn Brandenburg in die Cölner Union eintrete; aber der König wünsche, daß der Pfalzgraf diesen Eintritt vermittele, Millet in Berlin solle dann diese Negociation auf alle Weise unterstützen.[187])

Eben um diesen Eintritt zu ermöglichen, veränderten die vier Fürsten mehr und mehr den Charakter ihrer Vereinigung; sie lehnten die Verpflichtung ab, deutsche Hülfsvölker, die nach den Niederlanden bestimmt seien, mit gewaffneter Hand zurückzuweisen, da man den Beschlüssen des Reichstages nicht präjudiciren dürfe; sie verwiesen die Prolongation des Rheinbundes an den Allianzrath in Regensburg; sie beschränkten die Formel der Allianz auf die einfache Sicherung der Securität des Reichs und den Versuch der Mediation. Eben diese, ließ der Kurfürst (7. September) erklären, sei der Zweck seiner Verbindung mit Braunschweig und Cassel, und um so wichtiger sei es, wo möglich alle Kurfürsten und Fürsten des Reichs mit heranzuziehen, wie ja Frankreich erklärt habe, sich deren Mediation gern gefallen lassen zu wollen. Auch Trier, Baiern, Kursachsen, Braunschweig schickten nun ihre Gesandten. Die engere Union hatte völlig ihren Charakter verändert; sie war nicht mehr katholisch, noch französisch; die „correspondirenden Kurfürsten und Fürsten," wie sie sich nannten, fertigten Ende September die Vollmachten für ihre Friedensgesandten an Frankreich, Spanien und den Kaiser aus.

In Paris war man weit entfernt, mit diesen Cölner Vorgängen unzufrieden zu sein; man sah in ihnen vor Allem eine Annäherung Brandenburgs, und sah sie um so lieber, als in Regensburg die Frage, ob dem burgundischen Kreise der Schutz des Reiches zuzuwenden sei, noch zur Entscheidung stand, und in den Vorfragen Brandenburg von allen Kurfürsten allein mit Oestreich gestimmt, ja ausdrücklich erklärt hatte, das Reich müsse den Spaniern zu Hülfe kommen. Man wußte sehr wohl, daß er fort und fort mit dem Haag unterhandle und daß das Eintreten seines tüchtigen Heeres für Spanien von größter Bedeutung sein würde. Seine Aeußerungen gegen Millet blieben kühl und evasiv; der Ge-

sandte erwartete mit Ungeduld die Ankunft des pfalz-neuburgischen Beauftragten.

Ganz anderer Art war der Eindruck, den die Cölner Verhandlungen in Wien, im Haag machten. An beiden Orten hatte man des Kurfürsten Eifer sehr gern gesehen, man hatte ihn hingehalten; jetzt Ende August begann man mit wachsendem Argwohn nach Cöln zu sehen; man war über des Kurfürsten weitere Absichten beunruhigt. Der Wiener Hof wurde nur desto zurückhaltender: „de Goes weiß uns nichts Eigentliches und Rechtes zu sagen und stellt Alles auf Schrauben und ungewisse Fälle;" man that, als sei der Pfalzgraf mit seinem polnischen Ehrgeiz an Allem Schuld und als habe man nun um so mehr Grund, den Frieden zu suchen. Aus dem Haag dagegen kamen dem Kurfürsten jene Anträge vom 15. September, die oben erwähnt sind; es begannen die Verhandlungen, auf Grund deren Blaspeil vom Haag nach Antwerpen und Brüssel ging.

Unmittelbar nach jenem Vertragsentwurf, der in Brüssel am 6. November unterzeichnet war, empfing Blaspeil des Kurfürsten Antwort auf die Entwürfe vom 15. October; sie mahnt zur Vorsicht gegen die Staaten, „damit wir durch diese Handlung nicht gefährdet oder solche von dem Rathspensionair de Witt zu einem ganz anderen Zweck mit uns gewendet werden;" die zweideutige Vertraulichkeit desselben mit d'Estrades, das Verlangen der Staaten nach einem Frieden auf Kosten Spaniens, die völlige Lässigkeit des Kaiserhofes, die Unmöglichkeit zu erkennen, was Schweden, was England im Schilde führe, zwinge zur größten Vorsicht; er könne nicht „den vorgenannten Partheien, die fast alle größeres Interesse bei der Sache haben, gleichsam vorgreifen und Bahn brechen und damit alle Mißgunst und Gefahr auf sich laden wollen." Er fügt hinzu, er habe Gründe, den Pfalzgrafen und Frankreich nicht aus der Hand zu lassen: „in der polnischen Sache versirt unser eigenes Interesse und unseres Staates Sicherheit . . . . es kann nicht schaden, daß unsere bisherigen Freunde und Alliirten, von denen wir uns keineswegs in anderen Dingen trennen wollen, etwas mehr excitirt werden und uns in unserer Freundschaft besser zu berücksichtigen lernen."[188])

Blaspeil war von diesen Eröffnungen sehr überrascht: es werde gut sein, ihn je eher je lieber zu desavouiren; was ihn am meisten bekümmere, sei, daß Frankreich diejenigen, welche sich zusammenthun, es in seiner so weit gehenden Ambition einzuschränken, so artig zu trennen wisse; er besorge, „Gott gebe, ohne Grund", daß, wenn der Pfalzgraf zur polnischen Krone komme, Frankreich den Gewinn davon haben werde, daß Branden-

burg mit Schweden und dem Kaiser zerfallen werde, daß über die geldrische Sache auch Holland sich von Brandenburg trennen, die hoefyserſche Schuldsache nicht zum Schluß kommen lassen werde; die spanischen Niederlande seien dann nicht zu retten, ewige Unruhe und Kriege würden folgen, das evangelische Wesen den schlimmsten Schaden leiden.

Der Kurfürst hat demnächst den Entwurf vom 6. November abgelehnt, aber Blaspeil auf dessen Wunsch bei Castel Rodrigo in den freundlichsten Ausdrücken entschuldigt.[189])

Auch er sah, wie viel Schimpf und Gefahr in dem Gange, den die Dinge nahmen, liege. „Gleich Anfangs, als Alles noch in der größten Consternation war, und wir über keines einzigen Potentaten Intention in der Sache versichert waren, haben wir uns gegen den Markgrafen so generos und wohl erklärt, wie kein Bruder sich gegen den andern besser erklären könnte." In vier Wochen hätte er mit seinem Heere zur Stelle sein können; nach vier Monaten war man in Brüssel so weit, seine Hülfe für den nächsten Frühling annehmen zu wollen, während die Herren im Haag ihm immer neue Schaugerichte präsentirten und der Wiener Hof fortfuhr, ihn mit Wenn und Aber hinzuhalten.

Ludwig XIV. hatte eine Reihe Festungen von der Küste bis Charleroi eingenommen, er war bis gegen Brügge vorgedrungen. Dann mit dem October hatte er seine Armee Winterquartiere in den besetzten Gebieten beziehen lassen, sich bereit erklärt, bis zum Ende März die Waffen gegen die spanischen Niederlande ruhen zu lassen, über den Frieden zu verhandeln.[190]) Hatte de Witt bereits im Juni erklärt, daß Spanien einige Satisfaction geben, daß es, außer einigen der eroberten Plätze, etwa Luxenburg oder die Freigrafschaft abtreten müsse, und daß die Staaten nöthigenfalls die Waffen ergreifen würden, es zu diesem Frieden zu zwingen, so hatte Ludwig XIV. ihn beim Wort genommen und seine Forderungen so ermäßigt, wie de Witt gewünscht hatte.

Sollte der Kurfürst warten, bis die Staaten und England mit Ludwig XIV. einen Frieden verabredeten? einen Frieden, der Luxemburg, den Schlüssel zum Mosellande, an Frankreich brachte? Und wenn sie mit einem solchen Frieden es sich erkauften, nichts zu thun, war zu glauben, daß sie größere Anstrengungen machen würden, den stolzen König bei demselben festzuhalten? Für England und Holland schien die polnische Frage nicht zu existiren; vielleicht waren beide noch froh obenein, wenn der Thatendurst der Franzosen sich dort draußen im Osten ein Feld suchte. Wenn die Staaten, der Kaiser, England es trotz aller Warnung und bereit-

willigster Erbietung geschehen ließen, daß in den spanischen Niederlanden der schützende Wall gegen Frankreich gebrochen wurde, so konnte er es freilich nicht hindern; aber wenigstens sich und Deutschland nicht auch im Rücken von Frankreich fassen zu lassen, mußte er die polnische Frage sicher zu stellen eilen.

Frankreich hatte nicht aufgehört, sich um Verständigung mit ihm zu bemühen; er wußte, daß es bereit sei, ihm in Betreff Polens Alles zu gewähren, was er sich nur wünschen mochte, ohne ihm in der burgundischen Frage, in den deutschen Dingen Verpflichtungen zuzumuthen, die irgend bedenklich gewesen wären. Wiederholte Sendungen nach Polen hatten ihn über die Lage der Dinge dort aufgeklärt; immer wieder wurde ihm berichtet: nichts wünsche man mehr, als daß er eine Messe hören möchte und dann sich entschlösse, Polenkönig zu werden.[191]) Am meisten Anstoß auch bei sonst Wohlgesinnten hatte seine Verbindung mit den verhaßten Schweden erregt, und „die französisch Gesinnten gar speien Feuer und Flamme darüber;" noch waren deren unter den Großen viele; sie beherrschten den König. Dessen Abdication, die Bedingung einer verfassungsmäßigen neuen Wahl, war ohne sie und den französischen Einfluß nicht zu hoffen.

Am 18. October kamen die pfalz-neuburgischen Räthe, Giese aus Posen und Strattmann aus Düsseldorf, nach Berlin. Sie machten jene Eröffnungen, zu denen Ludwig XIV. den Pfalzgrafen autorisirt hatte. Millet bestätigte, was sie sagten: sein König sei entschlossen, Alles für des Pfalzgrafen Wahl zu thun, wenn der Kurfürst in die Prolongation der rheinischen Allianz willige, bei dem gegenwärtigen Kriege neutral bleibe und kaiserlichen und anderen Truppen den Durchzug in den burgundischen Kreis versage, endlich die Mediation übernehmen wolle.

Der Antrag wurde her und hin erwogen. „Wir sind fast resolvirt," heißt es in einer Depesche des Kurfürsten vom 23. October, „hierüber in Handlung zu treten."[192]) In den vorläufigen Besprechungen erklärte sich Millet einverstanden, daß des Königs Verpflichtungen in der polnischen, des Kurfürsten in der burgundischen Sache pari passu erfüllt würden, daß der Kurfürst Alles anwende, um vor dem nächsten Feldzuge den Streit mit Spanien in Güte beizulegen, daß der König sich „mit einer billigmäßigen Satisfaction" begnüge; endlich, daß der Kurfürst, falls Kaiser und Reich beschließen sollten, sich des burgundischen Kreises anzunehmen, durch den Vertrag nicht gehindert sein solle, seine Reichspflicht zu leisten.[193]) Nach einigen Tagen wurde Millet benachrichtigt, daß der Kurfürst auf dieser

Basis weiter verhandeln zu können glaube, daß er den General von Pöllnitz und den Geheimrath Meinders nach Paris senden werde, während mit ihm in Berlin die Artikel des Vertrages festgestellt würden.

In diesen Tagen sandte der Kurfürst nach Wien und London Botschaften sehr bezeichnender Art. In London sollte Christoph von Brandt mittheilen, daß auch der Kurfürst Alles thun wolle, damit zum nächsten Sommer der Frieden geschlossen sei; wenn es nicht dazu komme, so müsse er seine Entschlüsse sich vorbehalten, da er ohne alle Kenntniß darüber sei, was England und Holland zu thun beabsichtigten. Nach Wien ging wieder der jüngere Blumenthal; er hatte die polnische Frage voranzustellen: der Kaiser werde sich überzeugt haben, daß, wenn man den Anträgen, die er im vorigen Winter überbracht, Gehör geschenkt hätte, Frankreich dort nicht so großen Vorsprung gewonnen haben würde; noch sei der erwachsene Schaden zu heilen, wenn der Kaiser sich jetzt für die Wahl des Pfalzgrafen interessiren wolle, wie Brandenburg und Schweden darüber bereits ein Einverständniß erzielt hätten; man möge bedenken, daß sonst entweder Frankreich durchdringen oder der Pfalzgraf sich ganz in Frankreichs Hände geben werde. Erst wenn er auf das burgundische Wesen angeredet werde, solle er sich darüber äußern, daß man des Kurfürsten vertraulichste Mittheilung mißbraucht habe, so daß ihm von französischer Seite „förmlich und mit sehr nachdenklichen Worten vorgeworfen worden, er allein animire Kais. Maj. wider Ihren Willen zum Kriege;" übrigens müsse der Kurfürst, da man ihn bis zur Stunde ohne Nachricht gelassen habe, voraussetzen, daß man des Friedens schon gewiß sei oder das Werk ohne ihn ausführen wolle. Wenn ihm vorgehalten werde, daß der Kurfürst in Folge der Erbietungen Frankreichs seine Gedanken geändert zu haben scheine, so solle er antworten: allerdings seien ihm „unterschiedliche treffliche Avantagen" geboten, aber er habe sich noch nicht darauf eingelassen, sondern die Beförderung des Friedens allein im Auge. Dabei solle er bleiben, bis er sehe, daß man in dem polnischen Wesen sich nach des Kurfürsten Wunsch erkläre, daß der Kaiser den Entschluß fasse, die Spanier mit hinlänglicher Macht zu unterstützen, daß er mit Spanien zugleich dem Kurfürsten „einige Assistenz zur Ausführung dieses Werkes leisten wolle."

Also auch jetzt noch behielt der Kurfürst die Möglichkeit eines Bruches mit Frankreich im Auge. Der schwedisch-östreichische Defensivvertrag brauchte nur vollzogen, die Wahl des Pfalzgrafen in Wien nur zugestanden zu werden, so waren die drei vereinten Mächte stark genug, Ludwig XIV. jenseits des Rheins die Spitze zu bieten, und die französische Intrigue in

Polen erlosch von selbst. Daß die Staaten und England sich nicht für Frankreich erhoben hätten, verstand sich von selbst; und wenn der Kaiser und Brandenburg vereint waren und Ernst zeigten, war von den Fürsten und Ständen im Reich wenig zu fürchten; die wenigsten waren in Rüstung,[194]) die meisten schwankend, der wirkliche Anhang Frankreichs, Baiern,[195]) Kurcöln, Münster, wäre still geblieben oder mit fester Hand niedergehalten worden.

Die ersten Briefe Blumenthals — sie brauchten zehn Tage von Wien nach Berlin — kamen den 10. und 13. December an; sie meldeten von großem Mißtrauen gegen Schweden, größerem gegen Brandenburg, als wenn Frankreich das ganze Pommern unter des Kurfürsten Botmäßigkeit zu bringen versprochen habe, von jetzt erst beginnenden, nicht eben eifrigen Recrutirungen.

Zwei Tage darauf, am 15. December, ließ der Kurfürst den mit Millet entworfenen Tractat unterzeichnen.[196])

Nicht bloß nach Paris sandte Millet durch Courier die Nachricht von diesem „berlinischen Tractat", auch in London war sie vor Brandt; „weil Frankreich gewußt, was man an allen Orten für starke Reflexion in dem burgundischen Wesen auf E. Kf. D., sonderlich an diesem Hofe, der durchaus gut spanisch ist, gemacht, kann man es den hiesigen französischen Ministern nicht verdenken, daß sie geeilt haben, jetzt an allen Höfen diesen Tractat zu erheben." Weiter meldete Brandt: „der König ist sehr bekümmert, da man gemeint hat, E. Kf. D. solle das Band sein, welches den Besen zusammenhalten könne; man fürchtet, E. Kf. D. werde nicht bei der bloßen Neutralität bleiben; den Argwohn vermehrt, daß man aus Paris die Nachricht hat, E. Kf. D. beabsichtige, sich mit dem Fräulein von Montpensier (Orleans) zu vermählen."[197])

Allerdings war man in London, wie im Haag sehr betreten. Man hatte so eben einen vortrefflichen Plan fertig, mit dem man die bedrohliche Situation beherrschen zu können hoffte; man hatte jenen Haager Vertrag geschlossen, um deßwillen William Temple so hoch gepriesen zu werden pflegt, ein Uebereinkommen, von Spanien gewisse Abtretungen an Frankreich, von Frankreich deren Annahme als genügende Satisfaction zu fordern, und diejenige Krone, die sich dessen weigere, mit vereinten Waffen dazu zu zwingen; man überließ Frankreich die „Alternative", außer einigen südflandrischen Festungen entweder Luxenburg oder die Freigrafschaft zu wählen. Man sieht, eine Wiederholung jenes stumpfen Haager Concertes, mit dem 1658 Cromwell, Mazarin und de Witt zwischen das stolze Schweden und das

ohnmächtige Dänemark getreten waren. Jetzt hoffte man zunächst Schweden als dritte Macht für das Concert zu gewinnen, versprach Subsidien in reichster Fülle; demnächst rechnete man auf die brandenburgischen Truppen; für die Ehre, mit einzutreten, sollte der Kurfürst die nächste Gefahr und die größte Arbeit haben, und von Holland Subsidien erhalten, aber nur vielleicht, nur für zwei Monate.

Es war ein Meisterstück nicht Temple's,[198]) sondern de Witt's; er gab sich vor seinen Holländern den Schein, Frankreich zu drohen, während er doch nur forderte, was Ludwig XIV. schon als genügend genehmigt hatte. Er schloß diesen Vertrag in derselben Zeit, wo er die „Mortification der Statthalterschaft" durchsetzte und beschwören ließ; und Karl II. kostete es keine Ueberwindung, die Sache seines Neffen, des Prinzen von Oranien, zu opfern.

Auf die Mittheilung vom Abschluß der Allianz ließ der Kurfürst nach dem Haag antworten: er könne keinen Entschluß fassen, bis man im Haag „etwas Beständiges" festgestellt habe, denn dort habe man die Meinung so oft geändert, daß er „nicht wenig dadurch brouillirt worden sei." Er wies Brandt an, „üblen Auslegungen" damit zu begegnen, daß er nachweise, wie dieser Haager Tractat viel weiter gehe, als der, den er mit Millet verabredet, indem jener sogar mit Gewalt Spanien zu Abtretungen zwingen wolle, während er sich nur zur Neutralität anheischig gemacht habe, wenn Frankreich nicht mit billig mäßigen Bedingungen zufrieden sei; auch sei es nicht bloß für ihn selbst, sondern für alle Benachbarten von Wichtigkeit, daß er durch dieses Mittel die französischen Pläne auf Polen gebrochen habe; zu dem Haager Tractat sei er bis zur Stunde nicht eingeladen, noch ihm formell Kenntniß von dessen Artikeln gegeben.

Vortrefflich, wenn die beiden Seemächte erfüllten, wozu sie sich gegenseitig verpflichtet hatten. Die armselige spanische Macht zu dem Frieden zu zwingen, den sie für angemessen hielten, war keine große Sache; wie aber, wenn Ludwig XIV. nicht Lust hatte, sich ihrem Gebot zu fügen? waren sie in der Lage und Willens, ihre Forderung mit den Waffen in der Hand durchzusetzen?

Die höchst eifrig fortgesetzten Rüstungen in Frankreich ließen sie das Schlimmste fürchten.

Die Tripelallianz.

Unzweifelhaft war es ein großer Erfolg der französischen Diplomatie, daß sie „den mächtigsten unter den deutschen Fürsten," wie sie ihn nannte, gewonnen hatte, denselben, der mit dem größten Eifer daran gearbeitet hatte, eine europäische Coalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen.

Sie hatte dies Ergebniß nicht ohne große Opfer erreicht; sie hatte das große polnische Project nicht bloß aufgeben, sondern sich verpflichten müssen, den ganzen Einfluß, den sie in Polen gewonnen hatte, für die Candidatur, die sie bisher bekämpft hatte, zu verwenden und in diesem Sinne die von ihr eingeleitete Abdication, die Johann Casimir zu Gunsten Condé's auf sein königliches Wort versprochen hatte, zu Gunsten des Pfalzgrafen zu fordern und nur noch mehr zu beschleunigen. Der Bischof von Beziers wurde angewiesen, nach Instructionen zu verfahren, welche zwischen dem Kurfürsten und dem Pfalzgrafen verabredet und von diesem mit dem französischen Gesandten Gaumont zu Hambach vollzogen waren.[199])

Und die Verpflichtungen, die der Kurfürst dagegen übernahm, waren nichts weniger als weitgehend. Er versprach die Neutralität mit dem Vorbehalt, wenn das Reich Beschlüsse in anderem Sinne fasse, diesen Folge zu leisten; er versprach sie mit der ausdrücklichen Bedingung, daß vor dem Frühling ein Friede auf billige Bedingungen zu Stande gekommen sei, dessen Vermittelung der König ihm und den correspondirenden Kurfürsten und Fürsten anvertraute. Wenn Millet ihm das Oberquartier Geldern versprach, das mit zu den von Frankreich in Anspruch genommenen Gebieten gehörte, so antwortete er: davon sei erst zu reden, wenn es nicht zum Frieden komme.[200]) Er sprach es bestimmt aus, daß, wenn Spanien die Güte zurückweise, neue Verhandlungen zwischen ihm und Frankreich stattfinden müßten. Er hatte den Wunsch geäußert, daß ihm von Frankreich Subsidien gezahlt werden möchten; „wenn ihr bemerken solltet," schreibt er an Pöllnitz und Meinders nach Paris (18. Februar), „daß man dafür mehr fordert, als wozu ich mich in dem Tractat verpflichtet, so habt ihr sie nicht anzunehmen."

Indeß thaten England und die Staaten, als ob sie die Sache Europa's gegen Frankreich allein verträten und retteten; England begann einige Schiffe zu rüsten, die Staaten ein paar tausend Mann nach Staatsflandern marschiren zu lassen; sie erließen eine Erklärung, in der sie sich berühmten, „daß sie die ersten seien, die sich dieser Dinge angenommen und daß alle

benachbarten Potentaten sich wenig oder nichts um die Sache bekümmert hätten."[201]) Aber noch hatten sie nicht einmal Schweden gewonnen, sie mußten inne werden, „daß der König von Frankreich sich vor ihnen gar nicht fürchte, weil der Kurfürst nicht neben ihnen stehe und weil er wohl wisse, daß ohne denselben sich niemand im Reich wider ihn wagen werde."[202]) Im Haag, wie in London sagte man den brandenburgischen Gesandten, „wie schwach die Liga ohne Brandenburg sein werde;" man drang auf das Inständigste darauf, daß der Kurfürst mit in die Allianz trete; schon lasse Frankreich eine Rheinbrücke bei Philippsburg schlagen, der Commandant in Erfurt habe sich für Frankreich erklärt, der Bischof von Münster werbe für französisches Geld, das Reich sei in höchster Gefahr.

In der That brach Ende Februar ein französisches Heer, das von Condé in der Bourgogne gesammelt war, in die Freigrafschaft ein; eine Festung nach der andern ergab sich, nach kaum drei Wochen war das schöne Land erobert. Im Haag war man erschrocken; denn der Waffenstillstand, den der König gewährt, galt nur für die eigentlichen Niederlande; schon nahte auch für diese das Ende desselben. Und noch immer hatte man nicht die Zustimmung der Krone Schweden, nur die vorläufige Zusage des schwedischen Gesandten. Der Wiener Hof „beharrte bei seinem Todesschlaf." Wenn nun auch nach dem Verlust der Freigrafschaft die Regierung in Brüssel mürber wurde, konnte man erwarten, daß Ludwig XIV. nach solchen Erfolgen bei seinen früheren Bedingungen bleiben werde? Schon sprachen seine Minister unverhohlen davon, daß man sich über die Herren Staaten zu beschweren habe,[203]) daß sie erst über die Friedensbedingungen mit dem Könige unterhandelt, und dann, nachdem sie ihm sein Geheimniß entlockt, den Spaniern Geld zur Fortsetzung des Krieges angeboten, sich selbst gewisse Unterpfänder ausgebeten hätten, unter andern Geldern, das dem Könige nach dem Erbrecht seiner Gemahlin gehöre; und jetzt brächten sie nicht einmal einfach die Alternative, über die man sich früher geeinigt, sondern hätten sie durch einen dritten Vorschlag, den sie hineingemengt, verwirrt. Der König selbst äußerte, daß er zwar alle Zeit zum Frieden geneigt sei, aber sich keineswegs von diesen Leuten Gesetze vorschreiben, noch weniger sich von ihnen dupiren lassen wolle.

Die französischen Rüstungen wurden fortgesetzt, der Waffenstillstand nahte seinem Ende. Es schien der Moment nahe, wo Holland und England es unternehmen mußten, Frankreich zum Frieden zu zwingen, zu einem Frieden nicht bloß auf Grund jener Alternative, sondern, denn so lautete der geheime Artikel 3 ihrer Liga, „wenn Gott ihre Waffen segne,

den Krieg fortzusetzen, bis Frankreich auf die Basis des pyrenäischen Friedens zurückgeführt sei."

„Hätte der König nicht selbst den Frieden gewollt, so würden ihn diese Herren nicht dazu bestimmt haben," sagte Lionne. Er kannte den innern Zwiespalt Englands, die starke Opposition der oranischen Parthei in den Staaten, die gegenseitige Eifersucht beider Mächte, ihre Schwäche im continentalen Kriege genug, um sie nicht zu fürchten. Aber es war ihnen endlich gelungen, Schweden für die Liga zu gewinnen, die nun als Tripelallianz ihm gegenüber stand. Und der Neutralität Brandenburgs war er nur gewiß, wenn er jetzt Frieden schloß; wenigstens möglich war es, daß der Kurfürst, der unermüdlich zum Frieden drängte, der schon in Paris anfragen ließ, ob es nicht dem Könige erwünscht sei, wenn auch er in die Haager Liga eintrete, bei erneutem Kriege sich abkehrte, und es war zu fürchten, daß nur zu viele Reichsfürsten ihm folgten; vielleicht selbst der Kaiser, trotz des Abkommens, das mit ihm im tiefsten Geheimniß getroffen worden war.

Und dies führt uns zu dem Mittelpunkt der ganzen Frage, derselben, die zwei Menschenalter hindurch die europäische Politik in Athem halten sollte.

Ludwig XIV. hatte, wie erwähnt worden, nach dem Erbrecht seiner Gemahlin fast alle Gebiete, welche in dem Namen der spanischen Niederlande begriffen waren, gefordert; er hatte die Succession gefordert trotz des ausdrücklichen Verzichts, der von seiner Gemahlin ausgestellt und von ihm feierlichst bestätigt war, eines Verzichts auch für den Fall, daß das Haus Oestreich in Spanien in männlicher Linie aussterbe.

Der Knabe, der die spanische Krone trug, war so kränklich, daß geringe Aussicht war, er werde zu seinen Jahren kommen, noch geringere, daß er einst den Mannesstamm des Hauses Oestreich in Spanien werde fortpflanzen können. Was wurde dann aus dem unermeßlichen Erbe? Dieses Königs ältere Schwester war Ludwig's XIV. Gemahlin, aber sie hatte verzichtet. Die jüngere Schwester war mit Kaiser Leopold vermählt; sie und nur sie war nach jenen Verzichten die berechtigte Erbin.

Wie hätte Ludwig XIV. dem Kaiserhause die Erbschaft zufallen lassen sollen. Es galt jenen Verzicht seiner Gemahlin hinfällig zu machen. Das Aequivalent für denselben, die ausbedungene Mitgift, hatte die Krone Spanien nicht gezahlt; und auf ein Majorat, wie ja im eminenten Sinn die Krone sei, könne nach spanischem Recht, so sagte man, überhaupt nicht verzichtet werden. Nicht das war in dem Anspruch, den Ludwig XIV. beim

Beginn des Krieges erhoben hatte, das Wesentliche, ob seine Gemahlin nach dem provinziellen Recht der Devolution die und die Provinzen in Anspruch nehmen dürfe. Wenn überhaupt die Geltung des Erbrechts hier trotz des Verzichtes durchgeführt wurde, wenn sie durch einen Friedensschluß, unter Mitwirkung und Garantie der andern Mächte, völkerrechtliche Sanction erhielt, so erschloß sich dem Ehrgeiz des Königs eine unermeßliche Aussicht, eine solche, für die er wohl seine polnische Politik daran geben, für den Augenblick sich mit mäßigem Ländergewinn bescheiden konnte.[204])

In erster Reihe hätte Kaiser Leopold Anlaß gehabt, dem in den Weg zu treten. Er schloß vielmehr mit Frankreich jenen geheimen Vertrag vom 19. Januar, in welchem festgestellt wurde, wie beim Erlöschen des spanischen Mannsstammes die Länder der Krone Spanien zwischen beiden Monarchen getheilt werden sollten.[205]) Für die Aussicht auf die künftige Theilung gewann Ludwig XIV. vom Kaiser die Anerkennung eben des Rechtes, das er mit diesem Kriege gleichsam versuchsweise wieder auf die Bahn hatte bringen wollen.

Wie in dieser Successionsfrage der rechtliche Gesichtspunkt von Oestreich, so hätte der politische von den Staaten vertreten werden müssen; „wir wünschen," sagte der staatische Gesandte in London, „den Frieden sehr, aber wir würden lieber einen kostbaren und hartnäckigen Krieg führen, als die französische Nachbarschaft hinnehmen." Aber so wie sie die beruhigende Aussicht hatten, daß Ludwig XIV. die Alternative auch jetzt noch gelten lassen wolle, begannen sie wegen der Subsidien, die den Schweden versprochen waren, schwierig zu werden, deren Zahlung den Spaniern zuzuschieben, die darauf antworteten, „es wäre unbillig, wenn man ihnen auferlegen wollte, einen honteusen Frieden, den sie nur England und Holland zu Gefallen eingehen wollten, noch obenein zu bezahlen." Als dann in Brüssel die Artikel, die in Paris von England und Holland zugestanden waren, bekannt wurden, schien es den Spaniern unmöglich, sie anzunehmen;[206]) auf die beigefügte Drohung, daß Holland und England die Annahme erzwingen würden, antwortete Castel Rodrigo damit, daß er seine Unterschrift „rund abschlug." Wochenlang verzögerte er die Einsendung der Pässe für Colbert nach Aachen, wo der Friedenscongreß sich versammeln sollte.

Es half ihm nichts. Wenigstens in der Wahl der Alternative fand er noch ein Mittel, die Staaten fühlen zu lassen, welch ein Friedenswerk sie zu Stande gebracht; er entschied sich nicht für die Abtretung Luxenburgs

oder der Freigrafschaft, sondern für die von Frankreich eroberten Plätze von Charleroi bis über Dünkirchen hinaus. Dort standen fortan die Franzosen zwei Märsche von der staatischen Grenze.

Am 2. Mai wurde der Friede zu Aachen unterzeichnet. Er enthielt weder eine Schranke für die Successionsansprüche des Königs, noch eine Garantie gegen fernere Devolutionen, keinerlei Sicherung des pyrenäischen Friedens;[207]) ein Artikel, in dem sich Frankreich verpflichtete, die neuen Besitzungen in demselben Verhältniß zu Kaiser und Reich zu lassen, das sie bisher gehabt, war von den staatischen und englischen Gesandten gestrichen worden.

So wie der Friede geschlossen war, ging die englische Flotte in See, „um den Franzosen und Spaniern zu zeigen," sagte der Herzog von York, „was wir gethan haben würden, wenn die einen oder andern den Frieden nicht hätten schließen wollen, und was wir künftig thun werden, wenn sie ihn brechen." Und die Herren Staaten forderten die Verbindung der beiderseitigen Flotten, damit man noch deutlicher sähe, wie stark sie zusammen hätten sein können. Ihre Presse war unermüdlich thätig, die Welt zu überreden, daß sich Frankreich vor der Tripelallianz gefürchtet und darum den Frieden geschlossen habe.

Noch während der hin und her schwankenden Verhandlungen hatte Brandt in London mit dem schwedischen Gesandten, Grafen Dohna, eine denkwürdige Unterredung. Dohna machte auf die große Gefahr, die in Frankreichs Uebermacht dem Reich drohe, aufmerksam; „die Krone Schweden wünsche den Frieden; aber wenn er nicht zu hoffen sei, werde sie nach König Gustav Adolph's Maxime, daß man Frankreich von den deutschen Grenzen fern halten müsse, verfahren; und man hoffe, daß der Kurfürst, der den Ruhm habe, daß kein Potentat im Reich sei, der besser für die deutsche Reputation und Freiheit einzustehen vermöchte und geneigt sei, sich von einem so gemeinnützigen Werke nicht fern halten werde." Brandt erwiderte ihm: „auch der Kurfürst stehe wegen des burgundischen Wesens in großen Sorgen und werde sich dabei, wie bisher, als ein Kurfürst des Reiches und condominus des Rheinstromes erweisen; auch könne sein Tractat mit Frankreich ihn nicht daran hindern, er habe ihn so eingerichtet, daß er nicht allein seine Freiheit behalte, sondern noch mehr Autorität und Befugniß damit habe, für den Frieden mit Nachdruck zu arbeiten;[208]) er selbst könne nur versichern, daß bisher keiner von allen Mediatoren, die haagischen Ligisten selbst nicht ausgenommen, dem Könige von Frankreich so ernstlich habe zureden dürfen, als der Kurfürst in Kraft seines Tractates

gethan habe und noch ferner thun werde; und," so schließt Brandt, „wir können uns das nicht nehmen lassen, daß, wenn der Friede in diesem Frühling zu Stande kommt, dies mehr dem Eifer und der Einwirkung des Kurfürsten, als der haagischen Liga zuzuschreiben ist."

Mit dem geschlossenen Frieden war die Stellung der Mächte, das europäische System in hohem Maaße verändert; aber in einer Weise verändert, die im brandenburgischen und deutschen Interesse nicht ungünstig war, wenn sie benutzt wurde.

Allerdings hatte Frankreich durch den Krieg und noch mehr durch den Frieden documentirt, in welchem Maaße es sich diplomatisch und militairisch überlegen fühle; und die Formel des Friedens selbst ließ keinen Zweifel darüber, daß Ludwig XIV. in demselben nicht sowohl den Schlußstein seiner Politik, als vielmehr eine Grundlage zu weiteren Unternehmungen sehe. Gegen die Garantie des Aachener Friedens, zu der England und Holland sich erboten und auch andere Mächte einluden, protestirte er.[209])

Unmittelbar ergab sich daraus ein Verhältniß sehr eigenthümlicher Art. Die Tripelallianz, geschlossen, diesen Frieden herbeizuführen, mußte sich fortsetzen, um ihn sicher zu stellen. De Witt, der sich nicht verbergen konnte, wie tief der König ihm und den Staaten zürnte, wie er ihnen ihre „Undankbarkeit" zu entgelten entschlossen sei, war fortan bemüht, der Tripelallianz eine Bedeutung zu geben, welche weit über den Wortlaut ihrer Gründung hinausreichte, ihr neue Theilnehmer zu gewinnen, sie zu einer europäischen Opposition gegen die drohende „Universalmonarchie" Frankreichs zu organisiren.

Wie hatte bisher de Witt und die staatische Politik die brandenburgischen und deutschen Interessen mißachtet, verletzt, Preis gegeben. Von dem Augenblick an, daß die Staaten Front gegen Frankreich machen mußten, dem sie bisher nur zu viel Vorschub geleistet, waren sie gezwungen, in Deutschland, in Brandenburg ihren Rückhalt zu suchen.

Nicht ohne Weiteres waren sie zu den Opfern entschlossen, die sie zu diesem Zweck bringen mußten; sie waren zu lange gewohnt, gegen die deutschen Nachbarn Hochmuth und Unrecht zu üben, „die deutschen Fürsten", wie summarisch der Ausdruck lautete, als Condottieren zu behandeln, die sie mit ihrem Gelde kaufen konnten, wenn sie sie brauchten; und wenn sie sich überzeugen mußten, daß es ihnen bei Brandenburg nicht mehr damit gelang, so hatten sie noch die clevischen Festungen inne, die hoefyserche

Schuldsache war noch nicht abgethan, mit jeder Maaßnahme gegen den Prinzen von Oranien traf man zugleich den Kurfürsten.

Desto weniger hatte der Kurfürst Anlaß, in dem rasch schroffer werdenden Gegensatze von Holland und Frankreich voreilig Parthei zu nehmen; er hielt seine freundschaftlichen Beziehungen zu beiden aufrecht, bei beiden bemüht, zu begütigen und zu vermitteln, um so, woran ihm am meisten lag, den Frieden des Reiches zu sichern, das, wenn es zum Bruch zwischen ihnen kam, nur zu gewiß in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Allerdings hatte er sich dazu verstehen müssen, den Rheinbund auch seiner Seits auf weitere drei Jahre zu erneuern. Aber nicht bloß der Charakter dieses Bundes hatte sich seit seinem Eintritt und, man darf wohl sagen, durch denselben völlig verändert; auch die Fortdauer seines Bestandes war und blieb eine offene Frage; bald hatte Münster, bald Braunschweig, bald Mainz seine Gesandten im Allianzrath in Regensburg nicht instruirt; umsonst machte Frankreich dann den Vorschlag, in der Weise abzuschließen, daß man für die noch Zögernden die Stelle offen hielt.[210]) Diese große französische Organisation im Reich zerfiel so, daß man nicht einmal sagen kann, wann und wie sie aufhörte.

Für diese, wie für alle Verhältnisse war es von der größten Bedeutung, daß Schweden sich dem Haager Bündniß angeschlossen hatte.

Bis dahin hatte es immer dafür gegolten, daß sich die schwedische Politik von Frankreich nicht trennen könne, daß, wie sie auch hin und her schwanke, oder vielmehr nach beiden Seiten sich feil halte, schließlich immer Frankreich ihre Richtung bestimmen werde; und gerade diese Verbindung von Frankreich und Schweden war seit einem Menschenalter so verhängnißvoll für Deutschland geworden. Jetzt war sie zerrissen.

Es ist nicht dieses Ortes, die heftigen Kämpfe im schwedischen Reichsrath, die der Entscheidung vorausgingen, die angestrengten Bemühungen Pomponne's, die Gegenbemühungen des kaiserlichen Gesandten Basserode, die Einwirkungen Dohna's von London, Wrangel's von Pommern, Königsmark's von Paris aus im Einzelnen zu verfolgen. Wohl die Hauptsache war, daß man ein mit jedem Jahr wachsendes Deficit — 1667 schon über 3 Mill. Thlr. — zu decken hatte, und daß Dohna für den Beitritt zur Tripelallianz monatlich 70,000 Thlr. Subsidien in Aussicht stellte; dann auch, daß man für gewiß hielt, es werde zum Kriege kommen; dann konnte man den Reichsfeldherrn mit seiner Armee in die nächsten Reichslande legen und dort verpflegen und nebenbei sich vom Kaiser Bremen überantworten lassen.[211])

Der Abschluß des Friedens kam den Herren in Stockholm unerwünscht; schon bei der Zahlung der ersten Rate der Subsidien traten Zögerungen ein; die Abberufung Pomponne's, die „sanglanten Vorwürfe", [212]) die er in der Anrede seiner Abschiedsaudienz zu hören gab, zeigten der Regentschaft, daß Frankreich ihr und ihrer Politik den Rücken kehre.

Sie, deren ganze politische Weisheit bisher darin bestanden hatte, jede verpflichtende oder abschließende Entscheidung zu vermeiden, hatten sich jetzt in dem ungünstigsten Moment engagirt, und zwar nach einer Seite hin, die den schwedischen Traditionen völlig widersprach, mit Holland, mit dem Kaiser, für Spanien. [213]) Nicht bloß, daß damit ihre Stellung zum Reich völlig verschoben war; sie mußten sehen, daß die ganze Gunst der Beziehungen zu Frankreich, die sie verscherzt hatten, auf Brandenburg überging, daß der Kurfürst sein polnisches Project, dessen Ergebniß sie als ein Werk der schwedischen Politik der Welt zu zeigen gehofft hatten, mit dem Beistand Frankreichs weiter führe; ja, sie argwöhnten bereits, daß beide „secrete Intelligenz wider Schweden" hätten; sie begannen zu empfinden, daß ihre Positionen an den Oder-, Elb-, Wesermündungen, wenn sie aufhörten, die Außenwerke einer dominirenden und offensiven Macht zu sein, gar bald nichts anderes als verlorene Posten sein würden. Und dies straffe, thätige, haushälterische Regiment des Kurfürsten sah nur zu sehr darnach aus, als ob Brandenburg der Erbe der Stellung, die Schweden in Deutschland gehabt hatte, zu werden gedenke.

Wie gern hätten sie es ihn empfinden lassen, wie übel zufrieden sie mit ihm seien. Aber sie waren durch förmliche Verträge in der polnischen Sache an ihn gekettet; und mehr als das, sie bedurften seiner in derselben schon mehr, als er ihrer. Es gab für sie eine Macht, die ihnen fort und fort Sorge machte; auf Liefland, Ingermannland, Finnland selbst hörte der Moskowiter nicht auf, seinen gierigen Blick zu richten. Und seit dem Anfange des Jahres erfuhr man in Stockholm, daß der Großfürst sich eifrig um die polnische Wahl bewerbe, der Republik den Wiedergewinn Lieflands als Morgengabe verspreche, immer mehr Stimmen, besonders in Lithauen und in den griechisch-katholischen Gebieten gewinne. Schon wurde von einer Zusammenkunft in Mitau berichtet, angeblich, um den Handel zwischen Kurland, Liefland und dem russischen Gebiete zu reguliren; man sah deutlich, wie der Moskowiter näher drängte; man glaubte, daß Frankreich ihn aufreize. Nur der Kurfürst mit seinem Wahlproject konnte Schweden vor dieser schlimmsten Gefahr schützen. Freilich wenn er dann erinnern ließ: „daß Wrangel in Deutschland stehe, werde Liefland nicht schützen,"

entgegneten sie: „man könne aus Finnland leicht Truppen hinüberschaffen, und Holland bringe darauf, daß sie ihre Armee in Deutschland behalten möchten." Die Wahrheit war, daß sie um des Kurfürsten willen ihre Truppen in Deutschland ließen, daß sie vor ihm auf ihrer Hut sein zu müssen glaubten.

Diese schwedische Macht war die dritte im Bunde der Tripelallianz, die den Aachener Frieden zu schützen unternahm. Spanien und Oestreich waren nicht abgeneigt, sich anzuschließen, wenn man die Tripelallianz zu einem wirklichen Defensivbündniß mache, wenn man sich wenigstens entschlösse, die Fälle zu bezeichnen, in denen man sich gegenseitig beistehen wolle, namentlich wenn Frankreich durch die spanischen Niederlande den Weg nach Deutschland nehme, und beim Tode des spanischen Königs. Man handelte her und hin darüber; immer wieder kam man auf die Nothwendigkeit zurück, Brandenburg mit heranzuziehen; vor Allem der Kaiser drängte darauf; man veranlaßte den englischen Hof, einen Gesandten nach Berlin zu schicken, „denn, wenn der Kaiser direct darauf antrüge, würde der Kurfürst etwas Importirendes dafür fordern." So setzte Lisola in London die Instruction für Sylvius auf: „der Kurfürst werde erwägen, wie nothwendig es sei, den Aachener Frieden zu befestigen, und wie schwer es sein würde, ohne S. Kf. D. die balance zwischen Frankreich und Spanien, woran ganz Europa so hoch gelegen, zu halten."

Als wenn es sich noch um die Balance zwischen Frankreich und Spanien handelte. Schon Brandt in London hatte den Herren geantwortet: „Frankreich habe sich gegen diese Garantie erklärt, und so lange das polnische Wesen nicht geordnet sei, müsse S. Kf. D. auf Frankreich Rücksicht nehmen."

Die polnische Wahl.

Im sechszehnten Jahrhundert, als der jagellonische Mannsstamm ausstarb, war die Republik Polen der Kampfplatz gewesen, auf dem die rivalisirenden Mächte Europa's ihren Einfluß maaßen. Das Haus Oestreich hatte die Succession zu gewinnen versucht, das Haus Valois sie wirklich gewonnen, dann sie wieder aufgegeben. Brandenburg-Preußen hatte so gut wie keine Rolle dabei; dem Herzog von Preußen, dem ersten Vasallen der Krone, wurde das Recht mitzuwählen versagt. Endlich mit der Wahl der katholischen Linie der Wasa hatte die Republik wieder ein eigenes Königsgeschlecht gewonnen.

Johann Casimir war der letzte dieses Hauses. Der Eifer Frankreichs, der Einfluß Brandenburgs, die Nebenrolle Schwedens, die Stumpfheit des Wiener Hofes in der Frage der Succession, war ein anschauliches Bild der veränderten Machtbedeutung dieser Staaten.

Das Haus Oestreich schien selbst dem Aussterben nahe. Vom Mannsstamm gab es in Spanien nur den kränkelnden, noch unmündigen König Karl II., in der deutschen Linie nur den Kaiser Leopold, der noch ein Zwanziger, oft „harte Anstöße" hatte, ein müder, bleicher Herr, halb lahm in den Schenkeln, schwankenden Ganges; der Knabe, den ihm seine spanische Gemahlin, seiner Schwester Tochter, „gar ein schwaches und zartes Frauenbild," geboren, hatte nur wenige Wochen gelebt. „Menschenhände bemühen sich vergebens, dieses auf den Fall stehende Haus zu stützen, man ist hier am Hofe vielmehr bedacht, auf was Art ein jeder das Seinige, wenn Alles über einen Haufen geht, salviren kann." Man dachte daran, für diesen Fall des Kaisers Schwester Eleonore Marie dem jungen Prinzen Carl Leopold von Lothringen, dem sein Oheim die Nachfolge im Herzogthum versagte, zu vermählen und auf ihn die Erbschaft des Hauses Oestreich zu bringen. Nicht damit im Widerspruch war, wenn Andere, namentlich die Kaiserin-Wittwe, wünschten, daß ihn die Wahl in Polen treffen möchte; dann kam endlich der alte Plan, zu den zwei einst jagellonischen Kronen Böhmen und Ungarn auch die dritte, Polen, an das Haus Oestreich zu bringen, zur Erfüllung. Officieller Weise begnügte man sich am Wiener Hofe, zu erklären, daß in Polen nichts vor dem Tode des Königs gethan werden könne; man sah wohl, daß die Frage der Succession dort schon im vollsten Gang war, schon die Abdication bevorstand; aber man blieb bei denselben „schläfrigen Resolutionen."

Johann Casimir hatte die Figur eines Königs gespielt, so lange seine Gemahlin lebte, zuletzt eigentlich nur noch, um für Condé den Platz zu halten; nun mochte er nicht mehr.

Verhängnißvoller, als das Project, auf das die Königin ihren Trotz und ihren Ehrgeiz gestellt hatte, war die Art, wie sie es durchzusetzen gesucht hatte. Sie zuerst hat dem sarmatischen Wesen französische Art eingeimpft, vom Hofe aus durch ihre Secretaire und Cavaliere, ihre Beichtväter, ihre Damen die Sitte, die Mode, die Galanterie und Frivolität des französischen Hofes systematisch verbreitet. Nur daß der Grundzug der französischen Gesellschaft und die Bedingung ihrer glänzenden Eigenthümlichkeit die unumschränkte Königsmacht und der Enthusiasmus für den König war; auf die eben so unumschränkte Anarchie des polnischen Adels

und den Enthusiasmus für die Libertät gepfropft, wirkte das fremde Wesen um so wüster.

Die französische Parthei blieb auch nach dem Tode der Königin. Französische Damen in nicht geringer Zahl hatte sie in die vornehmsten Häuser der Republik verheirathet; viele ihrer Diener und Beamteten blieben am Hofe, so ihr gewandter Secretair Desnoyers, der naturalisirt war und die Starostei Tuchel erhalten hatte; unter den Großen des Hofes waren die meisten und einflußreichsten von ihrem Anhang. In Lithauen standen der Schatzmeister Morsztyn und der Großkanzler Pac, beide mit Französinnen verheirathet, an der Spitze der französischen Parthei, in Polen der Hofmarschall Branicki, der Erzbischof Primas, dessen Maitresse eine Französin war, der Kronfeldherr Sobieski, seit Kurzem mit der immer noch schönen Wittwe des Fürsten Zamoiski vermählt, jener Marie d'Arquien, die als Hofdame der Königin der Gegenstand so vieler galanter Aufmerksamkeiten auch von Seiten des Königs gewesen war.

In diesen Kreisen hielt man es für undenkbar, daß Frankreich es mit Millets Verhandlungen in Berlin ernstlich gemeint haben, die schon halbgewonnene Sache aufgeben sollte;[214]) man meinte — und der Bischof von Beziers wird diese Meinung unterstützt haben — daß Ludwig XIV. nur Brandenburg „amüsiren," dem Kaiserhofe „ombrage geben" wolle, um beide zugleich aus dem burgundischen Wesen zu bringen und aus einander zu halten. Gerade jetzt, wo der Krieg um die spanischen Niederlande noch Alles in Athem hielt, schien es leicht, mit raschem Zuge das Ziel zu erreichen. Kam Condé auch nur mit einigen hundert Mann und dem nöthigen Gelde, wie er schon mit Morsztyn verabredet hatte, so waren die Besatzungen der preußischen Festungen an der Weichsel bereits in französischem Sold und Eid, Sobieski stand an der Spitze der Kronarmee, wer wollte widerstehen? In diesem Sinne meldete Beziers Ende November nach Paris: der König beauftrage ihn, zu bitten, man möge mit Ausführung des Desseins nach äußerster Möglichkeit eilen, denn die Last der Regierung länger zu tragen sei ihm unmöglich und er werde seine Abdication höchstens bis in den nächsten April verschieben.

Man sieht, der Kurfürst hatte allen Grund, die Ratification des Berliner Vertrages vom 15. December möglichst zu beschleunigen. Die Schnelligkeit der Ausführung mußte die Intrigue in Polen zerreißen, sie mußte in vollem Gange sein, bevor die See zu der projectirten Expedition nach Danzig offen war.

Freilich war sein Verhältniß zu Polen nicht mehr, wie früher. Wie

die Umtriebe der Königin im Volke oder richtiger bei dem gemeinen Mann von Adel eine Reaction des altpolnischen Geistes erweckt hatten, die sich „als ein allgemeiner Haß gegen die französische Nation und beständige Aversion gegen den Prinzen Condé und dessen Familie" aussprach, so hatte man in dem Kurfürsten, zu dem sich Fürst Lubomirski, der Großkanzler Lesczynski, die Radzivil, die Wiesnowiczki hielten, den großmüthigen Freund der polnischen Libertät und der Conföderirten gesehen, und darauf gerechnet, daß er jene Armee und sein Geld darauf wenden werde, Polen zu retten. Es sind jene Reichstagsscenen vom Frühling 1667 erwähnt; als man erfuhr, daß auch er sich herausnahm, von der künftigen Wahl zu sprechen, während der König noch regiere, da schrie und tobte der Adelsstolz der Libertät auch über ihn, und im nächsten Augenblick votirte man ihm für die gemachten Enthüllungen den Dank der Republik. Es war ein Zustand, in dem kaum mehr mit den officiellen Phrasen patriotischer Indignation die trostlose Einsicht, „daß man nicht aus Sand einen Strick drehen könne," zu verdecken war.

Um so mehr wucherte Erbitterung, Argwohn, üble Gerüchte auch über den Kurfürsten. Und wer konnte ihm die Souverainetät Preußens vergessen, wer de Anmaaßung, daß er sich Herzog nicht in Preußen, sondern von Preußen nannte; dazu sein Anspruch auf Elbing, auf Draheim; ja, von Draheim, das der König, als der frühere Inhaber Potocki gestorben war, dem Fürsten Demetrius Wiesnowiczki gegeben, hatte der Kurfürst Besitz wollen ergreifen lassen, aber des Fürsten Leute hatten Gewalt gebraucht und sich behauptet. Mehr noch: der Kurfürst nahm ein förmliches Schutzrecht über die Dissidenten in der Republik in Anspruch, indem er behauptete, unter dieser Bedingung in den Unterhandlungen von Oliva auf die eroberten Plätze im schwedischen Pommern verzichtet zu haben, damit der Friede, den Polen dringend gewünscht, zu Stande komme. Und was ärger als Alles war: beauftragte Kosacken, griechische Geistliche, waren nach Warschau zu Hoverbeck gekommen: er möge den Kurfürsten auffordern, das Protectorat über ihr Volk zu übernehmen, sie seien stark genug, sich der Türken zu erwehren und die Macht Polens in Stücke zu schlagen; sie würden das Land bis Thorn hin nehmen und sich dann unter seinen Schutz stellen; aber lieber wollten sie unter den Türken, als unter den Katholiken stehen.

Stimmungen, die von mißvergnügten Edelleuten im Herzogthum, von Kalkstein auf Knauten, dem Grafen Schlieben und Anderen, von den Jesuiten in Königsberg, von dem jüngeren Roth, der in Dienst bei dem

Fürsten Wiesnowiczki stand, von den westpreußischen Städten genährt wurden. Auch der kaiserliche Gesandte von Meienburg arbeitete fleißig in diesem Sinn: der Kurfürst sei ganz auf Frankreichs Seite getreten, demnächst werde er sich mit einer französischen Prinzessin vermählen; was er thue, geschehe, die Wahl Condé's zu fördern. Und wie hätte das plötzliche Umschlagen in dem Benehmen Beziers — seit der Mitte December — nicht jedem Argwohn Vorschub leisten sollen?

Wirr genug sahen die Dinge in Polen aus. Aber wenn nur Beziers den Weisungen aus Paris gemäß die französische Parthei für den Pfalzgrafen bestimmte, wenn die Abdication beschleunigt, wenn Geld genug verfügbar gemacht wurde, die „gute Parthei" zusammenzuhalten,[215]) wenn dann die Wahl vorgenommen wurde, bevor man in Wien sich besann, was man zu thun habe, und in Schweden die Furcht vor dem Moskowiter sich legte, so war an dem guten Ausgang nicht zu zweifeln.

Für den schlimmsten Fall hatte der Kurfürst noch eine Hülfe in Reserve. Die Herzöge von Preußen hatten immer eine Stimme bei den polnischen Königswahlen in Anspruch genommen; bei der Wahl Johann Casimir's war dies Recht in Anwendung gekommen, es war nicht bloß eine Acte darüber von der polnischen Kanzlei ausgestellt, sondern von Johann Casimir dies Wahlrecht durch eine förmliche Assecuration anerkannt worden; und die Bromberger Verträge enthielten nichts davon, daß mit der Souverainetät des Herzogthums dies Wahlrecht erloschen sein solle. Für jetzt unterließ der Kurfürst, von demselben Gebrauch zu machen, da die pfalz-neuburgischen Räthe die Ungunst fürchteten, die ihrer Sache aus dem doch bestrittenen und jedenfalls verhaßten Wahlrecht Brandenburgs entstehen müsse. Aber im schlimmsten Fall konnte man mit demselben hervortreten, man konnte, „da bei der polnischen Wahl keine Ueberstimmung statthaben darf," wenigstens ein Veto mit demselben üben, dem dann bei den Partheiungen in Polen leicht Nachdruck zu geben war.

Zum 24. Januar versammelte sich der Reichstag in Warschau. In den vorangegangenen Landtagen war fast überall die Forderung gestellt, die französischen Besatzungen aus den preußischen Festungen zu entfernen und die fremden Botschafter, die durch Wahlumtriebe die politische Freiheit verletzten, auszuweisen. Ueber den ersten Antrag kam man zu keinem Beschluß; der zweite brachte Scenen der wildesten Art hervor, namentlich gegen Beziers wandte sich die allgemeine Wuth; er müsse sofort hinweg, hieß es; ein Landbote schrie: man müsse nicht warten wollen, bis der König es thue, man müsse ihn gleich mit dem Säbel in der Faust von

dannen treiben. Nur Hoverbeck wollte man dulden, weil er der Gesandte eines Potentaten sei, mit dem die Republik in ewiger Allianz stehe. Aber als man einen Secretair Hoverbeck's im Saal der Landboten sah, hieß es: „das sei ein Spion, man müsse ihn aus dem Fenster werfen;" schon stürzten sich die Knechte auf ihn, mit Mühe rettete ihn der Landbotenmarschall durch des Königs Garden. Zwischendurch wurde von der Abdication gehandelt; der König erklärte im Senat: „seid ihr meiner müde, so bin ich es eurer noch viel mehr." Er lehnte die Ausweisung der Gesandten ab; man forderte, daß eine Conföderation zu dem Zweck gemacht, das allgemeine Aufgebot erlassen werde. Der König lehnte beides ab. Die Versammlung ging am 7. März ohne Resultat aus einander.[216])

Indeß war auf Grund der zwischen Frankreich, Brandenburg und dem Pfalzgrafen vereinbarten Punkte in Warschau der geheime Abdicationsvertrag abgeschlossen; der König verpflichtete sich, im Juli oder August abzutreten und seinen Entschluß entweder auf einem Reichstage oder in irgend einer anderen Form auszuführen; der Pfalzgraf übernahm dafür, ihm 50,000 Thlr. zu zahlen, Frankreich, ihm geistliche Pfründen von eben so viel Ertrag jährlicher Rente zuzuweisen; seinen künftigen Aufenthalt werde der König außerhalb Polens nehmen u. s. w.[217]) Er hatte während des Reichstags schon daran gedacht, sich flüchten zu müssen und den Kurfürsten um ein Asyl gebeten; er schloß nach dem Reichstag, 10. April, mit ihm einen Vertrag, der ihm auf alle Fälle brandenburgische Hülfe sicherte.

So standen hier im Osten die Dinge im Frühjahr 1668, während Holland und England sich mühten, im Westen den Frieden herzustellen.

Noch hatte der Kurfürst keinen Grund, dem Verhalten Frankreichs in der polnischen Sache zu mißtrauen. Aber die Expedition nach der Freigrafschaft überraschte auch ihn; und in der Friedenshandlung mit Spanien gingen Dinge vor, die ihm verschwiegen oder erst nachträglich mitgetheilt wurden, statt daß beides, die burgundische und polnische Frage, gleichen Schrittes sich hätten abwickeln sollen. Die französischen Gesandtschaften aller Orten schienen Auftrag zu haben, das Verhältniß Brandenburgs zu Frankreich viel enger darzustellen, als es wirklich war; von Paris aus schien die Nachricht verbreitet zu sein, daß der Kurfürst um die Prinzessin von Montpensier werbe. Selbst in Berlin war unter den Reformirten ängstliche Unruhe.

Möglich, daß diese Umstände den Kurfürsten bestimmten, seine Wiedervermählung zu beschleunigen. Er wählte eine lutherische Fürstin, Dorothea

von Glücksburg, Wittwe des Herzogs Christian von Lüneburg.[218]) Nach der Rückkehr von Pöllnitz und Meinders aus Paris im April wurde die Verlobung bekannt gemacht, im Juni die Vermählung gefeiert.

Der Abschluß des Aachener Friedens erfolgte ohne unmittelbare Mitwirkung Brandenburgs und der Beauftragten des Cölner Tages. Vieler Orten deutete man die fortgesetzten Rüstungen Frankreichs auf eine Expedition nach Polen. Noch hatte der König seine Abdication nicht vollzogen, noch nicht einmal sie officiell angekündigt. Hoverbeck veranlaßte Beziers, dem Vertrage gemäß darauf zu dringen. Dieser konnte versichern, daß Johann Casimir in seinem Entschluß fest bleibe, demnächst den Reichstag berufen werde; aber gleich darauf erhielt er, Millet in Berlin, Gaumont in Düsseldorf den Befehl, nach Paris zurückzukehren.

Wie, wenn Frankreich wirklich absprang? Der Kurfürst war der französischen Politik nicht auf Gnade und Ungnade Preis gegeben; man wußte in Paris sehr gut, daß die Tripelallianz erst dann gefährlich wurde, wenn er ihr beitrat; in jedem Augenblick konnte er es.

Im Juni machte Johann Casimir über seine Absicht, abzudanken, die ersten officiellen Mittheilungen an die fremden Gesandtschaften und im Senat, hier mit dem Antrag, zum August einen Reichstag zu versammeln, „damit die Ceremonie des Interregnums und der Wahl noch vor dem Winter angeordnet werden könne.“ Es kam da zu sehr heftigen Erörterungen; die Einen thaten, als sei die Abdication nach dem königlichen Eide unmöglich, die Anderen fanden es unmöglich, dem Könige, der sein Amt aufgebe, noch die geforderte Sustentation obenein zu zahlen; Alle, auch die, welche die Abdication wünschten, stellten die tiefste Bekümmerniß zur Schau, „da sie denn auf die Knie niederfielen und mit der inständigsten Bitte, solches Vorhaben zu ändern, fast eine Viertelstunde auf der Erde liegen blieben.“ Eben so umsonst waren die Ermahnungen des päpstlichen Nuntius. Man mußte sich entschließen, den Reichstag, die Vorversammlungen der Woywodschaften auszuschreiben; man wagte nicht, in diesen den Zweck der Berufung auszusprechen; jedermann wußte ihn.

Wenigstens in einigen Landschaften machte man schon jetzt die alarmirenden Vorkehrungen, die das Interregnum in der Republik bezeichneten: Schließung der Festungen, Aufgebot des Adels, allgemeiner Kriegszustand, Conföderationen in der Armee.[219]) Die Lawine der wilden Volksbewegung war im Rollen.

Der König begann zu schwanken. Auch unter den Magnaten er-

schraken manche über den Anhang, den der Moscowiter — es war Peter des Großen Vater —, zumal in Lithauen, gewann; seine Gesandten, die seit Ostern in Warschau waren, einen ewigen Frieden zu unterhandeln, boten für die Wahl des Zaarensohnes dessen Uebertritt zur römischen Kirche, Rückgabe aller Eroberungen, zwei Millionen der Republik, drei dem Heere, zu jedem Kriege der Republik 40,000 Mann auf Kosten des Großfürsten. Mochten noch andere Einflüsse auf den König wirken, mochte es ihn ärgern, wie sein Bleiben oder Gehen höchst schnöde berechnet wurde, — seine Aeußerung: „wenn die Stände in ihn drängten, zu bleiben, werde er gehen; wenn sie ihn zwingen wollten, abzudanken, so habe er auch seinen Kopf für sich," ging von Mund zu Mund; in mehr als einer Woywodschaft wurde den Landboten aufgegeben, den König flehentlich zu bitten, daß er bleibe.

Am 27. August begann der Reichstag. Zahlloses Volk strömte nach Warschau zusammen. Auf die Anfrage des Landbotenmarschalls, ob es des Königs Wille sei, abzudanken, forderte er Bedenkzeit. Schon nannte man Diejenigen Verräther, welche dem Könige zu bleiben riethen; man nannte den König in öffentlichen Versammlungen einen Unfähigen: entweder müsse er gleich abtreten oder schwören, bis an sein Lebensende auszuhalten.[220] Es währte noch mehrere Tage, ehe die Sache zum Schluß kam. Am 16. September erfolgte die Ceremonie der Abdankung.

Somit begann das wirkliche Interregnum.[221] Bei der heftig erregten Stimmung sprachen sich sofort die beiden Momente, welche die Geister beherrschten, der leidenschaftliche Haß gegen die Dissidenten und die nicht minder leidenschaftliche Eifersucht auf den Schein fremden Einflusses, in den Constitutionen aus, die für das Interregnum erlassen wurden. Alle fremden Gesandten und Agenten sollten wo möglich sofort aus den Grenzen der Republik gewiesen, jedenfalls bis zur Zeit der Wahl selbst fern gehalten werden; als wenn damit die Käuflichkeit der Wählenden verbannt und die beste Wahl garantirt sei. Aehnliches war wenigstens schon bei früheren Wahlen geschehen; neu war die Bestimmung, daß alle Dissidenten von der Theilnahme an der Wahl ausgeschlossen sein sollten; ja der päpstliche Nuntius erließ eine Weisung an den Clerus, Niemandem die Absolution zu ertheilen, der nicht im Beichtstuhl verspreche, keinen Dissidenten zum Landboten zu wählen; auch wurde bestimmt, daß alle Evangelischen und Griechisch-Katholischen, die in Warschau wohnten oder sich zeitweise dort aufhielten, in vierzehn Tagen die Stadt und die Umgegend auf zwölf Meilen Entfernung zu verlassen hätten.

Der verfassungsmäßige Verlauf des Interregnums war wie dazu erfunden, die Libertät durch alle Stadien der Anarchie zu entwickeln: zunächst der Convocationstag im November zur Feststellung der Formalien der Wahl, dann die Landtage zur Ernennung und Instruction der Landboten, dann die wachsende Aufregung immer neuer Wahldebatten, immer neuen Werbens und Marktens, bis endlich im Mai 1669 die Versammlung zur Wahl begann; ein endloses Partheitreiben, Intriguiren und Cabaliren auf den Schlössern und in den Wirthshäusern, bei Gelagen und Jagden der Großen, in den Capiteln und Klöstern, überall die Damen und Maitressen, die Beichtväter, Lakaien und Juden in emsigster Thätigkeit, wetteifernd mit den Bietenden und Ueberbietenden. Je länger, desto unberechenbarer wurde das Ergebniß; „die Gemüther der Vornehmsten im Reich sind gegen einander dergestalt verbittert und verhetzt, daß sie bei der Wahl einander leicht in die Haare gerathen und dieselbe ins Stocken bringen, ja wohl gar zerreißen dürften."

Außer dem Pfalzgrafen, dem Moscowiter, dem jungen Herzog von Lothringen hofften noch Andere auf die Wahl; der Bruder des Kurfürsten von Baiern wurde genannt; der convertirte Herzog Johann Friedrich von Hannover machte einen Versuch, in Wien sich zu empfehlen; auch der convertirte Herzog von York, der spätere Jacob II., kam in Vorschlag, auch der Sohn des Großherzogs von Toscana u. s. w. Namentlich in Großpolen wiederholte man den Wunsch, daß der Kurfürst sich oder seinen Kurprinzen wählen lassen möge: „mit einer Messe sei es gethan".

Seine Hoffnungen für den Pfalzgrafen gründeten sich in erster Reihe auf Frankreich, in zweiter auf Schweden und Oestreich.

Schwedens war er wenigstens in dem Maaße gewiß, als die lebhaften Bewerbungen des Moscowiters in Stockholm Sorge machten. Und wenn am östreichischen Hofe das Interesse für den Lothringer unverkennbar war, nach der Abdication hatte der Kaiser dem Pfalzgrafen seinen Beistand ausdrücklich zugesagt; und es schien unmöglich, daß die östreichische Politik verkennen sollte, wie nur des Pfalzgrafen Wahl den für den Kaiser und Brandenburg schlimmsten Ausgang hindern könne. Denn sichtlich fuhr die französische Parthei fort, für Condé thätig zu sein.

Die Sobieska war im October in Paris, nach ihrer Rückkehr war die Parthei voll Zuversicht und Eifer; der Erzbischof Primas sagte den Vertrauten, er habe Schreiben vom französischen Könige, in denen es heiße, er werde Condé's Wahl keineswegs befördern, aber wenn er gewählt werde, könne er ihm sein Glück auch nicht mißgönnen. Um so bedenklicher war,

daß der französische Hof zu der neuen Sendung nach Polen nicht Gaumont, wie der Pfalzgraf wünschte, bestimmte, sondern den Bischof von Beziers, mit der Entschuldigung, daß man ihn so am Besten unschädlich mache,[222]) freilich mit der ostensiblen Instruction, den Pfalzgrafen dringend zu empfehlen, und im Fall er gewählt werde, der Republik einen Schuldposten von $2^1/_2$ Millionen zu erlassen, dem Feldherrn Sobieski die Würde eines Pair und Marschall von Frankreich, den Orden vom heiligen Geist u. s. w. zu versprechen. Aber wer konnte wissen, was ihm im Geheimen aufgetragen sei? und als Blumenthal, der nach Paris gesandt war, auf die Gefahr, die von dem Moscowiter drohe, aufmerksam machte, antwortete ihm Lionne: „man werde der Republik zu Hülfe kommen, nicht mit Geld, sondern mit Mannschaft." Blumenthal bemerkt dazu: „der König hält viel Revuen, was hier so viel bedeutet, als bei den Schweden Buß- und Bettage," d. h. neue Kriegsunternehmungen.

Eben jetzt gab es am oberen Rhein neue Verwickelungen. Der Heilbronner Vergleich zwischen Kurmainz und Kurpfalz in dem Wildfangsstreit, den Frankreich vermittelt hatte, hemmte nicht den Wiederausbruch des alten Haders. Kurmainz, Kurtrier und Lothringen hatten sich zu dem Limburger Bunde geeint, der mit Spanien und Oestreich in Beziehung trat; Kurpfalz warb rüstig, überfiel den Landstuhl und andere Festen, die noch Lothringer Volk inne hatte; aber bald waren die Pfälzer in höchst bedenklichem Nachtheil. In Paris war man entrüstet über den Lothringer, der trotz aller Verträge ein Heer halte, nach den spanischen Niederlanden Truppen durchziehen lasse; man fürchtete, daß Spanien und der Limburger Bund im Begriff seien, in die Tripelallianz zu treten, daß der Kaiser folgen werde; „wehe dem Herzog," sagte Ludwig XIV., „wenn er mich zwingt, zu marschiren, ich werde seine Truppen in Stücken hauen, ich werde ihm Lothringen nehmen, er und sein ganzes Haus wird mich nicht daran hindern, und wenn sie sich mir zu Füßen werfen; es wird mein letzter Feldzug nach Lothringen sein."

Allerdings war Karl von Lothringen und Johann Philipp von Mainz mit dem Wiener Hofe in lebhafter Verbindung, dieser, wie es scheint, in Sorge um das Einverständniß zwischen Brandenburg und Frankreich, Lothringen in der Absicht, für die Nachfolge im Herzogthum, die er seinem unebenbürtigen Sohn Carl Heinrich von Vaudemont zuzuwenden wünschte, die kaiserliche Genehmigung zu erhalten; er versprach dafür die polnische Wahl seines Neffen Carl Leopold von Lothringen, auf den man in Oestreich so viele Pläne baute, auf alle Weise zu befördern, ihm einige Millionen zu zahlen.

In Wien wuchs die Hoffnung, des Prinzen von Lothringen Wahl durchzusetzen; nicht bloß arbeiteten in Polen selbst für ihn viele Bischöfe und die Jesuiten; man machte sich Hoffnung, auch Frankreich für ihn zu gewinnen; Graf Harrach kam nach Paris mit der Zusage: der Prinz werde, wenn man ihm zur polnischen Krone helfe, auf Lothringen verzichten. Man flüsterte von einem Vertrage zwischen Frankreich und dem Kaiser, die künftige spanische Succession betreffend, in dem Frankreich die Sache des Pfalzgrafen aufgegeben habe.[223] Zugleich wurde von Beziers aus Polen das Gerücht gemeldet, der Kurfürst wolle, wenn des Pfalzgrafen Wahl keine Aussicht habe, mit dem Kaiser für den Lothringer arbeiten.

Der Kurfürst hatte sich mit seinem Hofe bereits im Herbst nach Königsberg begeben, um den Vorgängen in Polen näher zu sein. Er konnte sich nicht darüber täuschen, daß die Dinge dort sich bedenklich anließen. Mehr und mehr partheiten sich die Großen der Republik zwischen dem Lothringer und Condé; für jenen die meisten Bischöfe, für diesen die vornehmsten Kronbeamten. Mit Mühe hielt der Großkanzler Lesczynski noch ein Häuflein für den Pfalzgrafen beisammen; selbst die Familie Lubomirski verließ seine Sache, selbst die Wiesnowieczki's waren, seit Fürst Demetrius die Starostei Draheim erhalten, unzuverlässig. Die Stimmung des Adels wurde immer leidenschaftlicher und gegen den fremden Einfluß aufgeregter; der Ausfall der Landbotenwahlen war unberechenbar; nur daß sich für den Moscowiter die Stimmung in Lithauen immer entschiedener aussprach.

Vergeblich hatte der Kurfürst in Wien daran erinnern lassen, daß ihm ja der Kaiser zuerst 1666 des Pfalzgrafen Wahl habe vorschlagen lassen, dann demselben persönlich in Straubingen die Bewerbung um die Krone anempfohlen habe. Es war kein Zweifel, daß zwar der kaiserliche Beauftragte in Polen, Graf Schaffgotsch, in seiner schriftlichen Instruction zur Empfehlung des Pfalzgrafen angewiesen war, aber vom Kaiser mündlich den Auftrag erhalten hatte, so zu negociiren, daß er dem Lothringer keinen Schaden thue. Der Graf hielt es für passend, noch weiter zu gehen; er begegnete den brandenburgischen Gesandten mit gesuchter Vornehmheit, forderte Respectsbezeugungen, die selbst im Reich den Vertretern des Kaisers nicht gewährt wurden; er zeigte geflissentlich, daß er ihr Gegner sei.[224]

Und nicht minder klar war, daß trotz der Versicherungen, die Blumenthal in Paris erhielt, der Bischof von Beziers von Marienwerder aus — denn der Erzbischof Primas hatte die gegen ihn erlassene Bestimmung aufgehoben[225]) — officiell für den Pfalzgrafen, in der That aber für Condé

arbeitete; Blumenthal meldete aus Paris, daß Condé in höchster Gunst beim Könige sei, oft und lange mit ihm vertrauliche Besprechungen habe, daß mit Hannover über den Durchmarsch condéscher Truppen verhandelt werde. Umsonst ließ der Pfalzgraf in Paris auf weitere Auszahlung der versprochenen Summen dringen; sein Beauftragter in Polen, der früher mainzische Minister Boyneburg, klagte, daß mit seinem Gelde sein Einfluß schwinde. Und war man Boyneburg's völlig gewiß? schon sollte er gesagt haben: wenn der Pfalzgraf nicht durchdringe, müsse man, um sich an dem Lothringer zu rächen, Condé's Wahl befördern.

Die Frage der polnischen Wahl schwoll reißend schnell über die Linie hinaus, die ihr der Kurfürst zeichnen zu können gehofft hatte. Sein Project, das Frankreich und Oestreich officiell immer noch festhielten, wurde zur bloßen Maske, hinter der beide Höfe ihre eigentlichen Zwecke desto eifriger verfolgten; der Wiener Hof, ermuthigt durch den Eifer, den die Tripelallianz gegen Frankreich entwickelte; Ludwig XIV. nur um so mehr entschlossen, dieser Tripelallianz und denen, die sich hinter sie stellten, Trotz zu bieten und der Welt zu zeigen, daß sie ein Scheinbild sei. Die Wahl in Polen hörte auf, den nur localen Charakter zu haben, in dem allein sie ohne europäische Gefahr verlaufen konnte; sie wurde ein Vorspiel des großen Kampfes, dem de Witt mit seiner imposanten Coalition vorgebeugt zu haben glaubte oder scheinen wollte.

Schon hatte er Spanien so gut wie gewonnen; die 4000 Mann, denen der Lothringer den Durchzug nach Brüssel gestattete, zeigten, daß man dort auf alle Fälle gerüstet sein wollte. Noch war der Wiener Hof nicht förmlich beigetreten, noch der Vertrag, den Basserode mit Schweden geschlossen, nicht ratificirt; aber nur eines Federstriches bedurfte es, und Wrangels Armee rückte für den Kaiser über den Rhein. Schon war am Reichstag zu Regensburg beantragt, den burgundischen Kreis in die Reichsgarantie aufzunehmen und zu seiner Securität ein Reichsheer von 30,000 Mann aufzustellen. Celle, Osnabrück, Wolfenbüttel waren bereit, in die Verbindung einzutreten, wenn Brandenburg es that.

Immer von Neuem warb de Witt um den Kurfürsten, wies auf die Gefahr des französischen Wesens, die drohende Universalmonarchie Frankreichs, den nothwendigen Schutz der Reichsgrenze hin, versprach Subsidien; von den clevischen Festungen, vom Prinzen von Oranien, von der polnischen Wahl sprach er nicht. Er versuchte zu drohen; noch war die hoefyser'sche Schuldsache, die geldernsche Compromißsache nicht zu Ende. „Wir können," schreibt der Kurfürst an Blumenthal, „aus der Herren Staaten

bei diesen Sachen bezeigten unfreundlichen Bezeugung nichts anders abnehmen, als daß sie uns indirect in die Tripelallianz gleichsam forciren wollen." Er war nicht gemeint, „als ein Accessorium in dieselbe zu treten;" „aber," so ließ er im Haag sagen, „er sei bereit in allen gemeinsamen Interessen, wie sie seine zwiefache Allianz mit den Staaten bezeichne, mit ihnen zu gehen, wie er ja deren auch mit England und Schweden habe; er sei gegen Frankreich nicht weiter verpflichtet, als durch die Defensivallianz von 1656, die rheinische Allianz und den Pact zur Wahl des Pfalzgrafen." Immer wieder hob er hervor, daß die Tripelallianz, so viel ihm bisher bekannt, für einen bestimmten Fall geschlossen sei, nicht zur Sicherung des evangelischen Wesens.

Er war eben nicht der Meinung, in eine politische Gemeinschaft für unbestimmte Zwecke einzutreten; er wollte nicht sich einer fremden Politik und deren Interessen, die sie in der Gestalt von allgemeinen Prinzipien aussprach, hingeben, weder der der Herren Staaten, noch der Frankreichs.

Freilich ließ er in Paris immer wieder hervorkehren, wie die Tripelallianz um ihn werbe, wie er die Erbietungen, die ihm von dieser gemacht würden, zurückweise, wie er sich auf des Königs Parole in Betreff des Pfalzgrafen verlasse, auf die versprochenen Subsidien rechne. Aber er war weit entfernt, den schönen Worten, die man ihm dort gab, zu trauen, von den Schreckbildern, die man ihm vorführte, den Lockungen die man ihm bot, sich irre leiten zu lassen.[226]) Noch immer war die Frage der Subsidien, die beim Abschluß des berlinischen Vertrages zugesagt waren, unerledigt; der König, hieß es im December, könne sich nicht anders dazu resolviren, als wenn Brandenburg mit Holland breche.[227]) Schon hieß es, die Staaten würden Jemand nach Paris senden, vom Könige eine positive Declaration zu begehren, daß er Spanien nicht mehr angreifen werde. Von England kam Montague nach Paris, die Auswechselung der von den Franzosen nicht geräumten flandrischen Städte zu fordern, da sonst die Befestigungen, die Frankreich dort machen lasse, eine Kostenrechnung ergeben würden, die Spanien nicht erschwingen könne. Man begann in Paris zu empfinden, wie der Tripelallianz die Zuversicht wuchs; „man fühlt sich durch sie gelähmt,"[228]) schreibt Blumenthal, „nicht so sehr gegen England erbittert diese Proposition, als gegen die Holländer, denen man Alles imputirt." Erst jetzt hatte man in Paris die geheimen Artikel der Tripelallianz erfahren, jene, die von der Reduction Frankreichs auf den pyrenäischen Frieden sprachen; auch diejenigen Minister des Königs, die für den Frieden gesprochen hatten, waren „in Harnisch gerathen," weil sie sahen, „daß ohne

des Königs höchste Beschimpfung dergleichen nicht zu dulden sei." Und nun verbreitete sich das Gerücht von jener famosen Medaille, die einen Holländer, man meinte van Beuningen oder de Witt, als Josua darstellt, der der Sonne stille zu stehen gebietet.[229]) „Der König," sagte Lionne zu Blumenthal, „wisse, wie die Herren im Haag gegen den Kurfürsten handelten; er werde nicht leiden, daß sie ihn auf die Füße träten; es bedürfe nur eines Wortes, so werde ihm kräftiger Schutz gegen Unrecht und Violenz geleistet werden;" er schloß: „euer gnädiger Herr muß bei Gott seine Städte in Cleve wieder haben, und wir müssen den Prinzen von Oranien groß zu machen suchen." Und bei anderem Anlaß: „wenn der Kurfürst die Städte in Cleve mit Geld an sich bringen könne, so werde der König sechs Tonnen Goldes nicht ansehen; der König habe jetzt keinen considerablen Freund außer Brandenburg."

Aber in demselben Athem erklärte Lionne, daß, wenn man in Polen den Pfalzgrafen nicht durchbringe, Frankreich gegen den Kurfürsten zu nichts verpflichtet sei. Und es war nur zu klar, daß man ihn nicht durchbringen wolle, um Condé's Wahl zu erlangen. Man zeigte Blumenthal nur werthlose Stücke aus Beziers Berichten; „man läugnet die condéschen Umtriebe, die klar zu Tage liegen, man sendet große Geldsummen nach Danzig, man sagt dem Pfalzgrafen, der Kurfürst selbst suche die Krone." Blumenthal bereitete seinen Herrn „auf einen französischen Betrug" vor: man wolle ihn in Polen dupiren, um ihn gegen die Staaten zu mißbrauchen. Er sandte ihm Zeitungen, in denen es offen ausgesprochen wurde.[230])

Mit diesem Bericht Blumenthal's kreuzte sich ein Rescript des Kurfürsten, das ihn sehr ernstlich anwies, dem Minister das Umsichgreifen der condéschen Intrigue in Polen vorzustellen; mit den clevischen Städten habe es eine andere Bewandtniß, als man in Paris mit dem Erbieten der sechs Tonnen Goldes zu meinen scheine; „und sollt Ihr Euch wohl in Acht nehmen, damit wir in keine Weitläufigkeiten engagirt werden." Je schärfer der Gegensatz zwischen Frankreich und der Tripelallianz wurde, je heftiger von der Strömung und der Gegenströmung auch die deutschen Höfe ergriffen wurden, desto schwieriger und nothwendiger war es, festzustehen und das deutsche Interesse vor der falschen Alternative zu wahren, die sich ihm aufzudrängen suchte, den deutschen Frieden zu wahren, ohne den die Existenz des Ganzen und die Securität der Glieder höchst gefährdet war.

Der ernsten Mahnung des Kurfürsten an den Heidelberger Hof war es gelungen, dem schon entbrannten Kriege mit dem Lothringer Einhalt

zu thun.[231]) Auf jenen Antrag in Regensburg, den burgundischen Kreis in die Reichsgarantie aufzunehmen, wurde die brandenburgische Gesandtschaft angewiesen, den durchaus entgegenstehenden Artikel des westphälischen Friedens geltend zu machen, dem man nicht entgegenhandeln könne, ohne die Schuld des Friedensbruches auf das Reich zu laden. Mochte Münster werben und der Erzbischof-Bischof von Cöln, Lüttich, Hildesheim seine Feste Rheinberg den Holländern zu entreißen begierig sein, mochte das Haus Braunschweig in Wien oder im Haag einen Soldherrn für seine Truppen zu finden, Kurmainz mit neuen Allianzelaboraten dem kaiserlichen Hofe Kraft zu geben hoffen, — vorerst lag Alles daran, daß nicht die polnische Sache mit der der Tripelallianz vermengt, daß nicht beide zu einer deutschen Frage verkoppelt wurden,[232]) damit nicht wahr werde, was Leibnitz schrieb: „Deutschland ist der Erisapfel; Deutschland ist der Ball, den die einander zuwerfen, welche um die Monarchie spielen; Deutschland ist der Kampfplatz, darauf man um die Meisterschaft von Europa ringt."

Immer von Neuem war von angesehenen Polen, Geistlichen wie Weltlichen, in den Kurfürsten gedrungen worden, daß er sich entschließen möge, ihr König zu werden, es sei keine andere Rettung für die Republik; selbst die Schwierigkeit des Bekenntnisses zu beseitigen, hielt man nicht für unmöglich.[233]) Was geworden wäre, wenn er sich darauf eingelassen hätte, wie die europäischen Mächte, Oestreich und Frankreich voran, sich wider ihn gewandt haben würden, welche Gefahr seiner deutschen Stellung, ja dem ganzen Deutschland damit entstanden wäre, das liegt außer dem Bereich der Geschichtserzählung und verdient nur in so fern angedeutet zu werden, als die Motive seiner Ablehnung ihr selbst erst ihre politische Bedeutung geben.

Aber wenigstens sein Wahlrecht hätte der Kurfürst in Anspruch nehmen können. Hoverbeck, unter allen Räthen der des polnischen Wesens kundigste, empfahl angelegentlichst, daß es geschehe; nicht bloß im Interesse der gegenwärtigen Frage; es schien ihm dem Hause Brandenburg eine Stellung zu geben, „wie sie die Krone Böhmen bei der Kaiserwahl im Reiche hat;" denn da in Polen bei der Wahl nicht Majorität gelte, sondern Einstimmigkeit gefordert werde, so könne das Haus Brandenburg mit seiner Stimme jede ihm unerwünschte Wahl durchaus unmöglich machen, mit der Macht, die es besitze, einen unberechenbaren Einfluß über die Republik gewinnen.[234]) Der Kurfürst ging für jetzt nicht auf diese Vorschläge ein, „weil die Herren pfalz-neuburgischen Gesandten und Staats-

minister es lieber auf eine Recommandation, als auf ein Votum und Denomination von Seiten Brandenburgs ankommen lassen wollten."

In der Instruction für die nach Warschau bestimmten Gesandten Hoverbeck und Friedrich von Jena weist der Kurfürst sie an, zu erklären: der Gedanke, den Pfalzgrafen zu wählen, sei vom Fürsten Lubomirski, dem eifrigsten Vorkämpfer der Freiheit Polens, ausgegangen; er selbst habe ohne irgend eigenen Vortheil sich bemüht, dessen Wahl zu ermöglichen, in der Ueberzeugung, daß Polen eines Königs bedürfe, der allen Nachbarn erwünscht, und unter dem die Republik ihrer Verfassung und ihrer Freiheiten sicher sei; der Kaiser, Frankreich und Schweden seien mit seiner Wahl einverstanden. Von anderen Dingen, namentlich solchen, die das Interesse des Kurfürsten beträfen, sollten sie nichts erwähnen, nur die Rechte der Dissidenten, die im Frieden von Oliva ausdrücklich ausbedungen, sollten sie ernstlich in Erinnerung bringen.

Zum ersten Mai versammelten sich die Senatoren, die gewählten Landboten, jeder mit seinem Gefolge von Cavalieren und Knechten, die Kronarmee in und um Warschau; in den Woywodschaften stand das allgemeine Aufgebot bereit, nach dem Wahlfeld zu eilen, wenn eine Doppelwahl die Entscheidung der Waffen fordern, die Wahl durch das Volk selbst, statt durch dessen Vertreter nothwendig werden sollte.

Gleich nach der Messe, die den Wahltag einleitete, begann ein wilder Streit, ob erst der Landbotenmarschall gewählt, oder von jedem Einzelnen der Wahleid geleistet werden solle. Es zeigte sich die Stellung der Partheien anders, als man erwartet hatte; neben der lothringischen und neuburgischen zeigte sich eine dritte, die „Neutralisten", wie es schien, ohne bestimmten Candidaten, „um, wenn beide Partheien sich hinreichend verbissen haben, und keine der andern weichen will, den Ausschlag zu geben." Die fremden Gesandtschaften mußten vorerst, bis sie zur Audienz geladen, einige Meilen vom Wahlplatz bleiben; das hinderte nicht, daß die einen oder anderen zur Nachtzeit in die Stadt kamen, warben, Stimmen kauften, die Gegner verleumdeten. Aus Wien, von der Kaiserin Mutter gesandt, kamen ein Paar Mönche, für Lothringen zu werben: „dem Neuburger stecke immer noch das Lutherthum im Herzen." Dessen Freunde wieder wiesen darauf hin, wie der Lothringer, „ein Herr ohne Land und eigene Mittel, dereinst ganz der Republik zur Last fallen werde, sei er doch nichts als ein General in des Kaisers Dienst; daß er seine Regimenter an die Grenze bei Krakau gezogen habe, sei eine Drohung." Beziers fuhr fort, zum Schein den Neuburger zu empfehlen, aber mit jedem Tage

wuchs im Verkehr der Schenken und Spielhäuser die Masse französischen Geldes.

Der Marschall war gewählt; der Wahleid sollte folgen. Als der Erzbischof Primas die Formel vorschlug: „einen solchen zu wählen, der ein wohlerfahrener Held sei, und nicht erst zu Schaden und Gefahr der Republik seine Schule machen müsse,“ erhoben sich so heftige Aeußerungen des Mißfallens, daß man sah, wie die allgemeine Stimmung gegen Condé sei. Seinem Anhang lag Alles daran, Zeit zu gewinnen; der Kronarmee glaubte man sicher zu sein, man erwartete Condé's Ankunft.

Schon hieß es, auch aus Lothringen sei Kriegsvolk in Anmarsch. Der Kurfürst ließ außer den Regimentern, die er in Preußen hatte, Kriegsvolk aus seinen westphälischen Gebieten aufbrechen, die Besatzung in den Marken zu verstärken. Er erließ an den Kaiser und die Reichsfürsten Aufforderungen, die Truppenmärsche von jenseits des Rheins her zu überwachen und zu verhüten, daß das Reich nicht in Kriegsgefahr gebracht werde; er fragte bei Wrangel an, ob und mit wie viel Truppen er sich mit ihm vereinigen wolle.

In Warschau wurden die Dinge täglich wirrer. „Der Adel ist mit dem Senat nicht einig, zur Zeit weiß weder dieser, noch jener, was man eigentlich thun will; so viel tausend Köpfe, so viel tausend Meinungen, und ein jeder hält die seinige für die beste.“ Sichtlich wuchs die Abneigung gegen Condé und der Einfluß des Lothringers; die neuburgischen Gelder erschöpften sich, während jene beiden doppelt reichlich spendeten. Ohne Blutvergießen war Condé's Wahl unmöglich; man begann eine Doppelwahl zu fürchten; je länger die Entscheidung ausblieb, desto leidenschaftlicher wurden die Partheien.

Dem Großkanzler schien der Moment gekommen, das Generalaufgebot zu erlassen, also den bewaffneten Adel der Woywodschaften zum Wahlplatz zu bescheiden, „um die Election zu beschleunigen.“ Schon war in Antrag gebracht (6. Juni), Condé auszuschließen, weil er durch unerlaubte Mittel die Krone zu gewinnen gesucht; die Senatoren die sich für ihn bemüht, nannte man Verräther; man zwang sie zu der Erklärung, ihn nicht vorschlagen zu wollen. Schon wurde gesagt, der Pfalzgraf müsse aus demselben Grunde excludirt werden. Des Lothringers Sache schien in vollem Zuge, durchzudringen; die kaiserliche Gesandtschaft, die zuerst (7. Juni) zur Audienz geladen wurde, empfahl officiell die Wahl des Pfalzgrafen; sie war schon sicher, daß niemand über ihre eigentliche Mei-

nung im Zweifel sei. Ihr Benehmen auch gegen die brandenburgische Gesandtschaft sprach ihre völlige Siegesgewißheit aus.

Rasch trieben sich die Dinge weiter. Jener Antrag gegen die Wahl Condé's, jene Verpflichtung der Senatoren, ihn nicht zu designiren, galt Vielen als ein förmlicher Beschluß der Exclusion; Andere behaupteten das Gegentheil. Der Bischof von Beziers drohte mit dem Zorne seines Königs, forderte Cassation dessen, was am 6. Juni vorgegangen, weigerte sich, bis es geschehen, zur Audienz zu erscheinen. In der Versammlung kam es zu den heftigsten Scenen; die Einen riefen: auch der Neuburger solle nicht zur Krone kommen, als durch Blut; der Erzbischof von Gnesen und seine Freunde erklärten, jene Erklärung vom 6. Juni sei ihnen abgerungen, „1500 Säbel seien über ihren Köpfen gezückt worden," das erzwungene Versprechen könne sie nicht binden; sie drangen darauf, daß erst die Beschwerde des französischen Gesandten abgethan, die Audienz ermöglicht werde; sie suchten vor Allem Zeit zu gewinnen. Nur um so heftiger wurde die Stimmung im Kolo; es wurde durch förmlichen Beschluß die Exclusion Condé's ausgesprochen.

Die französische Parthei war außer sich. Es wäre natürlich gewesen, daß sie sich nun endlich mit den Freunden des Pfalzgrafen verband, um den Lothringer zu bekämpfen. Es gelang nicht auch nur einen von ihnen zu gewinnen; „sie scheinen eine dritte Parthei bilden und hindern zu wollen, daß sich keine der beiden andern die Republik nenne." Beziers verstand sich dazu, die Audienz zu nehmen; man glaubte, es geschähe, um desto besser auf die Ruptur des Wahltages hinarbeiten zu können. Am 13. Juni folgten die Audienzen des lothringischen, des pfalz-neuburgischen Gesandten. „Es ist der letzte Tag, das Aufgebot kommt heran." Es war Gefahr, „daß diese Masse einen König benenne." Jedermann wußte, daß „der gemeine Adel und Aufgebot gegen die Senatoren über alle Maaßen erbittert sei, und daß, wenn ihr Eifer nicht temperirt werde, große Unruhe zu erwarten stehe." Ein Bericht vom 18. Juni sagt: „das Aufgebot ist gestern rings um den Kolo geritten, hat denselben besetzt, mehr als dreißig Schüsse hinein gethan, und dabei geschrien, daß sie bis übermorgen einen König haben und selber wählen wollten; Alles ist jetzt im Flüchten, als wenn der Feind vor der Thür wäre, jeder bringt seine Sachen an einen sicheren Ort, man vermuthet viel Jammers und Unglücks."

Die Massen bestanden auf ihren Willen, sie forderten die Wahl, eine einhellige Wahl. Da der Erzbischof Primas nicht zur Stelle war,

stimmte der Bischof von Posen das Veni sancte spiritus an. Die Landboten gingen zu dem Aufgebot ihrer Woywodschaften; in einer derselben wurde die Wahl eines Piasten in Vorschlag gebracht, als einziges Mittel, eine Doppelwahl, den Bürgerkrieg, das Einbrechen fremder Mächte zu meiden; es wurde Fürst Michael Wiesnowieczki genannt, mit Jubel wurde zugestimmt. Die nächsten Woywodschaften, die weiter folgenden schlossen sich an; an den Lothringer, den Pfalzgrafen dachte niemand weiter, Alles war ein Herz und eine Seele. Die Wahl wurde proclamirt, ehe sie beendet war; derer, die anders gestimmt hatten, achtete man nicht; „im Felde sowohl, als in der Stadt ist groß Jubelgeschrei von Jung und Alt: es lebe König Michael."

Aber schon nach wenigen Tagen merkte man, daß die Freude und das Frohlocken des Volkes abnehme;[235]) die meisten Senatoren reisten hinweg. „Die Einen halten die Wahl für ungesetzlich und gegen die Rechte des Senats, bei Andern ist die Erbitterung so groß, daß sie wenig darnach fragen würden, wenn jetzt die Tartaren und Kosacken einbrächen." Zunächst waren diejenigen, welche von langer Hand her auf diesen Ausgang hingearbeitet, namentlich der Unterkanzler Olszowski, Bischof von Kulm, am Hofe Alles. Ob sie der Republik zum Frommen gehandelt, wurde bald auch denen zweifelhaft, die der allgemeine Rausch mit hinweggerissen.

Freilich, die jetzt mächtige Parthei sprach viel von dem nationalen Geist, der sich so mächtig erhoben habe, und wie große Dinge man damit ausführen werde. Der Unterkanzler plante bereits an einem Kriege gegen den Kurfürsten, um Preußen zu befreien. Dem Könige wurden Schreiben vorgetragen, darin es hieß: „die von Adel im Herzogthum wollten gern wieder polnische Unterthanen sein, wie vordem; nun sei es Zeit." Der junge Roth, der dabei stand, rief frohlockend: nun kämen die Appellationen an die Krone Polen wieder in Gang. Auch des alten Roth wurde erwähnt; der König sprach seinen lebhaften Wunsch aus, daß er in Freiheit gesetzt werden möge. Auch beschwerte er sich, daß die Starostei Draheim während des Interregnums in Besitz genommen sei; auch darüber, daß der Kurfürst sich des Titels von Lauenburg und Bütow bediene.

Der Kurfürst hatte in Betreff Draheims mehr gethan, als er schuldig war; er hatte dem Fürsten Demetrius, dem Vetter des Königs, eine bedeutende Entschädigung angewiesen und bereits zum größeren Theil gezahlt, und er erbot sich, auf die Starostei zu verzichten, wenn ihm

die darauf verpfändete Summe gezahlt werde. Den Titel von Lauenburg und Bütow hatte die polnische Kanzlei schon Jahre lang unanstößig gefunden; die Intervention für Roth wurde in freundlichen Formen abgelehnt.

Daß dieser neue König nicht große Dinge wagen werde, war nur zu klar. Ihn lähmten nicht bloß die tiefen Partheiungen im Innern; er selbst war verschuldet; es mußte für ihn — denn Johann Casimir hatte vor seiner Abdication mit vollen Händen weggeschenkt — eine königliche Ausstattung besorgt, es mußte Geld für die unbezahlte Armee, Geld zur endlichen Beseitigung der schlechten Münze u. s. w. beschafft werden. Jeder der andern Candidaten hätte als König seine eigenen Mittel für die Republik verwendet, hätte ihr durch seine Verbindungen äußere Anlehnungen, durch das Bedürfniß, sich einzuwurzeln, einen frischen Impuls in das verkommene Staatswesen gebracht. König Michael war eben nichts als ein junger Pole, einer von vielen, unbedeutender, als die meisten; nicht einmal die Größe der auf ihn gelegten Pflicht hob und stählte ihn; dem nationalen Rausch der ersten Wochen folgte eine Ernüchterung, die ihn völlig entmuthigte. Er ließ dem Kurfürsten durch die Herzogin von Curland sagen: „er verlasse sich einzig und allein auf ihn, da er wohl spüre, daß ihm noch Widerwärtigkeiten möchten gemacht werden." Und der Kurfürst ließ ihm antworten: „in dieser Hoffnung solle er sich nicht betrogen finden, sondern einen treuen Freund und Beistand an ihm haben."

So der Ausgang der polnischen Frage. Mit der Wahl des Piasten hatte sie bis auf Weiteres ihren Abschluß.

Freilich des Kurfürsten Project war gescheitert, aber nicht durch seine Schuld; und mit aufrichtigem Dank wurde vom Pfalzgrafen anerkannt, „daß er allein, was er ihm zugesagt, und mehr als das gethan habe."[236])

Auch mit der Wahl eines Piasten war sein Interesse gewahrt, vielleicht besser, als mit der des Pfalzgrafen, wenn er unbesonnen genug gewesen wäre, in dem weiteren Sinken Polens desto freiere Bahn für die Machtentwickelung seines Staates zu sehen.

Er hatte nicht auf die Zerrüttung der Republik speculirt, sondern ihr einen anerkannt tüchtigen und durch eigene Mittel selbstständigen Fürsten empfohlen; er hatte ihn empfohlen, nachdem er sich der Zustimmung des Kaisers, Frankreichs, Schwedens versichert hatte; dessen Wahl wäre dem europäischen Interesse gemäß gewesen, wie sie von Oestreich in Vorschlag gebracht, von Frankreich zugestanden worden war. Beide hatten nur den

Schein gesucht, als wollten sie diese „neutrale Wahl", um desto besser sich gegenseitig zu überholen. Und das Ergebniß war, daß sie beide mit dem Kurfürsten zugleich eine Niederlage erlitten, sie die beschämendere.

Noch vor der Wahl ließ der Kurfürst den kaiserlichen Gesandten kommen, um ihm zu sagen, daß er über das zweideutige Verfahren seines Hofes, über das beleidigende Benehmen des Grafen Schaffgotsch in Warschau betreten sei; „man kann mich wohl einmal betrügen, aber gewiß nur einmal." Auf de Goes Einrede: „des Kaisers Maj. habe noch niemanden betrogen und verstehe dergleichen Ränke nicht", antwortete der Kurfürst: „er wisse wohl, daß der Kaiser redlich sei und sich seiner getreuen Dienste wohl erinnere; er wolle sich nicht darum rühmen, daß er ihm die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt, daß er ihm Rathschläge an die Hand gegeben habe, mit deren Befolgung das Haus Oestreich in einen besseren Stand gekommen sein würde, als es jetzt sei; aber Graf Schaffgotsch habe selbst gesagt, daß am Hofe zwei Partheien seien und die mächtigere hindere den Kaiser, seinem Wort, das er dem Pfalzgrafen gegeben, nachzukommen; es könne dem Kaiser nicht rühmlich sein, statt eines deutschen Fürsten einen fremden zu befördern." Der Gesandte darauf: „der Kaiser führe die Regierung, nicht die Minister." Der Kurfürst erwiederte: „das wollte Gott, dann würde es im deutschen Reich wohl gehn und würde Kais. Maj. erfahren, wie eifrig und treu ich derselben dienen wollte; Gott gebe, daß wir nie einen anderen Kaiser bekommen, als aus dem Hause Oestreich, und daß J. Maj. selbst regieren möchten." Er schloß mit den Worten: „mögen Hindernisse gemacht werden, von wem sie wollen, nodum virtute resolvam."[237]) Die letzten Vorgänge vor der Wahl zeigten, wie man seine Worte in den Wind geschlagen.

Mochte den Gang der östreichischen Politik die Schwäche des Kaisers entschuldigen, wenn das Entschuldigung ist. Daß die französische von dem Könige selbst gelenkt wurde, daß der König eben so eifersüchtig darauf war, sie ganz in der Hand zu haben, wie „seine königliche Parole" als ein absolut sicheres Unterpfand anerkannt zu sehen, machte ihr Verhalten in der polnischen Frage um so lehrreicher. Der „große Condé" hatte bereits vor Jahr und Tag nach Warschau gemeldet: „daß er auf die Wahl verzichte," und doch hatte er nicht aufgehört zu werben und werben zu lassen. Beziers Instructionen hatten positiv auf die Wahl des Pfalzgrafen gelautet, und er hatte fort und fort für Condé gearbeitet, für ihn französisches Gold mit vollen Händen ausgestreut. Lionne hatte die Stirn, kurz vor der Wahl, als er sein grobes Spiel schon entdeckt sah,[238]) gegen Blumen=

thal zu äußern: „der König habe Beziers befehlen lassen, wenn er bisher nicht die rechte Linie gehalten, sofort sein Benehmen zu ändern und Alles für den Pfalzgrafen einzusetzen;" dennoch durfte der Bischof fortfahren, gegen den Pfalzgrafen zu arbeiten. Und während man nach der geschehenen Wahl nicht müde wurde, zu versichern, daß des Königs Intentionen aufrichtig für den Pfalzgrafen gewesen seien und daß der Bischof eigenmächtig gehandelt habe, erhielt derselbe bei seiner Rückkehr statt eines Tadels das Erzbisthum Toulouse nebst einer Abtei von 15,000 L. Rente und die Zusicherung des Cardinalshutes.[239])

Es war kaum drei Wochen nach der Wahl, daß man in Paris den Gesandten von Brandenburg und Pfalz-Neuburg den Wunsch des Königs mittheilte, der Tripelallianz gegenüber mit Frankreich eine „Gegenliga" zu machen; man brannte vor Ungeduld, den Holländern „in die Haare zu fahren;" und Fürst Wilhelm von Fürstenberg, der demnächst nach Berlin ging, meinte „nichts sei leichter, als den Kurfürsten gegen Holland zu engagiren."

Vorerst hatte Ludwig XIV. nicht eben Grund, sich seiner diplomatischen Erfolge im Norden und Osten Europas zu rühmen. Vor einem Jahr war Pomponne „sehr malcontent und mit großer Animosität" aus Stockholm abgereist;[240]) jetzt in der polnischen Wahl hatte Frankreich die Position im Osten verloren, die zu gewinnen es Jahre lang gearbeitet, ungeheure Geldsummen geopfert, seinen ganzen Einfluß auf die Karte gesetzt hatte. Je offenkundiger es die Wahl betrieben, desto empfindlicher war die Niederlage. Selbst der letzte Versuch, wenigstens etwas zu retten, sollte mißlingen. Mit unanständiger Eile bot man dem Könige Michael die Hand einer französischen Prinzessin, versprach große Geldsummen obenein. Aber in Polen war die Erbitterung gegen Frankreich so groß, daß es der kaiserlichen Politik leicht wurde, den Vorsprung zu gewinnen. König Michael vermählte sich mit des Kaisers Schwester, derselben, die dem Prinzen von Lothringen bestimmt gewesen war.

Also doch der östreichische Einfluß in Warschau eingenistet, um so größerer, als der junge König unbedeutender war. Er hatte noch kurze Zeit vor seiner Wahl um die Tochter des Herzogs von Curland, des Kurfürsten Nichte, geworben, und der Kurfürst hatte ihm andeuten lassen, daß ihm auch jetzt noch diese Wahl oder die der einen Tochter des Pfalzgrafen genehm sein werde. Man hatte in Wien nur um so mehr geeilt, die Erzherzogin anzubringen.

Seit dem Frühling hatte der Kurfürst Kunde von jenem geheimen

östreichisch-französischen Vertrage über die spanische Erbschaft. Entweder er wußte, oder er konnte berechnen, daß für Frankreich die spanischen Niederlande bestimmt seien; welche Gefahr für das Reich und für seine Rheinlande insbesondere, — wenn nicht gar das gemeinsame katholische Interesse zugleich in die Verabredungen aufgenommen war. Daß in Wien, wo sonst für Geld und gute Worte Alles zu erfahren war, durchaus nichts Genaueres über die Sache erkundet werden konnte, machte sie noch bedenklicher.

Lange genug, oft genug hatte er sich bemüht, mit Oestreich ein sicheres Verhältniß, wie er es für sein und das deutsche Interesse nothwendig hielt, zu gewinnen; jeder Versuch war ihm zu Schanden geworden; ihn zu mißbrauchen und zu mißachten schien man in Wien für Politik zu halten. Bis wohin die Mißgunst, der religiöse Eifer, das böse Gewissen wegen Jägerndorf den Wiener Hof noch treiben werde, war unberechenbar. Wenn man dort verblendet genug war, dem schon zu mächtigen Frankreich die Leiter zu halten, um noch höher zu steigen, so war es Zeit, sich vorzusehen; und die französische Politik hatte wenigstens deutliche Zwecke, verfolgte sie mit Consequenz, war zu berechnen.

Der Marquis von Vaubrun war seit dem September am Hofe des Kurfürsten. Sein geheimer Auftrag war, des Königs feste und beständige Freundschaft und ein Bündniß auf zehn Jahre anzubieten, wenn der Kurfürst beim Tode des Königs von Spanien ihm Beistand leisten wolle. Keine Schwierigkeiten machten die Nebenpunkte: daß sich der Kurfürst der Tripelallianz enthalte — er wäre ihr in keinem Fall beigetreten —, daß er der Aufnahme Böhmens in den Kurverein nicht zustimme — er hätte sie nicht geduldet —, daß er die Fortsetzung der rheinischen Allianz befördere — er versprach es, wenn zum wenigsten drei katholische und drei evangelische Fürsten in derselben blieben. Ueber die Summe der Subsidien wurde in den Conferenzen zwischen Vaubrun, Schwerin und Jena her und hin disputirt; der Kurfürst wies seine Räthe an: auf das Geld nicht zu sehen, er wolle sich der Freundschaft des Königs recht versichern. [241]) Die Forderung Frankreichs: „daß er sich aller Allianzen begebe, die dieser zuwiderliefen," veränderte er in die Formel: „daß andere Bündnisse beider Theile, so weit sie diesem zuwider, nichts präjudiciren sollten." Endlich forderte und erhielt er die Zusicherung, daß Frankreich sein Recht auf Jägerndorf oder ein Aequivalent an Land und Leuten fördern, für die Rückgabe der clevischen Festungen, wenigstens Orsoys, seine guten Dienste verwenden wolle; und vor Allem, daß, wenn der spanische Thron erledigt

werde, von dem alt-clevischen Gelderland die Festungen Geldern, Venlo und Roermonde an Brandenburg kommen sollten.[242])

Der Vertrag wurde am letzten Tage des Jahres unterzeichnet, in vier Wochen die Ratification ausgewechselt. Er blieb so geheim, wie der Kurfürst gefordert hatte.

Der Kurfürst sicherte sich mit demselben für den Fall, daß Frankreich die spanischen Niederlande gewann, die Maaslinie, so weit sie zur militairischen Deckung des clevischen Landes unentbehrlich war, von der Lütticher Grenze bis Gennep; und weiter an die Maas hinauf folgte die staatische Festung Mastricht weiter hinauf, bis dicht vor Namur, das Lütticher Gebiet.

Freilich trat er dafür in das französische System ein, aber erst für den Fall der spanischen Succession, mit der nach dem französisch-östreichischen Theilungsvertrage auch Oestreich eine unermeßliche Machterweiterung gewann, eine solche, die dem Kaiserhofe eine erdrückende Ueberlegenheit im Reich sicherte. Mit dieser, mit dem Machthebel, den der östreichische Einfluß durch die Erzherzogin-Königin in Polen gewann, war Brandenburg doppelt gefährdet.

Aber der Kurfürst hatte der französischen Politik den Finger gereicht; er konnte voraussehen, daß sie die Hand zu nehmen versuchen, daß sie schon jetzt ihn in ihr System zu ziehen, ihn mit gegen Holland zu engagiren suchen werde. Es mußte sich zeigen, ob er im Stande sein werde, auszuweichen.

Der Krieg von 1672—1679.



Man hat mit Recht hervorgehoben, daß in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, kurz vorher und einige Jahrzehnte nach derselben, in einer Epoche, die etwa ein Menschenalter umfaßt, die meisten europäischen Reiche die durchgehende Umgestaltung erfahren haben, durch welche ihr späterer Charakter bestimmt ist.

Auch entlegenere Momente haben mitgewirkt, große Veränderungen im Bereiche des Verkehrslebens, der Werthe, der Güter und ihrer Erzeugung, das Eintreten des kritischen Forschens und der Naturerkenntniß, die beginnende Aufklärung. Im Mittelpunkt dieser raschen Wandelung steht der moderne Staat, zugleich der faßlichste Ausdruck dieser Metamorphose und der immer neue Impuls, sie weiter zu führen.

Sofort unterschieden sich die Länder und Völker nach der Art und dem Umfange der Einwirkung, die sie von dem Staatsgedanken empfingen. In dem Maaß, als sie ihn aufnahmen und durchzubilden verstanden, gewannen sie Einheit, sicheren Gang, die Ueberlegenheit concentrisch wirkender Kräfte, Erfolge über die Zurückbleibenden; trotz noch so großen Umfangs, trotz noch so reicher Hülfsquellen erlagen diese in dem Conflict mit denen, die ihnen um die Organisation, die Zucht, die Leben und Kraft erweckenden Impulse des neuen Gedankens voraus waren.

Die Einen haben ihn mehr in der inneren Entwickelung, die Anderen in der Machtentfaltung nach Außen, die Einen mehr wirthschaftlich und finanziell, die Anderen mehr politisch und militairisch, die Einen in republikanischen, die Anderen in monarchischen Formen durchzuführen versucht. Und lange schwankte die Entscheidung, ob der freien Richtung, wie die Niederlande sie vertraten, oder der königlichen, als deren Vorbild Frankreich bewundert wurde, die Zukunft gehören werde.

In dieser gährenden und an neuen Gestalten fruchtbaren Zeit war es, daß der brandenburgische Staat sich formte. Er war der jüngste, und

vielleicht darf man sagen, der am meisten moderne Staat des damaligen Europa. Es war seine Mitgift, daß er von den Motiven der neuen Zeit die meisten und die gesundesten in sich aufnehmen konnte, da er gleichsam von Grund aus neu zu bauen war, aufnehmen mußte, um sich überhaupt aufzubauen.

Innere Verhältnisse.

Von jenem modernen Zuge in dem Staat des Kurfürsten hat die bisherige Darstellung in der Organisation der Armee, in der Ordnung der obersten Regierungsbehörde, in dem Anbau des Landes u. s. w. Beispiele gegeben. Wenn jetzt noch andere Punkte hervorgehoben werden sollen, so geschieht es nicht in der Absicht, sie in ihrem ganzen Umfang zu entwickeln, so sehr sie es verdienen würden, sondern nur, um die Reihe der charakteristischen Motive zu vervollständigen.

Mehr als alles Andere bestimmten die kirchlichen Verhältnisse den Typus der damaligen Staaten; in ihnen individualisirte sich die Mannigfaltigkeit des nationalen und staatlichen Seins in einer Schärfe und Lebendigkeit, wie sie früheren Jahrhunderten fremd gewesen ist.

Mit der Reformation war die alte hierarchisch-feudale Einheit der Christenheit gebrochen; und auch in den Ländern, die sich nicht dem Evangelium zuwandten, bildeten sich Formen des kirchlichen Lebens von entschieden territorialer Art. Die letzten großen Versuche, die hierarchische Einheit herzustellen, Versuche, in denen das Haus Oestreich seine weltbeherrschende Stellung, die „Universalmonarchie" für immer zu gründen unternahm, waren mißlungen, wie der spanischen Linie des Hauses unter Philipp II. und III, so der deutschen unter Ferdinand II. Mit dem westphälischen Frieden war nicht allein die Gleichberechtigung der drei christlichen Bekenntnisse, sondern auch der territoriale Charakter des kirchlichen Lebens entschieden und trotz der Proteste des heiligen Stuhles völkerrechtlich anerkannt.

Aber es trat eine neue Frage hervor, eine Frage, welche die evangelischen Staaten nicht minder heftig bewegen sollte, als die unevangelischen.

Nur von Staat zu Staat war die Gleichberechtigung anerkannt; der gewordene territoriale Charakter des kirchlichen Lebens schien um so entschiedener die Einheit des Bekenntnisses innerhalb jedes Staates zu fordern. Nicht lange und man hatte den cynischen Ausdruck „Staatsreligion."

War es zu ertragen, wenn das Bekenntniß des Regenten, das Bekenntniß der Mehrheit für diejenigen maaßgebend sein sollte, die in einem andern ihren Frieden fanden? sollte die altkirchliche Macht über die Gewissen nur gebrochen sein, um die noch irrationalere Gewalt einer politischen oder nationalen Religion an ihre Stelle zu setzen? Dem Charakter des modernen Staates entsprach weder der Gallicanismus Frankreichs, wenn er die Hugenotten erst mit Lockungen und Drohungen decimirte und dann den Rest aus dem Lande trieb, noch das evangelische England, wenn die Hochkirche den Papismus und die Puritaner mit gleichem Eifer verfolgte und schließlich das katholische Irland bis zum Helotenthum niederdrückte.

Wenn der Staat sich in seiner rein politischen Aufgabe begriff, so mußte er aufhören, sein Verhältniß zu denen, die ihm angehörten, nach dogmatischen Gesichtspunkten zu bestimmen; und der Anfang der rechten Freiheit war, daß er es aufgab, in die Gewissenssphäre derer einzugreifen, die für ihr irdisch Theil in seiner Pflicht und in seinem Schutz standen.

In den brandenburgischen Landen waren die drei christlichen Bekenntnisse hergebracht, wenn auch das lutherische bei Weitem in den meisten Territorien überwog; wie hätte Johann Sigismund, als er sich zur reformirten Kirche wandte, wie Georg Wilhelm daran denken können, sein Bekenntniß zum herrschenden zu machen. Die Toleranz, die sie wohl hatten üben müssen, wurde unter Friedrich Wilhelm der Ausdruck eines positiven Gedankens, einer starken Ueberzeugung. „Denn die Gewissen," sagt er, „sind Gottes; kein Potentat in der Welt vermag die Gewissen zu zwingen;" und wie ein anderer Ausdruck von ihm ist, „man muß nicht bloß fromm, man muß auch gerecht sein." Er sprach Principien aus und verfuhr nach ihnen, die nach Menschenaltern europäische Geltung gefunden haben.[243])

So fest er für seine Person in seinem Glauben stand, — dem reformirten auf Grund der verbesserten Augustana — er war nicht der Meinung, daß seine religiöse Ueberzeugung für den Glauben seiner Unterthanen maaßgebend sein dürfe; in seinen Landen sollten alle christlichen Bekenntnisse, so weit es bei ihm stand, gleichen Schutz, gleiches bürgerliches und politisches Recht haben; nur eins forderte er unnachsichtig von Allen: daß sie gegenseitig den Frieden wahrten; er setzte seine ganze landesherrliche Macht daran, sie zu gegenseitiger Duldung und Anerkennung zu gewöhnen. Wie oft, wie energisch ist er dem blinden Eifer der lutherischen Prediger und Theologen, der Stände und Städte in Preußen und in den Marken

entgegengetreten; wie hat ihm die pastorale Demagogie, der fromme Trotz selbst eines Paul Gerhard schwere Stunden gemacht. Und wieder in seinen rheinischen Landen, in Wesel und sonst hat er lutherische Gemeinden mit dem gleichen Ernst gegen die eben so zähe Unduldsamkeit der Reformirten schützen müssen, nicht ohne den wiederholten Vorwurf, daß er die Privilegien des Landes breche; als wenn Haß und Hader um des Glaubens Willen ein Landesrecht sein könne. Ihm galten beide Bekenntnisse als die Eine evangelische Kirche; er überließ es der Zukunft, seinen Gedanken in der Union, die nur den Haß- und Hadersüchtigen unserer Tage eine bekenntnißlose ist, zu vollenden.[244]) Die römische Kirche schien ihm „an Irrthümern und Mißbräuchen" zu kranken;[245]) aber er trat ihren Gläubigen in keiner Weise zu nahe; sie hatte in seinen Landen keinerlei Klage, als die, daß sie nicht herrsche. Ihre Kirchen, ihre Güter, ihre Klöster in Halberstadt, Wesel, Bielefeld, Emmerich, Werden u. s. w. blieben ihr, es blieben die katholischen Stände in der Standschaft von Cleve und Mark; mehr als einen Katholiken gab es unter den Beamten, den Officieren, den Leibpagen des Kurfürsten. Seine Lande waren die einzigen, selbst die freien Niederlande nicht ausgenommen, wo nicht bloß Toleranz, sondern die Gleichberechtigung der Bekenntnisse galt. Und daß es der Staat war, der sie gegen den Provinzialgeist und die confessionelle Mißgunst vertrat, gab demselben eine um so höhere Stellung über den kirchlichen Partheien; hier zuerst war die Frage über das Verhältniß von Kirche und Staat principiell gelöst.

Schon sahen die ihres Glaubens wegen Bedrängten in anderen Staaten auf den Kurfürsten, „als ihren Patronus und Vater," wie die Evangelischen in Lithauen und Weißrußland nach seinem Tode von ihm sagten, „den defensor fidei, dessen heroischer Geist voll Theilnahme für sie geblieben sei und sie in ihrem Elend aufrecht erhalten habe." Die Evangelischen in Ungarn und Schlesien, die Waldenser in Savoyen, die immer schwerer bedrängten Hugenotten Frankreichs suchten Schutz und Zuflucht bei ihm. Er hat für die Lithauer die Bibel und den Katechismus übersetzen, in seinen Kirchen für sie sammeln lassen, Freistellen für sie in seinen Universitäten Frankfurt und Königsberg und am joachimsthalschen Gymnasium gegründet. Er hat sich in Wien immer von Neuem für die evangelische Kirche in Ungarn verwendet, und als trotzdem das Zerstörungswerk — die Reformation nannte man es — dort blindlings weiter wüthete, hat er den Flüchtenden in seinen Landen Zuflucht gegeben, unter ihnen dreißig ungarischen Predigern, die mit de Ruyters Hülfe von den neapo-

litanischen Galeeren entronnen waren. Er hat für die unglücklichen Waldenser bei ihrem Herzog Fürsprache eingelegt, „wenigstens möge er gestatten, daß sie, denen nichts zur Last falle, als was ihnen die höchste Frömmigkeit scheine, auswandern dürften, er habe sich entschlossen, ihrer 2000 in sein Land aufzunehmen;" den Kommenden gewährte er nicht bloß eigenen Gottesdienst, sondern ein eigenes Communalwesen und Richter aus ihrer Mitte; aber das Heimweh trieb die meisten in die heimischen Thäler zurück.

Es war doch mehr als eine stylistische Wendung, wenn er dem Kaiser schrieb: „es sei nicht gut, wenn Kais. Maj. Unterthanen sich immer nach fremder Hülfe umsehen müßten; der Türke sammle sich schon Anhang in des Kaisers Grenzlanden unter dem Versprechen der Religionsfreiheit;" oder wenn er demnächst nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, als Ludwig XIV. seine Intercession zurückwies, entgegnen konnte: „wenn er, der Kurfürst, einmal die Katholischen in seinen Landen ähnlich behandele, so werde er gegen eine Intercession des Königs nichts einwenden; wiewohl er fern davon sei, je so zu verfahren, vielmehr sich angelegen sein lasse, seine katholischen Unterthanen, wie die evangelischen zu schützen und ihnen Frieden und Gewissensfreiheit, ja selbst höhere Aemter zu verleihen." Er forderte von dem Könige, dem Kaiser die Anerkennung des großen Principes, um das er ihnen voraus war. Er gab damit seinem Staat eine Bedeutung weit über dessen unmittelbaren Machtbereich hinaus; bis an die Türkengrenze, bis an den Fuß der Pyrenäen drang der Name Brandenburg und wurde mit Segen genannt.

In demselben großen Zuge geistiger Freiheit hat er seine Universität Duisburg gegründet, die zu Frankfurt und Königsberg geleitet, die Gründung einer lutherischen zu Halle projectirt. Es hat ihn der Gedanke reizen können und eine Zeit lang beschäftigt, in einer seiner Städte eine universale Universität, eine Freistätte aller Wissenschaft und Kunst zu gründen.[246]) Mit persönlichem Interesse verfolgte er die Entdeckungen und Erfindungen, welche die Grenzen der physikalischen Kenntniß von Tag zu Tag erweiterten, wie denn Otto von Guericke nicht erst, als Magdeburg huldigte, seine Gunst gewann. Und wenn er am Spätabend seines Lebens Samuel von Pufendorf berief, die Geschichte seiner Regierung zu schreiben, so muß man wissen, daß dessen Name den kühnsten Neuerer auf dem Gebiet der Staats- und Rechtslehre, den aller Pfaffheit und Reichspedanterie verhaßtesten Bahnbrecher, einen „Freidenker" bezeichnete.

Von nicht minderem Interesse wäre es, die Thätigkeit des Kurfürsten

in der Fürsorge für das Gemeinwohl zu verfolgen. Er fand da nicht minder hartnäckigen Widerstand, als auf dem kirchlichen Gebiet, den Widerstand der Trägheit, des Schlendrians, der argwöhnischen Bornirtheit; er hat sich des Dankes derer, die er vorwärts führte, nicht zu erfreuen gehabt. Aber er blieb fest in seiner Bahn, unermüdlich. Er vergaß nicht, wenn er den Schweden gefällig war, für Stargard die freie Fahrt auf der Ihna in die See hinaus zu bedingen, noch den Magdeburgern ihr Stapelrecht gegen Sachsen zu sichern. Den alten Plan, die Oder und Elbe durch einen Canal zu verbinden, führte er aus; es war ein Fest recht nach seinem Sinn, die ersten hamburgischen Schiffe nach Breslau, die ersten breslauischen nach Hamburg durch Berlin fahren zu sehen. Es wurde der Bau eines Hafens in Leba geplant, den neu gewonnenen lauenburgischen Landen den Seeverkehr zu erschließen.[247]) Des Kurfürsten eigene Schiffe gingen von Cleve, von Königsberg aus nach England und Spanien, und er bemühte sich, den Wetteifer der Privaten für den so lange versäumten Activhandel zu erwecken. Es wurden Verträge mit den seefahrenden Nationen zu gegenseitiger Erleichterung des Verkehrs geschlossen; dem französischen Hofe wurde ein Handelsvertrag vorgeschlagen, nach dem Frankreich seine Weine, Tücher, Salz, Fabrikate in französischen Schiffen nach Hamburg führen und Brandenburg deren Vertrieb im Norden und Osten übernehmen, die Rohprodukte des Nordens, Leder, Hanf, Pech, Wolle u. s. w. auf brandenburgischen Schiffen nach demselben Platz geführt und von den französischen dort übernommen werden sollten.[248]) Und jener Allianzvertrag mit England von 1661 war zugleich ein Handelsvertrag und zwar, bezeichnend genug, mit der ausdrücklichen Clausel, daß er auch für andere Fürsten und Stände, die der Kurfürst zu gewinnen bemüht sein werde, gelten solle.

Er zuerst in deutschen Landen gründete ein System von Posten, deren Ordnung und Schnelligkeit das Erstaunen der Zeitgenossen war. „Jedermann," heißt es in einem Briefe der Zeit, „spricht von den neuen fliegenden Posten;" Posten, nicht mehr bloß für den Dienst des Landesherrn, sondern für Jedermann;[249]) nicht als ein nutzbares Regal, sondern sie kosteten große Zuschüsse; aber der Kurfürst kargte nicht, immer neue Course zu eröffnen, „weil es ein hochnützliches Werk ist, woran sowohl uns, als den Commercien hoch und viel gelegen, und so zu sonderbarer Wohlfahrt aller unserer Lande gereichet."

Ich muß es mir versagen, von den Finanzen, von ihrer Organisation und ihrer Verwaltung eingehender zu sprechen, da das sehr fragmentarisch

vorliegende Material ein tieferes Studium fordert, als ich ihm habe widmen können. Im Wesentlichen ist auf die früher besprochene Reform von 1652 weiter gebaut, es sind die Cassen der sogenannten Kriegsgefälle von den Rentheien des „Hofstaates", wie des „Hofes", so wie von der Chatoulle getrennt, es ist in diesen Hofrentheien wenigstens für die Verwaltung der Domainen, Forsten u. s. w. eine Art Centralstelle geschaffen worden.[250])

Die Erträge aus den Domainen, Forsten, aus den verschiedenen Regalien erreichten um 1670 kaum die Summe von 500,000 Thlrn. Was mehr, namentlich für den Militairstaat gebraucht wurde, mußte vom Lande aufgebracht werden, und die Stände der einzelnen Territorien hatten nach altem Recht die Bewilligung und im Wesentlichen die Verwaltung dieser Erträge.

Theoretisch betrachtet, eine weise und gerechte Institution, wie sie denn auch in den meisten deutschen Landen in Geltung war und blieb, auch nachdem der dreißigjährige Krieg in grauenhafter Weise gezeigt hatte, wohin das Recht der Stände practisch führe.

Vor Allem das war das Wesen und die Aufgabe des modernen Staates, sich aus dieser schwammigen und schmarotzenden Selbstsucht der ständischen Libertät zu lösen, sich zu der vollen Superiorität zu erheben, welche die öffentliche Macht nicht entbehren konnte, wenn sie endlich leisten sollte, was nur sie zu leisten die Pflicht und das Recht hatte.

Unermüdlich hat der Kurfürst diesen Gedanken verfolgt; der schwerste Kampf, den er gekämpft und durchgekämpft hat, war der gegen die Libertät.

In der Mitte der sechsziger Jahre war er so weit, daß von den althergebrachten Privilegien die unmittelbar politischen abgethan waren, die der ständischen Mitregierung und Mißregierung.

Aber noch blieb den Ständen das Recht der Bewilligungen. So lange mit diesen die dem Staat nothwendigen Mittel immer von Neuem in Frage gestellt werden konnten, so lange sie nicht nach dem Bedürfniß des Staates, sondern nach dem, was die einzelnen Lande ständisch bewilligen zu können glaubten, bestimmt wurden, hatten weder sie, noch der Staat ein sicher begründetes politisches Dasein.

Und die Stände, die „kleinen Herren" — was ging sie des Kurfürsten Staat an? — hatten in erster Reihe „der Herren Stände eigene Interessen," ihre Rechte und Freiheiten zu wahren. Jenes Recht der Bewilligungen war das letzte, aber auch das stärkste Bollwerk ihrer Libertät; indem

sie es vertheidigten, konnten sie den Schein annehmen, als verträten sie nicht bloß ihr Recht, sondern das Interesse ihrer Gutsunterthanen, ihrer Stadteingesessenen, die Interessen derer, die zahlen mußten; und auf den, welchem sie zahlen mußten, fiel der Vorwurf des Forderns und der Ungebühr; was er Bedürfniß, Nothwendigkeit, sein Recht nannte, war der gedankenlosen Masse leicht als Willkühr, Eigensinn, Tyrannei darzustellen.

Des Kurfürsten Werk war unvollendet, ja es war in dem schon Erreichten in Frage gestellt, wenn es ihm nicht gelang, die Libertät in dieser ihrer Lebenswurzel zu zerstören.

Mit minderer Mühe, gründlicher gelang es ihm in seinen deutschen Landen, und der Verlauf der ständischen Dinge in den Marken zeigt es am anschaulichsten. Im Herzogthum Preußen war der Widerstand zäher, insidiöser, bis zum Hochverrath verwegen; nur langsam, mit eiserner Härte, mit wiederholten Gewaltacten gelang es, ihn zu brechen.

Von beiden ist wenigstens das Wesentliche zu berichten.

Der „jüngste Reichsabschied" (von 1654) hatte im Artikel 180 festgestellt, daß die Stände und Unterthanen die zur Defension nöthigen Gelder unverweigerlich zu leisten hätten und dagegen bei den Reichsgerichten Protest zu erheben sich nicht gelüsten lassen sollten. Lebhaft genug waren nach dem geschlossenen Frieden von 1660 die Klagen der märkischen Stände, ihre Forderung, die Truppen „ohne weiteren Aufenthalt" zu entlassen.[251]) Der Kurfürst entließ so viel Volk, als irgend möglich; aber er forderte scharf und bestimmt, mit Hinweis auf jenen Reichsabschied, die nöthigen Leistungen für die Völker, die er behalten müsse. Freilich konnten sich die Stände dieser Pflicht nicht entziehen; aber indem sie dieselbe in der Form einer Contribution von monatlich 20,000 Thlrn. leisteten, die nach der althergebrachten Quotisation zwischen Ritterschaft und Städten eingebracht wurde, behielten sie, wie der Ausdruck lautete, „den Strick in der Hand."

Es war die übelste Art der Besteuerung; „sie ist fast gehässig," sagt das kurfürstliche Ausschreiben (24. October 1661) „und viele Leute werden durch den bloßen Namen der Contribution abgehalten, sich in unserm Lande niederzulassen; sie bringt große Streitigkeiten wegen Prägravation, besonders zwischen den einzelnen Städten hervor, während anderer Orten eben so viel und mehr durch andere Mittel herbeigeschafft wird, bei denen sie nicht bloß in gutem Stand verbleiben, sondern von Tag zu Tag an Volk und Reichthum zunehmen."

Aber dieser Gedanke, die Accise an die Stelle der Contribution treten zu lassen, fand den heftigsten Widerstand; weder die Gutsherren in ihren Dörfern, noch die Herren vom Rath in den Städten, die längst nach Willkühr und ohne Controlle zu regimentiren gewohnt waren, hätten sich einer Reform gefügt, die ihrer Willkühr und ihrem Herrenthum Abbruch gethan hätte: „in den Niederlanden brauche man die Accise in Kriegszeiten, hier wolle man sie in Friedenszeit den Ständen gegen ihre Privilegien octroyiren; in den Reichskreisen, in den Reichs- und Hansastädten sei eine solche Art des Steuerns unerhört; sie werde von den Juristen mißbilligt; ein jeder Stand verharre am Besten bei seinem jus quaesitum."

Aber mit jedem Jahr deutlicher trat die traurige Wirkung der hergebrachten Contribution hervor; namentlich die Städte wurden durch sie niedergehalten. Sie waren zum Theil noch in dem traurigen Zustande, in den der dreißigjährige Krieg sie gebracht hatte; in Berlin und Cöln waren immer noch an 200 wüste Stellen und die noch stehenden Häuser ließ man verfallen; Prenzlau zählte nur 267 contribuable Häuser, statt der früheren 764.[252]) Natürlich mußte jede Stadt ihre Quote der Contribution aufbringen, die, je mehr Grundstücke wüst lagen, desto schwerer die noch nicht Verarmten traf. Die Stadtobrigkeit ließ, wenn nicht gezahlt wurde, unnachsichtig Execution folgen; Betten, Braupfannen, Zinngeräth, was irgend zu nehmen war, wurde genommen; mancher ließ Haus und Hof im Stich, und ging außer Landes.

Freilich eine systematische Entwerthung des städtischen Grundbesitzes; indeß, wenn es das Wichtigste war, die ständischen Rechte zu erhalten, so hatten die Stadtobrigkeiten Recht, mit dem Adel gemeinsam die immer wieder empfohlene Einführung der Accise abzuweisen; der Kurfürst brauchte ja nur seine Liebhaberei für das Militairwesen aufzugeben, so hatte alle Noth ein Ende. Aber in den Bürgerschaften begann sich die Einsicht zu regen, daß das, was der Kurfürst wolle, das Bessere sei; sie begrüßten, als er den Ständen 1667 von Neuem die Accise vorschlug, diese Maaßregel als „wahre Linderung seufzender Seelen in Städten und Dörfern," als eine „gleichsam inspirirte Intention;" sie flehten ihn „als ihren liebsten Landesvater" an, „die Accise statt der Contribution im ganzen Lande einzuführen;" sie erklärten, daß sie den Executoren die Hälse brechen würden; da und dort zwangen sie den Rath mit Bedrohungen, mit Tumulten, nicht länger Widerstand zu leisten.

Desto hartnäckiger widerstanden Prälat und Ritterschaft; sie wiesen

die Neuerung zurück, „die sie den Bürgern und Bauern gleich machen würde;" sie führten an, „daß sie den Roßdienst prästiren müßten," kaum könnten sie sich erhalten und ihre Kinder in adligen Tugenden und guten Künsten auferziehen. Es schien einen Augenblick, als ob der Kurfürst weichen, sich begnügen werde, die Städte durch eine billigere Quotisation zu erleichtern; auf das Dringendste flehten sie ihn an, standhaft in seiner Absicht zu bleiben.

Er wählte einen Mittelweg. Worauf es ankam, war, daß die Summe herbeigebracht wurde, die er forderte; wenn der Adel bei der alten Art bleiben wollte, so war das seine Sache, aber er hatte kein Recht, Einsprache zu thun, wenn die einzelnen Städte, unter Genehmigung des Landesherrn, die ihnen bequemere Form der Besteuerung einführen wollten, die der Kurfürst „zu der Städte besserem Aufnehmen," wie er sagt, ihnen gewährte.[253]) In diesem Sinn war der kurfürstliche Erlaß vom 15. April. Sofort wurde in Berlin der Anfang mit der Accise gemacht; der Erfolg war über alles Erwarten günstig; nicht bloß, daß mehr einkam, als die Quote der Stadt betrug;[254]) nach drei Jahren waren „fast alle wüsten Stellen bebaut, die alten Häuser reparirt; und ist ein Gedränge, um Häuser zu kaufen, verspürt worden." Dem Beispiele Berlins folgten die andern Städte; überall zeigte sich dieselbe Wirkung; aus den Nachbarlanden, wo man in der alten Contributionsweise beharrte, kamen Handwerker, Krämer, Kaufleute, sich in den märkischen Städten anzusiedeln.

Vorerst blieb die Accise unter städtischer Verwaltung, und was jede Stadt über ihre Quote einnahm, verwendete sie in ihrem Nutzen. Allmählig zeigte sich, daß diese Art der Erhebung unzählige Mißbräuche erzeugte; man überzeugte sich, „daß aller Orten, wo fremde Einnehmer, die Einnahme accurater gemacht wird, als in denen, wo die Receptores eigene Güter haben." Man kam dahin, die Erhebung der Accise durch kurfürstliche Beamtete vorzuziehen; es begann jene eigenthümliche Form der Verwaltung, in der dann die Steuerräthe in den Städten, ähnlich wie die Landräthe auf dem platten Lande, das verbindende Glied zwischen der landesherrlichen Regierung und der localen Selbstverwaltung wurden.

Die Einführung der Accise hatte noch eine zweite bedeutsamere Wirkung. Bisher hatten die beiden landschaftlichen Körper der Ritterschaft und der Städte, wie gesondert sie sich in allem Anderen halten mochten, bei der Contribution ein gemeinsames Interesse gehabt; und in dieser Gemeinsamkeit lag das immer noch große Gewicht der Landtage. Indem der Adel sich nicht zur Accise verstand, trennte sich nicht bloß das platte

Land von den Städten in einer Weise, die für ihren gegenseitigen Verkehr von großem Einfluß werden mußte, sondern die Bedeutung des ständischen Wesens war in der Wurzel getroffen. Es blieb von demselben nichts lebendig, als das sogenannte ständische Creditwerk, und auch das kam erst, seit der Kurfürst organisirend in dasselbe eingriff, zu gedeihlichem Fortgang.[255])

Einen Verlauf anderer Art nahmen die Dinge in Preußen; einen solchen, in dem es sich, nach heutiger Art zu sprechen, um den „Rechtsstaat" handelte.

Die preußischen Stände und Kalkstein.

Bis zur Gründung der Souverainetät in Preußen war das Majestätsrecht und das Herzogsrecht über das Land getheilt. Ein Jahrhundert lang hatten die Stände Preußens diesen Vortheil, zwischen zwei Herren zu stehen, vortrefflich zur Mehrung ihrer Libertät zu benutzen verstanden, bis dann, namentlich seit 1640, ihnen bemerklich wurde, daß sich auch wohl beide, die Krone und der Herzog, gegen sie vereinigen und ihr Recht auf Kosten der Libertät erweitern könnten. Denn nach dem Majestätsrecht konnte die Krone den Bau von Festungen fordern, militairische Leistungen befehlen, den Zoll in Memel und Pillau anordnen u. s. w., und wenn auf dem polnischen Reichstage eine Landsteuer bewilligt war, hatte auch das Herzogthum seine Quote zu leisten, ohne daß die preußischen Stände befragt zu werden brauchten.

Als mit der Souverainetät dies Majestätsrecht in die Hand des Kurfürsten überging, war es die erste Sorge der Stände, sich vor dem Mißbrauch desselben sicher zu stellen. Durch langes und hartnäckiges Verhandeln erhielten sie jene Assecuration vom 12. März 1663, in der ihnen alle ihre Rechte und Freiheiten bestätigt, ihr Steuerbewilligungsrecht gewahrt wurde.[256])

Mit dieser Assecuration hatten die Stände mehr gewonnen, als sie je zuvor gehabt; für die Anerkennung der Souverainetät hatten sie auch das Majestätsrecht gebunden, das früher gleichsam außer ihrem Bereich gestanden; sie brauchten nur, wie sie nach dem Wortlaut der Assecuration befugt waren, ihre Bewilligung zu versagen, so konnte der Souverain weder Contributionen, noch Zölle auflegen, weder Festungen bauen, noch Militair halten, und blieb doch verpflichtet, das Land zu schützen, für Ordnung und

Recht zu sorgen und die Beschwerden abzuthun; mochte der Kurfürst sehen, wie er seine Pflicht erfülle, sie hatten nur Rechte, und in ihrer „magna charta“ stand kein Wort davon, daß sie auch Pflichten hätten.

Bald genug kam es zu Conflicten; und daß sich die Provinzialregierung, die vier Oberräthe an ihrer Spitze, mehr ihrem Lande, als dem Staate zugehörig ansahen, daß sie die Rechte und Freiheiten Preußens gegen die Forderungen des Kurfürsten salviren zu müssen glaubten, gab dem Widerstand der Stände nur zu viel Nachdruck.

Zur Erhaltung des für das Herzogthum nothwendigen Militairs hatten die Stände eine Accise bis zum 1. Juli 1666 bewilligt. Sie reichte, Dank maaßlosen Unterschleifen, bei Weitem nicht aus; als der Kurfürst zur Ergänzung eine Regulirung des Hufenschosses nach dem Ertrag der Hufen vorschlagen ließ, hieß es: diese könne nicht anders, als von dem allgemeinen Landtage vorgenommen werden; daß sie dort nicht gebilligt worden wäre, war vorauszusehen. Die Einforderung der alten Contributionsreste, mit der der Ausfall gedeckt werden sollte, ergab wenig, weil gegen den Adel nicht mit Execution vorgegangen werden dürfe. Die einzige Auskunft, erklärten 7. August 1664 die Oberräthe, sei die Reduction der Truppen. Als der Kurfürst dann gar zum münsterschen Kriege 1000 Reiter forderte und den Ausschuß zusammentreten ließ, sie zu bewilligen, lautete die Antwort: nur der allgemeine Landtag könne solche Bewilligung machen, auch sei das Herzogthum nie verpflichtet gewesen, an den Kriegen in Deutschland Theil zu nehmen. Der Kurfürst gestattete die Berufung des Landtages, aber nur für diesen Zweck, zugleich mit der Forderung, daß die vom Adel, um das Einkommen der Accise genauer zu bestimmen, ihren Verbrauch angeben sollten. Sofort bei den Wahlen erfolgten Proteste gegen diese Zumuthung, Erklärungen, daß überhaupt nichts bewilligt werden könne. Und daneben ergab sich, daß, abgesehen von Contributions- und anderen Rückständen — sie beliefen sich 1669 auf 936,000 Thlr. —, von dem im November 1665 bewilligten Donativ die meisten Kreise nichts gezahlt hatten. Die bewilligte Accise lief zu Ende, und noch war kein Ersatz für dieselbe bewilligt.

Das Verfahren der Stände — denn in dieser Linie bewegten sie sich weiter — war nach dem formellen Recht, wie sie es verstanden und in der Assecuration ausgesprochen sahen; ob „der Staat“ dabei bestehen könne, war für sie sehr gleichgültig; und wenn er es nicht konnte, desto besser für ihre Libertät. Um so widerwärtiger war ihnen, daß der Kurfürst fortfuhr, sieben Regimenter im Lande zu halten, Volk genug, um im Nothfall

Contributionen zu erzwingen und die reale Macht der Souverainetät fühlbar zu machen trotz der Assecuration; daher immer der Refrain, die Soldatesca zu entlassen und die hergebrachte „ordinaire und Landmiliz" wieder herzustellen, jene lüderliche Art von Kriegsverfassung, mit der in Polen die Libertät so wohl gedieh und die Republik in so schimpfliche Ohnmacht versank.

Begreiflich, daß der Kurfürst in diesem Punkte nicht wich. Er und nur er hatte „nach seinem oberlandesfürstlichen Amt," wie die Assecuration sagt, „auf die Landesdefension bedacht zu sein," wenn er auch der Stände „Einrath und Gutachten" dabei zu vernehmen zugesichert hatte. Und wenn er sich zugleich verpflichtet hatte, „in Kriegs- und Friedenszeiten keine Contribution oder Anlage aufzuschlagen" ohne der Stände „Rath und Bewilligung," so war damit nichts weniger zugestanden als ein Recht, überhaupt nichts für diesen Zweck zu bewilligen; vielmehr das Princip, daß der Landesfürst die Defension des Landes anzuordnen habe, schloß die Nothwendigkeit von Bewilligungen in sich, und nur die Art und allenfalls die Höhe der Leistungen durfte in den Verhandlungen mit den Ständen erst festzustellen sein.

Noch war der Gegensatz nicht in voller Schroffheit ausgesprochen da, und der Kurfürst hatte den lebhaften Wunsch, es überhaupt nicht dazu kommen zu lassen.

Das polnische Interregnum veranlaßte ihn, im Herbst 1668 seinen Hof nach Königsberg zu verlegen. Adel und Städte beeiferten sich, ihn mit größter Devotion zu empfangen; er ließ sie nicht im Zweifel, daß er Herr im Lande sei und sein wolle. Er berief einen Landtag zum 3. Mai, um mit demselben die Gravamina zu erledigen und über die zur Einlösung der Domainen und die Erhaltung des Militairs nöthigen Mittel zu berathen; er sagte in dem Ausschreiben, daß er zu diesem Zwecke die Accise nicht auf einige Zeit, sondern auf so lange, als er es für nothwendig halte, bewilligt wünsche.

Die Wahlbewegung in Polen, die stolze polnische Libertät ging in hohen Wogen, als die Stände zusammenkamen; sie sollten bewilligen und zahlen, während die Freunde in Polen von allen möglichen Potentaten umworben wurden, Geld über Geld empfingen, von dem künftigen Könige in der Wahlcapitulation Freiheiten nach Belieben fordern konnten. Kaum daß die Landräthe und der Herrenstand die Accise bis zum 1. September 1670 bewilligten; die Ritterschaft und Städte weigerten sie. Viele von Adel hatten vordem landesherrliche Domainen für Spottpreise in Pfand

bekommen; daß jetzt ihre Verwilligungen zu deren Einlösung dienen, daß des Kurfürsten Kammer deren Verwaltung übernehmen sollte, schien ihnen Schmälerung ihres hergebrachten Rechtes, und gar, daß von deren Erträgen, von dem, was das Land aufbringe, große Geldsummen außer Landes geschickt wurden, unerträglich und zum Ruin des Landes. Nicht minder klagten die Städte; am Lautesten die Königsberger, daß von ihnen Beiträge zu den Gesandtschaftskosten gefordert würden, weil sie ehedem, die hansischen Tagfahrten zu beschicken, ein Drittel vom Pfundzoll bekommen hätten; sei ihnen doch dies Drittel oft genug gar nicht ausgezahlt worden; erst müsse ihnen nachgezahlt werden. Und nun kam die Kunde von dem Wahlsiege der Patrioten in Polen, von der Wahl eines polnischen Edelmannes. Wenn der Kurfürst auf die Gravamina so nachgiebig wie möglich antwortete, so richtete er bei den Ständen damit schon nichts mehr aus; und auf den Landtagsabschied antworteten sie mit einem Schriftstück, das alle Forderungen ablehnte und alle Beschwerden wiederholte; sie forderten ihr Landrecht, nichts als ihr Landrecht, „und können E. Kf. D. solches auch nicht anders, als für eine aufrichtige Zuneigung, welche die getreuen Stände zu ihres kurfürstlichen Hauses Regierung tragen, annehmen." Nach Warschau kamen wie früher erwähnt Briefe von Edelleuten aus dem Herzogthum, und wurden von einem hohen Kronbeamten dem Könige vorgelegt, in denen es hieß: „sie wollten gern wieder polnische Unterthanen sein, wie vor diesem, jetzt sei es Zeit."[257]) Der junge König ließ durch Hoverbeck den Kurfürsten um die Freigebung des alten Roth bitten: er habe genug gebüßt und werde keine Unruhen mehr anstiften; und auf die Erwiederung Hoverbeck's: „von Reue und Resignation sei nicht das Geringste zu spüren und der Sohn fahre fort, Umtriebe zu machen, er habe auf den Landtagen Schriften ausgestreut, in denen er des Kurfürsten Souverainetät bestreite",[258]) bat der König nur um so inständiger: „eines großen Fürsten sei es würdig zu verzeihen." Bei einem andern Anlaß zog der König einen Zettel aus der Tasche: „er habe sich ob mehrerer Punkte über den Kurfürsten zu beschweren;" die draheimsche Sache, der Titel von Lauenburg und Bütow, die nicht geleistete Hülfe gegen die Türken, ähnliches mehr war aufgeführt. Es schien nicht zweifelhaft, daß die Parthei, welche den König beherrschte, Anlaß zu einem Zerwürfniß suche, in der Hoffnung, die Souverainetät in Preußen in Frage zu stellen; schon wurde auch die Bestätigung der Bromberger Verträge, die der neue König zu vollziehen hatte, beanstandet.[259]) Dinge, die gerade hinreichten,

die Stimmung in Preußen in Aufregung zu erhalten und thörichte Hoffnungen zu nähren.

Dazu kamen nun die kalksteinschen Händel. Es ist nothwendig, sie von ihrem Ausgangspunkt her zu beachten, um einem oft gepriesenen Patrioten der Libertät hinter die Maske zu sehen.

Wir haben des Obristen von Kalkstein, des abgesetzten Hauptmanns von Oletzko, erwähnt, erwähnt auch, wie er 1663 bei den Conföderirten unter Sapieha war, um wo möglich nach Preußen einzubrechen und Rache wegen Oletzko zu nehmen.

Am 5. August 1667 gab sein Bruder, der Obristlieutenant Christian Albrecht, eine Denunciation gegen ihn wegen Majestätsverbrechens ein: beim Begräbniß seines Vaters, des Generallieutenants, sei zwischen seinen Schwestern und dem ältesten Bruder, dem Obristen, Streit über die Erbschaft entstanden; die eine Schwester, die Rittmeisterin Keller, habe demselben gedroht: wenn er sie nur um einen Thaler bringe, so wisse sie etwas, was ihm den Kopf kosten werde; die andere, die Obristlieutenantin Löbel: es würden Dinge zum Vorschein kommen, darüber gewisse Köpfe würden springen müssen. Die Keller sei zu dem Denuncianten gekommen, ihn zu fragen: „ob es Beweis genug sei, wenn eine Schwester und eines Mannes Frau diesen Mann hätten sagen hören: ich habe dies Gewehr etliche Wochen bei mir getragen, den Kurfürsten zu erschießen.“ Der Denunciant sprach freilich einige Tage später sein Bedauern aus, „daß er gegen seinen Bruder als Schelm gehandelt; aber die Schwestern und seines Bruders Drohungen hätten ihn so aufgeregt, daß er gedacht, es sei besser zuvorzukommen.“ Die weitere Zeugenvernehmung brachte noch andere wilde Aeußerungen des Obristen über den Kurfürsten, den Kurprinzen, das ganze kurfürstliche Haus zum Vorschein,[260]) enthüllte zugleich dessen Invasionsentwürfe von 1663, dessen Mordversuch gegen den Obristlieutenant, dem statt seiner ein Trompeter erlag, das Sündenleben, das Vater und Sohn auf Schloß Knauten geführt; da seien, sagt ein Zeuge, Ehebruch, Blutschande, Mord und dergleichen im Schwunge, es könne zu Sodom nicht ärger gewesen sein. Und wieder der Angeklagte brachte ein gleiches Sündenregister gegen die Kläger vor: wohin die Schwestern „ihr geiles Fleisch“ gebracht, wie sein Bruder Ehebruch, Blutschande mit den und den Personen getrieben u. s. w. Von den Entlastungszeugen des Obristen wurden mehrere, weil sie von ihm und seiner Frau, einer gebornen von Kittlitz, falsche Aussagen zu machen bestochen worden waren, als Meineidige mit Brandmal und Staupenschlag gestraft.

Seit Ende October war der Verklagte in Verhaft genommen, von einer dazu bestellten Commission der Prozeß geführt worden. Mit sechs gegen eine Stimme, welche für Hinrichtung mit dem Schwerte und Confiscation der Güter stimmte, wurde auf lebenslängliches Gefängniß erkannt; das Ober-Appellationsgericht, das die schon zurückgewiesene Appellation auf ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten (17. Februar), „damit Verklagter sich deshalb nicht zu beschweren habe,“ annehmen mußte, bestätigte das Urtheil. Der Kurfürst hielt für nothwendig, auch noch der Juristenfacultät in Leipzig die Acten zusenden zu lassen.

Am 29. October wurde dem Obristen sein Urtheil publicirt, zugleich, daß der Kurfürst „sowohl aus angeborner Gnade, als auch auf Fürbitten der Kurfürstin und Intercession der preußischen Oberräthe und anderer kurfürstlicher Minister“ die Strafe auf die Erlegung von 10,000 Thalern und Abtretung der Elendsjagd auf den knautenschen Gütern moderirt habe. Der Kurfürst setzte die Strafsumme weiter auf 5000 Thaler herunter; und der Obrist Kalkstein stellte eine Versicherung aus, die Summe bis zum 27. April 1669 zu zahlen, und wenn er dann nicht gezahlt, „sich selbst in seinen vorigen Verhaft zu stellen, widrigenfalls seine Person und sein ganzes Vermögen verfallen sein solle.[261])

Aber der Termin kam, ohne daß Kalkstein zahlte; vier Tage vor Ablauf desselben schrieb er dem Kurfürsten einen höchst kläglichen Brief, in dem er bat, nach der Lausitz reisen zu dürfen, um seine dortigen Güter zum Zweck der Zahlung zu verkaufen. Das wurde ihm nicht zugestanden, auch nicht, als er im Juni 333 Thaler einsandte, „seinen guten Willen zu zeigen.“ Der Mann seiner dritten Schwester, Obrist Kleist, erbot sich zur Zahlung des Restes, wenn ihm die Güter in der Lausitz überwiesen würden. Kalkstein unterhandelte darüber, nur um weitere Zögerungen zu machen; der Kurfürst, nach Berlin zurückgekehrt, befahl, ihm anzukündigen (7. Januar 1670), daß, wenn die Cession der lausitzischen Güter nicht sofort erfolge, man sich seiner Person versichern und ihn festhalten werde, bis er die Zahlung geleistet. Auch diese Androhung, die immer schärferen Mahnungen Seitens der Regierung in Königsberg fruchteten nichts; es wurde ihm angekündigt, daß er ohne ausdrückliche Erlaubniß den Bereich seines Gutsgebietes nicht verlassen dürfe; es wurden Dragoner beordert, die Wege zu beobachten, damit er seinen Arrest nicht breche. Endlich in der Nacht des 10. März 1670 nach einem rührenden Abschied von seiner Frau und seinen Kindern verließ er Knauten; er nahm eine Geldkiste mit, die

vier Männer mit Mühe auf den Schlitten geschleppt haben; er entkam glücklich nach Polen.

Nur zu bald sollte sich zeigen, eine wie ernste Wendung der Dinge diese Flucht bezeichnete. „Der Malcontenten Zahl hier im Lande," schrieb Hoverbeck aus Königsberg 18. März, nimmt sehr zu, weil die Leute meinen, daß ihnen nunmehr der Weg Rechtens gänzlich abgeschnitten sei." Seine Sendung nach Warschau, des Königs Bestätigung der Bromberger Verträge einzuholen, war vergebens; man forderte erst Verzicht auf Draheim, Elbing, Anderes; mit einem Protest gegen das vertragswidrige Verfahren verließ er den Warschauer Hof.[262]) Man fing Briefe Kalkstein's an seine Frau auf, in denen er sie anwies, durch den Pater Radau in Königsberg unter der Adresse des Pater Branicki von der Gesellschaft Jesu an ihn zu schreiben. Eusebius v. Brandt, der brandenburgische Resident in Warschau, meldete 18. März: daß der Obrist durch Roth an den König zu kommen gewußt habe, daß der Unterkanzler Olszowski sich lebhaft seiner annehme, daß er auf dessen Rath sich mit seinen Sachen in ein Kloster begeben habe, daß er katholisch geworden sei. Gleich nach der Meldung von der Flucht hatte der Kurfürst den Oberräthen Befehl gesandt, gegen Kalkstein den Prozeß zu eröffnen, zugleich in einem Schreiben an den König Auslieferung gefordert. Der König hatte sich entschuldigt: Kalkstein wolle nur wieder in polnischen Dienst treten. Und der Unterkanzler äußerte zu Brandt: er möge doch den armen Menschen nicht mehr verfolgen, er sei schon ganz desperat; was er gegen den Kurfürsten rede, geschehe aus Aberwitz.

Aber Kalkstein's Treiben wurde immer verwegener. Oeffentlich sprach er in den empörendsten Ausdrücken über den Kurfürsten; er sagte zu Brandt auf dem Schloßplatz: „er wolle es dahin bringen, daß der Kurfürst hier auf diesem Platz das Lehen von Preußen beschwören solle;" und in Brandt's Gegenwart zum Castellan von Warschau: „wenn 2000 Polen an die Grenze gingen, würden die sämmtlichen Stände vom Kurfürsten abfallen und sich der Dienstbarkeit entschlagen;" und ein ander Mal: „der Kurfürst habe seit der Souverainetät dem Adel nicht in einem Punkt Wort gehalten und jede Zusage gebrochen; er wolle auf alle polnischen Landtage umherreisen und den Adel gegen den Tyrannen von Preußen aufwiegeln." Er sprach nicht anders, als ob er die Preußen an der Hand habe, und sie zu seinem Vorhaben heimlich consentirten.

Die sehr ernsten Vorstellungen Brandt's, die ausgesprochene Indignation preußischer Edelleute, die im polnischen Dienst standen, die Gährung in Polen selbst — denn der kaum begonnene Reichstag wurde noch vor

Ausgang April zerrissen — bewirkten, daß im königlichen Rath beschlossen wurde, Kalkstein „vom Hofe zu jagen." Er war hinweg, ehe ihm der Befehl mitgetheilt wurde; er ging zu des Königs Vetter, dem Unterfeldherrn Fürst Demetrius; im Juni erfuhr man aus Memel, daß er bei den polnischen Völkern an der Grenze sei. Bald wurde auch bei der Armee bekannt, daß es derselbe Kalkstein sei, der schon zweimal als Schelm weggejagt worden, zum letzten Mal, als er sich mit zweihundert Reitern und der Regimentskasse von 20,000 Gulden aus dem Staube gemacht habe; die Prozeßacten, die Brandt dem Fürsten Demetrius sandte, thaten das Uebrige; Kalkstein wurde aus dem Lager gewiesen. Demnächst wurde gemeldet, daß er sich einige Tage bei den Jesuiten in Wilna aufgehalten habe, daß er Willens sei, zum Reichstag nach Warschau zu gehen.

Begreiflich, daß er Alles zu wagen entschlossen war. Er konnte darauf rechnen, daß die Jesuiten, die Bischöfe ihn, den Convertiten, unterstützen würden; er hatte den Unterkanzler und dessen Parthei, die den König beherrschte, für sich; die Masse des Adels in den Palatinaten, die Landboten, die sie nach Warschau sandten, schäumten auf, wenn sie das Wort Freiheit hörten; wie erst, wenn sich die Aussicht bot, im Namen der Freiheit das Herzogthum wieder zu gewinnen. Und der bereits versammelte Landtag in Königsberg, zeigte, daß „die edlen Preußen" ihnen auf halbem Wege entgegenkamen.

In der That die preußischen Stände hofften auf Kalkstein's Erfolge.

Ende Juli eröffnete der neue Statthalter Herzog von Croy den Landtag. Die nur von den Landräthen und Herren bewilligte Accise hörte mit dem 1. September auf; man mußte durchaus Mittel für den Unterhalt der Truppen haben. „Ich will," hatte der Kurfürst an Schwerin geschrieben, „eurem Rathe folgen und mich alles möglichen Glimpfes und Moderation gebrauchen." Die meisten Aemter hatten befriedigende Vollmachten ausgestellt; aber sobald die Herren versammelt waren, gewannen die tapferen Reden der Schlieben, Packmohr, Brömsen gar bald das Uebergewicht. Wieder, wie 1666, lief die Accise zu Ende, ohne daß Ersatz geschafft war. Die Truppen kamen mit jedem Tage in größere Verlegenheit; daß dann ein Befehl des Kurfürsten vom 29. September einlief, eine Contribution nach den Hufen einzufordern, machte den Lärm nur noch ärger; da in Warschau, hieß es, die Bromberger Verträge beanstandet würden, so sei es nothwendig dorthin zu schicken, um sich wenigstens die ständischen Privilegien bestätigen zu lassen. Namentlich die Ritterschaft

betrieb diese Schickung nach Warschau mit Eifer; gleich als wenn ihre geschworene Pflicht gegen den Souverain ein Ende habe, wenn es dem König einfiel, sich seiner vertragsmäßigen Pflicht zu entziehen; gleich als wenn es in ihrem Belieben stehe, ihr Verhältniß zu einer auswärtigen Macht, das für sie mit ihrem Huldigungseid für immer ab und todt war, wieder aufleben zu lassen.

Der Kurfürst war auf das Aeußerste erzürnt. Er konnte nicht zweifeln, daß es sich hier um mehr als das landläufige Queruliren der Stände handle, daß weitere Zusammenhänge, größere Aussichten, als die Ohnmacht der Republik bieten konnte, die Stände Preußens trotzen machten. Es war ihm ein aufgefangenes Schreiben des französischen Ministers Lionne nach Warschau mitgetheilt worden, aus dem sich ergab, daß Frankreich von Neuem, jetzt für die Wahl des Grafen St. Pol, Condé's Neffen, thätig sei: „man müsse," hieß es da, „die Armee veranlassen, sich zu conföderiren, müsse die preußischen Festungen besetzen, müsse sich wo möglich der Person des Königs bemächtigen."[263])

Der Kurfürst wußte, daß Frankreich entschlossen sei, sich auf Holland zu stürzen, daß es England gewonnen habe; ihm selbst waren bereits Erbietungen gemacht, es war die Aeußerung gefallen: Frankreich könne nicht gestatten, daß er als dritte Parthei unbetheiligt bleibe. Und die erneuten Umtriebe in Polen drohten der Hebel zu werden, von Paris aus auf ihn zu drücken.

Nie mehr als jetzt hatte er nöthig kriegsbereit zu sein, nicht bloß für die Katastrophe, die am Rhein bevorstand, mehr noch wegen der schwellenden Bewegung in Polen, die sich auf Preußen zu ergießen im Begriff stand. Und hatte er Unrecht, wenn er glaubte, der Parition Preußens nur so lange gewiß zu sein, als er das Land militairisch in der Hand hatte? Wenn der Herzog Statthalter, wenn selbst Schwerin auch jetzt noch zur Milde riethen, um nur erst die Gemüther zu beruhigen, — er würde gegen Preußen selbst unverantwortlich zu handeln geglaubt haben, wenn er die Ruhe und Sicherheit des Landes auch nur einen Augenblick aus der Hand gegeben hätte.

Denn mit jeder Post kamen schlimmere Zeitungen aus Polen. Am 9. September war der Reichstag eröffnet; einer der ersten Anträge war der, die Pospolite Ruszenie, das gesammte Adelsvolk aufzubieten; der König gab seine Zustimmung. Sofort begann dem entgegen die Conföderation der Armee; bald hieß es, sie werde sich französisch erklären, sie wolle die ganze Republik durchziehen; sie stand an den Ostgrenzen, ihr

Marsch richtete sich dann nach der Weichsel, nach den preußischen Festungen. Auf Antrag einiger lithauischer Landboten wurde der Beschluß gefaßt, die Bromberger Verträge nicht zu renoviren; also die Souverainetät Preußens wurde von der Republik in Frage gestellt. Gegen den Castellan von Posen wurde die Klage auf Hochverrath erhoben, weil er mit dem Kurfürsten in Correspondenz stehe.[264]) Schon war Kalkstein wieder in Warschau, freilich von allen ordentlichen Leuten gemieden und verachtet; „er scheint in der höchsten Noth zu sein," schreibt der Resident Brandt am 18. September. Am Tage vorher, da Brandt mit andern Cavalieren auf dem Schloßplatz war und wegritt, als er ihn sah, kam der Obrist ihm nachgelaufen, küßte seine Steigbügel, bat: „er möge an den Kurfürsten schreiben, daß er um Verzeihung bitte, er wolle, wenn man ihm Sicherheit gebe, nach Berlin kommen, sich dem Kurfürsten zu Füßen werfen, er werde ruhig des Kurfürsten Antwort erwarten." Schon nach vier Tagen hatte er Klageschriften der allerschlimmsten Art eingereicht: die eine an den König, in der er von der harten Knechtschaft Preußens unter einem ungnädigen Fürsten klagt und den König anruft, nach seinem Recht als legitimer und oberster Herr das Herzogthum in den früheren Stand zurückzubringen;[265]) das andere ein „Bittschreiben im Namen des Herzogthums Preußens" an den polnischen Reichstag: „laßt nicht unsere Rechte und Verträge mit euch, die uns um unserer Treue willen vernichtet werden, ungerächt, laßt nicht die letzten Reste eures Rechtes über unser Preußen untergehen; nehmt unsern Hülferuf an, damit die augenblickliche Macht des Hauses Brandenburg inne werde, daß wir in der Krone Polen und ihrer Oberherrlichkeit über das Herzogthum unsern Schutz haben."[266]) Und dieses Schriftstück las der Landbotenmarschall im versammelten Reichstage vor, mit einer Rede Kalkstein's, die voll noch schlimmerer Dinge war.

Sofort reichte Brandt bei dem Könige Beschwerde ein, forderte, daß dem Kalkstein aufgegeben werde, nachzuweisen, daß er befugt sei, im Namen der preußischen Stände zu sprechen, und wenn er es nicht könne, den offenkundigen Fälscher und Hochverräther auszuliefern. Durch den Unterkanzler Olszowski war Kalkstein von dieser Eingabe unterrichtet und angewiesen, was er zu thun habe. Als der Kronreferendarius im Senat, an der Seite des Königs dies Schreiben vorzulesen im Begriff stand, eilte Kalkstein die Stufen zum Throne hinauf, riß dem Referendar das Schreiben aus der Hand, las es durch; niemand wagte, wie der Referendarius forderte, Hand an ihn zu legen; als er gelesen, bat sich der Unter-

kanzler das Schreiben von ihm aus, erklärte, nachdem er es durchgesehen, die Sache gehöre nicht vor den Reichstag, sondern vor das polnische Comitialgericht, wo der Kurfürst seine Sache gegen die Kläger vertreten könne.

Kalkstein hatte dafür gesorgt, daß seine Schriften sofort auch in Preußen verbreitet wurden. Auch denen, die in der Stille zu ihm hielten, war nicht eben wohl dabei. Die Schickung nach Warschau wurde aufgegeben; von Schlieben und Brömsen ging der Antrag auf dem Landtag aus, zu erklären, daß die Stände Kalkstein's Verfahren verdammten und jede Gemeinschaft mit ihm in Abrede zu stellen; ja, sie ließen sich bereit finden, eine Erklärung dieses Inhalts nach Warschau zu senden. Mit Befriedigung meldeten das die Oberräthe nach Berlin; sie fügten die Bitte hinzu, daß S. Kf. D. nun auch die unbewilligte Contribution, die er befohlen habe, aufgeben möge (21. October).

Nie weniger, als jetzt war das in des Kurfürsten Absicht. Vielmehr ließ er acht Regimeter in den Marken, Halberstadt, Minden marschfertig machen, demnächst nach Preußen zu gehen, wohin er selbst in einigen Wochen abzureisen gedachte. Er war entschlossen, den Polen Ernst zu zeigen. Er richtete ein eigenhändiges Schreiben an den König, zum dritten Mal die Auslieferung des Hochverräthers zu fordern. Er befahl dem General Görtzke, ein Commando Reiter an die Grenze zu legen, um denselben da gleich in Empfang nehmen zu können. Für den Fall, daß man die Auslieferung weigere, wurde Brandt angewiesen, die nöthigen Schritte zur heimlichen Festnehmung und Abführung Kalkstein's mit zwei Obristen, die sich früher dazu erboten, zu verabreden. [267])

Der König weigerte sich von Neuem der Forderung: „er werde diesen Menschen keineswegs protegiren; aber er könne ihn nicht ausliefern, weil er niemanden, der nicht rechtskräftig verurtheilt sei, gefangen nehmen dürfe, und die Preußen, wenn auch des Kurfürsten Unterthanen, genössen, wenn sie in Polen wären, die polnische Freiheit." Vergebens wurde ihm entgegnet, daß dem Kalkstein doch nicht in Polen noch einmal der Prozeß gemacht werden könne, daß er hier ja in offenem Reichstage den Kurfürsten beschimpft habe. Der König blieb dabei: „das müsse im Senat erörtert werden;" und der Unterkanzler hatte die Stirn, den Residenten aufzufordern: „er möge das neulich eingegebene Schreiben noch einmal schreiben lassen und einreichen, damit die Sache vor dem polnischen Gericht verhandelt werden könne; die Auslieferung Kalkstein's sei unmöglich, man möge mit ihm als einem Unsinnigen Geduld haben."

Der Reichstag hatte resultatlos geendet; die Conföderationen begannen sich in Marsch zu setzen; in den Palatinaten wurden Landtage gehalten, zu berathen, was weiter zu thun. Der Hof war in peinlicher Verlegenheit; er konnte jeden Augenblick die Forderung einer Neuwahl, die offene Kriegserklärung der französischen Parthei erwarten; „daher ist man hier sehr geneigt, sich mit S. Kf. D. in Güte zu vertragen."

Inzwischen hatte Kalkstein eine zweite Schrift verbreitet, in der die preußischen Stände erklärten: sie hätten jene Declaration, die ihn verläugne, leider ausstellen müssen; sie bäten ihn, daß er bei seinem tapferen Vorhaben beharre, ihrer Seits solle es ihm an Geld und Beistand nicht fehlen.

An die Landtage in den Woywodschaften gesandt, machte diese Schrift großen Eindruck; in aller Stille schürte Roth das Feuer; Tausende, hieß es, seien bereit aufzusitzen, um die Freiheit Preußens zu retten. An den Herzog Statthalter kam von vertrauter Hand ein Schreiben aus Warschau, das dringend mahnte, die Grenzen in Acht zu nehmen;[268]) Brandt hatte schon früher gemeldet, es sei das Gerücht, daß Kalkstein mit den Pospoliten einbrechen werde. Und das Herzogthum war in einem Zustande, der nichts weniger als beruhigend war; die noch immer versammelten Stände, weit entfernt, das Geringste zu bewilligen, sandten eben jetzt (1. December) ihr „vereinigtes Bedenken" ein, ein dickes Schriftstück voll gerechter und ungerechter Beschwerden, voller Klagen über ungefähr Alles, was der Kurfürst gethan und nicht gethan hatte, mit der entschlossenen Erklärung, nichts zu bewilligen, bevor den Beschwerden abgeholfen sei.

Es war hohe Zeit durchzugreifen. Die Hoffnung auf Polen schien den Ständen ihren Trotz, die Aufregung in Preußen den Polen ihre dreiste Zuversicht zu geben, und auf beides zugleich baute Kalkstein die verwegensten Projecte. Hatte die Republik nicht den Willen oder die Kraft, dem Nachbarstaat zu leisten, was er zu fordern ein vertragsmäßiges Recht hatte,[269]) so schien es für ihn an der Zeit, selbst für seine Sicherheit und für sein Recht zu sorgen.

Schon hatte Brandt die nöthigen Vorbereitungen getroffen; er hatte vom Herzog Statthalter die Erlaubniß erhalten, dem Kalkstein Hoffnung zu machen, um ihn an sich zu locken; der Rittmeister Montgommery mit einigen Reitern war in die Nähe von Warschau gesandt, um den Ueberlisteten sofort abzuführen;[270]) Brandt hatte sie heimlich in die Stadt, in sein Quartier genommen. Mehrmals, aber von Bewaffneten begleitet, kam Kalkstein in des Residenten Wohnung; er traute den Aussichten auf

des Kurfürsten Gnade nicht, selbst ein Schreiben des Herzogs von Croy, das dessen Fürsprache in Aussicht stellte, beruhigte ihn noch nicht. Endlich kam er unbegleitet: „jetzt sei im Senat beschlossen, nicht bloß ihn in des Königs Schutz zu nehmen, sondern auch auf dem nächsten Reichstag seine Klage anzunehmen; trotz alles Schreibens des Kurfürsten sei ihm der königliche Schutzbrief ausgefertigt." „Prahlend," schreibt Brandt, „und dabei E. Kf. D. schrecklich dreuend, zeigte er ihn mir in meiner eigenen Kammer."

Auf ein Zeichen Brandt's trat Montgommery mit seinen Reitern herein; sie warfen Kalkstein nieder, knebelten, banden ihn, wickelten ihn in Decken, trugen ihn in den bereit stehenden Rüstwagen und fuhren mit ihm davon. Glücklich erreichten sie die Grenze. Am 6. December wurde Kalkstein durch Königsberg gebracht, am 9. auf der Citadelle in Memel abgeliefert.

In Warschau war am zweiten Tage ruchbar, daß Kalkstein verschwunden sei; der Verdacht fiel auf den brandenburgischen Residenten. Nur um so größer war die Aufregung am Hofe; man müsse sofort Brandt in Untersuchung ziehen, meinten die Einen, man müsse ihn festnehmen, die Anderen; der kaiserliche Resident empfahl, ihn, wenn er die That gethan, in Ketten zu legen, bis Kalkstein zurückgegeben sei. Schon war im Senat ein Verhaftsbefehl gegen ihn ausgefertigt; von den brandenburgisch Gesinnten wurde ihm gerathen abzureisen; er verließ Warschau (4. December). Somit schien er der That geständig. Der Unterkanzler und seine Freunde riethen, sofort in Preußen und die Neumark einzubrechen, um die dem Könige und der Republik angethane Schmach zu rächen. Der König forderte in einem Schreiben an den Kurfürsten, daß er Kalkstein zurücksende, daß er diejenigen, welche mit dem Attentat gegen ihn die öffentliche Sicherheit und das Völkerrecht gebrochen, entweder zur gebührenden Strafe ausliefere oder selbst exemplarisch strafe.

Was Brandt gethan,[271]) war weder vom Kurfürsten befohlen, noch fand es dessen Gutheißung; „mit höchstem Mißfallen," schrieb er ihm (19. December) auf seine erste Anzeige, „habe er vernommen, daß er ohne einige Noth und Befehl Warschau verlassen, daß er so den Schein erweckt habe, als wenn er sich selbst condemnire;" er befahl ihm, sofort nach Warschau zurückzukehren, „es sei denn, wie des Königs Schreiben anzeigt, die Captur in deinem Zimmer geschehn." Freilich war das der Fall. Er befahl ihm, „da er so sich selbst betheiligt und bei der Entführung zu viel gethan, so daß wohl der König seine Bestrafung begehren könne," an

Befreundete nach Warschau zu schreiben, er habe ohne Befehl, aber in guter Intention gehandelt, und am wenigsten erwartet, daß der König es so übel nehmen, wegen eines solchen Menschen so viel Werkes machen werde; er trage Scheu, wieder nach Polen zu kommen, ehe er des Königs Gnade versichert sei; an seines gnädigsten Herrn Hof dürfe er auch nicht erscheinen, weil er ohne Ordre gehandelt, ja nicht einmal in den brandenburgischen Landen dürfe er bleiben, wie er denn auf der Reise nach Stettin begriffen sei; „wohin du dich in der Stille zu begeben hast."

Sofort nach dem Schreiben des Königs hatte der Kurfürst halb entschuldigend, halb mit Vorwürfen über den Schutz, den Kalkstein in Warschau gefunden, geantwortet. Er erfuhr, daß der König an die preußischen Stände Schreiben ausfertigen lasse, sie gegen ihn „zu animiren und ihnen seine Hülfe zu versprechen." Nicht dem Könige traute er zu, „daß er aus einer Mücke einen Elephanten machen wolle;" „ich halte festiglich dafür, daß der Kaiser in diesem Werke mitspielt; ich hoffe aber, daß der türkische Krieg meine Sache wieder gut machen werde." [272])

Wohl schickte König Michael einen Gesandten nach Berlin, Genugthuung zu fordern; und der Kurfürst ließ gegen Montgommery und Brandt den Prozeß eröffnen, sie verurtheilen; sie waren beide bereits in Sicherheit; zu Weiterem verstand er sich nicht. Im Frühjahr schien es so, als werde er zu den Waffen greifen müssen. Bald genug folgten Türkeneinfälle ins polnische Gebiet; es wuchs die Partheiung in der Republik, die Mißachtung gegen den König; im Innern und von Außen gefährdet, hatte er für den schlimmsten Fall keinen anderen Schutz, als den des Kurfürsten. Mochten die Landtage, mochte der Reichstag toben und Rache fordern und sich geberden, als wenn die Türkengefahr nichts und die Rettung Kalkstein's Alles sei, [273]) man mußte Gott danken, daß im August 1671 ein brandenburgisches Corps auf den ersten Hülferuf, gegen die Türken zu marschiren, bereit stand. Ging diesmal noch die Gefahr vorüber, man mußte erwarten, daß sie mit dem nächsten Jahre schlimmer wiederkehre; als der Kurfürst nun dringender die Bestätigung des Bromberger Vertrages forderte (Januar 1672), konnte man sie nicht länger weigern; [274]) im März endlich wurde sie vollzogen.

Ueber den Eindruck, den die Abführung Kalksteins in Preußen machte, liegt nur eine Nachricht vor. Graf Schlieben, von den Jesuiten in Ryssel davon benachrichtigt, floh eiligst mit Weib und Kind über die polnische Grenze. Dann erhielt der Herzog Statthalter des Kurfürsten Resolution auf das „vereinigte Bedenken," die mit der sehr ernsten Forderung begann,

daß „die getreuen Stände die Assecuration von 1663 nicht wider die Sicherheit und Wohlfahrt des Staates mißdeuten möchten.“ Einige der Beschwerden, die ihm gerecht schienen, erledigte er; die meisten schienen ihm völlig ungerechtfertigt. „Der Kurfürst,“ schreibt Schwerin an den Herzog, „bleibt noch fest dabei, selbst ins Land zu kommen; er will wissen, ob sie ihn noch für ihren Herrn anerkennen oder nicht.“ Bereits hatte der Statthalter die Stände entlassen, um sich in ihren Kreisen neue Weisungen zu holen; an die Kreise erließ er die Aufforderung, eine erhöhte Accise auf drei Jahre zu bewilligen; den Hauptleuten wurde zur Pflicht gemacht, in ihren Aemtern in demselben Sinne thätig zu sein. „Es ist das letzte Mittel,“ schreibt der Statthalter an Schwerin.

Als die Stände wieder zusammenkamen, hatten die Einen Weisung, Namens ihrer Kreise die geforderte Accise zu bewilligen, Andere, Alles abzulehnen. Des Kurfürsten Ansicht war, sie sofort heimzusenden. [275]) „S. Kf. D.,“ schreibt Schwerin an den Herzog, „ist noch niemals so ungedulдig und alterirt gewesen, als diesmal, und ich bin von Herzen erschrocken.“ Noch einmal gelang es ihm, den strengen Herrn zu einer milderen Maßregel zu bewegen; es sollte die Accise in den Kreisen, welche sie bewilligt, eingeführt, von den anderen ein Hufenschoß eingefordert werden. „Gott gebe,“ fügt er hinzu, „daß uns die Einwilligung der Stände geschrieben werde, ich sehe sonst ein Unglück vor Augen.“

Allerdings verstanden sich nun (17. März) die Stände zu einer „Interimswilligung“ von 42,000 Thlrn., in zwei Terminen durch eine Viehsteuer aufzubringen, und die Stadt Königsberg zu 6—7000 Thlrn. außerdem. Sie fügten hinzu, daß diese Summe nicht für die Erhaltung des Militairs, die sie nie übernommen hätten, gemeint sei, sondern zur Einlösung der Domainen; sie forderten, daß „anstatt der fremden Militia die ordinaire Landesdefension nach der vorigen guten Gewohnheit“ wieder eingerichtet werde; sie bemerkten, „wenn ein vorgeschützter Fall der Noth, von dem eine ehrbare Landschaft nicht einmal wisse, geschweige denn, daß sie ihn dafür erkenne, ihr Vermögen beschatzen und mit Contributionen belasten könne, so hätten sie in der That an ihrem privilegirten Willen nichts mehr Freies, und an ihrem Hab und Gut nichts mehr Eigenes.“ Sie unterließen nicht, zugleich Abstellung der kirchlichen Duldung, des abscheulichen „Synkretismus“ zu fordern, mit der die lutherische Kirche im Lande fort und fort geschädigt werde. Zum Schluß erklärten sie: „sie wollten S. Kf. D. nicht übereilen, sondern sechs Monate auf seinen Entschluß warten, und wenn er günstig ausfalle, eine Abgabe bewilligen, die zur Einlösung der

Domainen hinreichend wäre;" wenn nicht, so würden sie „bei gekränkten Rechten und dadurch vermindertem Vermögen" auch nicht den zweiten Termin der bewilligten 42,000 Thlr. entrichten.

Und eine solche Bewilligung meldete der Statthalter mit einem „Gott sei gedankt;" auch Schwerin empfahl, sie anzunehmen, „und sich keines Mißtrauens verspüren zu lassen;" dem wo man den Ständen am Gütigsten begegne, bekomme man am Meisten. Und die Oberräthe versicherten, man könne sehr leicht zum erwünschten Schluß kommen, es brauchten nur die und die kurfürstlichen Anordnungen und Befehle zurückgenommen werden.

Es handelte sich doch nicht bloß um mehr oder weniger Geld. Kalkstein hatte auf dem Transport nach Memel gesagt, daß er um des Kurfürsten Gnade bitten „und ihm ein Vieles offenbaren wolle." War es denkbar, daß nur Graf Schlieben, der geflüchtete, mit ihm in Verständniß gewesen? Waren die Behutsameren, die noch im Lande, vielleicht unter den Ständen saßen, minder gefährlich? hatte jene beabsichtigte Schickung nach Warschau 1670 nicht gezeigt, wessen man sich von der geschworenen Treue dieses Adels gelegentlich zu versehen habe? „Der Kurfürst," schreibt Schwerin 3. April, „glaubt nun gewisse Nachricht zu haben, wer Diejenigen seien, die den Widerwärtigen unter den Ständen die Anschläge geben und sie in ihrem bösen Willen bestärken." Er befahl, den Landtag zum 26. Mai wieder zu berufen, ihm anzukündigen, daß 120,000 Thlr. aufgebracht werden müßten, ihnen anheim zu geben, ob sie die Summe durch die Accise oder den Hufenschoß aufbringen wollten.

Nach dem tapferen Beschluß vom 17. März 1671 hätte man erst die sechs Monate verstreichen lassen müssen, bevor man sich wieder versammelte. In der That blieben einige von den Ständen aus; aber die meisten hielten für besser, formell gehorsam zu erscheinen und dann anzutragen, daß der Landtag bis zum 1. October vertagt werden möge. Das Gesuch wurde verworfen, den Oberräthen befohlen, wenn nicht bis zum 1. Juli bewilligt sei, den Hufenschoß ohne Bewilligung beizutreiben. Einmal über das andere schrieb Schwerin nach Preußen, wie erzürnt der Kurfürst sei, wie er sich zur Reise nach Preußen fertig halte, wie hart es falle, ihn noch vom Aeußersten zurückzuhalten.

Die Stände baten um eine kurze Vertagung, um wegen der 120,000 Thlr. Weisung von ihren Kreisen einzuholen. Sie wurde ihnen gewährt, aber zugleich — wenigstens in gewisse Kreise — Befehl gesandt, daß die Deputirten die Weisung, die sie empfangen, versiegelt einliefern sollten, natürlich um ihnen unmöglich zu machen, nach und nach ein Viertel, die

Hälfte, zwei Drittel von dem, was der Kreis zu gewähren beschlossen hatte, zu bieten. Ich finde nicht, daß man sich dieser tief einschneidenden Anordnung widersetzt hat.

Im September endlich bewilligten die Oberstände die frühere Accise auf zwei Jahre; aber die Städte weigerten sich; als ihnen angekündigt wurde, daß der Kurfürst nach dem Complanationsrecht die Bewilligung annehme und zur Ergänzung ein Kopfgeld fordern werde, fügten sich auch die Städte.

Nur, um desto hartnäckiger in allen andern Punkten ihre und des Landes Rechte zu behaupten. Sie übergaben nach geschlossenem Landtage, am 21. September, der Regierung ein „vereinigtes Bedenken," das in den härtesten Ausdrücken die Reihe der Beschwerden und Proteste wiederholte, die sie machen zu müssen glaubten, in Ausdrücken, als ob Recht und Gerechtigkeit mit Füßen getreten, Leben und Eigenthum der Willkühr Preis gegeben sei. Vor Allem auf das Verfahren gegen den gefangenen Kalkstein wandten sie ihren ganzen Eifer; sie „verwahren sich auf das Feierlichste gegen diese unerhörten Proceduren."

Allerdings war dies Verfahren nicht nach dem preußischen Landrecht und den Privilegien eines preußischen Edelmannes, nicht nach der Rechtsüberzeugung des Landes. Aber was bei dem ordnungsmäßigen Verfahren der Gerichte zu erwarten gestanden hätte, davon hatte seiner Zeit Roth ein Beispiel gegeben, den trotz aller Mahnung, einzuschreiten, die Gerichte länger als zwei Jahre sein Unwesen hatten treiben lassen. Und in eben diesem Prozeß hatte der Kurfürst — nach dem Gutachten seines Geheimenrathes — den Grundsatz ausgesprochen, daß bei Majestätsbeleidigung ihm allein die Cognition zustehe; er hatte für Roth's Prozeß eine Commission niedergesetzt; weder jener Grundsatz noch dies Verfahren war damals angefochten worden; und in Kalkstein's Prozeß 1668 hatte eine Commission ohne alles Bedenken geurtheilt. Auch jetzt lautete das Gutachten des Geheimenrathes dahin, daß in gleicher Weise verfahren werden dürfe und müsse; und es war Gefahr im Verzuge.

Auch zwei brandenburgische Juristen, Wedell und Schrade, auch der General Görtzke in Preußen war zur Commission beordert worden; [276]) dieselbe erhielt nach dem Gutachten des Geheimenrathes eine Instruction, in der ausdrücklich „die peinliche Befragung" angeordnet war.

Am 12. Januar 1671 war die Commission in Memel zusammengetreten. Kalkstein begann damit, die Amnestie zu fordern, die ihm der Herzog Statthalter nach Warschau geschickt habe. Man drohte mit der Tortur,

wenn er sich weigere zu antworten, man forderte namentlich jene „etlichen Geheimnisse," von denen er gesprochen. Seine Aussagen blieben ungenügend. Sein Versuch, durch Bestechung des wachthabenden Corporals eine Flucht zu ermöglichen, verbesserte seine Lage nicht.

Die drei preußischen Mitglieder der Commission hatten gleich anfangs erklärt, die Tortur sei nicht nöthig, so lange Kalkstein noch gütlich antworte. Der Kurfürst war sehr erstaunt über diese Bedenklichkeiten; „die Preußen wollen der Katze die Schelle nicht anhängen;" nach dem eingeforderten Gutachten von Schwerin, Somnitz und den übrigen Geheimräthen befahl, er „stricte der Instruction zu inhäriren" (28. Januar).

Die preußischen Herren hatten nicht gemeint, daß es so ernst gemeint gewesen sei; jetzt waren sie „in der äußersten Bestürzung," wie einer von ihnen, der Oberburggraf, (28. Februar) schreibt, „fußfällig bitte er, einen kurzen summarischen, doch auch legalischen Prozeß zu verstatten, es bedürfe sowohl für die Tortur, wie für das Erkenntniß eines völligen Gerichtes." Es wurde geantwortet: „die Tortur müsse ohne ferneren Verzug vorgenommen werden, doch möchten sie Vorschläge machen, wie es in Betreff der Strafe mit dem völligen Gericht zu halten sei." Nur noch eifriger wurde der Widerspruch der preußischen Herren; „er könne bei der Tortur," schrieb der Oberburggraf, „weder mitwirken, noch sie gutheißen, die besten Juristen des Landes seien der Meinung, daß sie nicht eintreten dürfe." Selbst Wedell wurde irre, selbst Schrade wünschte, „von Herzen und mit großer Bekümmerniß, daß der Kurfünst sich nochmals überwinde, und in dieser Sache auch von seinem Recht etwas nachgebe, wodurch Vieler Besorglichkeit könnte beseitigt werden;" „wir wissen auch wohl, daß ein solcher Act ohne Consequentien, es sei bald oder spät, sich schwerlich wird verrichten lassen; aber," fügt er hinzu, „als geschworener Diener dürfe er in nicht ungerechter Sache nicht weiter zögern."

Es war in den Tagen, wo der polnische Gesandte in Berlin die drohenden Forderungen des Königs überbrachte, zugleich die preußischen Stände dem Kurfürsten jene Frist von sechs Monaten setzten; es kam abschriftlich ein vertrauliches Schreiben des Unterkanzlers an den Bischof von Posen nach Berlin, in dem gesagt war: „die Malcontenten in Preußen würden, wenn der König nur die Renovation der Bromberger Verträge verzögere, den kurfürstlichen Truppen die Hälse brechen und das ganze Land sich dann dem Könige gutwillig und ohne Schwertstreich ergeben." Wer waren diese Malcontenten? wie weit hatten sie sich schon eingelassen? noch lag Alles in undurchdringlichem Geheimniß. Es handelte sich nicht

bloß um das Verbrechen eines einzelnen Mannes, sondern um die schwer gefährdete Sicherheit des Staates; durfte diese daran gegeben werden, damit die Privilegien des Adels in dem, der sie so freventlich mißbraucht hatte, nicht verletzt würden? sollten die etwaigen Theilnehmer hochverrätherischer Umtriebe verborgen bleiben, weil ein richterlicher Ausspruch die peinliche Befragung verfügen mußte und vorauszusehen war, daß kein Gericht in Preußen, ja nicht einmal die preußischen Mitglieder der Commission sie genehmigen würden?

Von Neuem forderte der Kurfürst das Gutachten seines Geheimenrathes. Der Kanzler Somnitz stellte die drei Fragen: ob der Prozeß nach Berlin zu ziehen sei? ob man ihn in Preußen lassen und bei den bisherigen Anordnungen bleiben solle? ob ein judicium formatum zu bestellen und von demselben sowohl über die Tortur, wie über die Strafe zu erkennen sei? Er selbst votirte, daß das Verfahren in bisheriger Weise fortzusetzen, die Entscheidung durch den Kurfürsten nach dem Votum des Geheimenrathes zu fassen sei. In gleichem Sinn lautete das Gutachten, das Jena einsandte: es stehe in des Kurfürsten Willen, ob er durch ein Gericht oder im Geheimenrath judiciren lassen wolle. Die anderen Geheimenräthe empfahlen die Fortsetzung des bisherigen Verfahrens, Entscheidung durch ein judicium formatum.

Das kurfürstliche Rescript vom 27. März befahl „die Tortur ohne weiteres Cunctiren;" „es können diejenigen, welche unter dem Vorwand ihres zarten Gewissens uns ihren schuldigen Gehorsam entziehen, sich nur davon absentiren, um die andern nicht auch irre und zaghaft zu machen."

Am 11. April wurde die peinliche Befragung vorgenommen. Kalkstein war seiner Umtriebe in Polen, seiner hochverrätherischen Absichten geständig; er bekannte, daß er zu jener, Namens der Stände an den Reichstag zu Warschau gebrachten Klage nur vom Grafen Schlieben, nur mündlich aufgefordert sei, daß er jene zweite Erklärung gegen der Stände Declaration selbst verfaßt habe; er wiederholte, daß er keine Mitschuldigen in Preußen habe; und auf die Frage, ob er jemand in Preußen wisse, der gegen die Souverainetät etwas machinirt habe oder machiniren wolle, erklärte er: er wisse keinen.

Zum Urtheilen wurde dieselbe Commission wieder berufen, die bereits 1668 über Kalkstein gesprochen hatte. Die Herren machten Schwierigkeiten; sie trugen nochmals darauf an, daß der Prozeß an das ordentliche Gericht gewiesen werde; wenigstens könnten sie nicht eher urtheilen, bevor

nicht des Inculpaten Defension gehört sei (12. Mai). Die Defension wurde zugestanden,[277] mit dem Bemerken, daß sie bis zum 20. Juli einzureichen sei; die Commission ließ es geschehen, daß Kalkstein sie über den August, den September hinaus verzögerte. Man erfuhr von Versuchen, die von Lithauen aus zu Kalkstein's Befreiung gemacht werden sollten, von höchst bedrohlichen Aeußerungen des polnischen Unterkanzlers, ja des Königs.[278] Im September reichten die preußischen Stände jenes „Bedenken" ein, in dem sie das ganze Verfahren gegen Kalkstein, seine Tortur ohne gerichtlichen Spruch, seine Befragung nach der Mitbetheiligung nicht bloß Einzelner, sondern ganzer Stände als eine Schmach bezeichneten: „in ihm sind die Stände selbst unschuldiger Weise gleichsam torquirt worden; solche Schmach und Unehre ist den Ständen, so lange sie christliche Preußen heißen, nicht widerfahren; dieser Flecken kann von keiner menschlichen Hand ausgetilgt werden." So aufgeregt war die Stimmung, daß die Commission an den Kurfürsten den Antrag richtete, den Inculpaten nach Tapiau zu lebenslänglichem Gefängniß zu schicken.

Der Kurfürst forderte ihr Urtheil; am 8. Januar 1672 wurde es gesprochen. Alle bis auf eine Stimme erkannten wegen Eidbruchs, Hochverraths und Majestätsbeleidigung auf den Tod durch das Schwert und Verlust aller Güter nach dem Revers von 1668. Der Kurfürst zögerte Monate lang mit der Bestätigung. Er vollzog sie erst, als er zum Feldzug gegen Frankreich aufbrach. Am 7. November 1672 wurde dem Kalkstein das Urtheil eröffnet; nachdem es verlesen war, sagte er: „ist nichts mehr?" Am anderen Tage wurde er hingerichtet; dem Geistlichen, der ihn begleitete, hat er fortwährend seine Unschuld betheuert und gesagt: „er wolle auf seine Unschuld freudig sterben."

So endete dieser furchtbare Prozeß, in der Geschichte des Kurfürsten das traurigste Blatt. Weder in dieser, noch in späterer Zeit findet sich eine Andeutung, daß er an seinem Recht und an seiner Pflicht, so zu handeln, gezweifelt hat.

Gewiß war es wider das Völkerrecht, wie Kalkstein entführt wurde; aber noch mehr gegen das Völkerrecht und gegen positive Verträge überdies war es, daß die Republik den Verbrecher nicht auslieferte, seine hochverrätherischen Umtriebe duldete, ja unterstützte. Die Scheinauslieferung Kalkstein's gegen den Revers sofortiger Rückgabe des Verbrechers, die der Hof zu Warschau vorschlug, wies der Kurfürst zurück; er ließ andeuten, daß man den Bromberger Verträgen gemäß die Garanten desselben zur Entscheidung der Streitfrage auffordern könne, wozu man freilich in Warschau

keine Neigung hatte; erst als kein anderer Weg, den gefährlichen Menschen zu fassen, blieb, befahl er den Gewaltstreich.

Eben so gewiß war es gegen das preußische Landrecht, daß der Prozeß commissarisch geführt, daß die Tortur angewendet wurde; aber von dem Roth'schen Präcedens, von dem Rechtsgutachten des Geheimenraths abgesehen, durfte ein Verbrecher so gefährlicher Art einer so schlaffen, von Privatrücksichten abhängigen, von der aufgeregten Meinung beeinflußten Jurisdiction, wie es die preußische war, überantwortet werden? Wie entschieden immer die Rechtsüberzeugung des Landes sein mochte, derselben Rechtsüberzeugung gemäß hätte nie von der Libertät, von der polnischen Vasallenschaft abgewichen werden dürfen; und wenigstens bei den zur Commission bestellten preußischen Richtern und Edelleuten war diese Rechtsüberzeugung nicht von der Energie, daß sie für dieselbe auch nur ein entschlossenes Nein hätten wagen mögen.

Nicht, daß Kalkstein ein „verächtlicher Mensch" war, „an aller Ehre banquerutt," wie König Michael sagte, „des Abscheues, der Strafe würdig," wie die preußischen Stände sagten, rechtfertigt das Verfahren gegen ihn. Es war ein Gewaltact, aber ein Act des Nothrechts; was mit ihm und durch ihn die herrschende Parthei zu unternehmen gedachte und zu erreichen hoffte, war der Art, daß die Existenz des Staates dabei auf dem Spiele stand. Daß dieser Verbrecher, trotz des Tobens der polnischen Anarchie und trotz der Proteste der Republik, seine Strafe erhielt, zeigte aller Welt, daß die Souverainetät in Preußen nicht ein bloßer Name sei; zeigte es auch dem Herzogthum und dessen Ständen, die trotz des „Mißfallens an solchem Verbrechen und Verbrecher," daß sie in ihrem Bedenken vom 23. September 1671 aussprachen, doch auf die Erfolge seiner Umtriebe in Polen und für Preußen hatten rechnen, die jene Sendung an den polnischen Hof hatten beschließen können, und doch fortfuhren, sich auf die Assecuration zu berufen, deren Grundbedingung die beschworene Souverainetät war, die sie mit eben jener beschlossenen Sendung in Frage gestellt hatten; freilich nicht mit tapferer Offenheit und entschlossener Rebellion, die Alles an Alles wagt, sondern mit einem heuchlerischen Rechtsvorwand und mit dem Schein, als müsse es geschehen, damit die Rechtssicherheit des Landes erhalten werde.

Die Stände von Cleve, „die ihre Freiheit wohl so hoch halten, als wenige im ganzen römischen Reich," hatten vor Ablauf des Jahres 1670 Deputirte nach Berlin gesandt mit dem Antrage: „weil ihre Bewilligungen mit Weihnachten aufhörten und sie wohl ermessen könnten, daß der Kurfürst

auch die folgenden Jahre dieselben nöthig habe, so bäten sie, S. Kf. D. möchten sich herauslassen, wie viel Sie etwa bedürften." Am Rhein sah man den Krieg Frankreichs gegen Holland im Anzuge; man begriff dort, daß man des Staates Macht, die allein Schutz gewähren könne, über Alles hoch halten müsse. Als 1671 die Tartaren und Türken schon bis Lublin streiften, und die Republik Polen des Kurfürsten Hülfe anrief, als im folgenden Jahre der Krieg in voller Wuth entbrannte und der losen polnischen Kriegsmacht ein brandenburgisches Corps zu Hülfe gesandt wurde, beharrten die preußischen Stände bei ihrer Rechtsüberzeugung, daß das Land zur Erhaltung einer Miliz, in deren Anschaffung und Vermehrung es nicht gewilligt habe, nicht verpflichtet sei. Und wenn der Kurfürst, der schon mehrere seiner Domainen hatte verpfänden müssen, um seine Truppen in Preußen zu erhalten, von dem berufenen kleinen Concilium die Bewilligung eines Kopfgeldes forderte, lautete die „bittere Antwort": „man könne die Ausschreibung unbewilligter Abgaben nicht hindern, sondern nur wünschen, daß diese Sache zum Ruhm des Kurfürsten und nicht zum Verderben des Landes gereichen möchte." Dann folgte dem schweren Kriege von 1672 der schwerere von 1674, der Schweden Einfall in die Mark, in Preußen, des Kurfürsten glorreiche Feldzüge gegen sie; was ihm gelingen oder mißlingen mochte, die preußischen Stände blieben bei ihrer Rechtsüberzeugung, bei ihrem Queruliren und Gravaminiren. Sie erreichten wenigstens so viel, daß der Kurfürst nur Schritt für Schritt, nur mit immer neuen Machtgeboten durch diesen Wust von Chicane, Zähigkeit und Verbitterung durchdringen konnte, daß er seines Werkes nicht froh wurde.

Aber er drang hindurch; seine wuchtige Hand lag fest auf dem Lande; wie es sich auch krümmen und winden mochte, er ruhte nicht, bis dies tief eingewurzelte Unwesen der polnischen Libertät ausgerottet war.

Es war nicht gegen die Freiheit, wenn er gegen die Libertät war. Mit ihrer Libertät ist die Republik Polen bis zur völligen Ohnmacht, zur völligen Abhängigkeit von den Nachbarmächten, bis zur politischen Vernichtung der Nation gesunken. Mit der herben „preußischen Zucht", deren erstes Beispiel der Kurfürst gab, wurde ein Staatswesen hergestellt, das straff, festgeschlossen, in steter Spannung aller Kraft, immer Größeres zu leisten, ungeheure Schicksale zu überdauern, aus tiefstem Sturz sich wieder emporzurichten, die Zukunft der deutschen Nation zu sichern vermocht hat.

Holland und Frankreich.

Jene preußisch-polnischen Vorgänge bilden nur eine Seite der Verwickelungen, welche die brandenburgische Politik in diesen zwei Jahren in Spannung hielten; und erst im Zusammenhang mit diesen anderen erhalten auch jene ihr volles Licht und ihren tiefen Schatten.

Es war nicht bloß der langsam heranschwellende Kampf zwischen Frankreich und Holland, der den Kurfürsten in seinen rheinischen Landen mit zu erfassen drohte. Je näher der Ausbruch kam, desto mehr lockerten und zersetzten sich die Verbindungen, auf denen das europäische Gleichgewicht zu ruhen schien, — in den beiden für Brandenburg wichtigsten Bereichen, den deutschen und denen der baltischen Politik, in einer Weise, die den jungen Staat in jahrelangen Kampf, in einen Kampf um die Existenz verwickeln sollte.

Es hat seine Bedeutung, daß sich diese ungeheure Bewegung aus dem Angriff der ersten Militairmacht gegen die erste Geldmacht, der stolzesten Monarchie gegen die reichste Republik entspann, daß aus dem plötzlichen und niederschmetternden Stoß, mit dem Ludwig XIV. Holland zu vernichten gedachte, ein allgemeiner Krieg, der erste große Vertheidigungskrieg gegen den Dominat Frankreichs wurde. Der Verlauf und das Ergebniß dieses gewaltigen Ringens hat nicht über die Prinzipien, die im ersten Zusammenstoß hervortraten, entschieden; aber es entschied sich, was in der europäischen Staatenwelt des Lebens fähig und würdig sei, und was nicht.

In der großen Frage des Jahrhunderts ist dies Jahrzehent der siebziger Jahre die Wetterscheide.

Auch die Republik der vereinigten Staaten stand auf dem Boden der Libertät, den sie einst, in unermeßlicher Anstrengung gegen die „Monarchie" ringend, nicht bloß behauptet, sondern geadelt hatte. Sie war das bewunderte Vorbild aller Freiheit, Wohlfahrt, Bildung.

Erst seit der letzte Rest „monarchicalen Wesens", das statthalterliche Amt der Oranier, abgethan war, schienen die Staaten, Holland an der Spitze, zu ihrer vollen Herrlichkeit, zu dem ganzen Selbstgefühl wahrer republicanischer Freiheit gekommen. „Daß Gott uns Frieden mit Spanien gegeben und unsern letzten Statthalter hinweggenommen, bevor sein Erbe erwachsen war, das sind die größten Segnungen gewesen, um die je die

holländischen Eingesessenen Gott den Herrn bitten konnten. Damit sind sie in Wahrheit ein freies Volk geworden; ihr Leib, Gut und Ehre hängt nicht mehr von Einem Menschen und seinem Belieben ab; frei wählen sie ihre Obrigkeiten und diese regieren allein nach dem Interesse ihrer Städte, ihrer Provinzen, des ganzen Staates; außerdem ist jeder vollkommen sein eigener Herr." So ließ de Witt 1671 schreiben.[279])

So lange die Oranier an der Spitze gestanden, hatten die Staaten fast ununterbrochen zu Land und See Krieg gehabt, immer in mächtiger Rüstung gestanden. Jetzt, seit de Witt und seine Freunde das Ruder führten, war die Losung: „Friede in unseren Tagen, Friede mit aller Welt." Und wenn man dann immer mehr die Soldatesca reduciren, die öffentlichen Lasten mindern, „alles Handwerk, alle Nahrung und Commercien aus anderen Landen herziehen könne", „dann", das war de Witt's Verheißung, „ist dieser Staat menschlicher Weise gesprochen oder wird in kurzer Zeit sein der angesehenste, mächtigste, gefürchtetste Staat der ganzen Welt."

Freilich, die regierende Parthei mußte sehen, daß auch in Holland die populaire Meinung oranisch war und blieb. Sie erwartete und forderte von den anderen Provinzen, daß sie sich dem Interesse Hollands fügten, Hollands, das von allen öffentlichen Lasten allein 58 Procent trug, das der eigentliche Mittelpunkt des staatischen Handels und Wandels war, „das große Rad, das alle andren Räder in Bewegung setzt." Die Generalitätslande, Staatsflandern, Staatsbrabant, das Land Ober-Maas u. s. w. mochten zufrieden sein, unter staatischen Voigten bürgerliche Freiheit zu genießen und staatische Garnisonen zu unterhalten. Sie und die Festungen in fremder Herren Land mit staatischen Garnisonen umschlossen wie ein zwei- und dreifacher Wall die Union und deren Herzland Holland.

Mit Selbstgefühl machte man geltend, daß die Staatsraison der Republik die Freiheit sei. Man hob gern und oft hervor, daß die Tugend, der Patriotismus, die Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit nur mit der Freiheit gedeihe, daß an den Höfen der „Tyrannen" Falschheit, Bestechlichkeit, Treulosigkeit, jegliches Laster im Schwange sei.

Zu ihrer ganzen Höhe hatte sich die Politik des Friedens und der Freiheit erhoben — wenigstens war so die Meinung in Holland —, als sie Ludwig XIV. in seinen Siegen in Brabant und Flandern Halt gebot und ihm den Aachener Frieden dictirte. Mit der Tripelallianz, die England und Schweden zugleich der französischen Bundesgenossenschaft entzog und für das System Hollands gewann, schien dem militairischen Ehrgeiz des

Königs für immer eine Schranke gesetzt zu sein. Und die Staaten konnten die Miliz reduciren. Sollte es von Neuem zu einem Waffengang kommen, so hatte Holland Geld genug, um „die deutschen Fürsten", wie man summarisch zu sagen pflegte, werben und mit den englischen und schwedischen Contingenten der Tripelallianz ins Feld ziehen zu lassen. Aber man war überzeugt, daß es dazu nicht kommen werde; jene Schrift von 1671 bewies mit schlagenden Gründen, daß der König von Frankreich mit Holland keinen Krieg machen werde: „er kann uns nicht angreifen wollen aus Furcht, daß wir ihn beschädigen wollen, noch aus Hoffnung auf Gewinn und Eroberung, noch um der eitlen Glorie willen; ein Krieg mit uns würde den Seehandel Frankreichs vernichten." Und einstweilen fuhr man fort, in Handel, Schifffahrt, Industrie alle Vortheile auszubeuten, die, so war der beliebte Ausdruck, „Gott und Natur einmal in unsere Hand gegeben."

Sofort schien die Tripelallianz die Bedeutung eines großen europäischen Systems zu gewinnen. Hatte jener Devolutionskrieg von 1667 gezeigt, wie Frankreichs Ehrgeiz und Macht jedes angrenzende Land, ja die Freiheit Europa's gefährde, so durfte diese Verbindung aller Welt als ein rechter Hort und Schild erscheinen, und die „triplische Garantie" wurde das Stichwort namentlich an denjenigen Höfen, die sich gern unter dem Schutz des allgemeinen Friedens eigener Anstrengung entschlugen. Wir sahen, wie zur Zeit der polnischen Wahl 1669 Alles von „triplischen Gedanken" voll war. Schon stand die Krone Spanien, für deren Bestand zunächst der Bund geschlossen war, wenn auch nicht formell, zu demselben; sie übernahm es, die Subsidien zu zahlen, die sich Schweden für den Beitritt ausbedungen hatte. Und um Spaniens willen schien der Kaiser beitreten zu müssen; die Bedingungen, die er machte, waren der Art, daß man zum Schluß kommen konnte, sobald man wollte.[280]) Der venetianische Gesandte empfahl in der polnischen Wahl den Prinzen von Lothringen besonders darum, weil dann Polen in die Tripelallianz treten werde. Des Prinzen Oheim, der alte Herzog von Lothringen, der nach langer Gefangenschaft durch den pyrenäischen Frieden in sein stark geschmälertes Erbe wieder eingesetzt war, wies Frankreichs Forderung, sein Kriegsvolk aufzulösen, zurück: „es gebe wieder ein Bündniß, das ihn gegen Frankreich in Schutz nehmen werde." Noch 1668 schloß er mit Kurmainz und Kurtrier einen Bund,[281]) dessen Zweck war, zwischen Mosel und Rhein eine Truppenmacht bereit zu haben; sie unterhandelten im Haag um den Eintritt in das triplische Bündniß. Der alte Politiker Johann Philipp von Mainz

sandte nach Berlin und Dresden, den gleichen Schritt zu empfehlen, und ließ zugleich die Erneuerung des Kurvereins, den Eintritt Böhmens in denselben vorschlagen; er hoffte „die Gemüther der Fürsten Deutschlands zu einigen und mit ihrer Hülfe seine Projecte auf dem Reichstage durchzusetzen; er hoffte mit der Einigung zwischen dem Kaiser und den Fürsten, mit der Reichsgarantie des burgundischen Kreises, ja mit der „Generalgarantie aller Rechte" sein Lebenswerk zu vollenden. [282])

Als wenn die Summirung aller Schwächen Kraft sei. Wir sahen, nicht eben der Tripelallianz wegen hatte sich Ludwig XIV. zu dem Aachener Frieden entschlossen; außer einigen wichtigen Erwerbungen gewann er mit demselben die Anerkennung jenes Successionsanspruchs, der deren unermeßlich größere in Aussicht stellte. Aber eben dieser Aussicht schien das triplische System in den Weg treten zu wollen; man war in Paris betreten, diese antifranzösische Bewegung so wachsen zu sehen; es gab einen Moment, wo man lebhaft empfand, isolirt zu sein; „Frankreich," sagte Lionne, [283]) „hat keinen considerablen Freund mehr als Brandenburg." Sollte Frankreich in Mitten der glänzendsten Entwürfe, in dem vollsten Kraftgefühl, wo Alles nach That und Sieg und Ruhm dürstete, vor den triplischen Luftbildern Halt machen?

Daß im Haag der Mittelpunkt der „großen Intrigue" sei, lag auf der Hand. Man sandte Pomponne dorthin, um zu versuchen, ob die abgerissenen Fäden wieder anzuspinnen seien. Man bemühte sich, Brandenburg zu überzeugen, daß es seine clevischen Festungen zurückgewinnen müsse; man versprach jede Förderung, auch im Nothfall militairische Hülfe; auch Münster werde wegen Borkeloe, auch Cöln wegen Rheinberg gern helfen. [284])

Selbst wenn der Kurfürst um den Preis eines Bruches mit den Staaten seiner clevischen Festungen hätte Herr werden mögen, der Verlauf der polnischen Wahl war nicht eben der Art, sein Vertrauen zur französischen Politik zu erhöhen; und jener geheime Tractat verpflichtete ihn nur für einen Fall, der noch nicht eingetreten war.

Auch der zweite Sommer verlief, ohne daß die im Frieden vorbehaltene Regulirung der neuen Grenze in den spanischen Niederlanden aus der Stelle kam; französische Truppen standen noch in den Gebieten und Festungen, die an Spanien zurückfallen sollten. Es war kein Zeichen von der Stärke des triplischen Systems, daß es diesem Provisorium kein Ende zu machen vermochte. „Die Allianz," schreibt Boyneburg, „wird durch die einander kreuzenden Wünsche und Hoffnungen durchlöchert, so daß an ihren Grundlagen nichts Sicheres und Bestimmtes bleibt."

Die französische Diplomatie verstand diese kranken Punkte zu finden und zu benutzen. Schwedens triplischer Eifer erkaltete in dem Maaße, als die spanischen Subsidien stockten. In England wuchs die Spannung zwischen Krone und Parlament; des Königs Verlangen, von den Geldbewilligungen des Hauses unabhängig zu werden, die katholisirende Stimmung seines Hofes, sein eigener Hang zu politischer Intrigue und immer neuen Projecten, boten Ludwig den XIV. den Weg zu einer Annäherung, dem bald, schon im Sommer 1669, im tiefen Geheimniß Verabredungen sehr ernster Art folgten.[285]) Daß Karl II. in der Tripelallianz blieb, bot die Handhabe, sie gegen ihren Zweck, wie Holland ihn verstand, wirken zu lassen.

Nun begann man in Paris schärferen Tones zu sprechen. Man beschwerte sich über die Maaßregeln, welche im Haag gegen den Handel und die Schifffahrt Frankreichs beliebt würden, über Schmähschriften und Spottbilder, denen dort zu erscheinen gestattet werde; der Republik gab man Schuld, daß die Grenzregulirung in den spanischen Conquesten nicht aus der Stelle komme. Der König sprach in öffentlichen Audienzen davon, daß er mit den Herren Staaten unzufrieden sei; er warf ihnen vor, daß sie aller Orten Mißtrauen gegen ihn erweckten, als ob er die Universalmonarchie gründen wolle; bald sprach er mit Indignation von ihrer Undankbarkeit, ihrer Anmaaßung: „obschon sie mein Recht auf die spanischen Niederlande anerkannt haben, thun sie alles Mögliche dagegen; diesen Herren muß ihr Hochmuth gebrochen werden; sie unterstehen sich, mir Gesetze vorschreiben zu wollen."[286]) Die Frage der „spanischen Conquesten" schien der Punkt, wo es zum Conflict kommen werde. Seit dem Herbst 1669 war Frankreich in großen militairischen Vorbereitungen umfassendster Art; Festungen wurden neu angelegt oder erweitert, auch gegen Italien und die Pyrenäen, auch in den flandrisch-brabantischen Gebieten, die zurückgegeben werden sollten; ihrer 70 waren zugleich im Bau. Im colossalen Maaß wuchs die militairische Ueberlegenheit Frankreichs.

Es begann sich über Europa die Gewitterschwüle des heraufziehenden Wetters zu lagern, die Gemüther zu drücken, die Gedanken in Spannung und Beklommenheit unstät zu machen. Die Zuversicht auf die „Generalgarantie aller Rechte" sank mehr und mehr. Selbst William Temple sagte: „Ludwig XIV. ist nun einmal der mächtigste Monarch;" wolle er einmal den Holländern zu Leibe, meinten die Klugen, so müsse man zufrieden sein, daß er nichts weiter wolle. Und welcher Fürst, groß oder klein, hätte nicht diesen hochmüthigen und geldstolzen Republikanern, von denen man

nur zu lange zu viel sich habe gefallen lassen müssen, eine Lection gegönnt? Der Schlag, der sie traf, riß endlich einmal dem trotzenden Bürgerthum aller Orten den letzten Rückhalt hinweg, und die fürstliche Macht konnte sich zu ihrer ganzen Energie erheben;[287]) dann mußten auch Cöln und Braunschweig sich beugen, dann konnte Dänemark mit Hamburg und Lübeck, Schweden mit Bremen ein Ende machen.

So der Köder für die Einen; für die Frommen gab es einen andern. Schon galt es in Frankreich nicht für loyal, einem andern Bekenntniß als dem des Königs anzugehören; in den höheren Gesellschaftskreisen schwand das hugenottische Bekenntniß, selbst La Tremouille, Herzog von Tarent, selbst Turenne trat über. Die Bedrückung der hugenottischen Gemeinden wurde ärger mit jedem Jahr.[288])

Mit dem Kriegseifer gegen Holland wuchs der Eifer und Erfolg der Propaganda. Der heilige Stuhl sah mit Wohlgefallen auf den allerchristlichsten König; er ließ es gern geschehen, daß der Gallicanismus sich in seiner besonderen Art von Obedienz gefiel; er gab seine Genehmigung, daß der dritte Theil der geistlichen Einkünfte Frankreichs der Krone zu dem heiligen Werke dieses Krieges überlassen werde; [289]) man bemerkte, daß der Orden Jesu mehr und mehr für Frankreich Parthei nahm. War doch dem englischen Hofe, dem Könige selbst die Verbindung mit Frankreich der Weg zur Rückkehr in den Schooß der Kirche; und in den Niederlanden galt es die stärkste Feste der reformirten Ketzerei zu brechen, die den Lutheranern nicht minder ein Gräuel war, als den Katholischen. In einem Berichte aus Paris heißt es: „es scheint, daß die meisten geistlichen Fürsten gern mit Hand anlegen, daß so viele convertirte deutsche Fürsten gern helfen werden;“ vom Bischof von Münster erfuhr man die Aeußerung: „er hoffe, das Bisthum Utrecht nun bald dem heiligen Stuhl wieder gebracht zu sehen.“ Und am Hofe zu Wien war eine nur zu einflußreiche Parthei, die um der Kirche Christi willen den Waffen Frankreichs jeden Erfolg gönnte; von Paris, von Rom aus wurde sie auf das Eifrigste unterstützt, mochte darüber das Haus Oestreich selbst geopfert werden.[290])

Und dann: Holland war der Mittelpunkt des Welthandels, war die Weltbörse. Es gab kein Land der Christenheit, wo man nicht peinlich genug daran erinnert worden wäre, daß dort das Geld billig oder theuer gemacht werde, wo man nicht den Druck der Handelspolitik der Staaten, ihrer „Monopolien“, ihrer „Compagnien und Gilden“ empfunden hätte. Gegen Holland hatte weder Frankreich mit seinem Schutzzoll, noch England mit seiner Navigationsacte aufkommen, weder die baltische Schifffahrt,

noch die tief gesunkene Industrie des deutschen Binnenlandes sich wieder emporarbeiten können. Der Krieg, der jetzt bevorstand, versprach, selbst wenn die Staaten ihn bestanden, den Gewinn einstweiliger Störung des holländischen Geschäftes, und, wenn sie erlagen, eine gründliche Revolution in allen Bereichen des Handels, eine solche, die Alles, was Holland verlor, den andern Völkern und Ländern zuwenden zu müssen schien.

War es doch einmal um Holland geschehen, so stimmten alle Mächte, jede aus anderen Motiven, gern ein in Frankreichs Carthago delenda est. Wer hätte sich für Holland um Hollands willen erheben sollen? am wenigsten die deutschen Fürsten, am wenigsten die nächst gesessenen. Recht eigentlich auf Kosten des Reichsgebietes „zur Rechten und Linken" hatten sich die Staaten ausgedehnt, Grafschaften, Herrschaften, Städte des Reichs unter ihre Clientel gebracht; in deutscher Fürsten Gebiet hielten sie Garnisonen, erhoben sie Zölle, spielten sie die Herren. Wie hätte der Bischof von Münster „sein Borkeloe" vergessen, wie Pfalz-Neuburg die staatische Vogtei in Ravenstein verschmerzen, wie Kurcöln vergessen sollen, daß Festung und Rheinzoll zu Rheinberg zu seinem Erzstift, daß Mastricht zu seinem Stift Lüttich gehöre.

Am Verletzendsten schien das Verhalten der Staaten gegen Brandenburg. Sie hatten immer noch die ganze Reihe clevischer Festungen am Rheine inne; und wenn sie beim Abschluß des Bündnisses von 1666 die Rückgabe von Orsoy zugesagt hatten, so wollte man sich dessen im Haag nicht mehr erinnern; vielmehr meinten sie, wie eine Flugschrift jener Zeit sagt, „sie müßten diese Festungen halten, weil der Kurfürst hierzu das Vermögen nicht habe." Sie erhoben, wie die clevischen Rheinzölle, so Zoll und Licent auf der Maas bei Gennep, sie hatten auch in das Schloß dort eine Garnison gelegt. Sie zerrten den Kurfürsten mit der geldrischen Compromißsache, mit der hoefyserschen Schuld von Jahr zu Jahr hin; sie ließen in jener immer neue Commissare mit großen Diäten und stattlicher Verpflegung auf Kosten des strittigen Gebietes Protocolle aufnehmen und Besprechungen halten, ohne weiter zu kommen; sie waren in dieser von dem Hof zu Mecheln, nachdem sie Frist auf Frist versäumt, in contumaciam verurtheilt, aber statt nun die Summen zu zahlen, zu denen sie verurtheilt waren, forderten sie deren immer größere und behielten sich vor, wegen derselben sich an des Kurfürsten Land und Leuten zu erholen. Die Politik der im Haag herrschenden Parthei war, das Haus Oranien und das Haus Brandenburg zugleich niederzuhalten, in den hohen Chargen des Staates gegen den jungen Prinzen erst den Grafen Waldeck, dann andere „Militairper-

sonen," in Norddeutschland gegen Brandenburg die braunschweigischen Herren emporzubringen.[291]) Und von diesen sprachen sie nicht anders, als wenn sie deren „Geldherren" wären: auf ihre Kosten sei deren Kriegsvolk geworben und erhalten, und es würde auseinander laufen, wenn sie ihre „mächtige und freigiebige Hand" zurückzögen; diese Fürsten hätten „keine andere Handlung und Bewegung, als die Holland ihnen gebe."

Der französischen Diplomatie durfte es eine nicht schwere Aufgabe scheinen, diese norddeutschen Fürsten zu gewinnen, wenn es galt, mit Holland Abrechnung zu halten. Kurcölns war man durch den Domherrn Fürst Wilhelm und seinen Bruder Franz Egon, den Straßburger Bischof, gewiß. Auf den Bischof von Münster konnte man rechnen, sobald man seinem kriegerischen Eifer gegen Holland Raum gab, oder ihm sonst wie einen lucrativen Krieg in Aussicht stellte. Die braunschweigischen Herren hatten über die knappen Zahlungen der Staaten zu klagen, und sie konnten doch fremdes Geld nicht entbehren, wenn sie mehr bedeuten wollten, als jeder von ihnen nach seinem Gebiet und Vermögen bedeutete; der von Hannover zeigte den Brüdern und Vettern, wo man bessere Zahlung erhalten könne. Pfalz-Neuburg hielt sich noch zum Brandenburger, aber er wünschte lebhaft, die alte vertrauliche Beziehung zu Frankreich herzustellen.

Daß unter allen norddeutschen Fürsten der Brandenburger der wichtigste sei, wußte man nirgend besser, als in Paris. Es kam darauf an, diesen zu gewinnen.

Das war der Zweck der Sendung des Fürsten Wilhelm, der in den ersten Tagen des Jahres 1670 nach Berlin kam.

Dem Namen nach als Abgesandter von Kurcöln, „mit einigen Commissionen, die Reichsangelegenheiten betreffend," in der That mit Anträgen höchst merkwürdiger Art. Die Fürsten des westphälischen Kreises, namentlich Cöln, Pfalz-Neuburg, Brandenburg, Münster, hätte lange genug den Uebermuth der Staaten ertragen, sie müßten sich zu einer gemeinsamen Action vereinen, „alle für einen Mann stehen," Frankreichs Mitwirkung erbitten, die nicht fehlen werde; nicht, daß er meine „Holland über den Haufen zu werfen;" nach dem Project, das er bringe, solle es „stärker, als es bisher gewesen, gemacht werden." Der Kurfürst beauftragte Schwerin und Meinders, Fürstenberg's weitere Eröffnungen entgegenzunehmen; in den Conferenzen führte er aus, wie der innere Zustand der vereinigten Provinzen völlig unhaltbar und bei der wachsenden Macht Frankreichs, gegen die sie für die Grenzen des Reichs keinen sicheren Schutz mehr bildeten, gefährlich sei; Ludwig XIV. sei entschlossen mit den Staaten zu brechen; man werde ihn nicht

hindern können, sich Staatsflandern, Staatsbrabant, vielleicht auch das Land Ober-Maas anzueignen; um so nothwendiger sei es, den vereinigten Provinzen eine solche Form zu geben, daß sie ein sicheres Bollwerk des Reiches würden; das werde erreicht werden, wenn man die Provinzen an die verbündeten Fürsten vertheile: etwa Utrecht an Cöln oder Münster, Geldern und Zütphen an Brandenburg, Oberyssel an Münster oder Cöln, Westfriesland an Lüneburg, Gröningen an Pfalz-Neuburg, endlich Holland und Seeland an den Prinzen von Oranien, worauf England dringe; in den einzelnen Provinzen müsse die Regierung „in allen Collegien so bleiben, wie sie jetzt sei, und unter dem Namen der Unirten Fürsten geführt werden;" zum Rath van Staaten und zu den Staaten-General würde dann zugleich von jedem Fürsten und von jeder Provinz je ein Bevollmächtigter gesandt werden.[292])

In der That radical genug war das Project, ein Köder so grober Art, daß die französische Diplomatie nicht mit Unrecht einem deutschen Fürsten es überließ, mit demselben sein Glück zu versuchen.

Der kluge Geheimrath Meinders beeilte sich, „für den Fall, daß die Staatsraison fordern sollte, daß S. Kf. D. sich mit Frankreich verbände," dies „chimärische Project" schärfer ins Auge zu fassen und bestimmter zu formuliren;[293]) zweierlei fügte er hinzu: einmal es müsse ein Generalstatthalter bestellt werden, entweder Kurbrandenburg oder der Prinz von Oranien, der im Haag residire, der das Corpus repräsentire und Alles im Namen der vereinigten Fürsten anstatt, wie bisher, der vereinigten Provinzen ausfertige, und zwar mit Wissen und Gutfinden des Rathes van Staaten als obersten Regimentsrathes; sodann, „indem hierdurch nicht die Last der Provinzen, wohl aber ihre Macht und Consideration viel größer werde, auch die drei nächsten Reichskreise, ja das ganze Reich eine völlige Sicherheit und solche Macht erhalten würden, daß sie allen Ausländischen formidabel würden, so wäre zu erwägen, ob nicht die vereinigten Fürsten mit den drei Kreisen, dem niedersächsischen, westphälischen und kurrheinischen, einen ewigen Bund zu gegenseitiger Defension aufrichten sollten, und zwar so, daß, wenn von diesen vier Stimmen drei sich für einen offensiven Krieg entschieden, die vierte Stimme schuldig sein müßte, nachzufolgen.

Wenigstens ein politischer Gedanke dem bloßen Raubproject des französischen Emissairs gegenüber. Wenn die seit hundert Jahren unabhängig gewordene evangelische Hälfte des burgundischen Kreises aufhören sollte, eine Republik zu sein, so war es consequent und deutsch gedacht, sie wieder

dem Reich anzuschließen, sie in das große norddeutsche Vertheidigungssystem zu ziehen.

Nicht daß Frankreich so wilde Pläne hege, wird den Kurfürsten überrascht haben; vielleicht auch nicht, daß Kurcöln bereit schien, sich von Frankreich einen Sündenlohn zu verdienen. Und wenn Ludwig XIV. ihn selbst darauf taxirte, ihm solche Anerbietungen machen zu können, so gewann er wenigstens damit, ihm in die Karte zu sehen.

Vorerst war seine Antwort behutsam und ausweichend; er sprach den Wunsch aus, auch ferner mit Cöln in dieser Sache im Geist ihrer bisherigen Allianz vertraulich zu communiciren und gemeinsam zu verfahren. Es wurde verabredet, im Haag und in Paris für die friedliche Ausgleichung zu wirken; mit Fürstenberg wurden die Instructionen festgestellt, mit denen Crockow vierzehn Tage später nach Paris abreiste.[294])

Aber die Aeußerungen Fürstenberg's, dann die Berichte Crockow's zeigten nur zu deutlich, daß in Paris der Krieg eine beschlossene Sache sei, daß ihn der König noch im Lauf des Sommers beginnen wolle.

Nicht anders sah man die Sache im Haag an, nur daß man dort Englands noch völlig gewiß zu sein glaubte. Um so auffallender erschien es, daß Frankreich auch zur See so eifrig rüstete, zu der von Kandia zurückkehrenden Flotte eine zweite fertig machte; man mußte einen gleichzeitigen Landangriff auf Flandern und von Münster her erwarten; man fürchtete ihn, denn „die Herren wissen gar wohl, daß ihre Miliz nicht zum Besten bestellt ist." Man eilte, Patente zu umfassenden Werbungen auszugeben, namentlich deutsches Volk sollte geworben werden; de Witt hoffte, so „eine gute Armee zu bekommen, die ganz von ihm dependire, und nicht mehr die braunschweigischen Fürsten und andere mit schweren Subsidien suchen zu müssen." Freilich fuhr er fort, die Braunschweiger zu „caressiren", aber „um sie von Brandenburg fern zu halten." Wohl äußerte er den Wunsch, auch mit Brandenburg in Verhandlung zu treten: „der Ehrgeiz Frankreichs bedrohe auch die deutschen Lande, bedrohe die protestantische Religion; ob es dem Kurfürsten, der unter den evangelischen Fürsten im Reich der erste und mächtigste sei, nicht gefalle, in die Tripelallianz einzutreten?[295]) Des Kurfürsten Antwort lautete: „allerdings erscheine Manches bedenklich, und er wünsche nichts mehr, als den Frieden zu erhalten; aber die Tripelallianz sei zur Abwehr einer Gefahr geschlossen, von der jetzt nicht mehr die Rede sei."

Den Herren im Haag schien gerade dieser Tractat, der zugleich England und Schweden an sie band und die Last der Subsidien auf Spaniens

Schultern legte, der überdies zu der unklaren Vorstellung der Generalgarantie ausgedehnt jeder möglichen Deutung Raum ließ, den staatischen Interessen zu entsprechen. Am wenigsten mit dem Brandenburger hatten sie Neigung, sich auf einer anderen Basis einzulassen, „seine Freundschaft, zu erkaufen,“ da es sein Interesse mehr noch, als das ihrige sei, Schutz gegen Frankreich zu haben.[296]) Freilich Fürstenberg's Reise nach Berlin beunruhigte sie, noch mehr das Gerücht, die Krone Spanien habe sich in Paris erboten, ihre Niederlande gegen Roussillon und Cerdagne an Frankreich abzutreten, am meisten, daß der Kurfürst von Cöln ein Manifest gegen die Stadt Cöln zu erlassen, sie zum Gehorsam zu bringen im Begriff stehe. Man zweifelte nicht mehr, daß Kurcöln mit Frankreich verständigt sei; die Stadt Dordrecht, vertreten von Johann de Witt's Bruder Cornelius, beantragte, „die früher gepflogene Handlung über die Theilung der spanischen Niederlande mit Frankreich zu reassumiren.“ Schon hatte der Rathspensionair in diesem Sinn Eröffnungen nach Paris gelangen lassen. Einen Augenblick ließ man ihn hoffen, um ihn dann desto empfindlicher zurückzuweisen.

Auch die brandenburgischen Minister im Haag waren über die Lage Cölns in Sorgen. Man lud sie von Neuem zu triplischen Besprechungen ein; man überzeugte sie, daß der Eintritt des Kurfürsten der beste Weg sein werde, den Frieden, wie er wünsche, zu erhalten; man bestellte eine Commission, mit ihnen zu verhandeln; die zu den Conferenzen committirten Herren waren über Erwarten entgegenkommend. Schon hieß es in den holländischen Zeitungen, daß Brandenburg im Begriff sei, in die Tripelallianz zu treten.

Blaspeil und Romswinkel hatten sich durch ihren Eifer zu weit führen lassen. „Nicht ohne Befremden,“ schrieb ihnen der Kurfürst (9. April), „höre er, daß sie in Conferenz getreten seien; sie würden zu sehen haben, wie sie das redressirten; er finde keinen Anlaß, sich um der spanischen Interessen willen in einen fertigen Tractat einzulassen, über den mit ihm nicht die geringste Communication gepflogen sei.“[297]) Er wies sie von Neuem an, zu seinem Eintritt keinerlei Hoffnung zu machen.

Zugleich hatte Crockow in Paris auf alle Weise die Ruptur mit Holland zu widerrathen. Der König werde zu seinem Zweck und aller billigen Satisfaction „im Fall er dergleichen mit Fug zu prätendiren habe“ auch ohne Krieg gelangen; er der Kurfürst habe im Haag mahnen lassen Satisfaction zu geben, „im Fall S. M. zu einiger Unlust, wie man jedoch nicht hoffen wolle, einige Ursache gegeben sei.“ Ein Bündniß gegen Holland

sollte er in den behutsamsten Formen ablehnen; die Lage der Dinge sei der Art, daß der Kurfürst ohne Gefahr seines ganzen Staates, ja ohne Verletzung seines Gewissens sich nicht wider Holland engagiren könne, da er durch sein kurfürstliches Wort für die Staaten, wenn sie angegriffen würden, einzutreten verpflichtet sei; überdies stehe Cleve militairisch ganz in der Hand der Staaten, und in der Republik Polen, bei deren Zuständen er so nahe interessirt sei, lasse es sich zu einem sehr gefährlichen Aufstande an; der Kaiser, Schweden, die braunschweigischen Herren, Andere seien mit den Staaten theils in Allianz, theils bei deren Erhaltung interessirt; ihnen würden, wenn er mit Holland bräche, seine Lande offen stehen; nichts liege ihm am Herzen, als daß der Frieden erhalten werde; er erbiete sich von Neuem zu jeder Art gütlicher Vermittelung.[298])

Crockow glaubte den Absichten seines Herrn zu entsprechen, wenn er vorerst noch nicht mittheilte, daß derselbe die angebotene Allianz gänzlich ablehne; er glaubte so verfahren zu müssen, „um so lange als möglich das Vertrauen Frankreichs zu bewahren, um penetriren zu können, wie Frankreich eigentlich mit England stehe.“ Auch so machten die brandenburgischen Eröffnungen einen sehr lebhaften Eindruck; freilich Lionne sprach seinen Dank für die Aufrichtigkeit aus, mit der der Kurfürst verfahre, indem er nur den Wunsch hinzufügte, daß derselbe sich nicht zu einem Bündniß mit Holland herbeilasse; er wisse wohl von der schon vorhandenen Defensivallianz, doch sei sie von den Staaten nicht so beobachtet, daß der Kurfürst mehr daran gebunden sein könne. Desto deutlicher zeigte sich in Fürstenberg's Benehmen, wie des Kurfürsten Entschluß den Herren das Concept störte; er, der Domherr, verbarg es nicht, daß er darüber sehr betreten sei; sein Kurfürst werde nichtsdestoweniger in die Allianz eintreten, und um so größeren Vortheil davon haben; da der König Brandenburg nicht haben könne, werde er mit Schweden abschließen; Brandenburgs Eintreten würde den doch unvermeidlichen Krieg gegen Holland abgekürzt und namentlich alle Gefahr für das Reich beseitigt haben; ohne Brandenburg werde es einen längeren Krieg geben und die benachbarten deutschen Lande desto mehr leiden.

Noch war Ludwig XIV. mit England nicht so weit, das große Unternehmen, von dem doch „alle Zeitungen schon voll waren,“ beginnen zu können. Aber bei Metz stand eine Armee unter Marschall Crequi marschfertig; „es muß etwas vor sein,“ schreibt Crockow im Juli, „ob es auf die Stadt Cöln oder gegen den Herzog von Lothringen oder sonst worauf abgesehen, wird die Zeit lehren.“ Sechs Wochen später war Lothringen

von den Franzosen genommen; nur ein Zufall hatte dem Herzog möglich gemacht, zu entkommen; der alte Herr hätte sonst in der Bastille Gelegenheit erhalten sollen, die französische Gefangenschaft mit der spanischen, die er von 1654—1659 erlitten, zu vergleichen. Ganz Lothringen wurde von Franzosen occupirt. Tausende flüchteten nach Straßburg, Mainz, über den Rhein.

Es war ein ungeheurer Schlag; der Elsaß, bisher ohne Zusammenhang mit dem französischen Gebiet, war nun mit demselben consolidirt, die Freigrafschaft völlig von den spanischen Niederlanden getrennt, die französische Grenze auf vier, fünf Meilen gegen Luxemburg, Trier, Speyer vorgerückt.

Daß immer neue Truppen nach Lothringen und dem Elsaß vorgeschoben wurden, verbreitete neuen Schrecken. Die Staaten verstärkten ihre Garnison in Mastricht; die Stadt Cöln arbeitete eifrig, ihre Festungswerke zu erweitern, und gab damit dem Cölner Kurfürsten nur Anlaß zu neuen Beschwerden;[299]) Straßburg „schanzte mit großem Volk und ließ alle Stücke auf die Wälle fahren." Ueber das ganze Reich verbreitete sich der Schrecken; selbst Hamburg beeilte sich, die alten Gräben und Wälle auszubessern.

Während Kurpfalz in Sorge stand, daß Mainz die Lothringer Völker in Sold nehmen und den alten Hader um das Wildfangsrecht erneuen werde, sah der alte Johann Philipp von Mainz mit Schrecken, wie das schöne Limburger Bündniß die Gefahren beschleunigte, die es hatte fern halten sollen, und eilte in Paris seine Ergebenheit zu versichern. Man ließ ihn vernehmen, daß der König übel mit ihm zufrieden sei; man versicherte Kurpfalz, „wenn Mainz und Trier sich nur rührten, werde J. K. M. auf sie los gehen." Wer hätte sie geschützt? Als vom Kaiser gesandt Graf Windischgrätz nach Paris kam, für den Herzog von Lothringen als Fürsten des Reichs zu „interponiren," hieß es; „des Königs Gloire gestatte nicht, eine Mediation anzunehmen;" man sagte ihm gerade heraus, daß man auf Kaiser und Reich nicht die geringste Rücksicht nehme, „und das in Ausdrücken, die höchst verächtlich und verkleinerlich waren."[300])

Alles blieb in peinlichster Spannung, bis sich zeigte, daß des Königs Thätigkeit sich nach anderen Richtungen wandte, daß die Befestigung von Dünkirchen, Ath, Tournay auf das Aeußerste beschleunigt, Heeresmassen zum Frühjahr dorthin zusammengezogen wurden. Dann plötzlich überraschte die Nachricht, daß Ludwig XIV. auf den Antrag Schwedens und Englands in Sachen der Grenzregulirung noch ein Jahr zur Vermittelung

zugestanden habe.[301]) Also die Frage, in der die Staaten die Tripelallianz anrufen konnten, war vertagt; man erfuhr, daß der König im Frühling selbst nach Dünkirchen gehen werde, daß ein Angriff auf Staatsflandern im Plane sei, den England mit einer Landung in der Scheldemündung unterstützen werde. Die höchst eifrigen Rüstungen Münsters und Cölns, die ungeheuren Magazinirungen im Lüttticher und Cölner Gebiet, die auffallend häufigen Besuche französischer Offiziere in den Festungen am Rhein und an der Yssel ließen auf weit umfassendere Absichten schließen. Andere wiesen darauf hin, daß das Parlament von England an der Tripelallianz festhalte, daß es sich so antifranzösisch und antipapistisch wie nur je ausgesprochen habe; die Herren im Haag glaubten oder nahmen den Schein an, als glaubten sie, „daß Alles nur zum Schreck geschehe und kein Krieg zu besorgen sei." Aber sie negociirten eifrig in Madrid und in Stockholm; sie brachten das mit Lisola längst verhandelte Project, den Kaiser in die Tripelallianz aufzunehmen, zum Abschluß; nur daß die Krone England die Aufnahme versagte. „Gewiß ist," schreibt Crockow am 16. Januar, „daß Frankreich, wenn England auch noch nicht fertig ist, den Sommer nicht vorübergehen lassen wird, ohne abermals einen Ruck zu thun; ob Frankreich in Flandern angreifen, oder die Franche Comté wegnehmen wird, steht dahin."

Europa war in einem unerhörten Zustande. Frankreich verfuhr, „als ob es bei ihm stehe, die Grenzen zu verrücken, Fürsten auszutreiben, Verträge zu cassiren oder nach Belieben zu deuten." Und wer nicht mit Frankreich ging, schien wie Preis gegeben; die triplische Garantie wurde denen, die auf sie zählten, zum Irrlicht; der pyrenäische, westphälische achensche Friede schützte diejenigen nicht mehr, die ihn mit schweren Opfern erkauft hatten. Aber niemand wagte, sich für das Recht gegen die Gewalt zu erheben. Die Einen blendete der Zauber der Macht, der mit dem Mißbrauch ihrer Ueberlegenheit wuchs; Andere fesselte die diplomatische Umgarnung oder bethörte die Aussicht auf Gewinn, die Frankreich bot; Andere nahmen Schlag auf Schlag hin, als sei nur so der noch schwerere, zu dem sie schon die Hand sich heben sahen, zu meiden; und jeder dankte Gott, wenn nur die nächste Gefahr den Nachbar traf, ohne zu erwägen, daß ihn nur um so gewisser und schwerer die spätere treffen werde.

Der Macht Frankreichs gegenüber schien das ganze Staatensystem, das so mühsam gegründete Völkerrecht nicht bloß in Frage gestellt, sondern wie haltlos und unhaltbar, wie ohne Kraft und Wahrheit. Waren denn diese zusammengewürfelten Territorien mit ihren ungewissen Grenzen und

ihren sich überall kreuzenden Competenzen, dies Durcheinander von feudalen Formungen und modernen Souverainetätsansätzen, dieser ganze irrationale Wust des öffentlichen Rechts, wie ihn die Friedensschlüsse der letzten Jahrzehnte, gleichsam Flicken auf Flicken setzend, hervorgebracht hatten, in sich wahr, gesund, lebensfähig? war es nicht die einfache Kritik dieses in sich unmöglichen Zustandes, wenn die reale Macht, „die Sonne", wie man in Frankreich den glänzenden König so oft nannte, sich nur zu erheben brauchte, um das Alles wie Märzschnee vergehen zu lassen? Es schien die Zeit gekommen, die verkommene europäische Welt, wie gewaltsam, wie radical immer, neu auf neuen Grundlagen aufzubauen. Mochte sich wehren, was Kraft und Leben hatte; was politisch ohnmächtig und wurmstichig war, warum sollte es fortfahren, ein Scheinleben zu führen?

Und war es mehr als ein politisches Scheinleben, das das Reich deutscher Nation, das die Republik Polen, das Italien führte? Schon lag die alte spanische Monarchie wie ein gebrochener Riese am Boden; für den Fall, daß der kränkliche Knabe starb, der die einst mächtigste Krone der Christenheit trug — schon mehr als einmal war er todtgesagt, — ging die Monarchie entweder nach dem schon ins Geheim zwischen Frankreich und Oestreich geschlossenen Theilungsvertrag oder nach den sonstigen Conjuncturen der europäischen Politik in Stücke. Nicht bloß mit dieser Aussicht hielt Frankreich den Wiener Hof an der Leine; schon war im Rücken Oestreichs Polen, Dank der französischen Parthei dort, in voller Bewegung gegen den armen König Michael, den Schwager des Kaisers; in Ungarn dauerte die Rebellion der Zrini, Nadasdy, Frangipani, Tättenbach, auch nachdem die Häupter gefangen waren; und der französische Gesandte in Wien, Herr von Gremonville, stand offenkundig mit den Rebellen in Verbindung; die Türken, die gegen Polen in's Feld rückten, waren wie eine Reserve für sie; die mit immer schrofferer Härte verfolgten Evangelischen in Schlesien und Ungarn begrüßten jeden Erfolg, jede Hoffnung der Rebellion mit Jubel. Als es hieß, daß der Kaiser nach jenem vergeblichen Versuch, in die Tripelallianz einzutreten, einen andern Bund schließen werde mit Holland und Schweden, mit Mainz, Trier, Sachsen, lachte man darüber in Paris; „der Kaiser wird sich hüten, es zu thun," sagte Lionne, „da man ihm in Ungarn und Polen vollauf zu thun geben kann." Gremonville verstand dafür zu sorgen, daß die schon vor vier Jahren mit Schweden (von Bassenrode) abgeschlossene Allianz vom Kaiser nicht ratificirt wurde. Schon blinzelte auch Schweden zu Frankreich hinüber; denn die spanischen Subsidien blieben aus, und wie hätte man den Dänen in

15*

der Gunst des immer baar zahlenden französischen Hofes den Vorstrich lassen sollen? Vom Reich endlich war „wegen der Uneinigkeit und Diffidenz der Stände“ nicht bloß nichts zu fürchten, sondern die meisten, wenigstens die mächtigsten derselben hatte man entweder schon im Garn oder glaubte sie haben zu können, sobald man es der Mühe werth hielt ein Stück Geld auf sie zu wenden.

Während so Ludwig XIV. mit rastloser Thätigkeit und weitem Blick den entscheidenden Schlag gegen Holland vorbereitete, war man im Haag getrennter Meinung, ohne Plan, je näher die Gefahr kam, desto lauter im Kritisiren und schlaffer im Handeln, in den regierenden Kreisen gegen den Oranier argwöhnischer denn je, im Volk nur um so erbitterter gegen die regierenden Herren. Auch das Ausland sah mit Erstaunen, wie die gepriesene Staatsklugheit der Hochmögenden wie ohne Compaß steuerte. Nicht einmal Schweden verstand man festzuhalten, wie es leicht gewesen wäre, wenn man die spanischen Subsidien vorgeschossen hätte; und Spanien verletzte man obenein, indem man ein Stück Flandern und das geldrische Oberquartier als Pfand forderte, um jene Zahlung zu übernehmen; nicht einmal Dänemark gewann man, sondern man feilschte um die Summe, die es zu fordern ein Recht hatte, und zahlte einstweilen nichts.

Freilich sahen die Herren im Haag, daß Frankreich sich rüstete, sich gegen die Staaten rüstete, daß es zu Land und See zugleich angreifen werde. Aber die Einen trösteten sich mit der Hoffnung, wenn es nicht anders gehe, den französischen Ehrgeiz mit noch einem Stück der spanischen Niederlande zu ersättigen, die Anderen mit der Zuversicht, im schlimmsten Fall mit einem Zugeständniß an den Prinzen von Oranien England gewinnen zu können, Andere hielten dafür, je länger Frankreich in so kostspieliger Rüstung verharre, desto eher werde das doch arme Land erschöpft sein. In den einflußreichsten Kreisen war die Meinung, wenn Holland nur seine Navigation und Commercien in ungestörtem Gang erhalte, so sei alles Andere nicht der Rede werth; so sehr schien das die Hauptsache, daß man schon die Möglichkeit erwog, den „Staat“ aufzugeben und sich zu Frankreich so zu stellen, „wie die hansischen Städte zum Kaiser oder Danzig zur Krone Polen;“ im Sommer 1671 war „die einzige Sache, von der man sprach,“ ob es nicht besser sei, an Frankreich zu kommen, als in des Prinzen Hände zu fallen.“[302]) Einstweilen war „der Staat“ handelspolitisch bereits in vollem Bruch mit Frankreich; gegenseitig überbot man sich mit Zollerhöhungen, Verboten, Plackereien aller Art. Und zugleich begann England seinen Anspruch auf das Dominium Maris in immer

schrofferen, ja demüthigenden Formen Ausdruck zu geben. Man ließ sich viel und immer mehr gefallen, um nur dem wirklichen Kriege aus dem Wege zu gehen; man nahm es mit der Ehre nicht weiter genau, um nur die Geschäfte nicht leiden zu lassen; man entschädigte sein republikanisches Selbstgefühl damit, daß man diejenigen, auf die man im Nothfall zum Schutz der Landesgrenze rechnete, namentlich die deutschen Fürsten, einstweilen so behandelte, wie der reiche Mann die Arbeiter, die er noch nicht braucht.

Vor Allem de Witt blieb zuversichtlich und heiter; „er hat,“ sagte einer, der ihm nahe stand, „auf die Verständigung mit dem Könige von Frankreich gerechnet, bis er dessen triumphirende Armee im Herzen der vereinigten Staaten sah.“

Deutschland vor dem Kriege von 1672.

Crockow meldet im Verlauf seiner Verhandlungen in Paris von einem Gespräch, das er mit dem französischen Minister gehabt habe; auf seinen Einwand, der Kurfürst könne sich nicht weiter herauslassen, bevor das Reich gesprochen, habe er geantwortet: „das Reich spreche nicht, es sei der Kurfürst, der es sprechen mache.“

Es war freilich nicht ganz so; aber Frankreich warb so anhaltend, mit so geschmeidiger Geschicklichkeit um ihn, als wenn sein Entschluß über das Verhalten Deutschlands entscheide. Und die Herren im Haag fuhren fort, ihn so gleichgültig, sein Interesse so rücksichtslos, seine Eröffnungen mit so geringer Discretion zu behandeln, als wenn sie ihn geflissentlich auf des Gegners Seite treiben wollten.

Nicht, daß Frankreich ihm großen Gewinn bot und die Staaten ihm nicht einmal das gewährten, was er zu fordern ein Recht hatte, bestimmte ihn in seiner Politik. Wie er Frankreichs wachsende Uebermacht ansah, hatte er im Herbst 1667 deutlich genug gezeigt; aber er hatte umsonst „die Trommel gerührt;“ und wenn er damals nicht das Opfer seines „Eifers für die gemeine Sache“ geworden war, so war er am wenigsten den Herren im Haag dafür Dank schuldig.

Wie unermeßlich war seitdem die Gefahr gewachsen. Mit der Occupation Lothringens drückte Frankreich mit seiner vollen Wucht auf den Oberrhein und hatte diesseits bereits in Breisach und Philippsburg Ausfallpforten zu beliebiger Invasion nach dem oberen Deutschland. Gelang

der Stoß gegen Holland, so war auch für Norddeutschland das letzte Bollwerk gebrochen.

Aber war die still weiter wuchernde Macht der Niederlande für Deutschland minder lähmend, minder demüthigend, minder zur Schädigung des Reichsgebietes? Nicht einmal jetzt, Angesichts so großer Gefahr, hielt man im Haag für nöthig, im Geringsten auf die Beschwerden Rücksicht zu nehmen, deren die deutschen Nachbarn so viele und so gerechte gegen die Union hatten; [303]) man gab den Bemühungen Lisola's und Anderer, durch Rückgabe Rheinbergs den Erzbischof von Cöln zu beschwichtigen und den Einfluß der beiden Fürstenberg zu beseitigen, nicht Gehör; vielmehr eilte man, der Reichsstadt Cöln die Hülfe zu leisten, um die sie bat; man ließ in der Stadt ein staatisches Regiment werben und garnisoniren, das mit den Bürgern gemeinsam den gefürchteten Angriff des Erzbischofs abwehren sollte. Geschickt genug, wenn es an der Zeit war, Kaiser und Reich eben so ins Gesicht zu schlagen, wie es kurz vorher Ludwig XIV. mit der Occupation Lothringens gethan hatte.

Für den Kurfürsten die peinlichste Wendung, welche die Dinge nehmen konnten; nicht bloß, daß sie ihn in der schweren Alternative zwischen Frankreich und Holland von der Linie, die allein seinen und den deutschen Interessen entsprach, völlig hinwegzudrängen drohte, indem sie den Ausbruch des drohenden Kampfes auf den Boden des Reichs verlegte; indem sie den Hader zweier Reichsstände als Anlaß zu diesem Kampfe bot, war ihre nächste und gewisseste Wirkung, in Partheiungen für und wider die letzten Zusammenhänge, die es noch innerhalb des officiellen Deutschlands gab, völlig zu zerreißen, die Principien von 1648 endlich in der vollständigen Auflösung des Reichs zur Wirkung zu bringen.

So widerlich es ist, von dem deutschen Wesen, „dem Schattenspiel an der Wand," zu sprechen, an dieser Stelle ist es unvermeidlich, einen Blick darauf zu werfen.

Seit dem Türkenkriege von 1663 war der Reichstag versammelt. Wenn der Friede von 1648 als die Aufgabe des nächsten Reichstages bezeichnet hatte, das Reich nach jenen neuen Principien zu constituiren, wenn der 1653 berufene Reichstag, nachdem er Jahr und Tag bei einander gewesen, so gut wie Alles im provisorischen Zustand gelassen hatte, so versammelte man sich 1663 auf die Ladung des Kaisers, der Hülfe gegen die Türken forderte, mit dem Entschluß, endlich die Constituirung durchzusetzen. Nur provisorisch, in höchst unreichsgemäßer Form leistete man die Türkenhülfe; man warf sich sofort auf die Frage der Reichsorganisation; je länger

man verhandelte, desto unergründlicher wurde die Verwirrung. Man handelte von der Securität des Reichs, von der Revision der Matrikel, von der Reichskriegsverfassung, — Jahre lang ohne Ergebniß. Man fand es höchst nöthig, eine dauernde Wahlcapitulation zu Stande zu bringen, während bei der Jugend des Kaisers ein praktisches Bedürfniß für dieselbe noch in weiter Ferne lag. Gelegentlich wurde untersucht, ob die Grafschaft Schleiden zum Reich gehöre, ob die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst an Holstein-Gottorp oder an Holstein-Plön vererbten, ohne daß man zum Schluß kam. Seit Jahren lagen Denkschriften von Kurcöln vor, des Reiches Intercession wegen der Festung Rheinberg und des dortigen Rheinzolles zu fordern, und als (Anfang 1671) die Sache von Neuem in Anregung kam und von Brandenburg beantragt wurde, zugleich der clevischen Festungen zu gedenken, wurde das zurückgewiesen, weil ja darüber noch keine schriftlichen Anträge vorlägen. Bei jeder neuen Frage gab es neue „Rottirungen;“ die Fürsten waren einig, wenn es galt, der Präeminenz der Kurfürsten entgegenzutreten; die Kurfürsten und die altfürstlichen Häuser hielten zusammen gegen die neu creirten Fürsten; die beiden oberen Collegien waren eines Sinnes darin, die Städte, so viel nur irgend möglich, zur Seite zu schieben; die katholischen Stände, so weit sie sonst aus einander gehen mochten, gingen Hand in Hand, wenn sich Gelegenheit bot, den Evangelischen, wenn nicht großen Schaden, so doch kleinen Tort anzuthun; und die Lutheraner stimmten gern mit ihnen, wo den Reformirten zu nahe getreten werden konnte, in denen sie immer noch unbefugte Mitgenießer des Privilegiums der Augustana und die schlimmsten Schädiger der reinen Lehre sahen. Jeder Fürst und Stand im Reich ließ seine Gesandten in Regensburg so viel, wie irgend möglich, fordern und so wenig, wie möglich, gewähren; und die Versammelten, meist geschulte Reichspublicisten, wetteiferten in „Raisonniren, Disputiren und Scrupuliren“, in immer neuen Futilitäten des Ceremoniells und des pedantischen Geschäftsganges. Wenn dann Brandenburg von Zeit zu Zeit mahnte, doch nicht jede Frage mit allen anderen zu verwickeln, wenigstens die eine dringendste, die Kriegsverfassung des Reichs, für sich zu behandeln und durchzuführen, so schien das ungefähr Allen höchst präjudicirlich, reichsconstitutionswidrig und der Untergang der Libertät.

In diesen breiartigen Zustand des Reichs — Oestreich hatte ein Interesse, ihn zu erhalten, so lange es constitutive Beschlüsse gegen die Reichsgewalt zu fürchten hatte; die deutschen Fürsten und Stände nicht minder, weil der allseits provisorische Zustand ihre Unabhängigkeit um so

sicherer weiter wuchern ließ; und die französische Diplomatie in Regensburg, höchst geschickt von Robert Gravel vertreten, war unermüdlich, die Zersetzung des Reichskörpers zu fördern — in diese trostlose Stagnation der officiellen Reichspolitik kamen seit 1668 Ansätze zu bestimmteren Tendenzen, die die Verwirrung nur mehrten.

Schon seit längerer Zeit colportirte, vom Kaiserhofe begünstigt, der Bischof von Tina jene Projecte kirchlicher Reunion, die zugleich mit Anträgen auf commercielle und Zolleinigung Deutschlands, auf Gründung von Handelscompagnien in Hamburg für die Elbe, in Ostende für den Rhein, auf literarische Einigungen, von Allen, so war die Meinung, mit Freuden ergriffen werden würden, denen die Einheit und Macht des Reiches am Herzen liege. 304) Kurmainz, das so lange an der Spitze des rheinischen Bundes gestanden und die französische Parthei in Regensburg dirigirt hatte, wandte sich mehr und mehr dem Kaiser zu, und Kurmainz hatte das Directorium im Kurcollegium, wie Oestreich mit Salzburg im Fürstencollegium; wir wissen schon, wie unermüdlich die Mainzer Politik in immer neuen „Erfindungen“ war, wie Leibniz sie nennt, der selbst deren etliche ausgesonnen hat.

Im Jahre 1669 brachte Mainz bei den Kurhöfen in Vorschlag, da in Regensburg doch nichts zu Stande komme, einen Collegialtag zu halten zur Erneuerung des Kurvereins und Aufnahme der Krone Böhmen „und auch einiger anderer Fürsten“ in denselben. 305) Also die Oligarchie der Kurfürsten sollte sich, anstatt des Reiches, constituiren; es sollte zugleich die Opposition der Fürsten gebrochen werden, indem man ihrer die bedeutendsten in diese Oligarchie aufnahm, es sollte die Aufnahme Böhmens dem Hause Oestreich die Leitung derselben sichern. Dies Project freilich fand Widerspruch, „da man die Diffidenz und Jalousie der fürstlichen Häuser bei dem schon so verworrenen Zustand des Reiches“ nicht noch vermehren dürfe. Aber sofort kam ein anderes Project auf den Plan. Man war mit der Revision der Executionsordnung, d. h. der Reichskriegsverfassung so ziemlich fertig; jetzt wurde von den Directorien beantragt, noch die Clausel aufzunehmen, daß es den Kurfürsten, Fürsten und Ständen nicht erlaubt sein solle, ohne Vorwissen und Belieben des Kaisers und der Kreisobristen, zu werben oder werben zu lassen. Das bedeutete, das althergebrachte und durch die Verträge von 1648 zum Reichsgrundgesetz gemachte Recht der Waffen von Zustimmungen abhängig machen, deren reichspatriotische Lauterkeit nichts weniger als zweifellos war. Wie hätte man der Politik des kaiserlichen Hofes, an dem östreichische Edelleute aus

deutschen und nichtdeutschen Landen, einzelne immerhin in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben, das Ruder führten, die Controle über die Wehrbarkeit des Reiches anvertrauen mögen? oder sollte Kurbrandenburg in Dresden, sollte der Heidelberger Kurfürst nach all dem Wildfangsstreit in Mainz die Erlaubniß einholen, wenn er werben wollte?

Kurmainz ging in derselben Sache sogleich noch einen Schritt weiter: den Gegenantrag, daß nichts in der Executionsordnung gelten dürfe, was gegen das Friedensinstrument von 1648 sei, weigerte es sich, zur Umfrage zu stellen, in das Protocoll aufzunehmen. Das Directorium erweiterte seine Befugniß bloßer Geschäftsleitung zu einer Censur über die Mitkurfürsten, zu dem Vorrecht der ausschließlichen Initiative. Und indem „der allgemein bewilligten" Reichskriegsverfassung jene Clausel beigefügt wurde, gerieth das ganze so lange debattirte Werk „zu nicht geringer Verschimpfung der ganzen deutschen Nation wieder ins Stocken;" Cöln verhandelte mit Baiern und Brandenburg, ob es nicht besser sei, den Reichstag abzubrechen, da es dem Reich verkleinerlich und schädlich sei, durch fernere Continuation dem Ausland die Uneinigkeit und Schwäche des Reiches je länger je mehr zu offenbaren. [306])

Der Wiener Hof eilte, die lang entbehrte Gunst einer Majorität am Reichstage zu benutzen. Er erbot sich, zur Reichskriegsverfassung auch die östreichischen „Erbkronen und Erblande" mit einigen tausend Mann zu verpflichten, wenn dieselben dafür in die „allgemeine Reichsgarantie" aufgenommen würden, freilich mit Vorbehalt aller Rechte, Privilegien und Exemtionen, die denselben zugeständig seien. [307]) Das will sagen, die gesammte Wehrkraft des Reiches sollte für Oestreich eintreten, gelegentlich auch gegen die Rebellen in Ungarn oder auch gegen die Evangelischen in Schlesien, ohne daß die Pflichten und Institutionen des Reiches mit Einschluß der im Reich garantirten Religionsfreiheit für Oestreich in Kraft traten. Man ließ zu gleicher Zeit in Anregung bringen, daß dem Kaiser „bei diesen schweren Läuften" wohl ein fünfzig Römermonate bewilligt werden könnten. [308])

Und mehr als dies: man fand ein Mittel, unter dem Schein reichsoberhauptlicher Fürsorge und Gerechtigkeit sich in den Territorien Parthei zu machen und auf diejenigen Stände, welche zu selbstständig zu werden drohten, die Hand zu legen.

In dem Reichsabschiede von 1654 hatte der Kaiser nicht umhin können, auch jenen § 180 zu genehmigen, der die Landstände verpflichtete, zum Unterhalt der nöthigen Garnisonen und Festungen ihren Landesherrn mit

hülflichem Beitrag gehorsamst an die Hand zu gehen. Aber sollten die Landstände über das Maaß des Nöthigen entscheiden? Bald gab es darüber z. B. im Jülich-Bergischen sehr ernste Differenzen, Klagen beim Reichskammergericht; war etwa das competenter? hatten die Glieder des Reichs nach dem Frieden von 1648 das Recht, unter sich und mit dem Ausland Bündnisse zu schließen, so wollten sie auch die Mittel haben, deren Bedingungen zu erfüllen. In diesem Sinn war ein Reichsgutachten von sämmtlichen Kurfürsten und der Mehrzahl der Fürsten (26. Januar 1667) zu Stande gekommen und zur Genehmigung eingesandt. Schon daß die Antwort des Kaisers sich Jahre lang verzögerte, machte böses Blut, mehr noch, als man erfuhr, daß dies Reichsgutachten dem Reichshofrath und dem Kammergericht vorgelegt sei, als wenn die Gerichte die Beschlüsse des Reichstages zu censiren hätten. Endlich jetzt kam der kaiserliche Bescheid vom 12. Februar 1671, welcher die geforderte „Extension des § und gleichwie" für die Territorien, „wo ein Mehreres nicht rechtmäßig hergebracht sei," ablehnte und den Unterthanen und Landständen, falls sie unbillig beschwert würden, den Weg Rechtens offen hielt.

Ein kaiserliches Veto solcher Art schien nach dem Frieden von 1648 und nach der Wahlcapitulation unerhört: „sichtlich wolle der Kaiser die Kurfürsten und Fürsten mit ihren Ständen brouilliren, das Besteuerungsrecht auf die Landesdefension beschränken, sich das Arbitrium darüber anmaaßen; der Kaiser zeige den Landständen den Weg, sich in eine längst von ihnen intendirte Freiheit zu setzen." Baiern und Cöln im Kurcollegium, Pfalz-Neuburg und beide Mecklenburg im Fürstenrath entfernten sich mit der Erklärung, an keiner weiteren Abstimmung Theil nehmen zu können, bis das in aller Ordnung gefaßte Reichsgutachten bestätigt sei. Das Directorium erklärte ihnen, unter solchen Umständen werde es am Besten sein, das ganze Werk der Reichskriegsverfassung aufzugeben. Daß Trier, Kursachsen, Pfalz den Affront hinnahmen, schoben sie der „allerlei Unterbauung" zu, welche Mainz und die Kaiserlichen gemacht hätten; aber sie waren äußerst betreten, daß die brandenburgischen Gesandten nicht mit ihnen hinausgingen, daß sie erklärten, „sie hätten keine Instruction, und ihr Herr sei bei der Sache nicht interessirt; sie könnten es nicht für Recht halten, sich, wenn Kais. Maj. in diesen Punkt nicht willige, in allen andern wichtigen Sachen dem Reich und den Mitständen zu versagen."

Aber die Extendisten waren entschlossen, zum Aeußersten zu gehen; sie entwarfen eine Allianz, „sonderlich gegen die Unterthanen, die sich widersetzten, und diejenigen, welche sich derselben annehmen würden, mit der

That und mit Zuziehung der fremden compaciscirenden Kronen" ihr Recht zu behaupten. Sie forderten auch Brandenburg auf, mit einzutreten; und die französischen Minister empfahlen auf das Eindringlichste den Beitritt: es handle sich um eine delicate Materie, darin man Nichts nachgeben müsse, der Kaiser bekomme auf dem Wege, den er eingeschlagen, größere Macht im Reich, als er jemals gehabt.

Allerdings trat der Kurfürst der Verbindung bei, aber nachdem er Wesentliches in dem Entwurf geändert, namentlich jede directe Gegenstellung gegen den Kaiser und seine Resolution daraus entfernt, die Zuziehung fremder Kronen gestrichen hatte; [309]) es blieb, was zum Schutz des gefährdeten fürstlichen Interesses nothwendig war. Wer aber den Receß gewollt hatte, um weiter zu agitiren und dem französischen Interesse eine neue Handhabe zu schaffen, fand bei der neuen Formel nicht mehr seine Rechnung. Cöln wollte jetzt nur zwei Drittel des ihm zugeschriebenen Contingents, der Bischof von Straßburg gar kein Contingent stellen; auch Mecklenburg-Güstrow ratificirte nicht. Der Kurfürst selbst meldete dem Kaiser, daß er mit mehreren Fürsten in Betreff des Besteuerungsrechtes „eine Correspondenz aufgerichtet habe; zur Förderung der Securität des Reichs würde nichts dienlicher sein, als wenn der Kaiser die hochnöthige Sicherstellung gegen die Landstände mit seiner Autorität desto fester mache."

Aber am Wiener Hofe hatte man sofort die Gelegenheit ergriffen, „eine Parthei zu machen." Am 16. Juni war ein „kaiserliches Handschreiben" an Mainz, Trier, Pfalz, Sachsen erlassen worden, in welchem das Verfahren der „Extendisten", wie es da hieß, als „ein im Reich deutscher Nation unerhörtes" bezeichnet wurde, „das dem Anschein nach auf völlige Umwandlung und Auflösung des Reichs hinauslaufen wolle." Für Brandenburg war noch ein besonderer Vermerk in dem Schreiben: „es sei gar unerhört, daß einer bei einem Votum sitzen bleibe, selbiges mit seinem Stillschweigen bekräftige und hernach dagegen protestire." Die Betroffenen verwahrten sich ebenso entschieden gegen das „verkleinerliche Prädicat Extendisten", wie gegen „das unerhörte und hochpräjudicirliche Beginnen" der Majorität in Regensburg; die Verhandlung über die Reichskriegsverfassung gerieth völlig ins Stocken.

Schon war es auch in Sachen der Capitulation zu völligem Zerwürfniß gekommen. Sie war in ihren Artikeln fertig; aber die Fürsten fügten noch einen Epilogus hinzu, indem sie Mehreres, was sie nicht hatten durchbringen können, vorbehielten; die Kurfürsten darauf machten einen

Prologus, in dem sie ihrer Seits den Inhalt des Epilog hinfällig machten; die im Fürstenrath forderten durchaus die Beseitigung des Prolog (August), Schweden, Bremen und die braunschweigischen Herren votirten, „es müsse den Kurfürsten keinerlei Hoffnung gelassen werden, daß man darin etwas remittire." Und um das Maaß voll zu machen, wurde am 27. November ein kaiserliches Decret verlesen, welches in scharfen Ausdrücken rügte, daß man von dem wohlhergebrachten Stylus der Reichsberathungen je länger je mehr abweiche und Dinge vorbringe, die gar nicht auf dem Ansagezettel ständen, und ermahnte, fortan allein von dem zu reden, „was in die Propositionen gebracht worden."

Schon im Laufe des Sommers war von Cöln und Baiern wieder auf „Erledigung des Reichstages" gedrungen; auch der kaiserliche Hof war, freilich aus sehr anderen Gründen, für dieselbe. Brandenburg erklärte sich „auf beiderseits Ersuchen", geschehen lassen zu wollen, daß versucht werde, ob in gewisser Zeit die Verhandlungen zu Ende gebracht werden könnten; „zu unserer selbsteigenen Disreputation," schrieb der Kurfürst seinen Gesandten, „können wir nicht länger so unfruchtbaren Berathungen zusehen;" sie sollten einen Termin, etwa den letzten November, vorschlagen mit der Erklärung, daß, wenn dann die Handlungen nicht zum Schluß gebracht seien, sie abreisen würden, und mit dem Protest, an allen Inconvenienzen unschuldig zu sein, die daraus entstehen würden.

Trotzdem fuhr man fort, über Prolog und Epilog hartnäckig wider einander zu stehen, „indem etliche Fürsten, ehe ihrem einseitigen Begehren nicht nachgegeben, von der Securität nicht weiter handeln wollen, ihnen einbildend, daß die Kurfürsten nachgeben werden." Aber den meisten unter den Fürsten, zumal den geistlichen, „denen an der Securität gelegen," war nicht gar wohl bei der Sache; und als die Kurfürsten vorschlugen, einstweilen, bis man ein Expediens gefunden, „gleichsam hypothetisch" die Reichskriegsverfassung fertig zu machen, waren sie froh und beschlossen mit Majorität, weiter zu verhandeln.

So hier und so überall, — denn die Einzelheiten dieser kläglichen Reichshandlungen übergehe ich — deckte man mit einer Phrase, einer geschickten Formulirung, einem unklaren Ausdruck die unheilbaren Risse zu, bis auch demnächst die Tünche wieder Risse bekam und wieder übertüncht werden mußte.

Zweierlei trat deutlich hervor, einmal, daß die Bedeutung Oestreichs im Reich wieder rege wurde, in dem Maaße reger, als das schroffere Vorgehen Frankreichs die Schlaffen, Aengstlichen, Zurückgebliebenen beun=

ruhigte; sodann, daß die andern desto ungeduldiger wurden, auch die letzten Formen der Reichsgemeinschaft, die noch zu Recht bestanden, zu lösen, alle Consequenzen der Verträge von 1648 zu ziehen, Deutschland zu einem geographischen Begriff zu verwandeln und gelegentlich die territoriale Geographie Deutschlands nach der bekannten Regel: „denn ich bin groß und du bist klein," zu modificiren, das Alles unter dem glorreichen Schutz der Lilien und trotz ihrer schon zu bedrohlichen Uebermacht.

Die schleichsame Erweiterung der kaiserlichen Competenzen, wie sie Oestreich Hand in Hand mit Mainz betrieb, war ebenso gegen alle seit 1648 völkerrechtlich normirten Principien des Reichswesens, wie die Politik der Fürstenberge gegen die Natur der Dinge und das handgreifliche Bedürfniß der Nation. Sollte das deutsche Wesen darum in Schimpf und Schanden verkommen müssen, weil der Wortlaut der Verträge von 1648 die Möglichkeit gab, die Libertät und Selbstständigkeit jedes Standes im Reich bis zum Unsinn zu entwickeln, und weil Frankreich diese Verträge, deren Garant es sei, nur so richtig verstanden erklärte? Oder sollte Deutschland, um diese Scylla zu meiden, in die Charybdis der östreichischen Politik zurücksteuern, die, wenn nicht mehr so kühn und stolz, wie in den Zeiten der Ferdinande, doch mit der stillen Abtödtung des evangelischen Wesens in den Kron- und Erblanden, mit der cynischen Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit gegen jedes deutsche Interesse, das nicht östreichisch war, mit dem hartnäckig fortgesetzten Mißbrauch des Reichshofraths und dem unerträglichen Einfluß der Wiener Hofcabalen auf die Reichsangelegenheiten tagtäglich den Beweis gab, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen habe?

Mußte denn das deutsche Wesen entweder französisch oder östreichisch sein? war es nicht möglich und nicht hohe Zeit, daß es wieder deutsch werde? Wiesen nicht alle Interessen, auch die wahren Interessen jedes Fürsten und Standes im Reich, wies nicht die Natur des Landes und des Volkes darauf hin, daß man sich zusammenschließen und in aufrichtiger Gemeinschaft Schutz suchen müsse? Sollte Deutschland nie aufhören, an sich selbst zu freveln gleich jenem Spartanerkönige, der sich in seinem Wahnsinn Glied vor Glied das Fleisch von den Knochen schälte, ein Gräuel vor Göttern und Menschen?

Schon regte sich, nicht in den blöden Massen, noch weniger in den leitenden Klassen, wo der officielle Patriotismus immer schroffer particularistisch wurde, aber in den Kreisen der Wissenschaft und Bildung ein Anfang nationaler Empfindungen, die ernste Einsicht, daß man in schwerer Gefahr sei, daß man aus den einmal gegebenen Bedingungen die Mittel,

ihr zu begegnen, zu finden suchen müsse, daß man große Opfer, dauernde Anstrengungen nicht scheuen dürfe, sich aus diesem Starrkrampf zu retten, daß es sich um die Existenz handle.

Zum ersten Ausdruck brachte diese Stimmungen in Deutschland die im Sommer 1667 publicirte Schrift des Pariser Advokaten Anton Aubery, welcher bewies, daß dem französischen Könige die Kaiserkrone und das Reich gebühre. [310]) Sie war nicht die erste, sie blieb nicht die einzige, welche die stolz erregte französische Literatur hervorbrachte. Aber an Aubery's Schrift knüpfte sich eine deutsche Polemik sehr entschiedener Art, die bald nach dem Gewaltact Frankreichs gegen Lothringen noch schärfer die Entrüstung, die Sorge um die Rettung des Reichs, das Verlangen der Abwehr aussprach. Es begann sich über die starre Libertätsdoctrin, über die confessionellen und particularistischen Rivalitäten der Gedanke der doch gemeinsamen deutschen Interessen zu erheben. Es erschien jene Schrift Samuels von Pufendorf, die er unter dem Namen Mozambano veröffentlichte; freilich eine tief einschneidende Kritik der Zustände im Reich, aber zugleich der Nachweis, wie aus den einmal gegebenen Bedingungen eine neue Gestalt der Dinge auferbaut werden könne, stark genug zu Schutz und Trutz, und so fest in sich, als das Einheitsbedürfniß Aller, der Fürsten und Stände, wie ihrer Unterthanen es fordere. Die Bewunderung, wie die Opposition, welche diese glänzende, gedankenkühne, durch und durch staatsmännische Schrift fand, dazu die immer neuen Gewaltacte Frankreichs, die in sehr drastischer Weise die Gefahren erläuterten, welche sie aufgedeckt hatte, gaben ihr unermeßliche Wirkung.

In der Richtung, welche Pufendorf theoretisch entwickelte, hatte sich die brandenburgische Politik praktisch schon längst bewegt. Wie weit sie von der Eifersucht gegen Oestreich entfernt sei, hatte die Wahl von 1658 gezeigt. Die Principien der Verträge von 1648 konnte sie nicht mehr rückgängig machen wollen, sie waren einmal das Ergebniß der trostlosen deutschen Geschichte; aber sie war der Zuversicht, daß auch auf dieser Grundlage das, was dem deutschen Wesen nöthig sei, müsse hergestellt werden können. Sie wollte weder östreichisch noch französisch sein; sie war eben so beflissen, die französischen Einflüsse von den inneren Angelegenheiten des Reichs fern zu halten, wie sie der östreichischen Politik entgegentrat, wo sie den alten Mißbrauch der kaiserlichen Gewalt wieder einzuschmuggeln versuchte. Sie hielt sich möglichst dicht an der Seite der Extendisten, aber versuchte sie zu mäßigen; sie opponirte dem Wiener Hofe, ohne je dem Kaiser den Rücken zu wenden. Nichts beklagte der Kurfürst

mehr, als daß der Kaiser, statt mit den Fürsten des Reichs das Regiment zu führen, nur von seinem Landesadel umgeben und berathen, sich nur in dem Gedanken des östreichischen Particularismus bewegte; er hat einmal den Gedanken gehabt, immer zwei Kurfürsten sollten am Kaiserhofe sein, die Reichsgeschäfte leiten zu helfen; er selbst sei bereit, für ein Jahr dorthinzugehen. [311])

Seit lange zum ersten Mal hatten die deutschen Waffen Erfolge gehabt, als Brandenburg im schwedischen Kriege mit Oestreich gegangen war. Freilich dann in einem Zuge auch Frankreich zu treffen und die Krone Spanien zu retten, bevor sie im pyrenäischen Frieden sich demüthigen mußte, hatte der Wiener Hof abgelehnt. Er hatte dann in dem Türkenkriege von 1664, in der Gefahr des burgundischen Krieges 1667 nur zu deutlich gezeigt, wie sehr ihm das Emporkommen Brandenburgs mißfalle. In der polnischen Wahl 1669 hatte er den Kurfürsten gröblich getäuscht und dann als Aufgeld jene Insolentien hinzugefügt, die der kaiserliche Gesandte Graf Schaffgotsch mit nur zu großem Eifer in Ausführung brachte. Und auf seine Reclamationen empfing der Kurfürst ein kaiserliches Handschreiben so harter und beleidigender Art, daß er in der ersten Aufwallung sich auf das Drohendste äußerte. [312])

Man gefiel sich in Wien darin, ihn übel zu behandeln; man bezeichnete dort, wie wir sahen, unter den Extendisten ihn als den, der zum Unrecht auch die Zweideutigkeit füge; man verbreitete, daß unter den Papieren der ungarischen Rebellen auch aufreizende Briefe von Brandenburg gefunden seien. [313]) man sprach unverhohlen und mit sittlicher Entrüstung von einer französischen Parthei im Reich, zu der man neben Cöln, Baiern, Münster, auch Brandenburg und die braunschweigischen Herren rechnete.

Freilich Cöln war, Dank dem Fürsten Wilhelm und seinem feineren Bruder von Straßburg, im französischen Fahrwasser, und der gute Kurfürst Maximilian Heinrich mußte auf Monate nach Loretto pilgern, damit die beiden Brüder desto bequemer ihre Politik machen konnten. Auch Baiern war durch den dritten Fürstenberg in das französische System gezogen; das Verlöbniß des kleinen Dauphin mit einer noch kleineren Prinzessin von Baiern, die Zusicherung, wenn Kaiser Leopold ohne Söhne sterbe, das Recht des Hauses Baiern auf die Krone Böhmen zur Geltung zu bringen, gewann den Münchner Hof völlig. Und im Sommer 1671 wurde plötzlich bekannt, daß der Kurfürst von Heidelberg seine Tochter, jene Elisabeth Charlotte, mit dem Herzog von Orleans verlobt habe; bald

folgte die Vermählung, nachdem die Braut den Glauben ihrer Väter feierlich abgeschworen; ob, wie man später gesagt hat, der behutsame, rechnende Carl Ludwig mit glänzenden Aussichten, mit einem dereinstigen Königreich Austrasien geblendet worden sei, mag dahin gestellt bleiben; nicht stark genug, auf eigenen Füßen zu stehen, mochte er es räthlich halten, sich den Mächtigeren zuzuwenden.

Auch die braunschweigischen Herren zählte man zur französischen Parthei. Wenigstens auf dem Reichstage hielten sie sich nicht zu derselben; sie spielten noch mit verdeckter Karte. Unter den hingerichteten ungarischen Rebellen war auch Graf Tättenbach, der die Grafschaft Reinstein am Harz besaß; sie wurde als verwirktes halberstädtisches Lehen von Brandenburg in Besitz genommen. Das welfische Haus glaubte ältere Ansprüche zu haben, und der Herzog von Wolfenbüttel sandte in aller Stille einen Notar ins Land, seine Landeshoheit zu proclamiren. Daß derselbe ausgewiesen, daß von Wolfenbüttel nach einem vergeblichen Versuch militairischer Occupation der kaiserliche Rechtsschutz angerufen wurde, bot dem Wiener Hofe die Gelegenheit, das Welfenhaus durch einen Liebesdienst zu verpflichten, wie denn das getreue Kursachsen vom Kaiser mit dem Schiedsspruch beauftragt wurde. Aber Brandenburg wies, da die Sache völlig klar sei, [314]) das Schiedsgericht ebenso, wie die sofort sich erbietende französische Mediation zurück, ließ den Handel vor das Reichskammergericht bringen und blieb einstweilen im Besitz.

Gleich darauf folgte der Streit um Höxter; der Bischof von Münster haderte mit der Stadt, die ihm als Abt von Corvey gehörte, während das Haus der Welfen das Schutzrecht derselben besaß. Als der Bischof Execution wegen armseliger Zänkereien unter den Bürgern über die Stadt verhängte, eilte der Herzog von Celle ihr mit einigen Compagnien Soldaten zu Hülfe (Nov. 1670); auch der Bischof, der schon in vollem Werben war, sandte Kriegsvolk; im März 1671 schien es dort an der Weser zu den schlimmsten Dingen kommen zu sollen. Auch da war die französische Diplomatie schnell zur Hand, sich einzumengen; schon hatte sie Johann Friedrich von Hannover gewonnen, er warb Truppen für den französischen Dienst; sein jüngster Bruder Ernst August von Osnabrück lavirte; ihre Vettern von der älteren Linie, Wolfenbüttel und Braunschweig, warfen sich eben jetzt auf die Stadt Braunschweig, sie endlich einmal zur Parition zu zwingen; und daß auch da Holland für die „Freiheit“, wenn nicht öffentlich eintrat, so doch heimlich wirkte, entfremdete den Staaten das Welfenhaus nur noch mehr. [315]) In derselben Zeit rief die Stadt Hildesheim den Schutz der welfischen

Herren gegen ihren Bischof, den von Cöln, an, vor dem gleichen Schicksal besorgt, mit dem er die Reichsstadt Cöln bedrohte.

Wenn diese Darstellung den Eindruck der Verworrenheit macht, so entspricht sie den Zuständen, die sie schildern soll; nur daß der gleiche Wirrwarr an allen Ecken und Enden des Reichs sich wiederholte. Weder die Anläufe, die Oestreich machte, noch die mächtige Action Frankreichs führte zu festen Gegensätzen, zu geschlossenen Partheien. Die am Meisten für Frankreich gewonnenen, Kurcöln, Münster, Baiern, verläugneten am Eifrigsten, daß sie es seien; sie, Pfalz-Neuburg, Hannover, Mecklenburg hielten, jeder in anderer Weise, aus anderen Motiven, zu Frankreich. Und die Freunde Oestreichs waren beflissen, sich zugleich in Paris möglichst angenehm zu machen, ja die Staatsmänner von Mainz colportirten Projecte auf Projecte, als hätten sie das Charisma zwar nicht der gewöhnlichen materiellen Macht, aber der großen politischen Conceptionen; so jenes Bündniß der Securität, das die Erfinder selbst „ein Fechterstücklein" nannten, Frankreich zu täuschen, ohne es zu beleidigen, und sich der kaiserlichen Politik zu versichern, ohne ihr zu nützen; so jenes ägyptische Project, mit dem man Ludwig XIV. von dem Kriege gegen Holland hinweg und nach dem Orient zu complimentiren hoffte. [316])

Man muß diesen Zustand der deutschen Dinge kennen, um die Politik des Brandenburgers nicht zweideutig zu finden, wenn er zögerte, nicht undeutsch, wenn er nicht mit den Einen oder den Anderen Chorus machte. Genug, daß er ein festes Ziel im Auge behielt und bis zum entscheidenden Moment Herr seiner Action zu bleiben verstand.

Den ersten Versuch Frankreichs, ihn zu umstricken, hatte er abgewehrt. Im Anfang 1671, als man in Paris hoffte, England werde in wenigen Monaten fertig sein und das große Unternehmen beginnen können, stellte man zum zweiten Mal Netze und Garne, Brandenburg einzufangen.

Die Einleitung machte ein Schreiben Wilhelm's von Fürstenberg: der gewisse und nahe Ausbruch des Krieges mache es nothwendig, daß sich die nahgesessenen Fürsten verständigten und gleichviel, ob sie für Frankreich oder Holland sich entscheiden würden, in Verfassung setzten; übrigens wolle Frankreich nichts als Ruhm und eine Züchtigung Hollands; in Betreff der Eroberungen, die man machen werde, erbiete sich der König, um alle Weitläuftigkeiten im Voraus abzuschneiden, 1. daß in Sachen der Religion nirgend das Geringste verändert werde, 2. daß die verbündeten deutschen Fürsten sich unter einander verständigen könnten, nur werde England wohl für den Prinzen von Oranien Holland und Seeland wünschen, 3. daß der

Feldzug durch zwei Armeen geführt werde, von denen die eine aus den Völkern von Cöln, Pfalz-Neuburg, Brandenburg, die andere aus denen von Münster, Hannover und 8000 Franzosen formirt werden könne.[317]) Fürst Wilhelm brachte zugleich eine Zusammenkunft, das Weitere zu erörtern, in Vorschlag.

Auch von Münster, von Pfalz-Neuburg kam im Januar nach Berlin der Vorschlag zu einer Zusammenkunft, etwa in Bielefeld, um eine Defensivallianz zu besprechen. Der Kurfürst antwortete (17. Febr.) zustimmend, mit dem Bemerken: wenn es ihnen angenehm sei, könne man auch Andere zu dieser westphälischen Defensivallianz ziehen, Kurcöln für Lüttich, Hessen wegen Schaumburg, wo möglich den ganzen westphälischen Kreis; man könne zu dem Ende einen Kreistag halten.

Es war in eben dieser Zeit, wo in Regensburg jene Opposition der Extendisten so viel Lärm machte; ihre Einladung zum Beitritt war bereits in des Kurfürsten Hand; daß sie in ihrem Allianzproject auf die Hülfe fremder Kronen hinwiesen, ließ ihn nicht zweifeln, wohin sie steuerten. Er war doppelt behutsam, die Bielefelder Verhandlungen nicht zu einer Schlinge werden zu lassen, die ihm endlich die Hände festschnürte.

Gefahr war zunächst in dem Cölner Handel; es galt, ihm die Spitze abzubrechen, Kurcöln und Münster, die so beflissen für die Securität des Kreises sprachen, beim Wort zu halten, die Kreisstände möglichst zu einigen, um so den französischen Angriff auf Holland wenigstens vom Rhein her unmöglich zu machen. In diesem Sinne instruirte der Kurfürst seine Räthe Blaspeil und Jena, die nach Bielefeld gingen.

Während die Besprechungen begannen, kam Graf Verjus von Frankreich,[318]) der Domherr Nicolaerts, von Kurcöln gesandt, nach Berlin, dieser mit dem Allianzproject nach Fürstenberg's Plan, jener dem Antrag Nachdruck zu geben und rasche Entscheidung zu fordern.

Wenn sie den Kurfürsten zu verlocken oder zu induciren gedachten, so irrten sie. Er schrieb an Schwerin, der mit ihnen conferiren sollte: „man muß auf seiner Hut sein, sich nicht mit ihnen engagiren, es ist ein wichtiges Werk, es gemahnt mich an die Bärenhaut, die getheilt wird, und der Bär ist noch nicht gefangen.“ Auf die evasiven Antworten Schwerins brachte Verjus, nicht ohne die Rolle des Erstaunens, der Ungeduld, des Bedauerns eine Weile gespielt zu haben, einen andern Vorschlag auf den Plan: „auf die angebotene Vermittlung könne der König nicht eingehen, er sei zu schwer von Holland beleidigt; er sei durch die Abrede mit England gebunden;

wenn der Kurfürst nicht mit Hand anlegen könne, so möge er wenigstens den Gegnern des Königs nicht Vorschub leisten, sich neutral erklären."

Der Kurfürst war in Potsdam; er schrieb an Schwerin (7. Mai): „Ich sehe, daß Verjus auf eine kategorische Erklärung dringen wird, mich durch die Neutralität zu binden, daß ich nicht freie Hand behalte. Was neutral zu sein ist, habe ich schon vor diesem erfahren; ich habe verschworen mein Lebelang nicht neutral zu sein, ich würde mein Gewissen damit beschweren. Ich habe die ganze Nacht wegen dieser wichtigen Sache nicht schlafen können und habe Gott fleißig angerufen, mir in den Sinn zu geben, was ich thun und lassen soll." Ihm schien es gewiß, daß auch Schweden nicht ruhig zusehen könne, „wenn der Staat ganz über den Haufen geworfen werde," daß Schweden das evangelische Interesse mit beachten werde; man müsse mit Wrangel und weiter mit Stockholm die Frage erörtern.

Die Antwort, die dann Verjus erhielt, sprach in den verbindlichsten Formen das Bedenken aus, ob der Krieg der sicherste Weg sei, die Genugthuung zu erhalten, die der König fordern zu müssen glaube; für jetzt sei der Kurfürst außer Stande, sich zu entscheiden; er werde, wenn er sich erst über die Absichten Schwedens unterrichtet habe, seine Verhandlungen mit dem Könige fortsetzen.[319])

Die Wirkungen dieser Antwort zeigten sich sofort an zwei Punkten. Einmal: Pomponne, meldete Crockow aus Paris, sei Allen unerwartet nach Stockholm zu gehen beauftragt; das hieß den stärksten Hebel ansetzen, um Schweden aus der staatischen und östreichischen Verbindung zu lösen, es statt Brandenburgs zu gewinnen. Sodann: die Verhandlungen im westphälischen Kreise stockten, scheiterten endlich ganz.

Sie hatten begonnen mit dem Abschluß jener Defensivallianz zwischen den drei Directoren des Kreises, Brandenburg, Münster, Pfalz-Neuburg. Zur Sicherung ihrer Länder und des ganzen Kreises gegen Angriffe, Durchmärsche, Contributionen, Einquartirungen verpflichteten sie sich, ein Bundesheer von 15000 Mann bereit zu halten; auf Anrufen des Angegriffenen sollten die Contingente der Verbündeten in sechs Wochen zur Stelle sein, der Aufrufende das Oberkommando haben; gemeinsam wollte man bemüht sein, jede dem Kreise drohende Kriegsgefahr durch Unterhandlungen abzuwehren.[320]) Auch Kurcöln schien bereit, einzutreten; auch der Stadt Cöln wünschte Brandenburg den Eintritt zu gewähren. Es schien ein fester Kern für den ganzen Kreis; von allen Seiten äußerte sich die freudige Bereitwilligkeit, eine Kreisarmee aufzustellen; man hoffte, auf dem Kreistage, der im Juni sich versammeln sollte, rasch zum Schluß kommen zu können.

Auf diesem Kreistage war gleich die erste Frage die staatische Besatzung in Cöln; es sei, erklärte Pfalz-Neuburg, dem ganzen Kreise disreputirlich und von sehr böser Consequenz, daß die Stadt sich lieber an Fremde habe hängen wollen; der Kreis könne sich Gottlob noch selber helfen, man müsse die Stadt auffordern, Kreisvölker einzunehmen, bis die Gefahr vorüber sei.

Sogleich berieth man über Aufstellung einer Kreisarmee; das werde, erklärte Fürstenberg, das beste Mittel sein, Frankreich, wenn es von dem Kriege gegen Holland nicht abzubringen sei, von dem Gedanken eines Angriffs vom Niederrhein aus abzulenken, möge es dann von Brabant oder Flandern vorgehen. Eben so lebhaft sprach der Bischof von Münster für die Kriegsrüstung, und daß man sofort einen Kriegsobersten bestelle. Er ließ erklären, daß er das Kreisoberstenamt, das seit vielen Jahren bei seinem Stift gewesen, nicht selber fordere, sondern nur wünschen müsse, daß es nicht an Brandenburg komme, „seiner Macht und der Religion wegen," noch an Pfalz-Neuburg, das zu eng mit Brandenburg verknüpft sei. Aber unter der Hand erfuhr man, der Bischof werde um keinen Preis das wichtige Amt sich entwinden lassen, „und sollte der ganze Kreistag und die Rüstung des Kreises obenein darüber in Stücken gehn."

Wenigstens öffentlich sprach auch Kurcöln gegen Münsters Wahl, als seien alle kleineren Stände in Gefahr unterdrückt zu werden, wenn ein so mächtiger Herr die Führung habe. Pfalz-Neuburg bemühte sich, den entbrennenden Hader zu beschwichtigen;[321]) man suchte nach einem Ausweg; daß Brandenburg vorschlug, die Kriegsdirection dem zu überlassen, der zuerst angegriffen werde, schien den Bischof zu befriedigen; er versicherte hoch und theuer: „er werde sich auch in dem großen französischen Werk zu Brandenburg halten und nichts Absonderliches darin thun, auch in der cölnischen Sache mit ihm gemeinsam gehn, die Aufnahme der Stadt in die Allianz befördern."

Wie günstig schien sich nun Alles anzulassen. „Es ist," schreibt Blaspeil nach Berlin (16. Juli), „jetzt unzertrennliche Einigkeit in dem Kreisdirectorium, daß die übrigen Stände gleichsam eifersüchtig werden und Parthei zu machen beginnen." Auch ein staatischer Abgeordneter war in Bielefeld, Herr v. Amerongen; ihm besonders giebt Blaspeil die beginnende Partheiung Schuld: „denn den Staaten ist die Einigkeit des Kreises ein Dorn im Auge;" in demselben Sinne wirke der schwedische Abgesandte für Verden, Esaias Pufendorf, der cellische, Müller, der „nach wie vor in gar zu großer Dependenz von de Witt ist;"[322]) „sie miniren rastlos; sie scheinen Hannover, Osnabrück, Oldenburg, selbst Hessen-Cassel gewonnen zu haben."

Der rechte Treiber war Verjus, der von Berlin nach Celle, Hannover, Münster, Bonn gereist war; und nichts bezeichnet die Lage der Dinge schärfer, als daß hier die staatische und französische Politik zusammenwirkten, den deutschen Hader zu fördern.

Schon mehrte sich die Masse französischer Truppen im Erzstift Cöln, die für erzbischöfliches Volk galten; in Neuß lag das starke fürstenbergische Regiment; es schien auf einen Gewaltact gegen die Stadt abgesehn. Und jetzt erklärte Kurcöln seinen Beitritt zur Defensivallianz vom 7. April:[323] „der Kurfürst werde 7500 Mann zur Allianz stellen, doch müsse er sich vorbehalten, daß dieselbe nur für künftige Fälle gelte, weil er sonst für die Stadt Cöln aufgerufen werden könnte, gegen die er sei; auch müsse sein Stift Lüttich nicht mit zur Allianz gerechnet werden."

Die brandenburgischen Räthe in Bielefeld hatten bisher noch in gutem Glauben unterhandelt; jetzt begann sich ihnen die arge Intrigue zu entlarven. „Münster," so schreiben sie am 30. Juli, „ist nicht mit dem Auskunftsmittel zufrieden; er sieht, daß die andern Stände es nicht annehmen werden; ihm liegt daran, allein die Direction über die Kreisvölker zu führen. Fürstenberg arbeitet ihm in die Hände; es ist zu besorgen, daß sie ganz etwas anderes als des Kreises Securität beabsichtigen, zumal da auch Frankreich eine starke Kriegsrüstung des Kreises wünscht. Kurcöln hat die ihm von Frankreich angebotene Neutralität angenommen; auch Münster ist dazu geneigt."

Also erst die Allianz, um den ganzen Kreis militairisch in Münsters Hand zu geben und namentlich auch einen bedeutenden Theil der brandenburgischen Kriegsmacht, gegen 6000 Mann, unschädlich zu machen; dann die Neutralität so lange, bis Frankreich den Durchmarsch begonnen; wer wollte sie dann gegen die Uebermacht noch aufrecht erhalten? Freilich in diesem Sommer war der Krieg nicht mehr zu erwarten; aber die Rüstungen in Frankreich wurden in immer größerem Maaße fortgesetzt. Auch die englische Flotte war so weit, mit dem Frühjahr auslaufen zu können; und Crockow meldete aus Paris (17. Juli), daß man ihn gefragt habe, ob der Kurfürst wohl geneigt sein werde, Ruhrort und Duisburg für einige Zeit an Frankreich zu überlassen.

Vollkommen deutlich traten die Grundzüge des furchtbaren Planes, und welche Rolle man in demselben dem westphälischen Kreise zugedacht habe, hervor.

Und nun entdeckte man noch eine weitere Spur. Der Bischof hatte an Blaspeil mitgetheilt: Marquis de Grana, der als kaiserlicher Commissar

nach Cöln geschickt war, empfehle ihm eine Defensivallianz mit dem Kaiser, und er sei der Meinung, daß die Conföderirten wohl darauf eingehen könnten. Blaspeil zweifelte nicht, daß Münster bereits abgeschlossen habe.[324]) Was immer hinter dieser höchst seltsamen Annäherung des Kaiserhofes stecken mochte, ob confessionelles Interesse oder der Versuch, Münster gegen Kurcöln zu gewinnen, oder gar eins der geheimen Kunststücke, wie sie in Wien zwischen Gremonville und Fürst Lobkowitz gesponnen zu werden pflegten, — Brandenburg hatte allen Grund, sich vorzusehen.

In den ersten Augusttagen schrieb der Kurfürst seinen Gesandten nach Bielefeld: „unter so bewandten Umständen sollten sie in Betreff der Kreisrüstung nicht auf Eile dringen; wenn Münster von einem Bündniß mit dem Kaiser gesprochen, so müsse es auffallen, daß nicht zugleich der kaiserliche Gesandte in Berlin davon Kenntniß gegeben habe." Acht Tage später sandte er die Weisung: „in die Vertagung des Kreistages zu willigen." Am 20. August wurde derselbe auf unbestimmte Zeit vertagt. Nur für die Beilegung des cölnischen Handels wurde eine Commission bestellt.

Noch hatte Friedrich Wilhelm den kurcölnischen Accessionsreceß nicht ratificirt; er ließ es bis auf Weiteres dahin stehen; er fuhr fort, sich zu Münster, zu Cöln so zu verhalten, als wenn sie seine guten Nachbarn und getreue Reichsfürsten seien, sowie sie, gegen ihn jede Gemeinschaft mit Frankreich zu verläugnen.

Allerdings auch de Grana fuhr fort, zwischen Kurcöln und der Stadt zu unterhandeln; er warb auf Weisung des Kaisers ein Regiment zum Schutz der Stadt; die Staaten hatten sich ihr bereits erboten, noch weitere 4000 Mann staatisches Volk zu senden; die in gleichem Maaß wachsende Rüstung Kurcölns steigerte die Gefahr des Conflictes. „Die Augen Europas," schreibt ein Zeitgenosse, „sind auf Cöln gerichtet." Es kam der Bischof von Münster, mit Fürst Franz Egon zu conferiren, es kamen Gesandte von Trier, von Mainz; die Bielefelder Commission, „insonderheit Brandenburg" forderte Sicherstellung der Stadt. An dem Zögern des Bischofs von Straßburg sah man, daß er erst Weisungen aus Paris erwarte. Endlich verstand er sich dazu, einen Vertragsentwurf vorzulegen; „will das Alles nicht helfen," schrieb er an Schwerin (23. October), „und will die Stadt sich mit Fleiß verderben lassen, so wissen wir ihr nicht zu rathen;" er fügt hinzu: „nächstens werde Kurcöln, da von allen Seiten Warnung komme, sich wohl vorzusehen, Brandenburg auffordern, seine Allianzquote in Bereitschaft zu stellen;" als wenn ein Angriff von Seiten der Staaten zu besorgen sei.

Wie die Dinge in Wahrheit standen, zeigten Crockow's einsichtige Berichte. „Condé wird das Commando führen," schreibt er am 3. October, „man wird Mastricht umgehen, von Cöln oder Rheinberg aus operiren." Vergebens waren alle Erbietungen Crockow's, von Holland jede Satisfaction, die der König fordern könne, zu erwirken, um ein unabsehbares Unheil zu meiden; „er hoffe," antwortete ihm der König, „die Sache werde nicht lange dauern, keine große Spaltung in Europa hervorbringen; er erwarte von der Weisheit des Kurfürsten, daß er nicht die Parthei von Leuten nehmen werde, die am Vorabend ihrer Züchtigung ständen." Und von dem Minister Louvois mußte Crockow harte Worte darüber hören, daß sein Herr sich mißbilligend geäußert habe, daß Kurcöln Werbungen und Magazinirungen für Frankreich gestatte: „der König werde seine Freunde zu beschützen wissen; er habe erst im Frühling den Krieg beginnen wollen, nöthigenfalls werde er sogleich aufbrechen; der König habe 150,000 Mann, damit werde er wohl Krieg führen können, wo und wie er wolle." Er fügte hinzu, daß Graf St. Geran im Begriff sei, nach Berlin abzureisen; „sein Auftrag," schreibt Crockow, „scheint zu sein, E. Kf. D. zur Neutralität zu bestimmen."

Ende December begannen die französischen Truppen zu marschiren, „vielleicht um Quartier im Cölnischen zu nehmen und zu verhüten, daß sich Holland nicht in der Stadt festsetze, was ihnen das Concept gar sehr stören würde."

Wenigstens den cölnischen Handel gelang es zu schließen, bevor das Wetter losbrach. In dem Vertrage vom 2. Januar gab die Reichsstadt die staatische Hülfe auf und erhielt die Sicherstellung ihrer „Securität" vom Kreise. Die holländischen Truppen zogen ab; westphälische Kreisvölker besetzten neben dem Regiment de Grana die Stadt, je 200 Mann von Brandenburg, Pfalz-Neuburg, Paderborn, aber auch von Kurcöln und Münster; und für die noch fehlende osnabrück'sche Compagnie erbot sich Münster Ersatz zu stellen.

An demselben Tage wurde im Schloß Brühl von Kurcöln die Offensivallianz mit Frankreich gegen Holland unterzeichnet, nach ihr die Festung Neuß den Franzosen zu beliebiger Benutzung überlassen. Am 22. Januar schloß auch Münster mit Frankreich ab.

Mochte Frankreich versichern, daß es Nichts gegen die Reichsstadt Cöln zu unternehmen beabsichtige, — die Truppen von Münster und Kurcöln neben den anderen Kreisvölkern bezeichneten, daß die wichtigste Position am Unterrhein nichts weniger als wohlverwahrt sei.

Vor dem Ausbruch.

Selbst ein französischer Minister schrieb in diesen Tagen: „man müsse endlich einen Anlaß suchen, um den Krieg erklären zu können." Man hatte keinen; die Staaten erboten sich zur Abstellung jeder gerechten Beschwerde: „mit Freuden würden wir die Waffen niederlegen, wenn es S. Maj. gefallen wollte, uns von der Besorgniß zu befreien, in die uns seine Rüstungen setzen." Und der König darauf: „allerdings sei er in Rüstung, und er werde deren noch größere machen, um sie so zu verwenden, wie er es seiner Würde angemessen erachte; er sei Niemandem darüber Rechenschaft schuldig."

Sein Kriegsplan war seit Jahr und Tag festgestellt; Alles war darauf vorbereitet, am untern Rhein den Conflict herbeizuführen. Vielleicht hatte der cölnische Streit dazu dienen sollen; der unerwartet lebhafte Eifer auf deutscher Seite mochte es unräthlich erscheinen lassen, da anzusetzen. Es kam darauf an, die Staaten möglichst zu isoliren; man mußte dem Wiener Hofe die Möglichkeit geben, mit Anstand stille zu sitzen; man mußte in Regensburg sich rühmen können, das Reich und dessen Securität über Alles hoch zu halten.

Kurcöln war zur Hand, einen anderen Conflict herbeizuführen. Fürst Wilhelm meldete nach dem Haag, sein Herr erbiete sich zur Neutralität, wenn ihm Rheinberg zurückgegeben werde. Die Staaten waren gern bereit, geschleift die Festung zurückzugeben, wenn der Kurfürst sich verpflichte, nicht weiter fremde Truppen in sein Gebiet aufzunehmen. Natürlich hatte man solche Antwort erwartet und gewünscht; man hatte nun Anlaß, Frankreichs Hülfe wegen Rheinberg anzurufen; als wenn die Staaten die gerechteste Forderung schnöde zurückgewiesen hätten.[325])

Nicht einmal so viel Umstände machte England. Karl II. forderte Genugthuung, daß im vorigen Sommer die staatische Flotte in der Nordsee vor einer englischen Yacht, die hindurch fuhr, nicht die Flagge gestrichen hatte, Bestrafung des Admirals. Auch dazu war man bereit; aber die Erklärung der Generalstaaten in 24 Stunden, wie der englische Gesandte forderte, zu beschaffen, war nach den Geschäftsformen der Republik unmöglich. Sofort erhielt die englische Flotte Befehl, alle staatischen Schiffe, die sie fände, zu nehmen; wenige Tage darauf traf sie die holländischen Smyrnafahrer, überfiel sie; nach schwerem Gefecht entkamen sie. Der Krieg zur See war nach Räuberart begonnen; erst 14 Tage darauf, am 8. April, erfolgte das englische Kriegsmanifest.

Zu Land und See zugleich schwer bedroht, begann man in den Staaten zu rüsten. Die Aufregung wuchs mit jedem Tage, mit ihr die oranische Stimmung; sechs Provinzen beantragten, den jungen Prinzen schon jetzt vor vollendetem 22. Jahre zum Capitain- und Admiral-General zu bestellen; daß Holland zugab, ihm wenigstens den Oberbefehl im Felde zu übertragen, gab „unbeschreibliche Satisfaction.“ Einstweilen gingen zahlreiche Schiffe mit Pulver, Blei, Gewehren, Kanonen, mit Korn und Fleisch aus den Provinzen für französische Rechnung rheinaufwärts; bald waren die Magazine leer; die reichen Kaufleute fanden bessere Preise bei dem Feinde, der ihr Vaterland niederzuwerfen bereit stand.

Konnte Europa ruhig ansehen, daß es geschah? Selbst wer den Staaten eine Demüthigung gönnte, mußte er nicht Angesichts des colossalen Heeres, das Frankreich versammelt hatte, an die Folgen denken? Wenn Frankreich unermüdlich die Versicherung wiederholte, daß es nur auf eine Züchtigung der Holländer abgesehen sei, wie weit sollte sich solche Züchtigung und Satisfaction erstrecken? Die Republik hülflos lassen, hieß der Macht Frankreichs Entscheidungen anvertrauen, die das Gleichgewicht Europa's für immer zerstörten.[326]) Wenn die drohende Universalmonarchie in aller Munde war, so war es nicht bloß die Macht Frankreichs, sondern und mehr noch die Ohnmacht, Schlaffheit, Stumpfheit der anderen Mächte, die sich in ihr ein verdientes Joch schufen.

Freilich in Wien war man besorgt. Aber man hatte den Aufstand in Ungarn, die Türken drangen gegen Polen vor; es wurde Gremonville nicht schwer den Hof zur Neutralität zu bestimmen. Schon am 20. November hatte Crockow davon nach Berlin gemeldet: „man habe dem Kaiser Sicherheit gegeben, daß nichts gegen das Reich oder gegen Spanien unternommen werden solle.“

In den spanischen Niederlanden war der vortreffliche Graf Monterey Gouverneur, ein Soldat durch und durch; aber wie hätte man in Madrid, bei der tiefen Zerrüttung der Finanzen, irgend Großes leisten sollen? genug, wenn Graf Monterey den Staaten unter der Hand hülfreich zu sein versprach.[327])

Daß Pomponne in Schweden nicht umsonst gewesen, meldete Brandt aus Stockholm, Crockow aus Paris (15. Januar): „die von Pomponne eingeleitete Allianz abzuschließen, sei ein Courier von Paris abgesandt: ob die Stadt Bremen in derselben genannt sei, sei noch nicht zu erfahren; schwerlich würden die Schweden anders schließen, denn ihre zwei Haupt-

zwecke in Deutschland seien, Bremen zu gewinnen, Brandenburg und die Braunschweiger nicht emporkommen zu lassen."

Natürlich waren die Mainzer Staatsmänner in großer Bewegung; es wurde ein Bündniß entworfen, dem der Kaiser, Kursachsen, Trier, Culmbach und auch Münster beitreten sollten, um die Neutralität zu wahren;[328]) und einstweilen zogen die französischen Truppen ungehindert durch das triersche Land.

Die braunschweigischen Herren hörten unter so schweren Verhältnissen auf, eine gemeinsame Politik zu verfolgen. Hannover und Osnabrück nahmen die von Frankreich gebotene Neutralität an, sie warben ebenso wie Mecklenburg-Schwerin für Frankreich. Georg Wilhelm von Celle antwortete auf die Anträge Hollands: er wolle auf eine Allianz eingehen, wenn Dänemark, Schweden und Brandenburg einträten. Wolfenbüttel und Braunschweig wollten abwarten, was Brandenburg thue. Und der staatische Gesandte in Wien schrieb: „man sehe sehr auf den Kurfürsten und halte sein Benehmen für entscheidend, sowohl in Hinsicht seiner Person und seiner Macht, als wegen seines Anhanges im Reich; man meine, daß die Sicherheit des Reichs zumeist von ihm werde geschützt werden müssen."

In Berlin hielt man für nöthig, auf alle Fälle gerüstet zu sein; man begann mit dem Ausgang des Jahres die Vermehrung der Armee; man fuhr fort, in Paris „friedliche Mittel" zu empfehlen; wenn man auch nicht mehr zweifeln konnte, daß alle Mahnung vergeblich sei, so schien es doch von Wichtigkeit, nichts zu unterlassen, was dem Gewaltact, zu dem sich Frankreich rüstete, den Schein einer Rechtfertigung entzog.

Schon im vorigen Sommer hatte Jena in Bielefeld zu Amerongen geäußert: es wäre besser, wenn die alte Freundschaft zwischen Berlin und dem Haag hergestellt würde. Es währte neun Wochen, ehe die Staaten die Resolution faßten, daß die Commission in Sachen der Tripelallianz darüber berichten sollte. Bei einer Besprechung über die einzuleitende Allianz, äußerte ein holländischer Staatsmann, als Romswinkel die Räumung von Orsoy, die Schleifung der Schanzwerke zu Gennep in Anregung brachte: „so kleine Dinge dürften eine Weltangelegenheit nicht stören." Und Amerongen, der — nicht eben eilig — zum Verhandeln nach Berlin reiste, erhielt die Weisung: „alle Vorstellungen von Räumung der clevischen Festungen mit Ernst von der Hand zu weisen, als mit den Interessen der Staaten jetzt weniger denn je compatibel, auch Subsidien nicht eher als für den Fall des wirklichen Bruchs zuzugestehen."

Zwei Tage nach Amerongen kam auch St. Geran nach Berlin, noch

einmal von Seiten des Königs Cooperation oder Neutralität zu fordern, als Preis dafür die Rückgabe der clevischen Festungen zu bieten.

Offen hatte der Kurfürst gegen Amerongen ausgesprochen, daß er die staatische Allianz wünsche; man werde gegen St. Geran nicht verbergen, daß verhandelt werde, aber ihn glauben machen, daß es sich um den Succurs handle, den die Staaten nach der Quadrupelallianz von 1666 im Betrage von 2000 Mann zu fordern hätten; das größte Geheimniß mache er zur Bedingung. [329])

Während St. Geran höchst beflissen war, bei Hofe des Königs Macht und Großmuth zu erheben und für ihn zu gewinnen, wurden die ersten Conferenzen mit Amerongen gehalten.

Man war nicht wenig betreten über die krämerhaften Erbietungen, die er zu machen hatte; er sprach, als wäre den Staaten nicht eben Großes an der Allianz gelegen: sie selbst würden ihr Volk auf 100,000 Mann bringen, sie wünschten, daß der Kurfürst 16,000 stelle, außer jenen 2000 Mann; sie würden dann die Hälfte der Werbegelder und der Löhnung zahlen, wenn es zum Kriege komme; sie würden mit denen, die Brandenburg angreifen würden, brechen „ohne daß sie dagegen das Allergeringste prätendirten;" sie würden dafür sorgen, daß auch Dänemark und Braunschweig ihre Pflicht nach der Quadrupelallianz und mehr leisteten; auch Spanien werde sich für die Staaten erheben. Auf die Frage wegen der clevischen Festungen versprach Amerongen Weisungen einzuholen. Er empfing nach einiger Zeit die Resolution seiner Principalen: wenn der Kurfürst selbst oder ein General mit seinen Truppen ins Clevische komme, wolle man ihm Orsoy einräumen; von den andern Städten wolle man handeln, wenn man beiderseits deren Besetzung nicht mehr für nöthig halte.

Je länger man conferirte, desto weniger verständigte man sich. Es lag auf der Hand, Holland wollte eben nur die 16,000 Mann Brandenburger in Miethe nehmen und zwar für einen möglichst billigen Preis; denn das Erbieten, für den Kurfürsten einzutreten, wenn er angegriffen werde, bedeutete nach den Erfahrungen des nordischen Krieges und der Allianz von 1655 wenig genug; und nicht Brandenburg, sondern Holland war jetzt von einem Angriff bedroht. Es erweckte doppeltes Mißtrauen gegen die holländische Politik, die selbst in so handgreiflicher Bedrängniß nicht aufhörte zu feilschen, „als gelte es einen gesottenen Fisch zu kaufen."

Schon hatte St. Geran den Zweck jener Conferenzen errathen oder durch Indiscretion erfahren. Er forderte kategorische Erklärung; man entgegnete ihm: es handle sich nicht um ein neues Bündniß mit Holland,

sondern um diejenigen Leistungen, die Holland nach früheren Defensivtractaten zu fordern ein Recht habe. Schon das wurde in Paris als eine Beleidigung bezeichnet: als wäre der König, wenn er maaßlose Beleidigungen abwehre, der Angreifer. St. Geran erklärte: „der König, sein Herr, werde jeden für einen Feind halten, der den Holländern beistehe, er werde keine dritte Parthei dulden, sondern eine solche als ihm feindlich ansehen und behandeln." [330]) Erklärungen, die doch Eindruck machten, um so mehr, da Frankreich ja nicht Hülfe, sondern nur Neutralität fordere, und für dieselbe große Vortheile biete, größere, als Holland für eine wahrlich höchst gefährliche Allianz.

Und aus Polen kamen eben jetzt höchst allarmirende Nachrichten. Das über Kalkstein gesprochene Urtheil hatte dort die wildeste Aufregung hervorgebracht; der Unterkanzler — man glaubte, daß er mit Frankreich in Beziehung stehe — schürte was er konnte; er überzeugte den König, „daß nichts leichter sei, als den ganzen Tract von der großpolnischen Grenze bis an die Oder wegzunehmen, und daß man das Herzogthum Preußen obenein haben könne." Die Berichte Hoverbeck's waren voll von den Umtrieben, den Drohungen, den immer wilderen Projecten, von denen man täglich höre. Wahrlich, des Kurfürsten Räthe hatten allen Grund, die Theilnahme an den Verwickelungen im Westen zu widerrathen.

Er war und blieb anderer Ansicht. Und die dringenden Aufforderungen Englands, dem Bündniß gegen die freche Republik beizutreten, bestärkten ihn nur noch mehr in seinem Eifer. [331]) Es handelte sich nicht um Holland allein; Frankreich ging von Principien aus, benutzte Mittel, verfolgte Zwecke, die allem Völkerrecht Hohn sprachen, die einfach ein neues Recht der Willkühr und Gewalt in der Christenheit proclamirten. Durfte Ludwig XIV. mit deutschen Reichslanden und Reichsfürsten verfahren, wie er mit Lothringen begonnen hatte, durfte er den deutschen Fürsten verbieten, sich zu einer dritten Parthei zusammenzuschließen, während das Reichsoberhaupt selbst ihr Bündnißrecht achten mußte, durften seine Truppen unter dem Vorgeben, kurcölnische zu sein, sich am Rhein festsetzen und seine Gesandten in Regensburg, Mainz, Wien, überall mit nicht minder dreister Sophistik behaupten, daß das Alles nur für die Libertät und Securität des Reichs und zur Aufrechthaltung des so theuer erkauften Friedens geschehe, durften einzelne deutsche Fürsten, Kurcöln, der Bischof von Münster, der von Straßburg, so die deutsche Libertät verstehen, um dem gefährlichsten Nachbarn des Reichs eine Position nach der andern in die Hand zu spielen, — dann freilich war es mit dem politischen Dasein der

Nation für immer zu Ende und ihre Fürsten und Häupter, nicht bloß jene offenkundigen Verräther, sondern ebenso die Schlaffen, Feigen, Finassirenden, die das Vaterland verriethen, indem sie nicht den Muth fanden, es zu retten, verdienten die Verachtung, die sich jeder Höfling und jeder Colonel des großen Königs gegen sie erlauben zu dürfen glaubte.

Das, um zu bezeichnen, was es bedeutete, daß es noch einen Fürsten im Reich gab, der selbst voranschreitend den Mitständen im Reich zurief: „gedenket, was das Vaterland von euch fordert.“[332])

In des Kurfürsten Namen erklärte Canstein in Celle: „S. Kf. D. sei nicht gesonnen, sich bei einer Niederlage der Staaten, ohne das Schwert zu ziehen, in die Bastille schleppen zu lassen; denn nichts Geringeres lasse die Sprache, die St. Geran in Berlin geführt habe, erwarten; in den Augen der Mit- und Nachwelt werde es als eine unvergeßliche Schwachheit erscheinen, die Freiheit nicht bloß Deutschlands, sondern der ganzen Christenheit so Preis gegeben zu haben.“ Mit der politischen zugleich die kirchliche: „Frankreich arbeite daran, den Papismus auszubreiten.“ Es mehrten sich die Anzeichen „von des Königs von England Vorhaben, katholisch zu werden;“ seine jüngst erlassene Declaration, „worin die Freiheit der papistischen Religion gestattet werde,“ bestätige es nur zu sehr, daß mit dem Angriff auf Holland zugleich die Freiheit der evangelischen Welt in einer ihrer sichersten Stützen bedroht werde.

Nach solchen Gesichtspunkten lenkte Friedrich Wilhelm seine Politik; sie war nicht bloß brandenburgisch, sie war im besten Sinn deutsch und europäisch. Er und vorerst er allein erhob sich für die, wie es schien, verlorene Sache der Unabhängkeit, trotz aller Lockung und Drohung der triumphirenden Gewalt, trotz alles Feilschens derer, die zunächst gefährdet seine Hülfe suchten.

Freilich er allein. Selbst an seinem Hofe, bei seinen Räthen, bei seiner Gemahlin fand er Bedenken, Einwände, wachsende Abneigung gegen den Gedanken, der ihm fest in der Seele stand.[333]) Mit Widerstreben unterhandelten Schwerin, Somnitz, Jena mit Amerongen weiter; gewiß nicht ohne ihre Schuld war es, daß die Conferenzen zu keinem Ergebniß führten.[334]) Nach der letzten, am 26. Februar, nahm der Kurfürst selbst die Sache in die Hand.[335])

Aber weiter kam er nur in dem Maaße, als er selber nachgab. Er gab nach, daß Holland nicht $^3/_5$, sondern nur die Hälfte der Kosten zahle,[336]) daß die Frage wegen Orsoy bis nach dem Kriege verschoben, daß für Orsoy Duisburg oder Ruhrort ihnen eingeräumt werde, daß die hoefysersche

Schuld, die geldrische Compromißsache ihren weiteren rechtlichen Verlauf haben solle u. s. w. Noch einmal versuchte Jena, die Gefahren dieser Allianz darzulegen: „nur mit seinem und seines Hauses höchsten Hazard könne sich der Kurfürst auf sie einlassen; die andern Kurfürsten und Fürsten hätten sich theils zur Gegenparthei geschlagen, theils auf solche Bedingungen, wie man sie Brandenburg angeboten, nicht schließen wollen; das bisherige Verhalten der Herren Staaten lasse keineswegs ein großes Vertrauen zu ihnen fassen; und es stehe sehr dahin, ob sie die Zahlungen einhalten würden; die meisten brandenburgischen Lande seien arm und erschöpft, in die wohlhabenden würde sich sofort der Krieg ergießen; unter so ungünstigen Umständen könne des Kurfürsten so wohl erlangte und so hoch gestiegene Kriegsreputation nur zu leicht Anstoß und Gefahr erleiden.“ [337])

Am Tage nach diesem Gutachten nahm der Kurfürst den Tractat im Wesentlichen in der Gestalt, wie er von den Staaten vorgeschlagen war, an; nur bedang er sich aus, daß derselbe auch im Haag in vierzehn Tagen angenommen werde, und daß sofort die 600,000 Gl. Werbegelder in Hamburg gezahlt würden.

Die vierzehn Tage verstrichen, ohne daß genügender Bescheid aus dem Haag kam; und inzwischen erfuhr man, daß Schweden von Frankreich gewonnen, daß zwischen beiden Kronen eine Allianz geschlossen sei, über deren Zweck sich am wenigsten der Kurfürst täuschen konnte. Endlich am 6. Mai empfing Amerongen den Bescheid, daß die Staaten das Geforderte bewilligt hätten; noch an demselben Tage befahl der Kurfürst die Unterzeichnung des Vertrages. [338])

Er war nun gebunden. Mitte Mai wurde gemeldet, das Werbegeld sei auf Hamburg angewiesen; als Amerongen mit dem Geheimen Kämmerer Heydekampf hinkam, das Geld zu erheben, waren nicht mehr als 40,000 Thlr. zur Stelle; auch machte Amerongen geltend, daß die 8800 Thlr. Provision, welche die Zahlung in Banko Hamburg koste, von dem Kurfürsten zu tragen seien. [339]) Zugleich ließ man ihm melden, daß man seine Festung Büderich zu schleifen für nöthig befunden. Auch das ließ er geschehen, „aus besonderer Affection gegen die Staaten,“ wie er sagte. Briefe aus dem Haag meldeten: die Parthei de Witt's wolle nicht, daß mit Brandenburg geschlossen werde, sondern daß der Staat freie Hand behalte, mit Frankreich seinen Frieden zu machen.

Und dann mochte der Kurfürst sehen, wie er sich helfe. Am 10. April hatte St. Geran Berlin verlassen, um, wie es in dem Abberufungsschreiben hieß, sein Regiment ins Feld zu führen. Man nahm in Paris den Schein

an, als würdige man des Kurfürsten schwierige Stellung; Pomponne, der jetzt nach Lionne's Tod die Stelle als Staatssecretair erhalten hatte, entschuldigte, wie Crockow meldete, des Kurfürsten Benehmen: „die Verpflichtung, die Schweden übernommen, alle diejenigen zu attaquiren, die Holland Beistand leisteten, würde jetzt dem Kurfürsten den Vorwand geben, neutral zu bleiben, wenn derselbe auch, was er aufrichtig bedauere, nicht mehr den Dank dafür haben werde." „Pomponne wird freundlich, was sehr verdächtig ist." Zugleich wurden keine Drohungen gespart; „des Königs Majestät," sagte Condé, „wird nicht dulden, daß irgend eine Armee, namentlich die brandenburgische, sich in der Nähe seiner Armeen aufstelle, sondern wenn es geschieht, drauf los gehen; man vermeint stark genug zu sein, um alle Hindernisse, sie kommen, woher sie wollen, zu überwinden."

Der Kurfürst hatte sich verpflichtet, acht Wochen nach Zahlung der Werbegelder die vertragsmäßigen 20,000 Mann in seinen westphälischen Landen versammelt zu haben. Die Staaten ihrerseits versprachen,[340]) Alles anzuwenden, damit die Theilnehmer der Quadrupelallianz, Dänemark und Braunschweig, dieser neuen Allianz beiträten; sie hatten den offenen Bruch Spaniens mit Frankreich versprochen. Der Kurfürst durfte darauf rechnen, daß wenigstens 50,000 Mann in Norddeutschland, daß die 40,000 Mann, die Monterey in den spanischen Niederlanden hatte, mit den Heeren der Staaten, die auf 100,000 Mann gebracht werden sollten, gemeinsam operiren würden; eine Kriegsmacht, stark genug, um der französischen die Stirn zu bieten; und die von staatischen Garnisonen besetzten Festungen an der Maas, im Clevischen, an der Yssel, Festungen zum Theil ersten Ranges, wie Mastricht, Wesel, Deventer, sicherten die Verbindung für alle Fälle.

Friedrich Wilhelm eilte, auch seine Gesandten an den dänischen Hof zu senden; auch Kursachsen, auch den Kaiser hoffte er zu gewinnen; selbst der Mainzer, hoffte er, werde sich zu einem thatkräftigen Entschluß erheben, wenn er die mächtige Coalition in Waffen sähe.

Natürlich, überall die schönsten Redensarten über Brandenburgs heroisches Vorhaben. Aber daß Holland nicht dieselben Bedingungen in Celle, wie in Berlin anbot, nahm der Herzog ernstlich übel; er warnte auch Brandenburg, „sich mit den Herren Staaten nicht zu präcipitiren;" er ging nach Glückstadt, wo der Dänenkönig Hof hielt; auch der Administrator von Osnabrück kam dorthin; beide thaten ihr Bestes, den jungen König Christian V. „zu intimidiren." Als auch Blumenthal vom Kurfürsten gesandt dorthin kam (3. Mai), fand er die beste Aufnahme, aber

kühle Stimmungen; Osnabrück meinte: der früheren Abrede gemäß habe der Kurfürst wohl eigentlich nicht ohne das Haus Braunschweig mit Holland schließen sollen; Celle meinte: es sei zu besorgen, daß dieser Abschluß, dessen sich die Holländer ohne Scheu öffentlich rühmten, den Krieg ins Reich ziehen werde; Dänemark fügte hinzu: man könne sich zu der Hülfe nach der Quadrupelallianz nicht verpflichtet fühlen, da die Staaten mit ihren alten Zahlungen gegen Dänemark noch völlig im Rückstande seien und der längst angekündigte holländische Gesandte zögere zu kommen, unter dem Vorwand, daß es sich nicht schicken würde, dem Könige außerhalb der Residenz sein Anbringen vorzutragen. Der Schlußbescheid (6. Mai) an Blumenthal war: man könne sich nicht entscheiden, bevor der holländische und englische Gesandte angekommen; aber eine Zusammensetzung der vornehmsten Stände im nieder- und obersächsischen Kreis wünsche man, und zwar je eher je lieber.

Im obersächsischen Kreise handelte es sich vor Allem um Kursachsen. Johann Georg II. war Ende März persönlich in Potsdam; in der allgemeinen Auffassung der Lage waren beide Fürsten einig; Friedrich Wilhelm stellte dann die einzelnen Fragen schriftlich, der Sachse schrieb seine Antwort daneben; er stimmte bei, daß man von Regensburg aus Mahnungen an Cöln ergehen lassen, daß man auf eine Kriegsrüstung des Reichs dringen müsse, daß das Marienburger Bündniß, das Mainz angeregt, nicht genüge — zumal da Münster schon daraus geschieden, fügte der Sachse hinzu. Aber auf die Frage: ob das Reich nicht für wirklich angegriffen zu halten, wenn Frankreich deutsche von staatischen Garnisonen besetzte Festungen angreife? erklärte Kursachsen: „darüber wolle er weiter nachdenken;" — es gab ja sächsische Prätensionen auf Cleve, am wenigsten jetzt durfte denen präjudicirt werden. Vortrefflich, wenn sich der Brandenburger für die gute Sache in die Schanze schlagen wollte; desto sicherer traf ihn die Ungnade Frankreichs; sollte man in Paris doch schon dem Neuburger das Clevische angeboten haben; vielleicht wandte sich gelegentlich die gleiche Gunst dem Hause Sachsen zu;[341]) und Magdeburg so oder so heimzubringen, gab weder der Administrator von Halle, noch sein kurfürstlicher Bruder die Hoffnung auf.

Wenigstens den Meistgefährdeten, den Ständen der vorderen Kreise, schien Alles daran liegen zu müssen, einen mächtigen Schutz zu finden. Der arme Kurfürst von Trier hatte ohne Weiteres Neutralität zusagen und den Durchmarsch gestatten müssen, und als seine Zollbeamten von den auf der Mosel hinabfahrenden Magazinschiffen der Franzosen den Zoll forderten,

wurde ihm aus Paris ein „Zettel" gesandt: er habe Alles frei passiren zu lassen, oder man werde einen Einfall in sein Erzstift machen. Der Mainzer mochte Gott danken, daß sein Gebiet nicht auf der Marschlinie liege, sein schönes Marienburger Bündniß hätte es nicht geschützt; natürlich legte er den unermeßlichen Magazinsendungen, die den Main und Rhein herabkamen — namentlich Frankfurter Kaufleute machten gute Geschäfte dabei — keinerlei Schwierigkeit in den Weg. Er hatte seinen Neffen Schönborn nach Wien gesandt, gemeinsame Schritte für den Frieden des Reichs zu verabreden; und Fürst Lobkowitz hatte die Versicherung gegeben, so lange Frankreich nicht die spanischen Niederlande angreife, werde der Kaiser sich nicht regen. Dann eilte Schönborn nach Paris, er sprach dort wiederholentlich aus: man sei in Wien und Mainz sehr froh, daß der Krieg mit Holland anginge, weil man ihn sonst im Reich gehabt hätte; aber der Kaiser und Mainz seien noch jetzt zur Mediation erbötig. Schönborn wurde vom Könige sehr gnädig empfangen: „freilich die Zeit der Mediation sei vorüber, der Lauf der Waffen könne nicht mehr gehemmt werden; aber es sei seine Absicht nicht, die Stadt Cöln anzugreifen, noch etwas gegen das Reich oder dessen Stände zu unternehmen." Da schien denn Alles darauf anzukommen, daß man Anlaß zu Weiterungen mit Frankreich vermeide und lieber ein Auge zudrücke. Der alte Johann Philipp suchte, wo er konnte, zu beschwichtigen. Sehr erwünscht war ihm, daß, vom Brandenburger gesandt, Marenholtz zu ihm kam; er hörte ruhig dessen eingehende Darlegung mit an, er gab zu, daß das Marienburger Bündniß unzulänglich sei, daß Münster es bereits aufgegeben habe, Kurtrier bereits völlig unter dem Druck fremder Gewalt liege; er erkannte an, wie bedrohlich es sei, daß Kurcöln jetzt alte Prätensionen auf Lippstadt hervorsuche und die französisch-cölnische Armee ins Herz Westphalens vorzudringen sich anschicke, in Stadt Cöln auch münstersches und kurcölnisches Volk liege; „jeder sehe, was für Defension von denen zu vermuthen sei;" aber Frankreich habe 150,000 Mann auf den Beinen, wie könne man daran denken, einer solchen Macht zu widerstehen? Er wiederholte, er wisse nicht, was zu thun sei; er stehe mit seinen Ländern in eben so großer Gefahr, wie Brandenburg. Marenholtz reiste ab, ohne etwas erreicht zu haben; aber Kurmainz eilte, in Wien vor dem Eifer Brandenburgs zu warnen: „die brandenburgische Politik sei leidenschaftlich; Truppen nach dem Rhein zu senden, wie man in Berlin zu wollen scheine, sei nicht das Mittel, des Reiches Frieden zu erhalten; nicht mit Waffengewalt, sondern mit Weisheit müsse man der Gefahr begegnen." [342])

Ebenso war die Meinung derer, die am kaiserlichen Hofe den bestimmenden Einfluß hatten. Wie verschieden immer ihre Motive sein mochten, ein Krieg gegen Frankreich, Opfer und Anstrengung für die Integrität des in sich zwiespältigen Reichs und die höchst antiöstreichische Libertät seiner Glieder, eine Schilderhebung zu Gunsten derselben Ketzerei, die man in den Kron- und Erblanden zu vertilgen im vollen Zuge war, schien ihnen völlig zweckwidrig; jeder Erfolg wäre nur den der östreichischen Staatsraison feindlichen Interessen zu Gute gekommen, jeder Mißerfolg hätte nicht bloß die Verabredungen wegen der spanischen Succession hinfällig gemacht, sondern die ganze Wucht der französischen Kriegsmacht gegen das Kaiserhaus entfesselt; nur mit Frankreich im Frieden konnte man der noch währenden Empörung in Ungarn Meister zu werden, von neuen Angriffen der Türken frei zu bleiben hoffen. Mochte das Reich, ein freier Verein souverainer Stände, wie es einmal war, selbst sehen, wie es sich seiner Zergliederung von Westen her erwehre; die kaiserliche Politik, so war die Meinung, müsse nach dem Osten, gegen den Erbfeind der Christenheit, gewandt sein; in diesem frommen Kampf habe Oestreich zwiefach realen Gewinn zu machen, einmal den, die abgerissenen Stücke der Krone Ungarn, das Paschalik Ofen vor Allem, wieder zu gewinnen, dann den nicht minderen, die Evangelischen in Ungarn, die unter türkischer Herrschaft wenigstens in ihrem Glauben ungestört waren, abthun zu können.

Es ist bezeichnend, daß, als sich im Anfang des Jahres die Staaten nach Regensburg gewandt hatten, Sicherstellung der Stadt Cöln zu fordern, der kaiserliche Antrag beim Reichstag (23. März) darauf hinwies, daß sich die türkischen Heere auf der Ebene von Adrianopel zum Ausmarsch sammelten und das Reich deshalb sich in Verfassung setzen möge. Nicht minder bezeichnend, daß der kaiserliche Gesandte Baron de Goes nicht in Berlin war, als dort St. Geran und Amerongen um die Entscheidung rangen, daß er, obschon der Kurfürst den Kaiser (3. April) dringend um seine Rückkehr bat, noch längere Zeit in Dresden, Leipzig u. s. w. verweilte.

Nach Allem, was vorausgegangen, war es für den Kurfürsten ein schwerer Entschluß, dem kaiserlichen Hofe mit Erbietungen entgegenzukommen; er konnte sich nur Erfolg versprechen, wenn er den dichten Wall von Einflüssen und Hemmungen, der den Kaiser umfangen hielt, zu durchbrechen, ihn gleichsam persönlich zu treffen verstand. Er ersuchte den Fürsten Johann Georg von Anhalt wie in Privatgeschäften nach Wien zu reisen, sofort um Audienz zu bitten; die Instruction lautete: „er solle dem Kaiser die hohe Gefahr des Reiches darstellen, ihn ersuchen, solche Entschlüsse

zu fassen, die das Reich vor äußerlichem Eintrag und Ueberfall beschützen und dessen Zergliederung verhüten könnten; er erbiete sich, wenn der Kaiser der Türken wegen in Sorge sei, sofort, obschon er den Verträgen nach nicht dazu verpflichtet sei, 1500 Mann, und wenn es nöthig, Verstärkung aus Preußen zu schicken; dagegen wünsche er vom Kaiser wirkliche Hülfe, wo möglich eine Particularverbindung, besonders zur Sicherstellung der Stadt Cöln; wenn der Kaiser sich entschließe, 6000 Mann zu stellen, sei er erbötig zu 12,000 Mann. Wolle der Kaiser darauf nicht eingehen, so sei an die 1657 errichtete und 1666 erneute Defensivallianz zu erinnern, auch daran zu erinnern, was Brandenburg zur Wahl von 1658 beigetragen, wie viel Widerwärtigkeiten sie ihm eingetragen habe." Der Fürst wurde selbst zu der Andeutung ermächtigt, daß, „wenn der Kaiser die gute Sache und das Reich verlasse, man auf andere Mittel bedacht sein müsse, um Rücken, Assistenz und Schutz zu suchen." [343])

Die Ankunft des Fürsten machte in Wien den lebhaftesten Eindruck. Lobkowitz selbst schien voll Eifer: „unser Hof ist berufen dafür, daß Alles gar schläfrig daher geht; nachdem wir aber so von S. Kf. D. aufgemuntert worden, so wollen wir uns diesmal aus dem üblen Ruf bringen." Er führte den Fürsten zur Kaiserin Wittwe, die ihre lebhafte Freude ausdrückte: „ergreift diese Angelegenheit mit beiden Händen," sagte sie zu Lobkowitz. Schon am vierten Tage war die Audienz beim Kaiser in Laxenburg (26. Mai); sie hatte den besten Erfolg. Sofort sollten die Conferenzen über ein Bündniß beginnen. „Der ganze Hof wünscht nichts anderes als diese Allianz;" Offiziere in großer Anzahl meldeten sich bei Anhalt, der junge Prinz von Lothringen sprach den Wunsch aus, „unter S. Kf. D. Commando den Krieg zu lernen." Es regte sich die Empfindung, daß den Geschicken Oestreichs sich die größte Wendung, der Anfang einer wahren und dauernden Erhebung darbiete.

Aber nun begannen die Partheien ihr Spiel; den Einen galt es für einen Segen des Himmels, daß die Ketzer in Holland endlich das Gericht ereile; Andere meinten, Frankreich werde Jahre lang dort zu thun finden, seine Kraft vergeuden, und so dem Kaiserhause Zeit geben, im Innern Ruhe und Kraft zu gewinnen; Anderen schien das Bündniß mit Brandenburg schlimmer als jedes andere für Oestreich. Und noch hatte Gremonville alle Fäden in der Hand; er sprach im Vorzimmer des Kaisers als ob das entscheidende Wort bei ihm sei. [344]) Lobkowitz, der nur Verzögerung wünschte, [345]) meldete sich krank. Sofort bat Anhalt um eine zweite Audienz beim Kaiser; und noch denselben Abend erging ein kaiserliches Handschreiben

an Lobkowitz, das ihm ernstlich befahl, „die Angelegenheit vor die Hand zu nehmen."

Am folgenden Tage versammelte sich der kaiserliche Geheimrath bei Lobkowitz. Er selbst, Fürst Schwarzenberg und Graf Lamberg waren der Ansicht, die gute Gelegenheit zu benutzen; Hocher und Graf Montecuculi widerriethen, irgend etwas zu hazardiren. Wieder vergingen Tage, ohne daß die Dinge weiter kamen; ein Versuch Anhalt's, Lobkowitz zu sprechen, scheiterte: seine Krankheit sei im Zunehmen; auch Hocher ließ sich entschuldigen: er leide am Podagra. „Ich werde aus anderem Ton mit ihnen reden, ich werde dem Kaiser bei nächster Audienz sagen, daß er nach S. Kf. D. heroischem Exempel den Schluß bei sich selber zu nehmen sich resolviren möge."

Der Kaiser empfing ihn am 7. Juni. Der spanische Gesandte, die Kaiserin Wittwe, der Pater Emmerich hatten vorgearbeitet; der Fürst fügte hinzu, wie mächtig des Kaisers ausgesprochener Wille auf alle Fürsten und Stände des Reiches wirken werde, wie sich ihm die Gelegenheit biete, das uneinige Reich zu einigen und in der That zu führen, daß dann auch, wie die Schreiben aus Berlin zeigten, die braunschweigischen Herren und Dänemark gewonnen sein würden. Der Kaiser sandte sofort an Lobkowitz sein „ernstes Bedeuten, daß er Anhalts Abfertigung ausdrücklich beschleunigt wissen wolle."

So begann endlich am 8. Juni die Conferenz an Hocher's Krankenbett; mit ihm, Graf Montecuculi dem Secretair Abele stellte Anhalt die Artikel des Tractates fest. Am 12. erhielten sie die Genehmigung des Kaisers.

Beide Mächte verpflichteten sich, je 12,000 Mann ins Feld zu stellen, deren Conjunction „aufs längste" am 20/30. Juli geschehen werde, und zwar da, wo der Kurfürst vorschlagen werde; die kaiserlichen Truppen würden aufbrechen, sobald ein kurfürstlicher Courier komme, sie zu fordern. Der oberste Befehl solle beim Kurfürsten sein. [346])

Als Zweck dieser Defensivallianz, die als Fortsetzung und Erweiterung des Bündnisses von 1657 und 1666 ab auf zehn Jahr gelten sollte, wurde bezeichnet: den westphälischen Frieden gegen Jedermann, der ihn verletzen oder willkührlich mißdeuten würde, aufrecht zu erhalten; unter keinerlei Vorwand Bündnisse gegen Kaiser und Reich, gegen den Frieden im Reich, gegen den Eid, mit dem Jeder dem Kaiser und Reich verwandt sei, zu gestatten.

Also Brandenburg und Oestreich stellten der französischen Doctrin vom Friedensinstrument und dem Wesen des Waffen- und Bündnißrechtes

eine deutsche gegenüber, die, ob im Wortlaut des Friedensinstrumentes begründet oder nicht, für die Selbsterhaltung des deutschen Wesens nothwendig war.

Sie verpflichteten sich zugleich, „weil dem ganzen Reich daran gelegen sei, daß der olivische, pyrenäische, clevische, aachensche Friede erhalten werde," für deren unverletzte Erhaltung einzutreten, d. h. sie schlossen das ganze System von Verträgen, welche den völkerrechtlichen Zustand Europa's begründeten, in den Bereich ihrer gemeinsamen Politik, in directem Gegensatz gegen die Krone Frankreich, welche nicht aufhörte, an demselben zu rütteln.

Indem sie allen bei jenen Verträgen Betheiligten, namentlich der Krone Spanien, den Zutritt zu ihrem Bündniß offen hielten, machten sie dasselbe zu dem Kern einer europäischen Coalition gegen die Ausschreitungen der Einen Macht und die gefürchtete Universalmonarchie.

Wie die brandenburgische Politik Oestreich zu den glänzenden Erfolgen des dänischen Krieges geführt hatte, so erweckte und entzündete sie jetzt das Haus Oestreich zu dem größeren Entschluß, vor dem es damals zurückgewichen war. Die nächste Wirkung des Abschlusses zwischen Brandenburg und dem Kaiser war, daß Lisola im Haag Befehl erhielt, die seit lange verhandelte Allianz mit den Staaten „zur Erhaltung des clevischen Friedens und zur Verwahrung, daß Niemand etwas wider den westphälischen Frieden und die Reichsconstitution anfangen möge, zu schließen." [347]) Was die Tripelallianz nur zum Theil nur nach zugestandenen Opfern, in unsicheren Umrissen in Aussicht gestellt hatte, das war unmittelbar und ausdrücklich der Zweck, zu dem sich Oestreich und Brandenburg verbanden. Die Coalition, zu der sie den Grund legten, bot in der That eine Gesammtgarantie aller Rechte; ihre Waffengemeinschaft schien, indem sie den Entschluß aussprach, die Pflicht aller Glieder des Reichs in Anspruch zu nehmen, auf die unermeßliche Defensivkraft Deutschlands das Gleichgewicht Europa's gründen zu sollen.

Es war in eben dieser Zeit, wo die brandenburgische Macht im Osten in den schweren Kampf Polens gegen die Türken eintrat; alle anderen Höfe, auch den seines kaiserlichen Schwager's hatte König Michael vergebens um Beistand gegen den furchtbaren Feind gebeten; nur der Kurfürst sandte ein Corps unter General Dönhof. [348]) Jeder Erfolg, der hier erkämpft wurde, war eine Sicherung und Stärkung der östreichischen Macht und ein Gegengewicht gegen die französische Uebermacht.

Es mußte sich zeigen, ob diese große und kühne Combination sich in

der Ausführung bewähren, ob sie die Anziehungskraft üben werde, auf die ein wesentlicher Theil ihres Erfolges berechnet war.

Oder vielmehr, die ungeheure Krisis im Westen, der plötzliche und völlige Sturz der staatischen Macht in eben diesen Tagen, wo das in Wien verabredete Bündniß nach Berlin zum Abschluß gesandt wurde, stellte dies Bündniß selbst in die erste große Prüfung: wird man es auch jetzt noch bei so unermeßlich größerer Gefahr zu vollziehen wagen? wird man nur um so mehr eilen, es zu vollziehen?

Der Feldzug von 1672.

Seit der Mitte Mai erwartete man in Berlin die Nachricht vom Beginn der Feindseligkeiten. Man zweifelte nicht, daß die Rheinfestungen und das Lager Oraniens an der Yssel den Gewaltstoß brechen, die Vereinigung der münsterschen Völker mit der französischen und kurcölnischen Armee unmöglich machen würden; nur die vereinigte Seemacht Frankreichs und Englands schien den Staaten eine ernste Gefahr zu drohen.

Am 7. Juni kam die Nachricht, daß die französischen Truppen ins Clevische, die Münsterschen in die Grafschaft Lingen eingebrochen seien; dann Post auf Post, daß in Orsoy, Büderich, Wesel die staatischen Garnisonen sich und diese Festungen den Franzosen ergeben, daß da die Franzosen, in Lingen die Bischöflichen die Einwohner zur Huldigung gezwungen hätten, daß auch Emmerich und Gennep von den Franzosen besetzt, die wenigen brandenburgischen Truppen, die da lagen, ausgetrieben seien.[349])

Dann am 15. Juni kam Graf Vauguyon nach Berlin, Namens seines Königs nicht zu entschuldigen, was im Clevischen geschehen, sondern Beschwerde zu führen, daß der Kurfürst sich mit den Staaten eingelassen hätte, den Wiener Hof aufrege trotz jenes Artikels im westphälischen Frieden, der den Ständen des Reichs jede Unterstützung der Feinde Frankreichs verbiete, kategorische Erklärung zu fordern, ob er neutral bleiben oder Feind des Königs sein wolle.

Schon hatte die Krone Schweden in Berlin die Artikel ihres Bündnisses mit Frankreich mitgetheilt, nach denen sie sich verpflichtetet habe, den westphälischen Frieden in demselben Sinn, wie ihn Frankreich verstand, gegen Jeden, der ihn verletzen werde, zu vertreten. Der schwedische Resident fügte mündlich allerlei Erklärungen hinzu: man habe kein besseres Mittel gewußt, Frankreichs weit aussehende Entwürfe zu brechen, als das

Bündniß, durch das sich Frankreich hoch und theuer verpflichtete, dem Reiche keine Unruhe zu bereiten. Eitle Beschönigungen, die nicht einmal über die nächst weiteren Absichten Schwedens beruhigen konnten.

Und die Zahlungen aus dem Haag stockten; es fehlte schon jetzt ein Drittel der fälligen Summen. Die staatische Ratification blieb immer noch aus. [350])

Um so mehr drängte der Kurfürst zum Abschluß; er seiner Seits ratificirte den 11. Juni. Die schlaff gewordene Politik Schwedens kannte er genug, um sie vorerst nicht zu fürchten. Er ließ dem Grafen Vauguyon antworten, daß er dem Könige kein Recht, kategorische Erklärungen zu fordern, zugestehen könne, daß er vielmehr Erklärungen über den Einfall in sein clevisches Land und Satisfaction zu erwarten habe.

Immer furchtbarere Nachrichten kamen vom Rhein, schon auch, daß die Franzosen durch die Waal gegangen seien, in die Betuwe eindrängen, daß in Folge dessen die staatische Armee die Yssellinie geräumt, daß Münster und Cöln die Yssel hinab den Zuydersee erreicht, daß Utrecht sich dem Könige ergeben habe. Eben jetzt (21. Juni) kam Anhalt mit dem Vertragsentwurf aus Wien zurück, am 23. war er vollzogen. „Der Kurfürst," schreibt Amerongen an den Greffier Fagel, „bleibt unerschütterlich, was auch für Verheißungen und Drohungen ihm von dem französischen Gesandten gemacht werden." Am 24. Juni reiste Vauguyon ab.

Auch die niedrigste Schätzung von der militairischen Tüchtigkeit der Republik hätte so völlige Ohnmacht, so viel Feigheit, Meuterei, Verrath, so schimpflichen Fall so zahlreicher, auch der festesten Plätze — ihrer 83 vom 1. Juni bis 19. Juli — nicht erwarten können. Wie tapfer de Ruyter's Angriff auf die französisch-englische Flotte am 7. Juni sein mochte, den Sieg errang er nicht; und demnächst waren die feindlichen Flotten wieder da, an mehreren Punkten zugleich die Küsten von Holland, Seeland, Friesland zu gefährden.

Nirgends mag der Gang der Ereignisse mit größerer Spannung beobachtet worden sein, als in Berlin; wie oft mag man dort erwogen haben, ob sich auch Holland unterwerfen werde. Der Kurfürst selbst fürchtete das Schlimmste: „Ihr habt Verräther in Eurem Vaterlande," sagte er zu Amerongen, „die Sachen werden dort nicht mehr wohl dirigirt." [351]) Die Art, wie sich Utrecht unterworfen, wie Deventer dem cölnischen, Harderwyk dem münsterschen Prälaten gehuldigt, zeigte die alte Union auf dem Wege der Auflösung. Noch furchtbarer, wenn der Friede, den de Witt und seine Freunde jetzt empfahlen und bei Ludwig XIV. suchten, angenommen,

wenn der Parthei, deren Loosung war: „lieber französisch, als prinzlich," das Wrack der einst mächtigsten Republik in Händen gelassen wurde. Schon kamen zwei englische Minister nach Utrecht, den Bund ihres Königs mit Frankreich noch fester zu knüpfen, wo möglich den Prinzen von Oranien mit der Souverainetät Hollands zu verlocken; dann sollten die Generalitätslande, Utrecht, Gelderland an Frankreich, es sollte ein Theil Seelands an England fallen, den beiden deutschen Bundesgenossen das Eroberte jenseits der Yssel bleiben.

Seit dem 15. Juni unterhandelten die Generalstaaten mit Ludwig XIV.; auf seine Forderung erschienen ihre Bevollmächtigten in des Königs Lager, sie boten die Abtretung aller Generalitätslande, der Festung Mastricht, sechs Millionen obenein für den Frieden; des Königs maaßlose Gegenforderung machte die Herren im Haag bestürzt und rathlos; es kam zur Erwägung, ob nicht Holland allein schließen, die übrigen Provinzen ihrem Schicksale überlassen solle; die Tapfersten meinten, man müsse alle sieben Provinzen in den Frieden begreifen und dürfe nicht mehr als Mastricht und Cleve abtreten. Dem Kurfürsten wurde von diesen Friedenshandlungen keine Kenntniß gegeben, noch weniger hatte man in denselben irgend einen Vorbehalt für ihn gemacht.

Mochte Oranien die Vertheidigung bis aufs Aeußerste fortzusetzen entschlossen sein,[352]) er hatte nur die Armee zu führen, über Krieg und Frieden entschieden die Herren Staaten. Es gab nur ein Mittel, sie aufrecht zu erhalten;[353]) es galt die Verbündeten so schnell wie irgend möglich zum Handeln zu bringen, Dänemark, die Braunschweiger mit heranzuziehen, in Regensburg zu Entschlüssen zu treiben, vor Allem den Widerstand Hollands zu ermuthigen. Der Fürst von Anhalt eilte zum zweiten Mal nach Wien, General Pöllnitz mit Amerongen nach dem Haag, Andere wurden nach Celle, Mainz, Kopenhagen gesandt.

Daß bei den Dänen, den Braunschweigern, in Mainz der Eifer für die gute Sache im Sinken und die weise Vorsicht im Wachsen sei, wurde trotz aller vortrefflichen Versicherungen nur zu bald klar; diesem gab die Rücksicht auf den theuer erkauften Frieden des Reichs, jenen die Rücksicht auf die nahe schwedische Macht den Vorwand, entweder sich fern zu halten oder auf irgend einen kleinen Vortheil zu lauern. Es blieb nur die Hoffnung auf Wien und den Prinzen von Oranien.

General Pöllnitz kam über Hamburg, von widrigen Winden aufgehalten, erst am 12. Juli nach Holland.[354]) Furchtbar genug fand er die Lage der Dinge. Die englische Flotte lag vor der Maasmündung, die

französischen Heere standen bis drei Stunden von Amsterdam, drei Meilen von Leyden, die cölnischen und münsterschen Völker hatten alles Land bis zur Südgrenze von Friesland, sie hatten Koeverden genommen, die Festung Drenthes, sie belagerten Gröningen. Von den sieben Provinzen waren drei völlig, zwei zum größeren Theil in der Gewalt der Feinde; nur daß alle Schleusen geöffnet und das Land unter Wasser gesetzt war, deckte noch Holland. Und das Regiment dort war immer noch in den Händen der alten Regenten. Ihrer feigen Friedenshandlung war der junge Prinz mit entschlossenem Nein entgegengetreten; er hatte die Anträge seines Oheims von England zurückgewiesen. Des Prinzen Bedeutung wuchs mit jedem Tage, die Wuth des Volkes gegen die „Verräther" war maaßlos; de Witt lag an den Wunden krank, mit denen ihn eines Rathsherrn Söhne meuchlings abzuthun versucht hatten.

Alles hoffte auf den Kurfürsten; überall in den Städten, wie im Lager sprach sich die Ungeduld aus, daß er noch nicht da sei. In wiederholten Conferenzen machte Pöllnitz darauf aufmerksam, daß man kein Recht habe, sich über ihn zu beklagen, daß man staatischer Seits weder Dänemark und Braunschweig zum Beitritt, noch Spanien zur Kriegserklärung bewogen habe, daß von Seiten des Staates dem Feinde Friedensanträge gemacht worden seien, ohne daß man dem Kurfürsten davon Kenntniß gegeben,[355]) daß der Staat mehrere Wochen später als der Vertrag ausdrücklich bestimme, ratificirt habe, daß die Zahlungen stockten, so daß der Kurfürst Herrschaften und Domainen habe verpfänden müssen, um nur seine Rüstungen fortzusetzen, dennoch hoffe er zur festgesetzten Zeit fertig zu sein.[356]) Man gestand das Alles zu, aber, so sagte der Prinz, die Truppen, die er habe, seien in schlechtem Zustand, sie würden bald völlig zu Grunde gehen, wenn der Kurfürst nicht schleunigst Rettung bringe.

Als ob es an dessen Willen gelegen hätte; aber die Plätze am Rhein und an der Yssel, sagte Pöllnitz, habe man auf unbegreifliche Weise Preis gegeben; er frage jeden der anwesenden Militairs, ob sie es für möglich hielten, mit höchstens 30,000 Mann viele Meilen Wegs von jeder Rückzugslinie hinweg zu marschiren, gar, den Feind auf beiden Seiten, vorzurücken, um schließlich, wenn es zur Hauptaction komme, ihn wenigstens 50,000 Mann stark in starken Positionen vor sich zu haben. Allerdings fanden sie es möglich, auch der Prinz. Es mußte ihnen erst noch dargelegt werden, daß sie die hochherzige Bereitwilligkeit des Kurfürsten nicht eben richtig würdigten: was sie forderten, scheine ungefähr so, wie wenn ein Ertrinkender den, der ihn zu retten ins Wasser springe, bei den Haaren fasse und ihn so

mit sich zugleich untergehen mache. Sie sagten: sie würden sich beeilen ihre Miliz durch alle Mittel wieder in Stand zu bringen; der östreichische Gesandte Lisola sei gewiß, mit der nächsten Post Vollmacht zu erhalten, um mit ihnen zu verhandeln; sie hofften 6000 Mann dänische Truppen zu erhalten; an Geld werde kein Mangel sein, wenn der Krieg auch noch ein ganzes Jahr währen solle.[357])

Es hielt schwer, sie zu überzeugen, schwerer, die Vorstellung zu beseitigen, als wenn der Kurfürst durch die staatischen Subsidien verpflichtet sei, sich einfach zu opfern. Daß die Feigheit und die Verrätherei ihrer Truppen dem Verbündeten schon sein clevisches Land gekostet, daß ihr einseitiger Friedensversuch dicht daran gestanden habe, ihn völlig Preis zu geben, davon nahm man nicht weitere Notiz. Und nicht der Staaten Verdienst war es, daß sich Brandenburg in dem Bündniß mit dem Kaiser einen Ersatz für die Gegenleistungen, die Holland zu machen vorerst außer Stande war, gewonnen hatte.

War thatsächlich die ganze Situation, wie sie beim Abschluß des Tractates vom 6. Mai gewesen, verändert, waren die Staaten völlig außer Stande, ihrer Seits dem Kurfürsten, wenn er angegriffen wurde, die Hülfe zu senden, die der Vertrag bestimmte, war alles Land und alle Festungen vom Dollart bis zum Leck in der Feinde Hand, so konnte nicht mehr die Conjunction der beiderseitigen Armeen die nächste Aufgabe sein; kaum, daß es eine staatische Armee mehr gab.

Der fernere Kriegsplan[358]) mußte vor Allem darauf gewandt sein, mit der brandenburgisch-kaiserlichen Armee eine Diversion gegen den Rhein, etwa auf Cöln zu machen, um die feindliche Macht, die jetzt mit ihrer ganzen Wucht auf Holland drückte, abzuziehen; es lag Alles daran, daß sich der noch unbewältigte Rest der Staaten bis dahin halte, daß sich die staatische Armee reorganisire, um dann, wenn die Diversion zu wirken begann, vorgehen zu können und Terrain zu gewinnen. Pöllnitz forderte vor Allem, daß man den Kurfürsten, der bei der schweren Gefahr bereits ein paar tausend Mann über die vertragsmäßige Zahl gerüstet habe, in den Stand setze, „dem Feinde den Kopf zu bieten," daß man zu dem Ende die Braunschweiger und Dänemark zu gewinnen eile, daß man jene schon seit Jahren vorbereitete Allianz mit dem Kaiser schließe,[359]) endlich, daß man vom Grafen Monterey, wenn nicht den Bruch mit Frankreich, so doch möglichst viele von seinen erprobten Regimentern zu erhalten suche.

Er ging selbst nach Brüssel, Namens des Kurfürsten den Grafen Statthalter um fernere Unterstützung zu ersuchen: der Graf werde von der

brandenburgisch-östreichischen Allianz unterrichtet sein; um so mehr hoffe der Kurfürst, daß er bereit sein werde, was er irgend noch von Truppen entbehren könne, dem Prinzen von Oranien zu überlassen, der aus diesen und seinen eigenen Truppen ein Corps von etwa 14,000 Mann bilden könne, auf Mastricht und den Rhein zu operiren, und durch diese Bewegung und den gleichzeitigen kurfürstlichen Marsch auf den Rhein die Franzosen von Holland abzuziehen „und den Leuten dort, die sich sonst gänzlich verloren glauben, wieder ein Herz zu geben." Graf Monterey zeigte sich zu Allem bereit: er werde mehr thun, als wenn er in Ruptur mit Frankreich wäre, weil er dann die Truppen, die er den Staaten bereits überlassen, zurückziehen müsse; er habe bereits um Weisungen in Madrid gebeten und vorgestellt, wie dringend nothwendig es sei, „prompte Opposition gegen die französischen Progressen herbeizubringen."

Die Generalstaaten sprachen bei Pöllnitz Abreise dem Kurfürsten in feierlichster Weise ihren Dank aus: „da sie von Allen verlassen gewesen, habe er allein sich ihrer angenommen, sie und ihre Nachkommen würden es ihm nie vergessen." Man begann wieder zu hoffen; man sah, daß die feindliche Fluth aufhöre zu steigen.

In der That, nicht, daß die englische Flotte die rechtzeitige Landung in der Maas versäumte, oder der Prinz mit einigen tausend Mann die Pässe nach Amsterdam und dem Haag deckte, oder Gröningen sich gegen die Bischöflichen behauptete, bezeichnet die Wendung des Krieges; noch weniger, daß mit der scheußlichen Ermordung der beiden de Witt am 20. August und ähnlichen Greuelscenen in anderen Städten die Wuth des Volkes alle Schranken durchriß.

Die entscheidende Wendung trat ein, als sich Ludwig XIV. überzeugen mußte, daß der Brandenburger trotz seiner clevischen Lande und trotz der drohenden schwedischen Invasion Ernst machte, daß er den Kaiser gewann, daß er Alles daran setzte, auch das Reich in Bewegung zu bringen. Ludwig XIV. hatte darauf gerechnet, mit den Staaten fertig zu sein, bevor irgend wer den Muth fasse, den Niedergeworfenen zu helfen; jetzt war eine Coalition da, und zwar in einer Ausdehnung, die ihn bedenklich machen konnte. Noch hoffte der König, die Bewegung im Reich verzögern, das militairische Eintreten der Coalition diplomatisch abwehren zu können; er ließ durch Gremonville dem Kaiser die besten Versicherungen geben, er fertigte Vauguyon zum zweiten Male nach Berlin ab. Aber er mußte darauf gefaßt sein, daß es mißlänge; und wenn ihm die deutschen Heere am Rhein in die Flanke kamen, wenn ihr Vordringen die Staaten ent-

lastete und den Spaniern den Muth gab, die Maske abzuwerfen, dann bekam der Krieg eine Dauer und einen Umfang, auf die man in dem schon überschwer belasteten Frankreich nicht gefaßt war. Aus dem localisirten Kriege drohte ein allgemeiner zu werden.

Eben das war der Gedanke des Kurfürsten; Europa insgemein schien ihm gegen Frankreich eintreten, im gemeinsamen Kampf die gemeinsame Sicherheit und Garantie erzwingen zu müssen. Daß Holland fortan nicht mehr wanken werde, dessen war er gewiß, seit der junge Oranier, zum Statthalter von Holland, zum Generalstatthalter der vereinigten Provinzen ernannt, an der Spitze stand. Wenn er des Kaiserhofes ebenso gewiß sein konnte, so mochte das Reich noch eine Weile schwanken, die Verletzung des Reichsgebiets und die Gewaltacte gegen Cleve waren zu handgreiflich, es mußte schließlich mit. Und Spanien war mit seinem eigensten Interesse in dieselbe Richtung gedrängt; Dänemark, es mochte wollen oder nicht, mußte folgen, sobald sich Schweden regte. Alles hing daran, daß man die kaiserliche Politik zu rascher Action trieb.

In den ersten Julitagen war der Fürst von Anhalt zum zweiten Mal in Wien, um möglichste Beschleunigung des Marsches und Erhöhung der Truppenzahl zu bitten. Er hatte über Erwarten raschen Erfolg; es wurden 16,000 statt der vertragsmäßigen 12,000 Mann versprochen, es wurde nach des Kurfürsten Wunsch Graf Montecuculi zum Commandirenden ernannt, ihm ausgedehnte Vollmacht gegeben; jedoch vor dem 25. August, hieß es, werde es nicht möglich sein, die Regimenter bei Eger zusammen zu haben.

Schon diese Verzögerung war auffallend, nicht minder, daß sich der Reichsvicekanzler Graf Königseck weigerte, die Mittheilung des mit Brandenburg geschlossenen Vertrags an den Reichstag zu machen: der Vertrag sei in der östreichischen, nicht in der Reichskanzlei, nicht vom Kaiser, sondern vom Erzherzog von Oestreich geschlossen und gehe das Reich nichts an. Und die brandenburgische Anzeige, daß das Reichsgebiet im Clevischen gröblich verletzt sei, wurde von dem kaiserlichen Commissarius in Regensburg erst Wochen lang zurückgehalten, dann Ende Juli ganz abgelehnt, „weil er sothanes schon etwas alt und die Sache in anderer Lage befinde.“ Von Mainz kamen dringende Mahnungen nach Wien, die Securität des Reichs nicht zu gefährden;[360]) Ewald von Kleist überbrachte gleiche Warnungen aus München; Burkersrode, der Kursachse, erklärte, sein Kurfürst könne nicht dulden, daß sich Brandenburg eine förmliche Dictatur im Reich und die Oberleitung des Kriegswesens anmaaße. Wie tief die mittelbaren

und unmittelbaren Einflüsse Gremonville's in Wien wirkten und wie die höfische Intrigue stärker war, als der kaiserliche Wille, sollte nur zu bald klar werden.

Seit dem 25. August war der Kurfürst mit seiner Armee in Halberstadt, wartete auf den kaiserlichen General, mit ihm den Feldzugsplan festzustellen. Je länger sich dessen Ankunft verzögerte, desto dringender und lockender wurden die Erbietungen Vauguyon's; er versprach Rückgabe Cleves, Ersatz für den Schaden, der dort angerichtet sei,[361]) aber sein König könne nicht dulden, daß sich eine Armee dem Bereich seiner Operationen nähere. Auf den Einwand, daß man diesseits eben so beunruhigt über die Nähe der französischen Armeen sein dürfe, auf die Beschwerde über die Zerstörung der Festungswerke von Büderich, Orsoy, Emmerich, über die Ueberweisung reformirter Kirchen an die Katholischen, über die Verwüstung in den Forsten des Landes und das Aufgebot der Bauern zur Schleifung der Festungen blieb der Graf die Antwort schuldig, nur daß er angab, man habe ja die kurfürstliche Garnison und Festung Calcar ungestört gelassen. Endlich am 7. September gab Vauguyon Namens seines Herrn eine Erklärung ab, „die deutlich genug den Krieg verkündigte"[362]): der König habe, da er über den Marsch der brandenburgischen Armee nicht länger in Zweifel sein könne, dem Marschall Türenne befohlen, um Cöln und Münster zu schützen, über den Rhein und den anrückenden Kriegsvölkern entgegenzugehen. Er fügte hinzu, daß der König ungern von seinem Plan gegen Holland abstehe, um 30,000 Mann über den Rhein zu senden. Zugleich erfuhr man, daß (31. August) die cölnisch-münsterschen Völker die Belagerung Gröningens aufgegeben.

Endlich am 9. September kam der kaiserliche General nach Halberstadt, während seine Armee — noch fehlte die Hälfte der Regimenter — zwischen Erfurt und Eisenach stand. Seine Ordre lautete dahin, unter des Kurfürsten Befehl kräftig gegen Türenne, der vom Rhein herankomme, zu agiren. Man hatte seit sechs Wochen keine directen Mittheilungen vom Prinzen von Oranien und über dessen Intentionen; aber der Kurfürst glaubte erwarten zu dürfen, daß der Prinz, durch den Abmarsch von Türenne und den Abzug des Feindes von Gröningen erleichtert, die Offensive ergreifen, namentlich von Mastricht aus vordringen werde; jetzt sei der Zeitpunkt, wo die Stände des Reichs sich regen müßten; jetzt gelte es, das Reich gegen eine Invasion zu schützen, wie sie gefährlicher nicht gedacht werden könne; „jetzt oder niemals" war das Losungswort der Brandenburger. Montecuculi war der Ansicht, daß man den Marsch noch etwas verzögern

müsse, um mit Celle und Anderen erst zum Abschluß zu kommen; einstweilen könne man beiderseits, in der Richtung auf die Weser vorrückend, sich im Leinethal vereinigen, um sich zunächst der Weserbrücke bei Höxter zu versichern; man müsse dann nach den Umständen entscheiden, ob über die Weser auf Cöln zu marschiren, oder, wenn Cöln verloren sein und Türenne mit seiner stärkeren Macht entgegenrücken sollte, weiter südwärts auf Bonn und Coblenz zu operiren sei. Man mußte sich ihm fügen; der Kurfürst sandte seinen Obrist Krosigk nach dem Haag, mit dem Prinzen einen Kriegsplan zu verabreden, indem man sich beiderseits von Coblenz und Mastricht aus unterstützen und eine Verbindung herstellen könne.

Als die Brandenburger durch das Hildesheimsche über Ahlfeld, die Kaiserlichen über Mühlhausen marschirend, im Leinethal sich vereinigt hatten (24. September), auf die Nachricht, daß die Weserbrücke bei Höxter abgebrochen, Türenne mit einer starken Armee diesseit des Rheines und entschlossen sei, der „Reichsarmee" sich entgegenzuwerfen, schien nichts anderes übrig, als links abzumarschiren, um den Rheinübergang bei Coblenz oder höher hinauf zu suchen.

Die Lage der Dinge war Anfangs October seltsam genug.

Weder der Kaiser, noch Brandenburg hatten bisher Frankreich den Krieg erklärt; aber Frankreich hatte ihnen angekündigt, daß es ein weiteres Vorrücken als Kriegserklärung nehmen werde. Türenne überschritt den Rhein, unter dem Vorwande, die Verbündeten des Königs, Cöln und Münster, vor weiteren Insulten zu schützen; der König ließ in Regensburg Anzeige davon machen, mit dem Bemerken: des Kurfürsten und seiner Verbündeten Truppen brauchten nur aus dem westphälischen Kreise zurückgehen, so werde auch Türenne die Grafschaft Mark verlassen.[363]) In einer Zusammenkunft zu Wesel, der Türenne, der jüngere d'Estrades, die Bischöfe von Straßburg und Münster beiwohnten, war jenes berüchtigte Schreiben an die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs (17. September) verfaßt, in dem ihnen — man redete sie ohne weitere Etikette mit Vous an — angekündigt wurde, der König wolle nichts als den Frieden und die Securität des Reichs, er werde nicht dulden, daß der Kaiser und Brandenburg sich in einen Krieg mischten, der das Reich nichts angehe. Einstweilen wurde unter dem Vorwand, für das feindliche Einbrechen in des Kurfürsten von Cöln Stift Hildesheim Genugthuung zu nehmen, das Clevische wie ein erobertes Land behandelt; es wurde dem Lande befohlen, keine Befehle des Kurfürsten entgegenzunehmen; es wurde einer Deputation der Stände erklärt: der Kurfürst sei nicht mehr Herr und Souverain des Landes, sondern

allein der König.[364]) Die kleine Festung Calcar hielt sich nur dadurch, daß die kurfürstliche Garnison durch spanische Truppen verstärkt wurde.

Zugleich war die französische Diplomatie in Regensburg, München, Heidelberg, Mainz, überall und mit Erfolg thätig, von jeder Verbindung mit den Störern des Reichsfriedens abzumahnen und abzuschrecken. In Regensburg untersuchte das officielle Deutschland Wochen, Monate lang die Beschwerde Kurcölns über den brandenburgischen Einfall in das Hildesheimsche, und in nicht officieller Weise erhitzte man sich über die Anmaaßung des Kaisers, Kriegsvolk in das Reich zu schicken und dort auf Kosten der Stände leben zu lassen, über die Gefahr, die der Libertät der Stände, der Securität des Reichs vom Kaiser drohe. Bairischer Seits kam ein Antrag auf Reichsmediation in Vorschlag. Und während Kurmainz im Vertrauen versicherte, der kaiserliche General habe Befehl, jeden Conflict mit der französischen Armee zu vermeiden, und der Wiener Hof sei nach wie vor im besten Einvernehmen mit Frankreich, erschien ein pfalzneuburgischer Gesandten beim Kurfürsten, ihm ebenso vertraulich die Wege zur Aussöhnung mit Frankreich, nicht ohne die Aussicht auf namhafte Zugeständnisse des Königs, anzubieten. Kurtrier, vor Kurzem noch bereit zu jedem guten Dienst, zog jetzt, von den französischen Generalen mit allem Schrecklichsten bedroht, sich zurück; Kurmainz, überströmend von reichspatriotischem Eifer, bat dringend, ihn nicht zu einer Partheinahme zu nöthigen, welche es ihm unmöglich machen würde, das im deutschen Interesse hochnöthige Geschäft der Vermittelung zu übernehmen.[365]) Mit Celle, Wolfenbüttel, Cassel kam es zwar zu einem Vertragsentwurf, aber eben nicht weiter. Frankreichs Einfluß im Reich zeigte sich mächtiger, als der des Kaisers und Brandenburgs zusammen genommen.

Hielt Frankreich so die Bewegung in Deutschland nieder, so schien es von dem Beistand, den Graf Monterey den Staaten leistete, nicht Notiz zu nehmen; natürlich um die Krone Spanien von offener Kriegserklärung abzuhalten, welche die französischen Streitkräfte noch mehr getheilt haben würde. Die Rache blieb verschoben, bis Holland gebrochen und zum Frieden gezwungen, die spanischen Niederlande im Rücken umstellt waren.

Und Holland schien nicht mehr lange sich halten zu können. Es schien unter dem furchtbaren Druck der in Utrecht concentrirten Macht, bei der Erlahmung des inneren Verkehrs, bei der Stockung von Handel und Schifffahrt sich bald verbluten zu müssen.[366]) Ein Versuch des Kurfürsten, Karl II. von England auf die für England selbst verderblichen Folgen seiner französischen Allianz aufmerksam zu machen, war nicht bloß wirkungslos, son=

dern wurde von dem Könige in einem Antwortschreiben zurückgewiesen, das an Ungeschlachtheit und roher Beleidigung in der diplomatischen Literatur kaum seines Gleichen hat. So thätig und energisch der junge Oranier war, die Herstellung der Armee ging langsam von Statten; die öffentliche Meinung forderte rasche Erfolge von ihm und erkaltete sichtlich, da ein Unternehmen nach dem andern ihm mißlang, im September ein Versuch jenseits der Zuyder See die Feste Zwarte Sluis zu nehmen, am 8. October der Versuch, die Franzosen aus Naerden, zwei Meilen von Amsterdam, zu treiben, wenige Tage später der Angriff auf Woerden, den nächsten Posten gegen Leyden. Dann Mitte November ging er mit etwa 15,000 Mann südwärts vor, in der Richtung auf Mastricht; sein Erscheinen dort schreckte die Franzosen über die Roer zurück, sie fürchteten, er wolle nach dem Rhein durchbrechen; statt dessen wandte er sich in raschen Märschen auf Charleroi, das noch seit 1668 von den Franzosen besetzt war; aber der Handstreich mißlang (20. Dec.), der Prinz mußte zurückeilen, um Holland zu retten, wo die Franzosen im vollen Vordringen auf Leyden waren; es sind jene Angriffe unter Marschall Luxemburg, die sich zwar nicht durch militairische Erfolge auszeichneten, wohl aber durch eine Reihe von Gräuelthaten und Verruchtheiten der französischen Truppen, welche Alles, was die Kriegsgeschichte bis dahin Entsetzliches berichtete, überboten.

Es kann keine Frage sein, daß die brandenburgisch-kaiserliche, die „Reichsarmee," wie man sie allgemein nannte, mit raschem Vorgehen auf Münster, auf Cöln Entscheidendes hätte leisten können, noch weniger, daß Friedrich Wilhelm es wollte; sein Ruhm und seine politische Bedeutung nicht bloß, sondern schon auch die Rettung des Clevischen, die Sicherung seiner anderen westphälischen Lande hing daran. Das völlige Zusammenbrechen der staatischen Macht hatte die Situation für ihn in einer Weise verändert, welche die Leiter der kaiserlichen Politik sofort empfanden und ihn empfinden ließen.

Ein erstes Opfer, das er bringen mußte, war jene Veränderung des Marsches vom Leinethal nach Süden. Er verließ damit die „Verbindungslinie" nach der Elbe und den Marken, er entfernte sich von dem Kriegstheater, dem er hatte zueilen wollen. Aber Montecuculi hatte drauf gedrungen: Türenne, der schon bei Essen in der Grafschaft Mark stand, suche eine Feldschlacht, eben darum müsse man sie vermeiden; man müsse nur schlagen, wenn man durch einen Sieg mehr gewinnen, als durch eine Niederlage verlieren könne; man könne von Coblenz aus eben so bequem

nach Cöln kommen; zwischen Lahn und Main stehend, habe man das ganze Reich hinter sich.

Die Märsche, die dann folgten, zum Theil durch arme und gebirgige Lande, bei schlechtem Herbstwetter, nahmen die Armee außerordentlich mit; endlich um den 10. October erreichte sie die Gegend von Frankfurt.

Hatte der Kurfürst auf die Schiffbrücke bei Coblenz gerechnet, so erklärte nun Kurtrier: er habe versprechen müssen, weder Ehrenbreitenstein noch Coblenz den Reichstruppen zu überlassen, er habe auch die Brücke müssen abfahren lassen. Man ersuchte Kurmainz um die Benutzung der Schiffbrücke bei Mainz. Der alte Herr war persönlich aus seinem Stift Würzburg gekommen, er äußerte sich höchst „alterirt": man sehe jetzt, wie es gemeint sei; sein Erzstift solle ruinirt und zum Kriegstheater gemacht werden; er brauche nicht zu thun, was Trier abgelehnt habe. Er wiederholte seine Erbietungen, zu vermitteln: auch den Holländern sei von Schweden Waffenstillstand und Friedenshandlung in Dünkirchen angetragen.

Der kaiserliche General fand die Mainzer Anträge sehr beherzigenswerth: man müsse sich ja hüten, Angreifer zu sein, man müsse eilen, das Reich in einen ruhigen Stand zu bringen, zumal da so traurige Nachrichten aus Polen gekommen seien, Nachrichten von dem lang gefürchteten Fall der Grenzfestung Kaminiec, von der völligen Zerrüttung der polnischen Kriegsmacht; wenn nun Polen, wie unvermeidlich, Frieden um jeden Preis schließe, so sei ein neuer Einbruch in Ungarn und die höchste Gefahr der Christenheit gewiß. Ja er sprach offen aus, daß man jeden Anlaß zum Bruch mit Frankreich meiden müsse: der Kaiser habe den Franzosen zugesagt, daß wenn sie nicht brächen, er es auch nicht thun werde.[367]) Je mehr er zur Unthätigkeit rieth, desto ungeduldiger drängte Amerongen, endlich etwas zu thun: man habe den Rhein sperren können, aber Tag für Tag führen Schiffe mit Korn für die französische Armee stromab; Türenne stehe noch bei Mühlheim und Deutz, man könne vor ihm Coblenz erreichen; man müsse den Uebergang nöthigenfalls erzwingen, zwischen Rhein und Mosel sich festsetzen, von dort aus die Verbindung mit Mastricht herstellen. Eben diese war es, die Friedrich Wilhelm ersehnte.

Allerdings hatte sich Türenne dem Südmarsch des Gegners parallel auf der kürzeren inneren Linie südwärts gezogen, um denselben vom Rhein fern zu halten. Seine Partheien streiften bis in die Gegend von Montabaur, während brandenburgische Vorposten an der Lahn entlang standen, mit der Weisung, fleißig zu recognosciren. Der nach Haus Nassau commandirte Rittmeister von Arnim erfuhr dort von dem Besitzer Freiherrn

von Stein, daß Franzosen etwa zwei Stunden entfernt in der Richtung auf Coblenz in Montabaur ständen. Bald nachdem er ausgeritten, am 2. November, sah er einen Haufen französischer Reiter des Weges kommen; der Officier, der sie führte, ließ Arnim ersuchen, auf Cavalierparole zu ihm zu kommen; beiderseits ließ man halten, ritt zu einander; der französische Officier erklärte: er wolle in das nächste Städtchen, er prätendire, dort Quartier zu nehmen; auf Arnim's Antwort, daß er dort schon liege, antwortete jener: man werde sich schon darüber vertragen. Indeß war der französische Trupp näher gerückt, begann zu feuern; als sich Arnim darüber beschwerte, als auch er seinen Leuten vorzugehen befahl, sagte der Franzos: „Monsieur, um euch wohl zu rathen, ergebt euch.“ Arnim darauf: „man ergiebt sich nicht sobald.“ Sofort entspann sich ein hitziges Gefecht; die Brandenburger wehrten sich gegen die rasch anwachsende Uebermacht, so lang es ging; endlich nach bedeutendem Verlust mußten sie weichen. Arnim selbst sprengte durch die Lahn, irrte die Nacht umher, und erreichte endlich den nächsten Posten bei Limburg.[368])

So das erste ernste Begegniß mit den Franzosen, zugleich bezeichnend für deren Art. Es machte großes Aufsehen; der Mainzer sprach seinen Glückwunsch aus, daß ein brandenburgischer Offizier dem Türenne, „mit dessen Ankunft man einen jeden schrecken wollen,“ so tapfer entgegengegangen. Der Kurfürst war froh, daß endlich Ernst werde: „wenn die Kaiserlichen,“ sagte er zu Amerongen, „nicht wollen, daß dies eine vollkommene Ruptur sei, so werden wir andere Maaßregeln ergreifen müssen.“ Wenige Tage später war Türenne selbst bis gegen die Lahn vorgerückt; es folgte ein zweites Treffen, in dem der junge Graf Dohna blieb.[369])

Montecuculi blieb dabei, daß man keine Schlacht wagen dürfe. Dann war es bei der Nähe des Feindes nothwendig, die offene Stellung bei Bergen zu verlassen und über den Main zu gehen. Die Stadt Frankfurt versagte ihre Brücke; man erreichte mit Mühe, eine Schiffbrücke bei Höchst schlagen zu dürfen. Wieder Verhandlungen hin und her, ob bei Gustavsburg eine feste Stellung zu nehmen, ob entweder da oder höher hinauf der Rhein zu passiren sei. Auf das Lebhafteste verwahrte sich Kurpfalz gegen jede Schädigung seines überrheinischen Gebietes, nicht minder Darmstadt gegen die Kriegspressuren, die es schon jetzt leiden müsse; Frankfurt weigerte sich in aller Devotion, irgend etwas zu thun, was Frankreich übel nehmen könne, und fuhr fort, mit Proviantlieferungen für die Franzosen gute Geschäfte zu machen.[370])

Immer wieder wurden im Hauptquartier zu Rüsselheim Conferenzen

gehalten. Amerongen meldete, daß der Prinz mit 20,000 Mann in Mastricht stehe, die Verbündeten erwarte. Montecuculi dagegen: schon sammle Condé um Metz ein Heer; wie man wagen könne, jetzt noch über den Rhein zu gehen; man müsse besorgen, daß Condé den Verbündeten in den Rücken komme, gar in die vorderöstreichischen Erblande einbreche; Frankreich habe Freunde am Rhein und an der Donau, an der Weser und Elbe, die sich erheben würden, sobald französische Truppen kämen; der Mecklenburger habe ihnen die Elbpassage und die Feste Dömitz versprochen; die ganze Reichswohlfahrt hänge daran, daß nichts hazardirt werde; man sei zu schwach, etwas zu unternehmen, wenn nicht der Kurfürst auch die 6000 Mann, die er noch in Westphalen habe, wo ja jetzt keine Gefahr sei, heranziehe.

Wie Großes hätte man mit raschem Entschluß gewinnen können. Erst am 19. November war Türenne's Brücke bei Neuwied so weit, daß er auf das linke Ufer überzugehen beginnen konnte, erst am 24. hatte er Verbindung mit Condé's linkem Flügel. Bis dahin war der Weg nach Trier und weiter offen; eine brandenburgische Streifparthei war am 20. bis Trier gekommen, hatte dort einen französischen Posten aufgehoben; und die Brücke bei Gustavsburg war geschlagen, man hätte von dort mit zwei Märschen weniger als Türenne von Neuwied aus Trier erreichen können; man hätte, dicht an der Grenze Luxemburgs und jeder Unterstützung Seitens der Spanier gewiß, die Verbindung mit Lüttich und Mastricht leicht hergestellt.

In der That wurde Graf Caprara mit 650 Kaiserlichen und 1350 Brandenburgern ausgesandt (22. November), bei Kreuznach Stellung zu nehmen, den Paß bei Bingen zu beobachten, Partheien an die Mosel vorgehen zu lassen, ob Türenne's Armee bereits heran sei. Am 24. war Türenne in Witlich, d. h. er hatte die Position, welche die Wege von Trier nach Lüttich und Mastricht beherrscht, er hatte die Verbindung mit Condé; er beherrschte die Mosellinie. [371])

Wenigstens etwas wollte man doch versuchen; man ließ ein paar Tausend Reiter über Main und Lahn nach Neuwied gehen, die Brücke dort zu zerstören. Eine deutsche Fürstin gab dem Feinde Kunde von dem Vorhaben, so mißlang es. [372]) Man versuchte neue Verhandlungen mit Kurtrier über die Passage bei Coblenz; er lehnte es ab, da sonst seine Stadt Trier geplündert und vernichtet werden würde. Aber auf Condé's Befehl fuhr von Breisach aus ein Commando französischer Truppen nach Straßburg hinab, zerstörte die dortige Rheinbrücke (16. November); auf die Klage der Reichsstadt hieß es: „der König werde den Schaden ersetzen;“ und

in Regensburg fand man auch das noch mit der Securität des Reichs vereinbar.

Wie weit war Friedrich Wilhelm von seinen Plänen hinweggedrängt, in wie zugleich zweideutige und gefährliche Lage durch seine kaiserliche Bundesgenossenschaft gebracht. Er konnte sich nicht mehr über das Verfahren Montecuculi's täuschen; ihm wurde ein Schreiben des holländischen Gesandten in Wien vom 2. Oct. mitgetheilt, in dem es hieß: „obschon es der Hofkanzler Hocher läugne, sei es gewiß, daß der General Ordre habe, die Armee möglichst zu schonen und kein Haupttreffen zu wagen." Und Kurmainz wies, als man immer wieder den Paß bei Mainz forderte, Schreiben vom Fürsten Lobkowitz vor, in denen es hieß: „er möge den Rheinübergang nicht gestatten, der Kaiser wolle ihn nicht, er habe seine Truppen nur marschiren lassen, weil Anhalt so gedrängt habe." [373])

An solchen Bundesgenossen war der Kurfürst gekettet. Davon, daß sich der Kaiser seit dem 1. Nov. 1671 durch einen geheimen Vertrag gegen Ludwig XIV. gebunden hatte, daß damit die durch Anhalt geschlossene Allianz, die Aussendung der kaiserlichen Armee, das ganze militairische Verfahren Montecuculi's nur Spiegelfechterei sei, hatte der Kurfürst keine Ahnung. [374]) Und hätte er sie gehabt, er wäre, wie jetzt die Dinge standen, Angesichts der Ohnmacht Hollands, der deutschen Dinge rechts und links, der schwedischen Rüstungen in seinem Rücken nicht mehr in der Lage gewesen, sich der Verbindung mit Oestreich zu entschlagen, wenn er nicht zu den Fahnen Frankreichs übergehen wollte. Vielleicht daß die kaiserliche Politik durch ihre eigenen Fehler auf bessere Wege gedrängt wurde; war es doch klar, daß wenn man Holland sinken ließ, die nächste und schwerste Gefahr auf die spanischen Niederlande, die weitere und die unaufhaltsame auf das kaiserliche Haus fallen werde.

Für den Augenblick mußte er sich fügen. Er hatte den Prinzen von Oranien zu jenem Zuge nach Mastricht aufgefordert; der träge Widerstand des kaiserlichen Generals machte es ihm unmöglich, sein Wort zu lösen. Es war ihm peinlich im höchsten Maaße, auf die immer neuen Zusendungen des Prinzen mit Ausflüchten antworten zu müssen; daß die staatischen Subsidien-Zahlungen, „weil nicht dem Vertrage gemäß verfahren worden," eingestellt wurden, setzte ihn in Verlegenheit.

Er gedachte wenigstens Coblenz festzuhalten. Der Kurfürst von Trier, der das willkührliche Schalten der Franzosen peinlichst empfand, erbot sich den Verbündeten Coblenz und Trier zu übergeben, wenn sie ihm Schutz zusicherten. Auf die wiederholte Forderung Montecuculi's, Winterquartiere

zu beziehen, sie im Westphälischen zu nehmen, konnte der Kurfürst nicht umhin, endlich einzugehn; er erklärte in der nächsten Conferenz (9. Dec.), er werde bei der gefaßten Resolution bleiben, wenn schon er sehe, daß es wohl das Gewisseste sei, daß seine Lande darauf gehen würden, aber er müsse fordern, daß man Alles daran setze, eine Besatzung nach Coblenz zu bringen; geschehe das nicht, so sei ihm vor Augen, daß das Werk ganz und gar in Frankreichs Hände gegeben sei; hätte der Feind sich erst völlig des Rhein- und Moselstromes bemächtigt, so sei es unmöglich, weiter gegen ihn zu agiren, zu geschweigen der „Blasme," die man im ganzen Reich haben werde, daß man hierher gegangen und nichts gethan, als einen ganzen Haufen Stände zu ruiniren; er erklärte ausdrücklich, daß, wenn man nicht mit Hand anlegen wolle, Coblenz zu besetzen, er das ganze Werk für abandonnirt halten müsse und zur Erhaltung seiner Lande und Leute andere Entschlüsse fassen werde.

Aber schon war die Lage der Dinge von der Art, daß er selbst die Rückkehr nach Westphalen wünschen mußte. Der Kurfürst von Sachsen hatte in Wien erklärt, neutral bleiben zu wollen,[375]) und zwar, wie jenes Schreiben des holländischen Gesandten in Wien vom 2. Octob. hinzufügte: „hauptsächlich aus Eifersucht gegen Brandenburg und aus Rücksicht auf die clevischen Lande, auf die er ein Erbrecht habe; er werde sich rüsten, um sich zur passenden Zeit ins Spiel zu mengen, abwarten, was Brandenburg ausrichte, um, wenn es Unglück habe, ihm auf den Hals zu fallen; nicht allein für Brandenburg, sondern auch für Holland sei es nothwendig, daß Brandenburg sich durch eine Reservearmee schütze." Und schon wurde in Regensburg ein französisch-schwedisches Project colportirt, die der Libertät und dem Reichsfrieden getreuen Fürsten und Stände zu einer Allianz „nach Art des rheinischen Bundes" zu vereinen, zu deren Sicherstellung Schweden 12,000 Mann ins Reich senden werde. Also auch von Pommern und Bremen her drohte dem Kurfürsten Gefahr. Er mußte wenigstens in den Bereich seiner Verbindungslinie zurückzukehren wünschen.

Noch ein anderer Umstand kam hinzu. Sein Neffe, der Herzog von Kurland, hatte mit dem Kriegsvolk, das er für die Staaten geworben, die münsterschen Truppen aus der Dyler Schanze und aus Ostfriesland geworfen; die Westfriesen waren an der Zuydersee im Vordringen; Oranien schlug vor, während seines Zuges auf Mastricht möge der Kurfürst seine Truppen in Westphalen gegen Münster vordringen lassen, sich mit den staatischen Truppen, die gegen 7000 Mann stark sein würden, zu conjungiren.[376]) Der Kurfürst war sehr bereit, darauf einzugehen, wenn man

seinem General Spaen dort einige Cavallerie, deren er wenig habe, zukomme lasse. In dem Zusammenhang dieses Planes war es, daß er an Cöln und Münster erst Beschwerde über ihr Verfahren gegen seine clevischen Lande, dann ein förmliches Kriegsmanifest erließ, in dem er sie für allen Schaden, den sie und ihr Alliirter, Frankreich, seinen Landen zugefügt, verantwortlich machte und seine Satisfaction in ihren Territorien nehmen zu wollen erklärte. [377]) Zugleich brach General Spaen in das Münsterland ein, streifte bis Warendorf, Drensteinfurth, Ahlen.

Oranien hatte Gröningen und Friesland aufgefordert, General Spaen's Angriff zu unterstützen; es scheint, daß ein zweiter Versuch auf Zwartepluis den Zweck hatte, die geforderte Cavallerie nach Westphalen zu senden. Aber auch dieser Versuch mißlang (28. November), und ein Vordringen von Gröningen her erfolgte nicht. Münster konnte sich südwärts wenden; er nahm Lünen, Kamen, Unna in der Grafschaft Mark, heerte furchtbar; auch cölnische Völker brachen ein.

Und den wiederholten Anträgen in Regensburg, „endlich die erforderliche Hülfeleistung bei so schwerer Nichtachtung des Reichs zu gewähren, und bei der allenthalben andringenden Gefahr nicht länger anzustehen" (19. December), wurde geantwortet: „man hoffe, daß das Werk noch in Güte zu remediren sein und die gütliche Interposition der unintereſsirten Kurfürsten und Stände merklichen Nachdruck gewinnnen werde." Aber zugleich liefen Klagen von Nassau, Pfalz, Mainz, Darmstadt u. s. w. über die erschreckliche Last der bei ihnen eingelagerten Soldateska und über den Ruin ihres Landes ein.

Man konnte in der Stellung am Main nicht länger bleiben. In der Conferenz vom 11. und 12. December wurde der Rückmarsch angeordnet. Montecuculi gab schöne Rathschläge, wie man zum nächsten Frühling vier große Armeen in's Feld stellen, das Reich mit heranziehen müsse; Münster, vielleicht auch Cöln werde gern, wenn man die Hand biete, Ludwig XIV., der sie übel behandle, verlassen; man müsse den Marsch durch Streifpartheien, die bis an den Rhein gingen, decken, Coblenz besetzen, nach Deutz Truppen senden, um die Stadt Cöln auf alle Fälle zu behaupten.

Vorerst hatte man den schlimmen Wintermarsch durch das Hessenland zu machen; er war mühselig und verderblich genug. Coblenz bekam man nicht; Obrist Henning machte mit seinen Brandenburgern wohl einen glücklichen Fang bei Neuwied; aber bis Deutz militairisch sich auszudehnen, und die Verbindung mit der Stadt Cöln, die de Grana hielt, herzustellen, fand Montecuculi jetzt unausführbar. In den ersten Januartagen war

der Kurfürst in Lippstadt, Montecuculi in Paderborn, um zwei Regimenter schwächer, die, den Breisgau zu decken, rheinaufwärts marschirt waren. Es begannen neue Differenzen, zumeist um die Quartiere; dann ernstere über das, was weiter zu thun sei.

Ausdrücklich hatte Montecuculi in Rüsselheim zugestimmt, daß man gegen Cöln und Münster mit Nachdruck einschreite. Die entsetzlichen Grausamkeiten, welche der Bischof, bei dem Herannahen der Gegner zurückweichend, in Unna und der Umgegend verübt hatte, forderten die ernsteste Züchtigung. Statt dessen hatte der kaiserliche General bei dem Bischof um die Erlaubniß bitten lassen, in seinen Gebieten Hörter, Corvey, Rehda Quartier zu nehmen; oder vielmehr er hatte unter diesem Vorwande mit ihm Unterhandlungen angeknüpft, „weil," so schrieb er an Schwerin, „kein Preis zu hoch sei, diesen Fürsten zu gewinnen, da dann auch wohl Cöln folgen werde." Schwerin's Antwort: „der Prälat suche nur Zeit zu gewinnen, da die französische Hülfe noch fern sei, man müsse ihn fest beim Kragen fassen; ihn nöthigen, als Pfand seiner Aufrichtigkeit Warendorf und Meppen auszuliefern," — diese Ansicht fand nur zu bald ihre Bestätigung. 378)

Denn allerdings war der Bischof augenblicklich in sehr peinlicher Lage. Koeverden hatten die Friesen ihm wieder entrissen (28. December); sie standen nur vier Märsche von seiner Stadt Münster; und Türenne lagerte noch an der Mosel, wenigstens zwölf Märsche von der Grafschaft Mark, zumal da seine Brücke bei Neuwied gebrochen war. Der Bischof war verloren, wenn man zugleich von Koeverden und von Lippstadt her sich gegen ihn wandte; ja auch ohne die Unterstützung der Staaten wäre es jetzt leicht gewesen, den Bischof, dem sein Land und sein Capitel schon auf das Aeußerste mißgestimmt waren, niederzuwerfen, die Emslinie zu gewinnen, von da noch Koeverden, nach den schwachbesetzten Ysselfestungen hinüberzugreifen. Der Kurfürst schrieb dem Prinzen von Oranien, „daß er nichts mehr verlange, als jetzt nach der Einnahme von Koeverden sich mit den staatischen Truppen zu conjungiren;" und an seinen Rath Romswinkel im Haag: „er werde nun sehen, ob man dieses Tempo dort zugleich wahrnehmen und etwas Merkliches ebenfalls vornehmen werde." In einigen glücklichen Gefechten wurden dem Feind „einige Regimenter ruinirt, seine Quartiere und Sammelplätze theils genommen, theils unsicher gemacht." Schon war Unna auf der Straße nach Dortmund besetzt; nur die cölnische Feste Werle 379) blieb zwischen Unna und der Weser noch in Feindeshand; General v. Spaen bloquirte sie mit ein paar Tausend Mann, zugleich seitwärts über den

Haarstrang vorstoßend, um die cölnischen Truppen, die im Ruhrthal standen, fern zu halten.

Montecuculi that sein Bestes, zu hemmen, zu verzögern, andere Pläne auf Cöln, wo man von de Grana ersehnt werde, auf Coblenz, das Kurtrier jetzt für eine Pension öffnen wolle, einzuschieben; er unterhandelte mit Münster weiter, ohne dem Kurfürsten davon Kenntniß zu geben; er rieth, hinter die Weser zurückzugehen, um den Truppen endlich Ruhe zu schaffen; er empfahl dringend, gegen Cöln und Münster nicht zu scharf vorzugehen, um einen friedlichen Schluß mit Frankreich nicht zu schwierig zu machen; schon sei ja Frankreich erbötig, unter schwedischer und des Reichs Vermittlung zu unterhandeln.

Mit Bedauern sprach der Kurfürst gegen Amerongen davon, daß ihm alle seine Pläne gekreuzt würden, daß er Grund habe, mit seinen Bundesgenossen wenig zufrieden zu sein.[380]) Aber er blieb zuversichtlich und entschlossen. In der Instruction für eine Sendung nach Wien deutete er den Verdacht an, daß doppeltes Spiel mit ihm getrieben werde, daß man seine Lande und ihn ruiniren wolle;[381]) er forderte den Kaiser auf, „dem Grafen Montecuculi fernere Ordre zu ertheilen, daß er mit ihm, so viel in dieser Winterzeit irgend geschehen könne, gegen Cöln und Münster agire."

Bis über den 20. Januar hatte Montecuculi seine Friedenshandlung fortgesetzt und jede irgend wirksame Unternehmung unmöglich gemacht. Einstweilen war Türenne nach Wesel gekommen, hatte dort aus der Festung und von der Maas her sein Corps verstärkt,[382]) die feste Position von Dorsten erreicht; während er Rennel, der bisher mit einigen Tausend Mann dort gestanden, südwärts nach der Ruhr eilen ließ, die Straße von Cöln nach der Grafschaft Mark zu decken; er selbst rückte an der Lippe hinauf nach der Grafschaft Mark vor; mit wenigen Truppen vorauseilend, war er am 2. Februar vor Unna, wo 400 Brandenburger lagen.

Schon in den Conferenzen am 17. und 18. Januar hatte der Kurfürst seinen Willen ausgesprochen, vorzugehen, die Vorbereitungen angeordnet; „er gedenke," ließ er den Generalstaaten melden, „in den nächsten Tagen in eigener Person etwas Hauptsächliches gegen den Feind zu unternehmen und erwarte, daß die staatische Armee das Tempo wahrnehmen und ebenfalls den Feind angreifen werde." Er gedachte zunächst sich Dortmunds zu versichern. Montecuculi hielt für angemessen, „die Cavalcade" nicht mitzumachen; unter dem Vorwand, krank zu sein, gab er die Führung der kaiserlichen Truppen an den Nächstcommandirenden, den Herzog von Bournonville, und verließ die Armee (31. Januar). An demselben Tage brachen

die Truppen auf, Brandenburger 7000 Mann Fußvolk, „Alles sehr schönes Volk," 6000 Reiter, 1000 Dragoner, 30 Geschütze, Kaiserliche 9000 Mann, am 3. Febraur bei Lippstadt sich zu vereinigen.[383])

Indeß hatte sich Unna, nachdem es in Brand geschossen war, ergeben müssen. Türenne eilte weiter, die „Landwehr" eine Stunde nordwärts von Werle zu besetzen, eine Position, die den Weg nach Dortmund sperrte, so wie die an die Ruhr vorgeschobenen Truppen unter Rennel die Straße nach Cöln verlegten, wohin die Alliirten seiner Ansicht nach wollten. Am Sonntag den 5. Februar standen die beiderseitigen Truppen einander nahe gegenüber, Türenne in der festeren Stellung, der Kurfürst mit der größeren Truppenzahl.

Die brandenburgische Armee war voll Begier, endlich einmal zu schlagen; der Kurfürst selbst wünschte eine Schlacht. Türenne vermied sie, weil der größere Theil seiner Truppen noch mehrere Märsche zurück war; als ihm am 7. Februar gemeldet wurde, daß die Feinde sich rechts auf Hamm zögen, fürchtete er, daß sie nicht bloß ins Münstersche einbrechen, sondern daß sie auf dem rechten Ufer der Lippe hinunter gehen, sich von Lünen aus auf Dortmund wenden, seine Marschkolonnen durchreißen würden. Er eilte selbst nach Lünen; die brandenburgischen Reiter, die dort auf Vorhut standen, zogen sich zurück (11. Februar).[384])

Von brandenburgischer Seite fehlt es an militairischen Angaben über die Begebenheiten dieser verhängnißvollen Tage.[385]) Die Armee zog sich am 12. Februar zurück in die früheren Quartiere, nach Lippstadt die Kaiserlichen, die Brandenburger nach Bielefeld; nur in Hamm, Soest, Lippstadt blieben starke Besatzungen.

Ein Rückzug, der wie eine Niederlage erschien und wirkte. Der militairische Ruhm des Kurfürsten und die Bedeutung seiner Armee, beide schon durch das erfolglose Hin- und Herziehen seit sieben Monaten erschüttert, schien Vielen für immer dahin. Mochte man zu seiner Entschuldigung anführen, daß seine Armee durch die Anstrengungen in diesen schweren Wintertagen unbeschreiblich mitgenommen sei,[386]) Türenne hatte seinen Truppen deren nicht mindere zugemuthet und sie waren „frisch als wenn sie erst ins Feld rückten." Andere suchten nach einer Erklärung dieser unbegreiflichen Vorgänge der letzten Tage: es sei Zwiespalt in der Umgebung des Kurfürsten, er habe sich durch die Gegner des Fürsten von Anhalt in gröblicher Weise täuschen lassen. Andere meinten, seine Generale d'Espense, Pöllnitz, Christian von Dohna hätten in der Nacht vor dem beschlossenen Angriff seinen Entschluß wanken gemacht. Am Wiener Hofe

glaubte man in den nächsten Wochen den Kurfürsten „in höchster Mißstimmung gegen Oestreich, weil der Herzog von Bournonville sich geweigert habe zu schlagen.“ Türenne schreibt am 14. Februar nach Paris: „es sei viel Geschrei im Lande, als wenn die kaiserliche Armee den Kurfürsten im Stich gelassen habe.“ Pariser Briefe vom 24. Februar sagen: „man habe Schreiben aus der feindlichen Armee, nach denen die kaiserlichen Truppen voll Meuterei seien; der Kurfürst sei sehr aufgebracht; bei der Nachricht, daß ihm ein Zug Wagen zwischen Werle und Lippstadt abgefangen sei, habe er gerufen, er habe Verräther in seiner Umgebung, ohne zu wissen, wer sie seien; es sei großer Verdacht gegen Anhalt, von dem man wisse, daß er fremdes Geld empfangen habe, um den Kurfürsten an Interessen zu knüpfen, die für die seinigen verderbenbringend seien.“ Selbst des Kurfürsten Räthe im Haag bemerken: „es werde ihnen schwer fallen, den Rückzug durch den Mangel an Lebensmitteln zu entschuldigen, da man wisse, daß in Hamm sehr große Magazine seien;“ sie fügen hinzu, daß sehr hart über die Auxiliararmee und ihre Action geredet werde, daß man argwöhne, der Kurfürst wolle für sich Waffenstillstand oder gar Frieden schließen.

Freilich seit Anfang Januar wurde Seitens der Staaten über Waffenstillstand und Frieden, den Schweden zu vermitteln sich angeboten, delibirirt, wenn auch ohne die Absicht zu schließen; man hoffte auf einen Umschlag in der englischen Politik.[387]) Daß man mit der Einstellung der Zahlungen dazu gethan, dem Brandenburger die Fortsetzung des Krieges unmöglich zu machen,[388]) daß man beim Abschluß der Allianz ein Corps von 24,000 Mann mit ihm agiren zu lassen versprochen[389]) und jetzt nicht einmal die erwartete Diversion von Friesland her unternommen, daß man jetzt, wo bei 30,000 Mann unter Türenne zum Theil von der Armee an der Maas und den Besatzungen an der Yssel abgezogen waren, auch nicht einen Versuch machte, die Offensive zu ergreifen und dem Feind das weitere Vordringen in das Gebiet des Verbündeten unmöglich zu machen, — das waren Erwägungen, auf die man im Haag sich nicht einließ. Man hatte Aussicht auf offenen Bruch Spaniens, und in Wien war die schwedische Mediation durchaus zurückgewiesen.[390]) War der Brandenburger verbraucht und zwei seiner besten Provinzen in Feindes Hand — schlimm für ihn; wenn Spanien eintrat und der Kaiser Ernst machte, so hatte man nicht bessere Hülfe, aber der Feind Gegner, die seinem Ehrgeiz und seiner Eroberungslust neue Ziele von Holland hinweg boten.

Wie bitter dem Kurfürsten der Rückmarsch nach Bielefeld, dieser klägliche Schluß eines kläglichen Feldzuges, gewesen sein mag, es standen ihm

noch weitere Demüthigungen bevor, solche, die seinem Selbstgefühl, seinem weit planenden Geist, seiner politischen Anschauung die peinlichsten sein mußten.

Von den Kaiserlichen erwartete er nichts mehr: „wir haben bis jetzt," schrieb er schon 2. Februar nach dem Haag, „allemal wahrgenommen, daß sie auf die Religion und die geistlichen Lande ein großes Absehen genommen, mit Frankreich aber bis zu dieser Stunde kein einziges Zeichen oder Versicherung einiger Ruptur geben wollen."

Wenn irgend eine ernste Bewegung von Holland oder Friesland aus gemacht wurde, so waren seine Festungen Hamm, Soest, Lippstadt stark genug, die Winterquartiere im Ravensbergischen und Paderbornschen zu decken, und er hatte ein Recht, von den Staaten Hülfe zu fordern; „aber sie haben," so schrieb er, „mit sich selbst und der Defension ihrer noch übrigen Plätze und Lande mehr zu thun, als ihnen fast möglich;" auch nicht der Versuch einer Diversion wurde von dorther gemacht. Türenne's Armee verstärkte sich, drang weiter in der Grafschaft Mark vor, breitete sich rechts im cölnischen Herzogthum Westphalen aus, während Münster längs der Lippe hinauf ging.

Der Kurfürst entschloß sich, zurückzugehen, bevor er umgangen sei, alle Truppen bis auf die Besatzung von Lippstadt zusammenzuziehen, um zu einer Schlacht bereit zu sein,[391]) auf den Waffenstillstand, den Schweden zu vermitteln sich erboten, einzugehen,[392]) ihn auch im Haag zu empfehlen, wenn man nicht Willens oder in der Lage sei mehr als bisher zu leisten. Er befahl den Garnisonen von Hamm, Soest, Gesecke, sich auf Bielefeld zurückzuziehen. Sofort besetzten französische Truppen Hamm und Soest (23. Februar), cölnische Gesecke.

Die getreuen Verbündeten waren bestürzt; Amerongen schreibt nach dem Haag: „es ist kein Mittel mehr, man muß auf die eigenen Waffen sich verlassen." Montecuculi erwiedert von Nürnberg aus auf die Mittheilung vom Rückzug: „ich sehe darin eine so plötzliche und so vollständige Veränderung der Lage, daß ich ganz verwirrt bin; der Kurfürst ist zu hochherzig, zu fest in seinen guten Entschlüssen, zu klaren Blicks in die Zukunft, um seinen Eifer für die gute Sache so erkalten zu lassen; wenn man zur Weser zurück muß, um Gottes Willen, den Uebergang dort wenigstens gebe man nicht Preis, sondern vertheidige ihn auf das Hartnäckigste." In Wien war man über die Nachricht äußerst betreten; man beschloß, ein freundlich mahnendes Handschreiben des Kaisers zu erlassen; man tröstete sich, „es werde wohl nur ein Strategem sein, um den kaiserlichen Hof zum Handeln zu treiben."

Vor den nachdrängenden Franzosen weichend, zogen sich die Kaiserlichen über die Weser in's Hildesheimsche, dann weiter über Goslar (15. März) nach Thüringen, nach Böhmen; der Kurfürst ging Anfang März nach Minden, nur in Lippstadt 6000 Mann, auf dem Sparenberg 1500 Mann zurücklassend; am 13. März brach er von Minden auf, zog regimenterweise durch das Land des Herzogs von Hannover, der die Marschlinie bestimmt hatte, sie zu beiden Seiten mit seinen Truppen beobachtend; es war der peinlichste Theil des peinlichen Rückzuges; man mochte Gott danken, endlich (28. März) das Halberstädtische zu erreichen.

Schon hatte Münster, in der Richtung auf Bielefeld vordringend, das alte Schloß Ravensberg genommen (17. März); ein Versuch auf den Sparenberg mißlang ihm, aber er nahm Herford. Und Türenne ging bis an die Weser, schlug eine Brücke bei Hörter, seine Vortruppen gingen bis ins Leinethal.

Der Weg in den niedersächsischen Kreis, das Land bis zum Main und südwärts vom Main stand ihm offen. Der ganze Westen des Reichs war militairisch zu Frankreichs Verfügung.

Der Friede von Vossem.

„Da sieht man," heißt es in einem Schreiben aus dem Haag, „was diese berühmte brandenburgische Armee bedeutet; der Kurfürst ist ein schwacher Herr, thut selbst nichts, läßt sich von seinen französisch gesinnten Offizieren zu seinem eigenen Ruin, Schimpf, Schand und Spott rathen und regieren." Und in einem Cölner Briefe heißt es: „man schreibt von verrätherischen und corrumpirten vornehmen Räthen, welche dem Feinde den Ball zuschlagen sollen."

Für die meisten gewiß eine völlig überzeugende Erklärung, zumal für diejenigen, welche damit auch des Dankes für doch geleistete große Dienste quitt wurden. Es ist der Mühe werth, die ganze Lage der Dinge ins Auge zu fassen.

Die Krone Schweden, die sich seit dem Herbst eifrig um die Mediation bemühte, hatte als Einleitung des Friedens einen allgemeinen Waffenstillstand vorgeschlagen, und Frankreich hatte denselben am 2. December zugestanden, mit der Bedingung, daß die beiderseitigen Armeen in ihrer Stellung blieben.

Die Staaten hatten ihn abgelehnt; gewiß mit Recht, wenn sie im

Stande waren, ihre traurige Lage durch militairische Erfolge zu verbessern. Aber der Zug auf Charleroi (22. Dec.) mißlang, der Herzog von Luxemburg durchbrach (27. Dec.) die Postenkette, welche Holland noch schützte; war er auch diesmal noch mit höchster Anstrengung zurückgedrängt, ein zweiter Angriff konnte gelingen, und dann mußte Holland auf jede Bedingung den Frieden schließen.[393])

Auch der Kaiser hatte sich in dem Tractat vom Juni verpflichtet, nicht ohne den Kurfürsten zu unterhandeln und Frieden zu schließen. Aber trotzdem waren mit Münster jene Unterhandlungen gepflogen, welche die Armee im entscheidenden Moment lähmten und dem Feinde Zeit gaben, sich zu dem Einbruch in die Grafschaft Mark zu sammeln. Und als es galt, ihn mit noch überlegener Macht zurückzuwerfen, versagte der kaiserliche General seine Mitwirkung.

In diesen Tagen schrieb Friedrich von Jena: „er höre, man wolle in Wien den Frieden nicht befördern, sondern die Dinge hinhalten, um den Spaniern einige von den Holländern besetzte Plätze in die Hand zu spielen und so Frankreich zu schwächen; ob Brandenburg dadurch in Schaden, sein Land in Verderben gesetzt werde, das hält man für keinen Verlust; ja manchem ist es lieb, daß der Kurfürst eine Stadt nach der andern verliert." Hatte der Kurfürst nach dem, was in Rüsselheim, was jetzt in der Grafschaft Mark geschehen war, Anlaß, anders vom Wiener Hofe zu denken?

Er hatte den Feldzug begonnen in der Zuversicht, daß Holland die Braunschweiger, Dänemark, Spanien ins Feld bringen werde, in der Hoffnung, daß der Kaiser seinen ganzen Einfluß daran setzen werde, die ihm zugewandten Fürsten im Reich und das Reich selbst in Bewegung zu setzen. Es war so gut wie nichts geschehen, von Holland waren die Subsidien nur bis zum October gezahlt, vom Kaiser nicht einmal Avocatorien erlassen; Gremonville war nach wie vor in Wien, und Gravel dominirte in Regensburg. Unter seiner Aegide erhoben dort Cöln und Münster „höchst lästerliche" Klagen: „Brandenburg sei des Landfriedensbruchs schuldig; man hoffe, daß niemand, der noch einen Tropfen deutschen Blutes übrig habe, diesem ins Reich gewaltig einreißenden brandenburgischen Dominat und der allgemeinen Oppression so vieler Kurfürsten und Fürsten still sitzend länger zusehen, daß man an diesem abscheulichen Laster des Friedbruches, dergleichen seit dem theuer erkauften Frieden nicht gesehen, ein Exempel statuiren werde.[394]) Der Reichstag in seinen drei Collegien faßte den hochherzigen Beschluß, seine Mediation anzubieten; aber bevor der Beschluß zum Reichsgutachten

wurde, brachten einige in Vorschlag zu sagen, „Mediation durch die uninteressirten Kurfürsten und Fürsten,“ 395) und mit dieser Differenz hatte man dann Wochen, Monate lang Stoff zu scrupuliren und Instructionen einzuholen und einstweilen nichts zu thun. Wohl aber meldete Gottfried von Jena aus Regensburg (3. März) von Discursen, aus denen erhelle, „daß Mancher nicht ungern sähe, wenn einer, der von Gott mit vielen Landen gesegnet und in großem Respect und Reputation sei, eine und die andere Provinz verlöre und auf solche Weise Andern gleich werde.“

Es läge nahe zu vermuthen, daß der Kurfürst den Entschluß gefaßt habe, sich lieber auf einen honetten Gegner, als auf solche Bundesgenossen und Mitfürsten im Reich zu verlassen, lieber auf einen Gegner, dessen stolze, kühne, ehrgeizige Politik offen da lag, als auf Freunde, deren krämerhaftes Feilschen, deren schleichende Indolenz, deren tückischer Neid unberechenbar war.

Schwerlich bestimmten ihn solche Erwägungen; denn daß die Staaten, der Kaiser, die Fürsten im Reich so und nicht anders waren, hatte er gewußt, bevor er ins Feld zog; er war der Thor nicht, die politischen Factoren, mit denen er zu handeln hatte, so in Rechnung zu bringen, wie er sie sich wünschte und sie nicht waren. Wenn er sich trotzdem für Holland, mit dem Kaiser, ohne des Reichs gewiß zu sein, eingelassen hatte, so war es geschehen, um die Staaten und mit ihnen das europäische Staatensystem nicht völlig zusammenbrechen zu lassen; und sein Verdienst war es, daß Holland, Seeland und die Friesen wieder richtauf standen. Jetzt war er schwerer bedrängt, als sie. Wollten sie, wollte Kaiser und Reich nicht dazu helfen, den Feind, dessen ganze Wucht auf ihm und seinem Lande lastete, mit den Waffen abzuwenden, so mochten sie, immerhin mit gleichen Opfern, wie er selbst, sich zu dem Waffenstillstand entschließen, der angeboten war; oder wenn sie nicht diesen in ihrem Interesse hielten, so durften sie nicht von ihm fordern, sich weiter zu opfern; mochten sie einsehen lernen, daß auch die Erhaltung seines Staates und seiner Armee, wie sein Ausdruck lautet, „der gemeinen Sache sehr verträglich“ sei, und daß man nicht wohlthue, ihn als Material für fremde Interessen vernutzen zu wollen.

Seit Monaten war der schwedische Obrist Wangelin im brandenburgischen Hauptquartier, den Waffenstillstand, den Frieden zu empfehlen. Nach dem mißlungenen Stoß gegen Türenne ging der Kurfürst näher auf diese Erbietungen ein; am 22. Februar reiste Wangelin von Bielefeld zu Türenne; das Zurückziehen der brandenburgischen Garnisonen aus den kleinen Plätzen, zuletzt an demselben 22. Februar die Räumung von Hamm

und Soest zeigten, daß der Kurfürst seinen Entschluß gefaßt habe. Dann in Minden kam der Pfalzgraf von Neuburg zu ihm; es schien zweckmäßig, auch ihn und mehr noch ihn, als die Schweden ins Vertrauen zu ziehen. [396])

Schon war Pöllnitz nach dem Haag, Crockow nach Wien gesandt, [397]) die Nothwendigkeit des allgemeinen Waffenstillstandes darzulegen, in Wien mit dem Hinweis auf die Gefahr, die der Türke nach dem polnischen Frieden den östreichischen Grenzen drohe, im Haag mit dem Bemerken, daß es nicht mehr an der Zeit sei, weder mit dem Kriege, noch mit dem Verhandeln Ernst zu machen, und daß, wenn die Staaten es in ihrem Interesse hielten, zu zögern, Brandenburg eben durch ihr Zögern jetzt in den Zustand gesetzt sei, daß „die Noth selbst zeige, es müsse sich herausreißen."

Auf nichts hatte man weniger im Haag gerechnet: „die Wuth und Beschimpfung gegen den Kurfürsten ist maaßlos." Und von Oranien schreibt Romswinkel: „er ist so bestürzt und entsetzt, wie ich ihn in den schwersten Widerwärtigkeiten nicht gesehen habe; das heiße, den Staat entwaffnen, der mit dem April eine stattliche Flotte in See haben und zu Lande stark gerüstet sein werde." [398]) Nicht minder erschrocken waren die Herren in Brüssel, die es bisher bequem gefunden hatten, hinter der Couliſſe zu agiren: „das heiße Frankreich zum Herrn der Niederlande und damit des Reiches machen." [399])

Und in Wien bedauerte man auf das Lebhafteste alle die Irrungen mit dem kaiserlichen General; [400]) aber man sprach die zuversichtliche Erwartung aus, Brandenburg werde kein Armistitium eingehen, noch sich von den Alliirten trennen; man dürfe Holland nicht im Stich lassen, der Kaiser werde ein neues Heer von 25,000 Mann ausrücken lassen. Erst jetzt kam man auf ausdrückliche Anfrage Crockow's mit dem Vertrage, den man im September 1671 mit Frankreich geschlossen, zum Vorschein; es ergab sich, daß ihn Hocher und Montecuculi unterzeichnet hatten; man sagte zur Entschuldigung: Gremonville habe erklärt, der König, sein Herr, wolle Krieg, und wenn er nicht Holland angreifen könne, werde er sich auf Spanien und das Reich werfen müssen; und da habe man den Krieg gegen Holland befördert, weil man gemeint, Holland könne am besten Widerstand leisten. Auf die Frage, warum man nichts von diesem Vertrage gesagt, als Anhalt in Wien unterhandelt habe, blieb man die Antwort schuldig.

Noch war der Kurfürst durch die Verhandlungen Wangelin's mit Türenne, des Pfalzgrafen mit dem Könige nicht so gebunden, daß er nicht mehr zurückgekonnt hätte. Was Wangelin als französische Forderung für den Waffenstillstand mitbrachte: daß Lippstadt bis auf Weiteres in eines

Anderen Hand bleiben, Brandenburg sich aller Allianzen begeben sollte, — „so grobe Anmuthungen" warf der Kurfürst weit hinweg: „in alle Ewigkeit werde er nicht darauf eingehen." Die Art, wie der Bischof, während bereits die Verhandlung in Gang waren, im Ravensbergischen hauste, empörte ihn: „wenn man solcher Gestalt mit mir verfahren will, werde ich eine andere Resolution fassen müssen, denn von keinem Pfaffen will ich mich vexiren lassen, und lieber Alles für Alles daran setzen."

Es hätte nur eines tapferen Entschlusses in Wien, des Entgegenkommens im Haag bedurft, die Dinge zu wenden. Aber in Holland kam man nicht über die sehr billige moralische Entrüstung hinaus; und wenn Pöllnitz — als auch der Sparenberg schon in Gefahr war — die vertragsmäßige Assistenz, wenigstens eine Diversion gegen Münster forderte, so bedauerte man, mit den neuen Rüstungen noch nicht so weit zu sein; wenn er zeigte, daß Gefahr im Verzuge sei, so sandte man erst Graf Waldeck über Bremen nach Bielefeld, dem Kurfürsten Vorstellungen zu machen, und that einstweilen nichts; wenn Pöllnitz die Rechnung der Subsidien vorlegte, die seit vier Monaten rückständig waren, auch für die 6500 Mann, die über den Tractat hinaus gestellt waren, den früher versprochenen Zuschuß forderte, so nahm es wohl der Prinz über sich, die noch für den November rückständigen 60,000 Thlr. zahlen zu lassen und weiter für richtige Zahlung zu sorgen, aber mit der Bedingung, daß der Kurfürst kein separates Abkommen, weder den Waffenstillstand, noch den Frieden betreffend, mache und dem Staat wirklich assistire; als wenn bisher keine wirkliche Assistenz geleistet sei, als wenn es dem Kurfürsten nur darauf ankomme, einen Brodherrn für seine Armee zu finden.

Und in Wien fuhr man fort, Crockow zu versichern, daß der Kaiser „innerhalb weniger Tage eine tapfere und rigoureuse Resolution ergreifen und das Werk mit Macht poussiren werde," auch die Reichsstände „begönnen bereits die Augen aufzuthun." Einstweilen wünschte man lebhaft, daß in den Waffenstillstand, den der Kurfürst schließen wolle, auch die kaiserlichen Truppen begriffen würden. Man sah mit großer Unruhe, daß Türenne (Ende April) Truppen in das Gebiet von Fulda, nach dem Main gehen lasse, daß Baiern seine Völker aus dem savoyischen Dienst zurückrufe und bei Straubingen zusammenziehe, wie es hieß, den Kaiserlichen den Durchzug zu wehren. Man sprach schon von 30,000 Mann, die der Kaiser in den nächsten Wochen ins Feld stellen werde; man fand es sehr begreiflich, wenn der Kurfürst Holland verlasse, aber sein Bündniß mit dem Kaiser habe damit nichts zu schaffen. Man war sehr erfreut, als der

Kurfürst versichern ließ: „er werde sich von der Allianz mit dem Kaiser zur Vertheidigung des Reichs durch nichts in der Welt abbringen lassen";[401]) man glaubte, auf alle Fälle ihn sicher zu haben, und zögerte weiter. Und wenn dann Crockow fragte: „in wessen Namen die Armee agiren solle und ob der kaiserliche Hof das Werk dergestalt anfassen werde, wie es die ganze Welt ansehe, nämlich daß es sich in erster Reihe und unmittelbar um das Haus Oestreich, dessen Hoheit, Land und Leute handle," so versicherte man freilich: „daß das Werk fortgesetzt werden müsse, weil es einmal unmöglich sei, daß das Haus Oestreich bestehe, wenn der König von Frankreich seine Intentionen durchsetze, daß man endlich die Maske abziehen wolle; aber man könne sich nicht eher herauslassen, als bis man des Kurfürsten Absichten kenne."

Also in Wien noch nicht einmal ein Entschluß; und bis er dann zur Ausführung kam, bis die kaiserlichen Truppen gesammelt und in Marsch waren, konnte Unwiederbringliches geschehen sein. Schon war Lippstadt — denn von da aus hatte General Spaen zum Entgelt für die Verwüstungen im Ravensbergischen nach Münsterland hinein streifen lassen — mit einer Belagerung bedroht; was man von Hannover und den anderen braunschweigischen Herren erwarten konnte, was von Schweden, wenn es nicht zum Abschluß kam, was von Kursachsen mit seinen clevischen Ansprüchen, lag auf der Hand; Cöln hoffte, jetzt endlich Lippstadt für immer an sein Herzogthum Westphalen zu bringen; in Münster soll davon gesprochen sein, das Fürstenthum Minden wieder geistlich zu machen; der Administrator von Halle ließ eine Denkmünze prägen, deren Umschrift „Schweigen und Hoffen" Jeder auf Magdeburg deutete; vielleicht rechnete auch der Mecklenburger auf eine Belohnung für Dömitz. Und in Wien hätte man die Achseln gezuckt,[402]) in Regensburg sich getröstet, „daß es zum Heil des Reichs und der Libertät sei, wenn einer, den Gott mit vielen Landen gesegnet, eine oder die andere Provinz verliere und auf solche Weise Anderen gleich werde."

In den ersten Maitagen kam der pfalz-neuburgische Kanzler Strattman aus dem Hauptquartier Ludwig's XIV. wieder nach Potsdam; er brachte Zugeständnisse und Zusicherungen, die befriedigen konnten, die Grundlage zu einem Frieden, mit dem freilich Brandenburg die Sache aufgab, für die es so kühn und zuerst eingetreten war. Scharf genug standen sich die Ansichten am Hofe gegenüber; auch an Intriguen fehlte es nicht. Es wurde unter der Hand verbreitet, Holland unterhandle heimlich mit Frankreich über den Frieden und Brandenburg müsse eilen, um nicht das Opfer der Friedens-

parthei im Haag zu werden, deren der Prinz schon nicht mehr Herr sei. Und wieder von der andern Seite unternahm man es, Schwerin zu stürzen, den man von Frankreich erkauft glaubte.

Es gab andere als persönliche Gründe zur Entscheidung. Die Grafschaft Mark, Cleve, Ravensberg jammerten nach Frieden; die anderen Lande, auf das Höchste angespannt, waren außer Stande, noch länger noch mehr zu leisten; die Gefahr eines zweiten Krieges war unendlich größer, die Aussicht auf Erfolg eben so viel geringer; noch konnte man abschließen, ohne irgend ein deutsches Interesse zu verletzen. Frankreich forderte nur, die Unterstützung der Staaten aufzugeben, und sie am wenigsten hatten den Vertrag erfüllt, durch den man ihnen verpflichtet war.

Friedrich Wilhelm entschloß sich für den Abschluß; er bevollmächtigte Meinders mit demselben, am 12. Mai vollzog er die Instruction für ihn.[403]) Er meldete zugleich nach Wien und dem Haag, daß er sich entschließen müsse, mit Frankreich zu unterhandeln und auf dem bevorstehenden Friedenscongreß die Mediation mit zu übernehmen. Mit dem kaiserlichen Gesandten wurde ein Zusatz zu dem Friedensentwurf festgestellt, nach welchem auch der Kaiser in den Frieden mit einbegriffen sein sollte.

Meinders hatte zuerst zu Türenne zu gehen, ihn um Einstellung der Feindseligkeiten und der Contributionen zu ersuchen. Er fand bei dem Marschall die verbindlichste Aufnahme, die größte Bereitwilligkeit, schon jetzt zu thun, was irgend von ihm abhange, wie er denn sofort die Suspension aller Feindseligkeiten verkünden ließ. Er verbarg es nicht, daß Münster und Cöln äußerst unzufrieden über die Verhandlungen seien, die ganz ohne sie gepflogen worden, daß namentlich der Bischof von Straßburg durchaus Lippstadt, Soest u. s. w. für Cöln fordere, weil er sonst bei dem Cölner Capitel allen Credit und die Aussicht bei der bevorstehenden Coadjutorwahl verliere; aber der König werde sich an dergleichen Dinge nicht kehren. Auf Meinders Beschwerde über den Bischof von Münster, der auch jetzt noch nach Suspension der Feindseligkeiten sengen und brennen ließ und damit fortfahren zu wollen erklärte, bis er die geforderte Brandschatzung beigetrieben, bat Türenne dringend, die Feindseligkeiten nicht zu erwiedern, um nicht die Gemüther noch mehr zu verbittern, der Bischof werde sich sehr bald zur Ruhe geben müssen.

Wie war das schwer heimgesuchte Land Dankes voll, daß endlich Friede sei. Auch der Bischof von Paderborn sprach seinen herzlichen Dank für des Kurfürsten Entschluß aus; er klagte über die entsetzliche Wirthschaft, die die kaiserlichen Truppen in seinem Lande getrieben, und

rühmte die strenge Zucht und gute Ordnung bei den brandenburgischen Einquartierungen.

Am 27. Mai war Meinders in Düsseldorf beim Pfalzgrafen. Er hatte ihm für seine Bemühungen zu danken und ihn um fernere Mitwirkung zu bitten, damit es zu einem heilvollen Frieden komme; denn es sei keine Ruhe für das Reich, so lange der Krieg mit Holland währe, und wie den Nächstgesessenen, so sei allen Kurfürsten und Fürsten zum Höchsten daran gelegen, daß die vereinigten Provinzen nicht über den Haufen geworfen, noch unter Frankreichs Macht gebracht würden. Der Fürst war völlig damit einverstanden, daß man die Staaten nicht untergehen lassen dürfe, wenn sie sich auch würden entschließen müssen, Einiges zu opfern. Er erwähnte, daß ihm Wilhelm von Fürstenberg so eben mitgetheilt, Türenne habe Befehl, die brandenburgischen Lande zu verlassen und ins Gebiet von Fulda zu gehen, um von dem Kaiser eine kategorische Erklärung zu fordern, wessen man sich von ihm zu versehen habe; er sprach seine große Unzufriedenheit darüber aus: er habe es dem Fürsten Wilhelm mit scharfen und harten Worten verwiesen, wie große Verwirrungen er und die Seinigen im Reich anrichteten; das Reich werde endlich eine Resolution fassen und sich von ihm und seines Gleichen nicht ferner so plagen und vexiren lassen; er habe einen Courier an den König gesandt, von dem Marsch ins Reich auf das Dringendste abzurathen, zu dem auch nicht einmal ein Vorwand vorhanden sei.

Selbst Türenne hatte jenen Marsch weiter ins Reich widerrathen, da er nur dazu dienen könne, das Reich aus seiner Indolenz zu bringen und den kaiserlichen Hof zu provociren. Aber die Fürstenberge mit ihren wilden und selbstsüchtigen Plänen, unterstützt von Louvois, hatten den König bestimmt, dem Kaiser und dem Reich auch diesen Hohn zu bieten, oder vielmehr mit diesem Zuge die neue Wendung, die der Krieg nehmen sollte, einzuleiten. Es war in demselben Sinne, daß Gravel in Regensburg am 26. Mai ein Memorial überreichte, in dem er Namens seines Königs von den Fürsten und Ständen des Reichs eine kategorische Erklärung forderte, „ob sie dem Kaiser und den Reichsfürsten, die dem unzweifelhaften Wortlaut des westphälischen Friedens zuwider Krieg gegen den König führen oder des Königs gegenwärtige oder künftige Feinde unterstützen würden, Durchmarsch, Quartier und Beisteuer gewähren wollten."

In den 19 Artikeln des Vertragsentwurfes, der mit Strattman festgestellt war, lautete der zehnte: „S. Kf. D. behalten freie Hände wegen des Reichs, wofern solches von jemand sollte attaquirt werden." Hatte

man vorigen Herbst im Reich nicht einsehen wollen, daß im Clevischen, in der Grafschaft Mark, im Trierer und Nassauer Lande von Frankreich und seinen deutschen Bundesgenossen der Friede des Reichs gröblich gebrochen sei, hatte man über die kaiserlichen und brandenburgischen Truppenmärsche zum Rhein und Main hin bittere Klage geführt, „sie nicht länger leiden wollen," so mochte man nun sehen, wie man ohne diese Armeen daran sei, und jeder an seinem Theil erfahren, was es heiße, wehrlos dem übermächtigen „Protector der deutschen Libertät" gegenüberzustehen. Wenn dann einer nach dem anderen das Joch auf seinem Nacken fühlte, wenn dann endlich die Einsicht in Regensburg durchbrach, ¡daß das mit Füßen getretene Reich sich erheben, mit vereinter Kraft den Unterdrücker zurückwerfen müsse, — für diesen Fall hatte sich Brandenburg freie Hand vorbehalten. Wenn aber die französische Politik in ihrer tiefen und begründeten Verachtung des deutschen Wesens mit Recht vorausgesetzt hatte, daß das Reich jeden Schimpf und Schaden geduldig ertragen, daß es sich nie einigen, daß es in sich zu hadern und sich selbst zu zerfleischen fortfahren werde — dann traf den Brandenburger kein Vorwurf, wenn er seinen Frieden mit dem stolzen Nachbar machte, den vom Reich trotz dem Reich fern zu halten er vergebens versucht hatte; dann hatte er gegen sein Haus und sein Land dieselbe Pflicht, der der Kaiser und jeder Fürst im Reich bisher allein gefolgt war; und wenn man ihn dann nach hergebrachter deutscher Art wankelmüthig, treulos, Verräther des deutschen Vaterlandes nannte,[404]) so mußte er es geschehen lassen, wie zur Zeit der Kaiserwahl und des schwedischen Krieges.

Meinders traf mit dem Kanzler Strattman am 4. Juni in Löwen, dem königlichen Hauptquartier, ein. Schon folgenden Tages empfing ihn der König; er, wie seine Minister, voll Verbindlichkeit, namentlich erfreut, daß der Kurfürst ohne jede Aenderung den ihm zugestellten Entwurf ratificirt habe; auf den beigefügten Wunsch, „daß man nachträglich noch einige Formeln und Phrasen darin ändern möge," versprach man, so weit irgend möglich einzugehen.[405])

Sichtlich war der französischen Politik auf das Höchste daran gelegen, mit „dem mächtigsten Reichsfürsten" sobald als möglich zum Abschluß zu kommen und, wie man es ausdrückte, „diesem Tractat, den man nur als einen Anfang und Fundament fernerer Freundschaft ansehe, bald noch nähere Beziehungen folgen zu lassen."

Die Bewegung der französischen Truppen zeigte, daß ein entscheidender Stoß auf Mastricht versucht werden sollte. Man war gewiß, diese

wichtigste Maasfestung zu nehmen; man deutete an, daß dann mit Holland ein billiger Friede gemacht werden solle, um mit ganzer Kraft sich auf die spanischen Niederlande zu werfen und „Revanche für Charleroi" zu fordern. Nun erklärte sich das Vorschieben Türenne's gegen den Main, die Forderung in Regensburg, den kaiserlichen Truppen den Durchmarsch nach dem Rhein zu versagen. Meinders erwartete positive Anträge auf des Kurfürsten Mitwirkung gegen Spanien. Er bat um bestimmte Weisungen für diesen Fall.

Eben darum war man französischer Seits so entgegenkommend. Nicht Alles, aber Einiges und Wesentliches wurde nachgegeben, Weiteres für die weitere Verständigung vorbehalten.

Der Friede von Vossem, den der König zugleich im Namen Englands, Cölns, Münsters abschloß, verpflichtete den Kurfürsten, den vereinigten Niederlanden und jedem Feinde des Königs keinen Beistand zu leisten, doch so, daß er freie Hand behalte, wenn das Reich angegriffen werde, verpflichtete ihn ferner, seine Armee hinter die Weser zurückzuziehen, mit Ausnahme der Garnisonen seiner Festungen westlich von der Weser, von denen ihm bis zu 1000 Mann auf das platte Land zu verlegen gestattet sein solle. Dagegen gab der König alle von ihm oder seinen Verbündeten gemachten Eroberungen, namentlich auch die früher von den Holländern besetzten Festungen und Plätze im Clevischen zurück, nur sollte Wesel und Rees bis zum beendeten Kriege französische Garnison behalten. Die wichtige Festung Schenkenschanz behielt der König, weil sie auf dem Gebiet liege, über welches die geldrische Compromißsache entscheiden müsse. Er verpflichtete sich, alle Forderungen des Kurfürsten gegen die Staaten, namentlich die in der geldrischen Compromißsache, der hoefyserschen Schuld, den rückständigen Subsidien zu unterstützen. In Betreff der römischen Kirche, für die während der französischen Occupation so eifrig gesorgt war, wurde nachgegeben, daß sie nach den zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg früher geschlossenen Verträgen geordnet werden sollte. Endlich „als Zeichen seines guten Willens" sicherte der König dem Kurfürsten die Zahlung von 800,000 Livres zu, und zwar sofort zahlbar 300,000, den Rest in halbjährlichen Raten vom 1. Juli 1674 an.[406])

Cöln und Münster waren auf das Aeußerste betreten, daß der Friede, der auch sie verpflichten sollte, völlig ohne sie geschlossen sei; sie beschwerten sich sehr ernstlich darüber bei den französischen Ministern; man wies sie damit ab, „daß die Sache nicht anders habe geführt werden können, und daß die Beruhigung des Reichs und das gemeinsame Interesse mehr als

einige Formalitäten oder Methode zu consideriren." Den Franzosen war, den Brandenburger zu gewinnen, von mehr Interesse, als den beiden Prälaten angenehm zu sein, die doch nicht los konnten.

Allerdings suchte man Brandenburg weiter zu engagiren. Während die Belagerung von Mastricht rasch fortschritt, während die Friedenshandlung in Cöln begann, „wo," so sagte Pomponne, „die Holländer den Frieden haben könnten, sobald sie wollten," gingen die Besprechungen mit Meinders über eine nähere Allianz täglich weiter. Man erbot sich, Türenne aus dem Reich zurückzuziehen, wenn einige Kurfürsten und Fürsten, namentlich Brandenburg, ihr Wort verpfänden wollten, daß der Kaiser den Holländern, wie er ja in dem Tractat von 1671 zugesagt, keinen Beistand leisten werde; man zeigte Meinders die Beweise, wie die Kaiserlichen im vorigen Jahre Brandenburg mit ihren Zusicherungen gröblich getäuscht, wie sie Frankreich versichert hätten, „der Effect werde zeigen, daß Alles, was ihrerseits geschehe, nur zum Schein und die Apparenz zu salviren geschehe." Man war nicht abgeneigt, auf des Kurfürsten Wünsche in Betreff Jägerndorfs einzugehen, auch als Ersatz für den so lange verzögerten Besitz des ihm von Rechts wegen zustehenden Fürstenthums ihm zum Besitz von Glogau zu verhelfen; der König wünsche zu wissen, wie Brandenburg sich verhalten werde, „wenn es zu einiger Unlust mit Spanien komme," ob er den Kaiserlichen den Durchmarsch nach dem burgundischen Kreise versagen, ob selbst mit Hand anlegen und einen Theil seiner Truppen mit den französischen conjungiren wolle; man schmeichle sich in Wien, Schwedens sicher zu sein, aber Schweden, wie England hätten erklärt, es für keinen Bruch des Aachener Friedens halten zu wollen, wenn der König Genugthuung für Charleroi nehme, und Graf Monterey's Heer sei zu schwach, seine Festungen zu schlecht im Stande, um auch nur kurze Zeit gegen die vortreffliche Armee des Königs Widerstand zu leisten.

Meinders hatte die ersehnten Weisungen erhalten: er hatte wie von sich zu erwidern, daß des Kurfürsten Lage sehr schwierig sei, da er zwei große Mächte, Schweden und Oestreich, an seiner Seite habe, er müsse in Ermangelung bestimmter Weisungen jedes nähere Eingehen ablehnen und bitten, daß der König denjenigen, den er als Gesandten nach Berlin schicken werde, mit den weiteren Verhandlungen beauftrage.

Mastricht war bereits gefallen (1. Juli), die drei Lande Ober-Maas unterwarfen sich dem Könige. Der Schlüssel zu den spanischen und den vereinigten Niederlanden war in seiner Hand.

Die schwedische Allianz.

Im Februar, als der Kurfürst noch in Bielefeld lag, war eine moskowitische Gesandtschaft, die umherzog, zu Hülfe gegen die Türken aufzurufen, auch zu ihm gekommen. Denn mit dem Frieden vom 18. September 1672 war die Ukräne unter türkische Hoheit wie die Fürsten der Moldau und Wallachei gegeben, Podolien an die Türken abgetreten; ihre Grenzen reichten nun bis wenige Märsche von Lemberg, bis hoch am Dnieper hinauf. Diesen Frieden verwarf im März der polnische Reichstag; die Türken eilten, ihre Heere bei Kaminiec zu sammeln; ein zweiter furchtbarer Angriff auf Polen stand bevor; und das Regiment lag in der Hand des schwachen Königs Michael, die Republik war in völliger Spaltung, der Erzbischof Primas an der Spitze der „Malcontenten."[407]) Was sollte aus dem Osten Europa's werden, wenn die lose polnische Kriegsmacht zum zweiten Mal erlag?

Nirgends lebhafter empfand man die Bedeutung dieser östlichen Vorgänge als in Wien. Nicht als wenn das Vordringen der Türken gegen Polen unmittelbar Ungarn und die Erblande bedroht hätte; im Gegentheil, für den Augenblick war damit die Gefahr anders wohin gelenkt, und um so mehr beeilte man sich in Ungarn, das arge Werk der Reformation, die Ausrottung der Evangelischen, die von den Türken wenigstens Toleranz zu hoffen hatten, zu vollenden.[408]) Aber wenn die Türken weiter auf der Nordseite der Karpathen vordrangen, wenn sie zu Podolien noch Galizien gewannen, so war das noch östreichische Ungarn in der Flanke umstellt und beim nächsten Stoß die Donau aufwärts unrettbar verloren.

Man kam wohl auf den Gedanken, auf den Nothfall eine kaiserliche Garnison nach Krakau zu legen; man bat dringend in Rom, dem Polenkönige die Zehnten von Neapel, Sicilien, Savoyen u. s. w. zum Türkenkriege zuzuwenden; man verhandelte mit Schweden um ein Bündniß zum Schutz Polens; man forderte Brandenburg auf demselben beizutreten, man versprach dem Kurfürsten Subsidien für so viel Truppen, als er über seine vertragsmäßige Hülfe den Polen zusenden werde, Kais. Maj. verpflichte sich dafür, in dem Universalfrieden sich der brandenburgischen Interessen gegen Holland anzunehmen.

Allerdings war die Gefahr im Osten eine der Rücksichten, und nicht die letzte, welche den Kurfürsten bestimmten, mit Frankreich abzuschließen. Es war nicht bloß die Türkengefahr, die er zu fürchten hatte. Schweden

war gern auf den kaiserlichen Antrag eingegangen, aber forderte „Versicherungsplätze," wie der Ausdruck lautete, und zwar in Preußen.

Mochte dem Wiener Hofe für jetzt noch diese Forderung bedenklich erscheinen, mochte man sich wenigstens so gegen Brandenburg aussprechen, — wer konnte sagen, ob nicht im Fall der Noth auch das nachgegeben, ja, ob nicht die Mißgunst gegen Brandenburg größer als die Furcht vor Schweden sein werde. So lange die Regentschaft in Schweden gewährt, hatte der Kurfürst nicht eben große Sorge um kühne Entschlüsse der schwedischen Krone gehabt; aber der junge König Karl XI. war jetzt volljährig, am 1. März übernahm er den Vorsitz im Rath; alle Berichte stimmten überein, daß er eigenen Willens, thätig, ganz Soldat sei, daß die Dinge in Stockholm einer großen Veränderung entgegengingen.

Für den Augenblick schien die schwedische Politik kein anderes Interesse zu haben, als den allgemeinen Frieden zu vermitteln; sie hoffte in dem begonnenen Congreß zu Cöln ein Werk zu Stande zu bringen, das ihre europäische Bedeutung von Neuem constatirte, die sie seit Karl Gustav's Tod in nur zu empfindlicher Weise und nicht ohne eigene Schuld eingebüßt hatte. Sie ließ andeuten, daß sie die Holländer der vereinten Macht Frankreichs und Englands nicht erliegen lassen, daß sie im schlimmsten Fall sich mit Holland verbinden werde; namentlich England wollte sie nicht auf Walchern und Cadzand sich festsetzen lassen, „so wenig wie man Karl Gustav gestattet habe, auf beiden Seiten des Sundes Herr zu sein." Nicht ungern sah sie, daß dem Brandenburger, dessen Bedeutung gering zu achten sie sich gern den Schein gab, der kühne Anlauf von 1672 so gründlich mißlungen war; er war doch eigentlich nur durch ihre großmüthige Verwendung gerettet worden, wenn er dann auch vorgezogen, sich der weiteren Fürsprache eines unbedeutenden deutschen Fürsten zu bedienen; hatte er die Waffengemeinschaft mit dem Kaiser und den Staaten aufgegeben, ohne in die Frankreichs einzutreten, war er so in einer Neutralität, die bei der Lage seiner Gebiete und bei seinen erschöpften Mitteln voller Gefahr war, so schien er es mit Dank annehmen zu müssen, wenn ihm jetzt in einem schwedischen Bündniß ein Rückhalt geboten wurde. Bereits im August wurde dem Reichsfeldherrn Wrangel die Weisung, nach Berlin zu gehen, eine Allianz anzutragen, als deren Zweck die Förderung des Friedens bezeichnet wurde, deren Bedingung war, „daß Brandenburg sich zu keiner Parthei schlage," deren Formel, die Bildung einer „dritten Parthei," den Zutritt anderer, namentlich norddeutscher Fürsten in Aussicht stellte; man rüstete sich bereits darauf, den Frieden im Nothfall auch mit den Waffen in der Hand fordern zu können.

Zugleich erbot man sich in Wien, wie erwähnt, zum Schutz Polens gegen die Türken; man lud Brandenburg ein, sich auch für diesen Zweck mit Schweden zu vereinigen.

Es wäre nach langer Pause ein erster großer Erfolg der schwedischen Politik gewesen, wenn sie den Fürsten, der ihr mehr als irgend ein Anderer Abbruch gethan, jetzt in ihr Schlepptau hätte nehmen, seine und anderer norddeutschen Fürsten Kriegsmacht unter ihre Führung vereinigen können, nicht um mit ihnen gegen Frankreich aufzutreten, sondern um mit Frankreich gemeinsam die schützende Hand über die deutschen Lande zu halten und ihnen den Segen des Friedensinstruments von 1648 zu sichern.

Nur daß die Dinge doch nicht ganz so lagen, wie man in Stockholm glaubte.

Allerdings war das Ansehen Brandenburgs tief erschüttert; nicht bloß die militairische Macht des Kurfürsten schien sich als eitel Dunst erwiesen zu haben; man sprach öffentlich von der Unbeständigkeit seiner Politik, man erwartete, daß seine Truppen demnächst unter den Lilien fechten würden.[409]) Daß bei einem so völligen Wechsel der Politik und nach solchem Mißlingen die Partheien am Hofe nur wirrer und schroffer wurden, lag in der Natur der Sache, und der Kurfürst selbst war nicht in der Lage, durch offenes Aussprechen seiner Gedanken und Zwecke die Meinungen zu klären; kaum die Vertrautesten wußten sie, kaum Schwerin. Es galt, zwischen dem Mißtrauen Frankreichs und dem zudringlichen Wohlwollen Schwedens, dem Ränkespiel des Wiener Hofes und den tausend Hetzereien und Durchstechereien der anderen deutschen Höfe sich hinzuhalten und vor Allem, so schwer es dem Lande fallen mochte, gerüstet zu bleiben.

Den Eifer Schwedens, den Polen zu helfen und mit dem Kaiser im Bunde zu helfen, konnte Niemand mißverstehen. Die Hinrichtung Kalkstein's hatte die Stimmungen in Preußen nicht entnüchtert, sondern erbittert; die Stände knirschten in den Zügel, und die wilde Partheiung in Polen, die nach dem Türkenfrieden in hellen Flammen aufschlug, wirkte nur zu deutlich nach Preußen herüber. König Michael hatte gebeten, das brandenburgische Corps unter General Dönhof — der Friede war geschlossen, ehe es den Dniester erreichte — zum Kampf gegen seine Rebellen verwenden zu dürfen; der Kurfürst hatte es versagt. Jetzt war der kaum geschlossene Frieden zerrissen, von Neuem brachen die Türken und Tartaren ein, von Neuem flüchteten Tausende mit ihrer Habe nach Breslau, Danzig, Königsberg. Was konnte eine kaiserliche Besatzung in Krakau, die weit aussehende Schwedenhülfe helfen, für die man überdies Sicher-

heitsplätze abtreten sollte, etwa Elbing, Thorn, Marienburg. Der König wandte sich an den Kurfürsten, voll Dank für die im vorigen Jahre geleistete Hülfe, mit dem Ersuchen, jetzt bei so viel dringenderer Noth 8000 Mann zu senden. Wenigstens ein größeres Corps, als das unter Dönhof versprach und sandte der Kurfürst, übernahm wieder dessen Löhnung und Verpflegung, erinnerte daran, daß ihm endlich wegen Elbings Genüge gethan werden müsse. Die aus dem Westen nach Pommern und Preußen zurückgekehrten Regimenter mochten den Herren in Stockholm zeigen, daß die Weichsellande nicht auf schwedische Rettungen zu warten brauchten.

Schon vor dem völligen Abschlusse des Friedens von Vossem sandte der Kurfürst den jüngeren Schwerin nach Cöln zum Congreß ab; er beauftragte ihn, in aller Weise sich für den Frieden zu bemühen, aber darauf Acht zu haben, daß er nicht die Eifersucht der schwedischen Botschafter errege, als wolle er sich neben ihnen als Mediator eindrängen. Die holländischen Gesandten sollte er überzeugen, daß dem Kurfürsten nichts mehr als das Wohl der Republik am Herzen liege, und daß der Friede, den er zu schließen zum Theil durch ihre Schuld genöthigt worden sei, seine alte Gesinnung für die Staaten in nichts geändert habe. Er sollte darauf achten, daß der Frieden von Vossem dem allgemeinen Friedensinstrument einverleibt, daß die Räumung von Wesel und Rees durch eine besondere Acte festgestellt werde, wozu namentlich unter der Hand die Mitwirkung der kaiserlichen Gesandten zu gewinnen sei, doch so, daß die französischen Herren nicht Verdacht schöpften. Die Instruction bespricht den ganzen Kreis der schwebenden Fragen, immer in demselben Ton reservirter Vorsicht gegen Frankreich, kühler Freundschaft mit Schweden, lebhaften Eifers für den Frieden zwischen Frankreich und den Staaten, aber einen „billigmäßigen“ Frieden.

Freilich in den Augen Ludwig's XIV. war es, zumal jetzt nach dem Fall Mastrichts und dem Abschluß mit Brandenburg, ein höchst billiger Frieden, wenn er sich erbot, von seinen Eroberungen das, was Holland zurückzuhaben wünsche, gegen angemessene Aequivalente, namentlich gegen die Generalitätslande zwischen Maas und Schelde und das Anrecht, „so der Staat auf Cleve und Ravenstein hat,“ zurückzugeben. Und nicht minder beharrte Karl II. auf die Abtretung der „Sicherheitsplätze,“ die er freilich noch nicht genommen hatte, Sluys, Cadzand und Walchern, d. h. die beiden Ufer der Scheldemündung. Auch Münster und Cöln blieben hart dabei, daß sie endlich für immer Securität haben müßten, daß die Provinz Oberyssel nicht zurückgegeben werden dürfe.

Die Staaten warfen das Alles weit hinweg; sie hatten in den Tagen, da Mastricht fiel, einen Angriff der vereinigten englisch-französischen Seemacht glücklich abgewehrt; nach einer Reihe kleinerer Gefechte folgte gegen Ende August eine zweite Seeschlacht, in der die englischen Schiffe endlich weichen mußten, weil das französische Geschwader es für angemessen hielt, zuzusehen. So ganz beherrschten die Staaten wieder das Meer, daß man in England die große Expedition zur Landung auf der holländischen Küste — 12,000 Mann waren dazu eingeschifft — aufgab.

Schon kam ihnen zu Lande die Hülfe, auf die sie längst gehofft hatten. Eben jener Schlag, der sie auf das Schwerste getroffen hatte, der Fall von Mastricht, trieb die Krone Spaniens zum Entschluß. Gemeinsam arbeiteten Spanien und Holland, auch den Kaiser zu gewinnen.

Am Wiener Hofe war seit dem Rückmarsch der Brandenburger, seit dem Vorgehen Türenne's nach dem Main, seit der Gewißheit, daß der Kurfürst seinen Frieden machen werde, ein Zustand unbeschreiblicher Art. Man begann inne zu werden, wohin das Lügenspiel des allmächtigen Lobkowitz Oestreich gebracht habe: „die Minister verbinden sich wider ihn, die Gesandten der deutschen Fürsten warnen den Kaiser vor ihm und erklären, daß sie ihm nicht trauen können; Johann Philipp von Mainz hat auf seinem Todtenbette zu dem kaiserlichen Residenten gesagt, daß der Fürst den Kaiser verrathe.“ Umsonst setzte Lobkowitz alle Hebel in Bewegung, die schwellende Fluth zu dämmen; sein Einfluß sank mit jedem Tage. Montecuculi forderte schleunigen Aufbruch der Armee und freie Hand in ihrer Führung. Wie Gremonville trotzen und drohen mochte, „daß sein König sich den Ausmarsch verbitte, daß Türenne Befehl habe, die Kaiserlichen zu vernichten, wenn sie die östreichischen Grenzen überschritten, daß er alle Stände, die ihnen Durchzug gewährten, als Feinde behandeln werde,“ — seine Drohungen wirkten nicht mehr. Der päpstliche Nuntius bemühte sich, die Gemüther zu beschwichtigen: „er macht ein Religionswerk daraus und stellt vor, daß der Kaiser Frankreich nicht hindern solle, die evangelische Religion auszurotten und Holland, das eine ihrer considerabelsten Säulen sei, zu zerbrechen.“ Aber inzwischen liefen die Hülferufe des Kurfürsten von Trier ein, dessen Land der Allerchristlichste König auf das Empörendste verheeren ließ; es kam eine Deputation des fränkischen Kreistages nach Wien, dringend um des Kaisers Schutz zu bitten; der neue Kurfürst von Mainz erklärte sich zu Allem bereit, „wenn nur der Kaiser das Werk dergestalt angreife, daß man Sicherheit dabei finde.“

Es war sichtlich der letzte Augenblick gekommen, wenn der Kaiser

irgend eine Bedeutung im Reich retten wollte; mochte das Friedensinstrument und die mit Frankreich geschlossenen Verträge von 1668 und 1671 lauten, wie sie wollten, — die östreichische Macht war für immer erniedrigt und in Deutschland ausgelöscht, wenn Frankreich ihre Armeen auf die erbländischen Grenzen confiniren, wenn es im Reich befehlen konnte, den Truppen des Reichsoberhauptes keinen Durchzug zu gestatten bei Strafe französischen Einbruchs. Es war mehr, als man hinnehmen konnte, wenn in der Antichambre des Kaisers Gremonville auf die Beschwerden über Türenne's Marsch ins Reich und die dort verübten Gewaltsamkeiten mit lauter Stimme antwortete: „wenn es ihnen nicht gefalle, möchten sie ihren Montecuculi mit ihren 30,000 Mann hinschicken, der König, sein Herr, werde ihm 60,000 Mann entgegenschicken."

Und endlich, der Brandenburger war, Dank der weisen Führung Montecuculi's, dahin gebracht worden einen Frieden zu machen, den die deutschen Patrioten, sowohl die, welche stille gesessen, als auch die, welche es mit Frankreich hielten, wenn nicht als Reichsverrath, so doch als das verdiente Ende ungebührlicher Ueberhebung bezeichneten. Jetzt konnte die östreichische Politik sich Verdienste um das Reich erwerben, ohne den Dank und den Ruhm mit dem Brandenburger theilen zu müssen. Wenn ein Stand nach dem anderen gejammert und in Regensburg gravaminirt hatte, als die kaiserlichen und brandenburgischen Truppen ins Reich gezogen kamen, so baten jetzt die im fränkischen, bald die im oberrheinischen Kreise, daß der Kaiser seine Heere senden möge, sie zu schützen. Und in Wien galt als das wahre Geheimniß der östreichischen Macht, ein kaiserliches Heer im Reich zu haben und auf Kosten des Reichs zu ernähren.

Anfang Juli setzten sich die Truppen in Marsch nach Eger; mit Emphase verkündete man: der Kaiser selbst werde sie dorthin begleiten. Die Verhandlungen mit Spanien und Holland waren in vollem Gange, dem Abschluß nahe; Spanien versprach 600,000 Thaler jährlich, Holland Subsidien für die ganze kaiserliche Rüstung nach dem Maaß der vorjährigen. Man rechnete auf ein Corps von Kursachsen, auf 12,000 Mann von Dänemark, das jetzt endlich die Herren Staaten befriedigt hatten; man hoffte, daß auch der oberrheinische, der niedersächsische Kreis mit eintreten werde. Und von dem Brandenburger hatte man die Erklärung, daß er unter allen Umständen in schuldiger Treue gegen Kaiser und Reich verharren werde;[410]) man fand mit großer Genugthuung den ausdrücklichen Vorbehalt in dem Vertrage von Vossem; wer noch einen Zweifel hatte, den konnte eine weitere Aeußerung Gremonville's — bei jener Scene in des Kaisers Vor-

zimmer — beruhigen: „der Kurfürst von Brandenburg habe den König, seinen Herrn, einmal offendirt, wenn es noch einmal geschehe, werde sein König es mit ihm machen, wie mit dem Herzog von Lothringen."

Allmählig wurde auch Gremonville inne, daß es Ernst werde, daß seine, des Nuntius, des venetianischen Gesandten Bemühungen vergebens seien, daß selbst das bairische Lager an der Grenze, die Türkengefahr, die Drohung mit ungarischen Aufständen nichts mehr wirke. Und doch lag seinem Könige Alles daran, nur jetzt noch die östreichische Macht fern zu halten, nur einige Monate mit möglichst ganzer Macht gegen die spanischen Niederlande agiren zu können; er war gewiß, sie dann, zumal wenn er Türenne's Heer mit dazu heranziehen konnte, mit raschen Schlägen niederzuwerfen, und dann mußte auch Holland um Frieden bitten. Er ließ den Vorschlag, über den schon mit Meinders gesprochen war, in Regensburg jetzt durch Gravel vorlegen: der König wolle sein Heer über den Rhein zurückziehen, wenn einige Kurfürsten und Fürsten dafür gut sagen wollten, daß die kaiserliche Armee in diesem Jahre nicht mehr über die erbländischen Grenzen hinausgehe; er nannte als solche außer Schweden Mainz, Cöln, Baiern, Brandenburg, Hannover, Münster, Pfalz-Neuburg.[411])

Aber in Regensburg kostete es Wochen, Monate, ehe irgend etwas beschlossen wurde; und dem Könige lag daran, den schon begonnenen Marsch der Kaiserlichen zu inhibiren. Ein Abmahnungsschreiben Baierns, das er veranlaßt, war in Wien mit scharfen Worten abgewiesen worden; es kam ein pfalz-neuburgischer Gesandter mit den lockendsten Erbietungen: man müsse auf Mittel denken, des Reiches Sicherheit ohne Waffen zu finden, der Kaiser möge nur vorschlagen, was er von Frankreich deshalb begehre. Man antwortete ihm: es sei keine Sicherheit, so lange französische Armeen auf dem Boden des Reichs diesseits oder jenseits des Rheins ständen. Schon war auch des Kaisers Abreise festgesetzt. Noch im letzten Augenblick bat der venetianische Gesandte, der Nuntius um Aufschub: Frankreich werde seine Armeen aus dem Reich führen, alle deutschen Plätze räumen, das Herzogthum Lothringen an den Prinzen Karl geben, Spanien wegen des erlittenen Schadens entschädigen, ja, mit Holland einen billigen Frieden schließen, „wenn nur der Kaiser a part tractiren und sein Heer nicht über die erbländische Grenze führen wolle." Man erwiederte: in Cöln spreche Frankreich anders, es möge dort diese Propositionen machen.

Am 20. August war der Kaiser in Eger; der Kurfürst von Sachsen und mehrere sächsische Fürsten eilten eben dahin; am 22. wurde General-

musterung der Armee gehalten. Gleich darauf rückte sie, 30,000 Mann stark, unter General Montecuculi über die Grenze nach Franken.

Bereits am 5. Juni war ein kaiserliches Rescript in Regensburg zur Dictatur gebracht, in dem es hieß, daß „die wachsende Gefahr eine nähere Zusammensetzung des Reichsoberhauptes und der Glieder nothwendig mache, um das Reich bei dem werthen deutschen Frieden und Libertät zu erhalten und vor dem vor Augen stehenden Untergang zu retten;" der Kaiser fordere demgemäß „der Reichsstände vernünftige Vorschläge." Jetzt kam eine zweite Mittheilung, in der der Kaiser darlegte, daß alles Bemühen, den Frieden zu erhalten, gescheitert sei, daß Frankreich fortfahre, auf dem Boden des Reichs seine Heere einzulagern und die schwersten Gewaltsamkeiten zu üben, daß der Kaiser sein Heer aussende, den Reichsfeind zurückzuweisen, und die Mitwirkung aller Stände und des gesammten Reiches erwarte.[412])

Noch war jener französische Antrag vom 26. Mai, welcher kategorische Erklärung gefordert hatte, in den Collegien nicht erledigt; ebenso war auf das kaiserliche Rescript vom 5. Juni eine Antwort zu geben. Es mußte sich zeigen, ob die Reichsversammlung dem Aufruf des Kaisers folgen, oder den Zumuthungen Frankreichs sich beugen werde. Der Zustand des Reichs, wie er seit 1648 geworden, war nicht länger möglich; was in dieser großen Krisis der deutschen Zustände sich gestalten, ändern und neu bilden werde, wer konnte es berechnen?

Immer neue Hülferufe kamen an den Reichstag, von Kurtrier, daß auch seine Stadt Trier genommen sei, von den freien Reichsstädten im Elsaß, daß sie besetzt, ihre Wälle rasirt, ihre Kanonen weggeführt seien; der Fürst von Nassau-Saarbrücken war als Gefangener abgeführt, es war die kurmainzische Feste Aschaffenburg occupirt, Würzburg zum Mittelpunkt des französischen Verpflegungswesens gemacht, ungeheure Magazine dort aufgehäuft; es begann ein zweites französisches Heer von Philippsburg her sich in der Pfalz auszubreiten und arg zu hausen; im Mainlande zeigten die brennenden Dörfer, wo die französische Armee zog.

Im September endlich ging das Gutachten über „Kurtriers Anrufung" aus dem Kurcollegium an das der Fürsten; die Einen erklärten, man müsse, da noch die wenigsten mit Instruction versehen seien, noch etwas zurückhalten; Oestreich, Burgund, Brandenburg-Culmbach erwiederten: wenn man darauf warten wolle, könne wohl noch ein Kurfürstenthum zu Grunde gehen. Bei der Umfrage fielen scharfe Worte; Culmbach erklärte: es sei eine gemeinsame Sache, und Jeder müsse sie dafür ansehen, der nicht

dafür gelten wolle, das Vaterland im Stich zu lassen und die eigene Libertät Preis zu geben.[413]) Aber der Schluß war: es seien zu viele Stände ohne Instruction und müsse also J. Kf. D. zu Trier Angelegenheit und Begehren unexpedirt gelassen werden.

Es waren die Stimmen von Baiern, Bremen, Hildesheim-Lüttich, Münster und „ihre Dependirende," welche dieses schimpfliche Resultat durchsetzten.

Daß die brandenburgischen Gesandten für jene Abstimmung nicht instruirt waren, war nach dem Frieden von Vossem natürlich. Aber es ist doch bezeichnend, wenn selbst Schwerin schreibt: „siegt Frankreich, so ist es um Hollands und Deutschlands Freiheit geschehen; siegt der Kaiser, so sind die Stände im Reich gefährdet." In Ungarn war, Dank den blutigen Reformationen, endlich die Autorität des Kaisers begründet;[414]) die Türkengefahr war für den Augenblick auf Polen gewandt, und in Polen hatte die östreichische Politik durch die Königin mehr Einfluß, als irgend eine andere. Und nun schien sie im Reich das lang Versäumte nachholen zu wollen; mit Jubel waren die kaiserlichen Truppen im fränkischen Kreise begrüßt worden. In der Abschiedsaudienz hatte der Kaiser zu Crockow gesagt: „er habe das Vertrauen, daß seine auf nichts als des Reiches und der Stände Sicherheit und Freiheit zielenden Intentionen nicht allein des Kurfürsten Billigung hätten, sondern daß derselbe sie auch befördern werde; es würden sich schon Mittel finden, das Werk so einzurichten, daß der Kurfürst dabei concurriren könne;" als habe Brandenburg darauf zu warten, daß ihm von der östreichischen Politik Gelegenheit gegeben werde, sich um Kaiser und Reich verdient zu machen, nachdem Kaiser und Reich ihn im Stich gelassen. Und wenn Crockow wiederholentlich die jägerndorffische Sache in Anregung gebracht hatte, so hatte die Antwort gelautet: „bei jetzigen Conjuncturen müsse man daran nicht erinnern;" und seine Erwiederung, „es wäre immer Zeit, das gute Vernehmen zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten zu befestigen," hatte eben nichts geändert. Am Hofe zu Berlin waren wenige für Frankreich, aber für den Kaiser selbst der Fürst von Anhalt nicht mehr.

Auch der Kurfürst war voll Mißtrauen; aber sein Mißtrauen war anderer Art. Montecuculi marschirte her und hin am Main, Türenne ebenso, beide schienen sich nicht eben zu suchen. „Die einkommenden Nachrichten," schreibt der Kurfürst 21. Sept., „sagen, daß es zu keinem Schlagen kommen werde; solches glaube ich auch und sorge nur, daß sie sich unter einander gar zu wohl verstehen und daß es uns Evangelischen gelten werde; Gott gebe, daß ich hierin fehle, ich besorge es aber sehr." Ihm ging es zu

Herzen, wie die Franzosen im Reiche hausten; „ich gestehe, daß der französische Dominat unerträglich ist, Frankreich wird dadurch viele Freunde verlieren," schrieb er am 17. September; und wenige Tage später an Schwerin: „wenn Frankreich mit den Reichsständen und Reichsstädten so tyrannisch verfährt, so begehre ich Eure Gedanken, wie man sich hierin verhalten, und ob man zusehen soll, daß ein Stand des Reichs nach dem andern über einen Haufen geworfen werde."

Seit dem Anfang August war Graf Verjus in Berlin. Er kam, die Proposition einer näheren Verbindung, die schon mit Meinders besprochen war, in aller Form zu wiederholen: der König werde vielleicht genöthigt sein, der Krone Spanien den Krieg zu erklären;[415]) Brandenburg könne entweder mit Frankreich gemeinsame Sache machen oder wenigstens den Kaiser hindern, den Spaniern Hülfe zu leisten; er möge die Bedingungen, die er wünsche, vorschlagen. Des Kurfürsten Antwort lautete: er könne sich nicht eher erklären, als bis der Friede mit Holland gemacht sei; es werde ihm erwünscht sein, wenn der König seinerseits die Bedingungen mittheile, die er für angemessen halte. Verjus war nicht darauf instruirt; er versprach des Königs weitere Befehle einzuholen.

Es währte bis Anfang November, ehe des Königs Antwort kam. Inzwischen hatte Montecuculi durch geschickte Märsche, als wolle er nach dem Elsaß, Türenne getäuscht, hatte durch geheime Verständnisse Würzburg und damit seine Magazine genommen, ihn so genöthigt, sich auf Philippsburg und die Pfalz zu basiren; die kaiserliche Armee marschirte rechts ab nach Bonn. Spanien hatte den Krieg erklärt (1. October); bei Antwerpen verbanden sich die spanischen und staatischen Truppen, unter Oraniens Führung zogen sie über Roermond auf Bonn zu. Seit der letzten Seeschlacht, in der die französische Flotte sich zur Seite gehalten, kam die Unlust der Engländer an diesem Kriege, die alte Feindschaft gegen Frankreich zum Ausbruch.[416]) In Deutschland regte es sich in den Massen, es begannen die Bauern im Westerwald, im Frankenland, im Odenwald auf eigene Hand französische Streifpartheien niederzuschlagen.

Die Eröffnungen, die Verjus am 4. November machte, waren sehr entgegenkommend: „Se. Maj. sei erfreut, daß der Kurfürst ein engeres Bündniß mit ihm eingehen wolle; der König wolle den Frieden, aber Holland und Spanien verhinderten ihn; es bleibe nichts übrig, als ihn mit den Waffen zu erzwingen; und Frankreich werde dem Kurfürsten gern Subsidien und weitere Vortheile gewähren, wenn er, ihn zu befördern, ein Corps von 8000 Mann oder mehr mit seinen Truppen vereinigen wolle.

Unmittelbar darauf kam die Nachricht von der Einnahme Bonns. Die angekündigte schwedische Gesandtschaft — an des erkrankten Wrangel's Stelle kam General Mardefeld — war bereits eingetroffen und mit einiger Ostentation empfangen worden. Von der ersten Zahlung, die Frankreich nach dem Frieden von Vossem hatte machen sollen, war kaum die Hälfte und nicht baar, sondern in Wechseln auf Danzig angewiesen. „Ich sehe," schreibt der Kurfürst an Schwerin, „daß es auf lauter Betrügerei abgesehen, ich werde meine mesures danach nehmen und danke Gott, daß ich ihnen nicht obligirt bin."[417])

In der Conferenz vom 20. November wurde dem Grafen Verjus des Kurfürsten Antwort mitgetheilt: die Lage der Dinge habe sich sehr verändert, und sie bestätige, wie richtig des Kurfürsten wohlgemeinter Rath gewesen sei, mit Holland Frieden zu schließen, ehe man sich gegen Spanien einlasse, und nicht in das Reich einzudringen, weil „ein General-Mouvement" daraus folgen werde; nicht für Holland, sondern zum Schutz Triers und anderer Reichslande habe sich der Kaiser erhoben; und der Kurfürst sei dem Reich zu hoch verbunden und verpflichtet, um sich mit dem König auf Weiteres einlassen zu können, bevor er seine Truppen aus dem Reich gezogen. Es wurde hinzugefügt: da man höre, daß der König die Plätze am Rhein und an der Maas bis auf drei oder vier räumen wolle, so hoffe der Kurfürst, daß man Wesel und Rees lieber einem guten Freunde einräumen, als in Gefahr kommen lassen werde.

Allerdings war die Lage der Dinge eine andere geworden, nicht bloß im Westen. Am 11. November schlug das polnische Heer unter Johann Sobieski die Türken bei Choczim, und in denselben Tagen starb König Michael. Es war von unermeßlicher Bedeutung, daß die französische Politik in ihrem Bundesgenossen — denn dafür galt die hohe Pforte — im Osten eine Niederlage erlitt, während sie selbst im Westen schon zu weichen begann; von nicht minderer Bedeutung, daß des Königs Tod dem Einfluß ein Ende machte, den der Wiener Hof durch die junge Königin hatte üben können. Und bei dem hochaufgeregten Siegesgefühl der polnischen Armee hatte am wenigsten Oestreich Aussicht, sich von Neuem dort festzusetzen.

Ob nicht dasselbe Siegesgefühl eine andere Richtung nehmen, ob es sich nicht auf die reichen Küstenlande, welche die Republik verloren, wenden werde, war nicht zu berechnen. Wohl aber lag in dieser Möglichkeit für den Kurfürsten ein Anlaß mehr, auf die Erbietungen der Krone Schweden einzugehen, welche mit Liefland in der gleichen Sorge stand.

Freilich so weit sich einzulassen, wie die schwedischen Anträge gingen,

— und sie waren in derselben Weise am Hofe zu Celle gemacht,[418]) — lag nicht im brandenburgischen Interesse; wie hätte der Kurfürst zur Bildung einer „dritten Parthei," deren Direction die Krone Schweden unverholen in Anspruch nahm, die Hand bieten, wie auf eine Solidarität eingehen sollen, die ihn an diejenige Macht gekettet hätte, vor der er auf seiner Hut zu sein gelernt hatte.

Aber er ging auf eine Erneuerung der Allianz von 1666 ein; es wurde ein Vertrag entworfen, in dem man sich zu gemeinsamer Aufrechthaltung der Securität des Reichs, zu gemeinsamer Bemühung um Herbeiführung des Friedens, zur gegenseitigen Defension auch der außer dem Reich gelegenen Provinzen, also des Herzogthums Preußen, Lieflands und Esthlands verpflichtete. Für den Fall, daß es nicht gelinge, die jetzt im Kriege begriffenen Mächte zum Frieden zu bewegen, solle es der Krone, wie dem Kurfürsten freistehen, sich derjenigen Parthei anzuschließen, welche sie zu wählen für gut finden würden, doch so, daß zwischen ihnen selbst die in diesem Bündniß erneute Freundschaft und gegenseitige Förderung in voller Geltung bleibe.

Diesen Vertrag, der am 10. December in Berlin festgestellt war, brachte Oberst Wangelin Anfang Februar, von seinem Könige ratificirt, nach Berlin zurück. Der Kurfürst vollzog seiner Seits nicht sofort die Ratification. Ein Hauptzweck des Vertrages, die Friedenshandlung, war bereits unmöglich geworden.

Der zweite Bruch.

Der Uebermuth der französischen Politik hatte bewirkt, was der Kurfürst im Anfang des Krieges zu erreichen vergebens sich bemüht hatte. Nicht bloß Spanien hatte den Krieg erklärt, der Kaiser Ernst zu machen, England sich zurückzuziehen begonnen; die Gewaltacte gegen den Fürsten von Nassau, den Kurfürsten von Trier, die verheerenden Züge Türenne's durch Hessen, Franken, zu beiden Seiten des Mittelrheins entzündeten in den deutschen Landen Stimmungen, die in dem Kriege der dreißig Jahre für immer erstorben zu sein schienen; Katholiken und Evangelische, ober- und niederdeutsche Lande, die der Freunde, wie der Feinde Frankreichs, alle in gleicher Weise niedergetreten und mißhandelt, begannen inne zu werden, daß unter dem hochangepriesenen Schutz ihrer Freiheit und des Friedens das Joch völliger Fremdherrschaft auf ihren Nacken gelegt sei,

daß die Habgier, die Frevelfrechheit, die Wollust dieser französischen Kriegsvölker Alles, was dem Menschen werth oder heilig sei, schonungslos verstöre, wie ein fressendes Feuer gieriger und furchtbarer, je weiter es sich ausbreite.[419]) Immer lauter wurde der Jammer der Wehrlosigkeit, der Ruf, daß Kaiser und Reich sich erhebe. Es regte sich etwas wie nationale Empfindung.

Wie langsam, widerstrebend, zweispältig das officielle Deutschland, wie es in Regensburg tagte, sich bewegen, über die provisionelle Kriegsverfassung weiter debattiren, über Friedensvermittelungen sich in Re- und Correlationen ergehen mochte, dem vorgehenden Heer des Kaisers schlossen sich die fränkischen Kreistruppen an, es tagten die Stände des schwäbischen, des oberrheinisches Kreises, dem Beispiel zu folgen; kursächsische, thüringische Völker zogen dem Heere des Kaisers zu.

Es war ein schwerer Schlag für die französische Macht, daß Bonn fiel; die Verbindung zwischen dem deutschen Heere und dem Spaniens und der Staaten war damit hergestellt. Die Franzosen, die noch in Westphalen bis Hörter hin standen, wurden schleunigst auf Wesel zurückgezogen; es wurde Utrecht, es wurden die Festungen an der Yssel geräumt, um mit den Garnisonen die Feldarmee zu verstärken. Vergebens forderte Münster in Paris, daß man ihn nicht völlig Preis gebe, vergebens Kurcöln, daß man seine schon völlig von den Feinden des Königs occupirten Lande rette; sein Domcapitel mahnte ihn (13. November) dringend, das französische Bündniß aufzugeben; er entließ den Bischof von Straßburg, der alles Unglück über ihn und sein Land gebracht hatte, er selbst zog sich in das Kloster St. Pantaleon in Cöln zurück. Mit dem Anfang des Jahres hatten die kaiserlichen Heere den Rheinstrom von Coblenz bis zur Ruhr inne.

Mit den Erfolgen der Kaiserlichen wuchs der Eifer und die Heftigkeit der Stimmungen.

Schon sprach man laut von den „Reichsverräthern, die das Feuer in ihrem eigenen Vaterlande angelegt, die Oel ins Feuer gegossen;“ Ludwig XIV. sei auf dem Wege gewesen, die vier rheinischen Kurfürsten nebst Kurbaiern an sich zu ziehen, sich oder seinen Dauphin wählen zu lassen, und dann das salische Gesetz zu proclamiren;[420]) dann wäre mit dem erblichen Kaiserthum die Universalmonarchie fertig gewesen. Der Schaden, hieß es, liege offen zu Tage, Kaiser und Reich dürften ferner nicht dulden, daß sich deutsche Fürsten so weit emancipirten, daß sie Offensivbündnisse machen, fremde Armeen ins Herz des Reichs führen, ihnen deutsche Festungen und deutsche Land- und Flußstraßen überweisen könnten; und wenn das Recht

noch so deutlich im Friedensinstrument von 1648 stehe, Kaiser und Reich dürften nicht dulden, daß das Recht zum Ruin des Reichs mißbraucht, daß die Ruhe und Sicherheit des Ganzen dem Belieben oder dem Particularinteresse jedes Einzelnen Preis gegeben werde.[421]) Man begann sich klar zu werden, wohin die deutsche Zerrgestalt der Freiheit, der bis zu Souverainetät getriebene Radicalismus der Selbstherrlichkeit und des Sonderrechtes führe.

Die staatsrechtliche Theorie des westphälischen Friedens kam ins Wanken. Vergebens mühte sich Gravel in Regensburg, in immer neuen Denkschriften den Reichstag zu überzeugen, daß der Kaiser den Krieg über Deutschland gebracht, daß er nicht das Recht habe, das Reich zu schützen, daß dem Kurfürsten von Trier, dem Fürsten von Nassau nur geschehe, wie sie verdient hätten, daß gegen die Stadt Trier — die „Rebellen in Trier," sagten die französischen Zeitungen — noch großmüthig genug verfahren sei; vergebens setzte Graf Verjus dem „wahrheitliebenden Publicum" auseinander: daß der Kaiser seine Armee nur ins Reich gesandt habe, um einen Krieg im Privatinteresse des Hauses Oestreich zu entzünden, daß er nur die Zulassung der lothringischen Bevollmächtigten auf dem Friedenscongreß fordere, um den Frieden unmöglich zu machen, daß er seine Armee auf Kosten der deutschen Fürsten ernähren wolle, um diese selbst dann zu vernichten,[422]) daß Frankreich im Interesse Deutschlands handele, wenn es durchaus den Lothringer vom Congreß zurückweise, der dem Hause Oestreich verkauft sei, daß nur Frankreich die deutsche Libertät und Securität schütze. Jeder solchen Schrift folgten deutsche Abfertigungen, ernste wie höhnende, die ungleich tiefer wirkten; schon hieß Frankreich nur der „Reichsfeind"; in aller Munde war, daß mit den „Reichsverräthern," die die Franzosen in's Reich gebracht, ein Ende gemacht werden müsse.

Vielleicht dieser Stimmung folgend und um sie noch mehr aufzustacheln, vielleicht von denen bestimmt, die jede Möglichkeit des Friedens beseitigen wollten, ließ der kaiserliche Hof Wilhelm von Fürstenberg, der dem Congreß zu Cöln beiwohnte, durch ein Commando Soldaten aufheben und als Gefangenen nach Wien abführen. Ein Gewaltact unerhörter Art; und es wollte nicht viel bedeuten, wenn man kaiserlicher Seits behauptete: der Fürst sei nicht Bevollmächtigter beim Congreß gewesen, da sein Herr, der Kurfürst, selbst in Cöln verweile; wohl aber sei er für einige seiner Güter östreichischer Unterthan, Mitglied von deutschen Hochstiften, durch des regierenden Kaisers Gnade (seit 1664) erst reichsfürstlichen Standes.

In denselben Februartagen brach ein französisches Heer in die Unter-

pfalz ein,[423]) nahm Germersheim, weil sonst Philippsburg nicht zu halten sei, zerstörte die Werke der Stadt, brannte die Dörfer und Flecken umher nieder. In denselben Tagen kam Colbert nach Trier, dem Könige huldigen zu lassen und das Gouvernement des Landes zu übernehmen.

In denselben Tagen brachte der König von England an's Parlament den Antrag, mit Holland Frieden zu schließen. Wie militairisch stark Frankreich sich fühlen mochte, es mußte erkennen, daß ihm jetzt erst der rechte Krieg beginne; es hatte die Heere Hollands, Spaniens, des Kaisers wider sich und schon keinen Bundesgenossen mehr; denn auch Cöln, auch Münster schlossen demnächst Frieden mit dem Kaiser und Holland.

Und wieder die Coalition, wie sehr ihre Heere numerisch dem Gegner überlegen sein mochten, sie sollte die kriegsgeübte, einheitlich geleitete Macht des Feindes nicht mehr bloß abwehren, sondern zu einem Frieden nöthigen, der, so lautete ausdrücklich der Vertrag der drei Mächte, Frankreich auf die im pyrenäischen Frieden bestimmten Grenzen zurückbrächte.

Bisher hatte Schweden ruhig zur Seite gestanden, zu vermitteln versucht; so lange die Existenz Hollands gefährdet war, nicht ohne den Schein, äußersten Falls rettend eintreten zu wollen; seit die kaiserliche Macht mehr und mehr vorantrat und die Stimmung im Reich sich erhitzte, kühler, bedenklich, nicht ohne die Sorge, daß Deutschland wohl gar die Zwangsjacke des westphälischen Friedens zerreißen könne.

Der Versuch, mit Brandenburg, den Braunschweigern, Hessen-Cassel sich als dritte Parthei zu constituiren, war freilich gescheitert; aber mit dem Vertrage vom 10. December 1673 hatte die Krone Schweden, so schien es, Fäden genug in der Hand, um den Brandenburger festzuhalten und allmählig weiter zu ziehen. Nicht zum Kriege; noch waren die alten Partheien der Regentschaftszeit im Reichsrath und in den Ständen zu mächtig, als daß der junge König sich frei hätte bewegen können. Die Armee, die Flotte war in Verfall, das Einkommen des Staats tief gesunken, und die Wiederaufnahme der Reductionen, um die verzettelten Güter der Krone herzustellen, erregte die Erbitterung des Adels. Nur fremde Subsidien konnten das Deficit decken, nur eine Friedenspolitik der Krone Zeit geben, ihre Kräfte zu sammeln, wenn man auch, um im Ausland die Meinung von der Macht Schwedens zu erhalten, bisweilen mit dem Säbel rasseln mußte.

Jetzt forderte Frankreich für die Subsidien, die es zahlte, mehr; es war in so gefährdeter Lage, daß nur eine energische Diversion von Schweden her der schwellenden Bewegung in Deutschland Halt gebieten konnte;

es versprach — im Februar —, seine Subsidien um das Doppelte zu erhöhen, wenn die Krone Schwedens ein Heer nach Pommern hinübersende, um das Dreifache, wenn es in Action trete. Der französische Gesandte, General Feuquières, unterstützt von dem Reichskanzler, dem alten Freunde der französischen Politik, überzeugten auch diejenigen, welche um keinen Preis den Krieg wollten: eine Armee in Pommern werde das beste Mittel sein, den Frieden zu bewirken. Und Brandenburgs durfte man sich dann um so mehr versichert halten. Zum Mai sollten die Truppen eingeschifft werden.

Nicht eben nach der Art, wie man in Stockholm wünschte und voraussetzte, faßte der Kurfürst jenes Bündniß vom 10. December, sein Verhältniß zu Kaiser und Reich, sein Interesse an dem ungeheuren Kampf, der bevorstand, auf.

Nach dem, was französischer Seits gegen Kurtrier, gegen Kurpfalz geschehen war, war nach seiner Ueberzeugung der Fall eingetreten, den er in dem Vertrage von Vossem vorbehalten hatte: daß er freie Hand habe, wenn das Reich angegriffen werde. Nicht minder freie Hand hatte er gegen Schweden, seine Parthei zu wählen, wenn die Friedenshandlung scheiterte; und nach dem Gewaltact gegen Fürstenberg hatten die französischen Gesandten nicht gleich, aber nachdem sie vergebens die heftigsten Reclamationen gemacht, den Congreß verlassen.

Schon vorher waren vom Prinzen von Oranien Briefe nach Berlin gekommen, die den lebhaften Wunsch neuer Anknüpfungen aussprachen: „so unauflöslich das Band sei, das Himmel und Erde zusammenhalte, ebenso seien die Staaten und der Kurfürst, das Haus Brandenburg und Oranien auf einander angewiesen, und das größte Interesse, das größte Unglück dürfe sie nicht trennen.“[424]) Der Kurfürst beauftragte (30. Dec.) seine Gesandten im Haag, auf weitere Besprechungen einzugehen. Mit dem Wiener Hofe hatte er nicht aufgehört, vertraute Verbindung zu unterhalten; er hatte (im Januar) Crockow nach Wien gesandt, den mit Schweden geschlossenen Vertrag dort mitzutheilen; es knüpften sich daran, wie er gewünscht hatte, weitere Besprechungen, an denen bald auch der spanische Gesandte Theil nahm. Man konnte in Wien nicht zweifelhaft über die Richtung der brandenburgischen Politik sein; aber ebenso wenig durfte man sich wundern, wenn der Kurfürst nach den gemachten Erfahrungen sich nicht auf allgemeine Betheurungen und den gemeinsamen Eifer für die gute Sache verließ. Allerdings versuchte man zunächst, eben dies gemeinsame Interesse für die gute Sache hervorzukehren, in deren Rettung auch

der Kurfürst Gewinn und Ehre genug finden werde; daß ihm aus der Nachbarschaft Schwedens besondere Gefahr erwachsen könne, bestritt man, da die staatische Flotte den Schweden die Fahrt nach Deutschland verlegen werde.

Diesen Verhandlungen in Wien und im Haag zur Seite gingen in Berlin die mit dem Grafen Verjus, der neue Eröffnungen seines Königs gebracht hatte, mit Obrist Wangelin, der vorerst noch verbarg, daß er mit dem Franzosen Hand in Hand arbeite.

Verjus Eröffnungen (1. März) lauteten: der König, sein Herr, wolle dem Kurfürsten als ein besonderes Zeichen seines Vertrauens und seiner Achtung Wesel und Rees einräumen, mit dem Wunsch, daß er dem Kaiser „mit Ernst zureden möge, seine Truppen aus dem Reich abzuführen;" „zu besserem Nachdruck werde es nothwendig sein, daß er eine Armee aufstelle, zu der der König bereit sei, Werbegeld und den Unterhalt zu zahlen." Der Kurfürst bestellte nach Verjus Wunsch Commissare, mit ihm darüber zu verhandeln; zugleich befahl er, an Wangelin über diesen Antrag Mittheilung zu machen: da derselbe für die Förderung des Friedens nicht unbedenklich scheine, so wünsche er, bevor er sich entscheide, Schwedens Ansicht zu vernehmen.

Daß de Goes sofort von diesen Verhandlungen Kenntniß haben und darüber nach Wien und Brüssel berichten werde, war mit Sicherheit zu erwarten, und war erwünscht, damit man dort aufhöre zu glauben, es sei genug, wenn das Reichsoberhaupt wolle.

In der zweiten Märzwoche begannen die Conferenzen mit Verjus. Es gehörte zu dem Ton der französischen Diplomatie, je schwieriger ihre Aufgabe war, desto mehr zu braviren; Verjus begann damit, sich zu beschweren, daß einige Leute seine Proposition wegen Rees und Wesels bereits wüßten und übel davon sprächen, als wenn der König die Plätze aus Noth werde aufgeben müssen. Man erwiderte ihm, es stehe bereits in den holländischen Zeitungen zu lesen, daß alle eroberten Plätze bis auf Mastricht geräumt würden. Auf die weiteren Erwägungen und Bedenken, die ihm gemacht wurden, hatte er die Stirn zu sagen: „er würde viel Zeit brauchen, wenn er darauf antworten wolle; in einer Viertel Stunde könne man fertig sein, und der Kurfürst werde den größten Gewinn, den Beifall und Dank Europa's, unsterblichen Nachruhm davon haben; aber der König, sein Herr, fordere schnelle Antwort; wenn nichts daraus werde, dürfe der König dermaleinst das Vergnügen haben, daß S. Kf. D. ihn um Hülfe gegen den Kaiser anrufe; er könne zwar nicht wissen, was für heimliche Bündnisse,

Absehn und Interesse man hier habe, aber er müsse bekennen, daß er nicht begreife, wie man ihm mit solcher Erklärung begegne." Er war noch mehr überrascht, als ihm in der nächsten Conferenz eröffnet wurde, daß der Kurfürst Bedenken tragen müsse, sich auf etwas einzulassen, bevor den Kurfürsten von Trier und Pfalz, für die Kaiser und Reich einzutreten die Pflicht hätten, ihr Recht geworden sei.[425] Verjus mußte wissen, daß die Zeit, wo er noch von Wesel und Rees reden könne, kurz sei; er sagte: gerade jetzt seien diese Festungen dem Könige von großer Wichtigkeit, um die Verbindung der kaiserlichen mit den spanischen und staatischen Völkern zu bedrohen; seine Ordre laute dahin, daß er auf das Wenigste eine Convention, die auf des Kurfürsten Neutralität gegründet sei, zu machen hätte, er werde einen Entwurf vorlegen (7. April). Man entgegnete ihm: die Neutralität, die er prätendire, sei bereits in dem Vertrage von Vossem enthalten, und der Kurfürst werde sie beobachten, so weit es mit Rücksicht auf das Reich geschehen könne; man legte ein Gegenproject vor, das die Hauptsache, die Neutralität, umging. Er müsse, erklärte Verjus, erst das Project mit dem seinigen vergleichen; aber zu seinem Erstaunen werde ihm aus Regensburg gemeldet, daß dort niemand heftiger, als die brandenburgischen Gesandten auf einen Reichsschluß gegen Frankreich drängten (14. April).

Schon hatte Obrist Wangelin (11. April) mitgetheilt, daß sein König einigermaaßen durch die Aeußerungen Crockow's in Wien beunruhigt sei, aber mit Zuversicht erwarte, daß der Kurfürst fortfahren werde, mit Schweden gemeinsam für den Frieden zu arbeiten; es möge ihm gefallen, jetzt den mittleren Weg zu betreten; es sei Zeit, daß Schweden und Brandenburg ihre Macht vereinigten, diejenige Parthei, welche den Frieden versage, nöthigenfalls zum Frieden zu zwingen; Frankreich sei bereit, noch größere Zugeständnisse zu machen, als bisher, und es sei nicht im Interesse Schwedens und Brandenburgs, Frankreich sinken zu lassen; nur um so mehr würde sich Oestreich erheben und nur zu bald in den Bahnen Ferdinand's II. sein; der Gewaltact gegen Fürstenberg, den man bis zur Hinrichtung zu treiben vorhabe, spreche deutlich genug.

Als die nächste Conferenz mit Wangelin gehalten wurde (11. Mai), hatte man in Berlin bereits die Nachricht, daß die französischen Truppen auch Schenkenschanz (1. Mai), auch Rees (4. Mai) geräumt hätten, auch Wesel (6. Mai) zu räumen im Begriff seien, daß General Spaen mit brandenburgischen Völkern die Festungen besetzt habe. Man antwortete dem Obristen Wangelin möglichst verbindlich: allerdings habe der Kurfürst allen

seinen Ministern im Reich aufgetragen zu erklären, daß er sich in der Sache von Kurpfalz vom Reich nicht trennen werde, und er glaube nicht, den Mittelweg zu verlassen, wenn er das Reich gegen feindliche Gewalt beschützen helfe; er hoffe, daß der König von Schweden als Fürst des Reiches und Mitglied des pfälzischen Hauses sich mit Brandenburg „gleichförmig" verhalten werde; auch der Kurfürst mißbillige das Verfahren gegen Fürstenberg, aber wegen solcher Particularsachen könne man doch die Friedenshandlung nicht aufgeben wollen.

Die Verhandlungen mit Schweden, mit Frankreich stockten; die mit den Alliirten kamen nicht vorwärts. Weder Holland hatte Neigung, die Subsidienreste zu zahlen, noch Spanien, die Summen zu bewilligen, die Brandenburg forderte. Und am Kaiserhofe schien man geflissentlich zu zögern; daß der Kurfürst die Sache der unglücklichen Evangelischen in Ungarn einmischte, daß er von Neuem an Jägerndorf erinnerte, fand man wenig angemessen; und wenn er den Wunsch äußerte, daß man mit Fürstenberg, so verabscheuungswürdig sein Verhalten gewesen sein möge, nicht zum Aeußersten schreite, so konnte man freilich nicht umhin, darauf einzugehen; aber das Motiv, der Frieden mit Frankreich dürfte sonst unmöglich werden, stimmte wenig zu der Ansicht, mit der man in Wien diesen Krieg fortsetzte. Man hoffte, Frankreich ein für allemal niederzuwerfen; schon hatte man den Bischof von Münster gewonnen, seine Völker zogen der kaiserlichen Armee zu; Kurpfalz, Kurtrier hatten sich in des Kaisers Arme geworfen, ganz Süddeutschland, mit Ausnahme Baierns, rüstete sich für Oestreich; Georg Wilhelm von Celle und Rudolph August von Braunschweig hatten sich in dem Vertrage vom 24. April gegen spanisch-holländische Subsidien 13,000 Mann zu dem kaiserlichen Heere stoßen zu lassen verpflichtet; Dänemark war ebenso gewonnen und seine 10,000 Mann standen marschfertig an der schleswigschen Grenze, die kursächsisch-thüringschen Völker waren bereits am Rhein. Und in Regensburg war am 24. Mai der Beschluß zu Stande gekommen, zum Schutz von Kurpfalz, Kurtrier und anderer Reichsstände „die Reichsvölker mit der kaiserlichen Armee zu conjungiren." Mit Genugthuung sah man in Wien den ächten deutschen Geist wieder erwachen und zu Oestreich stehen; man durfte hoffen, auch ohne Brandenburg fertig zu werden, dessen schon zu bedeutende Macht man nicht Neigung hatte, noch durch Zugeständnisse oder Erfolge weiter zu fördern. Man erwiederte auf des Kurfürsten Erbietung, 20,000 Mann zu stellen, es sei mit 14,000 genug, für mehr könne Spanien und Holland

nicht die geforderte Hälfte der Subsidien zahlen. Man wünschte nicht einen Bundesgenossen, sondern nur Auxiliartruppen.

Aber der Feldzug von 1674 begann nicht eben günstig für die Verbündeten. Während sie noch in den Winterquartieren lagen, war Ludwig XIV. selbst in die Freigrafschaft eingebrochen, hatte sie in kurzer Frist (April) völlig erobert; die beherrschende Position gegen Elsaß und den Oberrhein, das Juragebirge als Deckung seiner rechten Flanke war damit in seiner Hand. Der Versuch, den der Herzog von Lothringen machte, durch eine Diversion die Freigrafschaft zu retten, scheiterte an den gewandten Bewegungen Türenne's vollständig.

Und in Polen endete das Interregnum mit einer vollständigen Niederlage der östreichischen Politik.

Sie hatte gehofft, daß es ihr diesmal gelingen werde, den Prinzen von Lothringen durchzubringen, der sich dann mit der ihm früher verlobten, der jungen Königin-Wittwe vermählt hätte; man durfte auf deren „großen Respect bei den Ständen" rechnen, mehr noch auf die bei den polnischen Finanzen sehr wichtige Rücksicht, daß auf diesem Wege die Dotation für eine Königin-Wittwe erspart würde. Man zögerte vorerst, öffentliche Schritte zu thun; man durfte sich auf den Eifer der Jesuiten, der bedeutendsten Magnaten in Lithauen verlassen. Man versuchte, auch des Kurfürsten Unterstützung für diese Wahl gewinnen; man machte ihn auf die große Gefahr aufmerksam, die eine französische, eine russische Wahl haben werde, für die, so setzte man voraus, in der Stille gearbeitet werde.

Allerdings hatten sich die alten Anhänger Frankreichs an den Prinzen Condé gewandt und von ihm die Antwort erhalten, er werde die Wahl gern annehmen; daß Johann Sobieski schon bei der Wahl von 1669 für ihn gewesen, daß die siegreiche Armee dem Willen ihres Feldherrn unbedingt folgen werde, schien den Erfolg Frankreichs unzweifelhaft zu machen. Und die Bemühungen des Zaaren Alexei, seinem Sohne die Krone Polens zu gewinnen, fanden in den Palatinaten, die der Türkengrenze am nächsten lagen, begreiflich genug Beifall, da nur die eng verbündete Macht Polens und Rußlands dauernde Sicherung gegen den furchtbaren Feind geben zu können schien.

Weder die französische, noch die östreichische oder russische Wahl konnte dem Kurfürsten erwünscht sein, jetzt noch weniger, als 1669. Er hatte gleich nach der Erledigung des Thrones Hoverbeck beauftragt, sich mit den ihm vertrauten Magnaten in Verbindung zu setzen. Hoverbeck bemerkte, daß es die Polen „gar sehr kränke, daß schon ein Monat seit dem Tode

des Königs verflossen sei und noch kein einziger Candidat sich öffentlich gemeldet habe." Von allen Seiten erfuhr er, daß man den Kurfürsten am liebsten zum Könige hätte, wenn er sich entschließen könnte, auch nur eine Messe zu hören, daß die Wahl des Kurprinzen Karl Emil leicht durchzubringen sein werde, wenn er sich mit der Königin-Wittwe vermähle, zur römischen Kirche übertrete, das Herzogthum Preußen der Republik als Morgengabe bringe. Hoverbeck hatte geantwortet: für solchen Preis würde der Kurfürst das Kaiserthum nicht kaufen wollen; wenn er auf solche Dinge hätte eingehen wollen, würde weder Michael, noch Johann Kasimir König geworden sein.[426])

Was auch hätte den Kurfürsten bestimmen sollen, seinen Staat in die schlechte Concursmasse der Republik zu werfen, was, gar seinen Kurprinzen daran zu geben, der, in der vollen Kraft der Jünglingsjahre, kühn, geistvoll, willensstark, sich zu anderen Aufgaben zu rüsten hatte, als zu der, unaufhörlichen Conföderationen und lärmenden Reichs- und Landtagen gegenüber die ohnmächtige Majestät der Krone mit Anstand zu repräsentiren. Aber er ließ es sich gefallen, wenn man polnischer Seits daran dachte, ihm durch Auskunftsmittel in Betreff des Bekenntnisses, in Betreff des Herzogthums Preußen die Wahl zu ermöglichen; es war ein Hebel mehr, den er in Bewegung setzen konnte, um gegen die französische, gegen die östreichische Intrigue zu wirken.

Es wäre ihm genehm gewesen, wenn man den Pfalzgrafen von Neuburg, wenn man den dänischen Prinzen Georg, wenn man selbst Johann Friedrich von Hannover — denn der war auch wieder unter den Candidaten — gewählt hätte. Es war ihm nicht zweifelhaft, daß Alles auf den Feldherrn ankomme, „der durch den Türkensieg solche Wucht gefaßt habe, daß das ganze Aufgebot des Adels nichts dagegen vermöge." Eben diese militairischen Vorgänge der letzten Jahre hatten Sobieski in nahe Beziehungen zum Kurfürsten gebracht, der ihm seinerseits für die ehrenvolle Verwendung seiner Truppen mehr als einmal seinen Dank ausgesprochen.

Sobieski drängte, die Wahl zu beschleunigen, da die Türken mit dem Frühling den Krieg fortzusetzen sich rüsteten. Er selbst zog mit einem Theil seines Heeres nach Warschau, es war ein Triumphzug von Stadt zu Stadt; der unendliche Jubel bei seinem Einzug in Warschau ließ keinen Zweifel, daß er König sein werde, wenn er wolle. Er nannte als den würdigsten zur Wahl den Prinzen Condé, nur daß die Lithauer ihm entgegen seien, als den nächstwürdigsten den Kurprinzen von Brandenburg, nur daß er zu jung und nicht von der römischen Kirche sei; die Wahl des Lothringers,

„des kaiserlichen Obristen'" nannte er unmöglich: er werde Gut und Blut daran wagen, sie zu hindern.

Bald war in aller Munde, daß der Feldherr gewählt werden müsse. Umsonst waren die Anstrengungen, die Drohungen der Anhänger Lothringens, ihr Versuch, noch im letzten Augenblick den Wahltag zu sprengen. Am 21. Mai war Sobieski gewählt.

Hoverbeck hatte ohne ausdrücklichen Auftrag das Votum des Kurfürsten als Herzogs von Preußen für ihn abgegeben; und der neue König sprach seinen Dank in den herzlichsten Ausdrücken aus; er ließ sofort durch eine besondere Gesandtschaft dem Kurfürsten — an alle anderen Höfe wurden nur Handschreiben gesandt — seine Wahl mittheilen; ihm lag daran, auch ferner die kurfürstlichen Truppen, deren Werth er in zwei schweren Feldzügen erprobt hatte, bei seiner Armee zu haben. Bereitwillig gewährte sie der Kurfürst; für ihn hatte mit Sobieski's Wahl eine der schwersten Sorgen ein Ende. Sie garantirte ihm die energische Fortsetzung des Türkenkrieges, und damit die Fernhaltung einer Gefahr von seinen Ostgrenzen, die größer, als irgend eine andere war; sie ließ ihn eine innere Erstarkung der Republik, so weit sie bei so heilloser Verfassung möglich war, und damit ein endlich gesichertes Verhältniß zu derselben, die endliche Entmuthigung der immer noch Malcontenten in Preußen hoffen; sie beseitigte bis auf Weiteres die Gefahr unmittelbarer Abhängigkeit Polens von Frankreich, Oestreich oder Rußland.[427])

Am schärfsten war durch diesen Ausgang der Wahl, der in Ungarn mit Jubel begrüßt wurde, die östreichische Politik getroffen; und für die Kräfte, welche sie, um den Ausfall ihres Einflusses in Polen zu ersetzen, dem westlichen Kriegstheater entziehen oder vorenthalten mußte, hatte auch Spanien und Holland Ersatz zu wünschen. Seit Ende Mai kamen die so lange hingezögerten Verhandlungen des Kurfürsten mit Wien in rascheren Gang. Die Sendung des Feldmarschall Derfflinger nach dem Haag und seine soldatische Bestimmtheit beseitigten auch dort die weiteren Einwürfe. Die abschließenden Verhandlungen wurden nach Berlin verlegt; Schwerin, Blaspeil, Somnitz verhandelten mit den Gesandten der drei Verbündeten.

Verjus sah die Gefahr des nahen Abschlusses; und nicht minder fürchtete ihn Wangelin, der hinlänglich wußte, daß in Stockholm weder der Reichskanzler, sein Gönner, noch dessen Gegner den wirklichen Krieg wünschten. Schon begannen die Regimenter aus Preußen sich in Marsch zu setzen; und Brandt war auf dem Wege nach Stockholm, dort zu melden, daß der Kurfürst dem Reich seine Pflicht leisten werde.

Noch jetzt den Gegnern den Wind abzugewinnen, schien beiden Gesandten kein anderes Mittel zu bleiben, als daß man sie überbiete. Wangelin bat um eine Audienz; er bot dem Kurfürsten Subsidien, deren Höhe er ihm zu bestimmen überließ.[428]) Der Kurfürst überwies die Sache der Conferenz; er ließ ihm dort (6. Juli) antworten, daß er in aller Weise in dem mit Schweden geschlossenen Bündniß zu verharren gedenke, aber er habe bei Errichtung desselben ausgesprochen und seitdem oft wiederholt, daß er sich vom Reich nicht separiren könne, sondern sich demselben allemal conformiren müsse; zu seinem größten Leidwesen habe er erfahren müssen, was dem Kurfürsten von Trier, dem von Heidelberg geschehen; die erste Bedingung zum Frieden sei, daß Frankreich aufhöre, so gegen Fürsten des Reichs zu verfahren; und der König von Schweden werde hoffentlich, dem Vertrage gemäß, als Reichsfürst und Verwandter des Pfalzgrafen gern helfen, daß es geschehe. In demselben Sinne hatte er Tags zuvor mit Verjus sprechen lassen: „er werde sich nicht der Pflicht, Trier und Pfalz zu assistiren, entziehen können; er wünsche nichts, als daß der König, der so großen Ruhm erworben habe, dem Reich den Frieden wiedergebe."

Beide Herren waren „ein wenig surprenirt." Wangelin legte einen formulirten Vertrag vor,[429]) nachdem der Kurfürst gegen monatliche Subsidien sich mit Schweden zu einer bewaffneten Mediation verbinden sollte: „schon sei Hannover mit Schweden zu diesem Zweck verbunden; auch andere Kurfürsten und Fürsten begönnen, von des Kaisers Macht und weit aussehenden desseins Jalousie zu nehmen." Man konnte ihm mit dem Hinweis auf den Reichsbeschluß vom 24. Mai antworten, der auch Schweden binde. Auf seine Bemerkung, daß der Kurfürst sich in Unterhandlungen eingelassen, ohne davon der Krone Schweden Kenntniß zu geben, antwortete man ihm: die Krone Schweden habe weder von ihrem Vertrag mit Frankreich, noch von dem mit Hannover Mittheilung gemacht. Und Verjus erklärte: sein König habe immer den Freundschaftsversicherungen Glauben beigemessen, die der Kurfürst so oft wiederholt; den Vorbehalt wegen des Reichskrieges habe man nie anders verstanden, als daß der Kurfürst dann höchstens sein Contingent senden werde; jetzt sehe man, daß viel größere Rüstungen im Gange seien; der König sei noch heute, „trotz der Victorie, die er in der Pfalz gewonnen habe," bereit, seine Truppen aus dem Reich zurückzuziehen, sobald man ihn versichere, daß man ihn auch vom Reich aus in Ruhe lassen werde.

Allerdings hatte Türenne, von Philippsburg vorbrechend, am 16. Juni die deutsche Armee — der Herzog von Bournonville befehligte sie — bei

Sinzheim geschlagen, sie hinter den Neckar zurückgeworfen, das Land längs der Bergstraße verwüstet. Mit Sehnsucht harrte Bournonville auf die Verstärkung.

Nach der Nachricht von Sinzheim kamen die Unterhandlungen mit den Kaiserlichen in raschen Gang und am 1. Juli zum Schluß. Der Kurfürst gab viel nach; er begnügte sich mit der Ziffer von 16,000 Mann, deren Unterhalt zur Hälfte von ihm, zur andern Hälfte von Spanien und den Staaten nebst 200,000 Thlrn. Werbegeld gezahlt werden sollte; die Verbündeten verpflichteten sich, ihm, wenn im Lauf dieses Krieges irgend eines seiner Territorien angegriffen würde, zu dessen Vertheidigung die gleiche oder die nöthige Zahl von Truppen zu senden und so lange zu verwenden, bis der Feind zurückgetrieben und das Land sicher gestellt sei. Gegenseitig gelobte man sich, nicht anders als gemeinsamen Waffenstillstand oder Frieden zu schließen.

Im Reich wurde bei dem allgemeinen Kriegseifer und den Rüstungen, in denen jedes Territorium mit den künftigen Thaten seines eigenen Contingents vollauf zu thun hatte, nicht besonders beachtet, daß nun auch Brandenburg marschiren lasse; höchstens sprach man von der Scharte des vorigen Feldzuges, die der Kurfürst auszuwetzen, von der verpfändeten Ehre, die er einzulösen Gelegenheit habe.

Wie schwer Frankreich das Eintreten dieses neuen Feindes empfand, zeigte ein diplomatischer Vorgang in Stockholm, der, unerhört in seiner Art, zugleich dem staunenden Europa die tiefe Verlegenheit enthüllte, in der sich Frankreich befand.

„Mit Händen und Füßen" arbeitete dort Feuquières an der Einschiffung der Truppen; persönlich begab er sich in die Häfen, zu treiben, zu controliren, „als wenn es der Krone Frankreich eigene Sache wäre." Aber man zögerte, um noch höhere Preise herauszuschlagen; mit 600,000 Thlrn. Subsidien könne man nicht viel machen, Feuquières ließ 900,000 Thlr. hoffen, man wollte 1,200,000 Thlr. aufs Jahr; daneben hörte man nicht auf, den Deutschen, wenn sie nicht Frieden hielten, dem Brandenburger insbesondere, alles Schrecklichste, den völligen Ruin vorauszusagen.[430]) Dann, als die Nachricht von dem in Berlin geschlossenen Tractat kam, forderte Feuquières eine feierliche Audienz, „und zwar mit solchen Ceremonien, als wenn er zur Receptionsaudienz auf's Schloß geführt werde." Man verkannte bei Hofe nicht, daß es auf eine Scene abgesehen sei; der staatische Gesandte hatte merken lassen, daß vierzig holländische Schiffe sich in den Sund legen würden, wenn Schweden dem Drängen

Frankreichs Folge leiste. Aber alles Widerstreben war vergebens; Feuquières hielt am 27. August seine Auffahrt; in Gegenwart des Hofes und der fremden Gesandten hielt er eine Anrede an den jungen König, die wie „ein famoses Libell“ gegen Brandenburg war: der König sei zu hochherzig, um nicht mit Indignation den neuen Vertragsbruch, den Vertrauensbruch des Kurfürsten von Brandenburg vernommen zu haben; ohne irgend einen Grund oder Vorwand habe sich derselbe von Neuem zu den Feinden Frankreichs geschlagen: „er hat Geld von Spanien, von Holland genommen, er marschirt an der Spitze einer Armee, die Parthei zu verstärken, die sich öffentlich dazu bekennt, den Frieden nicht zu wollen.“ Die Krone Schweden wisse, was sie von einem so mächtigen, so ehrgeizigen Nachbarn zu erwarten habe, der sich durch kein Band der Gerechtigkeit oder Dankbarkeit binden lasse, der eben jetzt Schweden durch Vorschläge zu gemeinsamer Neutralität getäuscht habe, während er schon mit den Feinden verständigt gewesen sei. Nicht als wenn der König, sein Herr, besorge, daß dieser Fürst in Frankreich Eroberungen machen werde, aber er werde wohl, während er Frankreich beschäftige, die Gelegenheit, gegen Schweden zu gehen, die er immer gesucht habe, wahrnehmen; Schweden werde leicht so wüsten Plänen begegnen können, wenn es seine Armee gerades Weges auf ihn losgehen lasse, aber es müsse gleich geschehen. Der König, sein Herr, sei erbötig, jede Art von Unterstützung dazu zu leisten; und man wisse, daß er stets mehr leiste, als er verspreche.[431])

Zeitungen und Flugschriften verbreiteten diese Fanfare über Europa; Brandt schrieb: „man kann sich hier bei Hofe nicht in des französischen Ambassadeurs Benehmen finden; er hat sich durch seine Rede prostituirt und E. Kf. D. geehrt.“

Der Feldzug im Elsaß.

So schnell als möglich waren die brandenburgischen Regimenter bei Magdeburg versammelt, 11,500 Mann Fußvolk, 7500 Reiter, zwei Regimenter Drogoner, im Ganzen 20,326 Mann.[432])

Sie hatten nach den Niederlanden marschiren sollen: der Prinz von Oranien erwartete sie. Aber er hatte bereits außer seinen 24,000 Holländern und 12,000 Spaniern die volle Hälfte der kaiserlichen Armee, über 20,000 Mann, unter de Souches, die Ende Juni auf dem rechten Maasufer bei Lüttich stand, den 40,000 Mann Condé's entgegen zu stellen,

während die Armee am Oberrhein unter Bournonville und Lothringen nach der Sinzheimer Schlacht nur noch 13,000 Mann stark zwischen Frankfurt und dem Neckar stand. Sie bedurfte im höchsten Maaße der Verstärkung. Wenn Souches nicht von der Maas zurückgerufen werden sollte, so mußten die Brandenburger statt seiner nach der Pfalz. Der Kaiser sandte Eilboten an den Kurfürsten, ihn zum schleunigen Marsch dorthin „mit so viel Truppen als in der Eile möglich sei" aufzufordern; „wenn nicht Brandenburg das Beste dabei thue, sei weder Rath noch Hülfe für Kurpfalz." [433]) Man ließ in Berlin wissen, daß die andern Alliirten damit einverstanden seien.

Hatten diese in wiederholten Conferenzen verabredet,[434]) mit dem rechten Flügel ihrer Armee Condé in Flandern festzuhalten, um mit dem linken (Souches) die Maas aufwärts in die Champagne einzudringen, so galt es am Oberrhein nur erst das verlorne Terrain wieder zu gewinnen und neuen Einbrüchen zu wehren. Kamen die Brandenburger heran, so war man stark genug auch hier die Offensive zu ergreifen und den Versuch auf den Elsaß mit besserem Erfolg zu wiederholen.

Aber Türenne kam dem zuvor; er fiel zum zweiten Mal in die Pfalz ein, er verheerte sie systematisch, um dem deutschen Heere die Subsistenz dort und Operationen von dort aus unmöglich zu machen; er ging dann über Philippsburg auf die linke Rheinseite (29. Juli). Und die Offensive der Verbündeten in den Niederlanden endete mit dem blutigen Tage bei Sennef (11. August). Es war ihnen mit ihrer Uebermacht nicht gelungen, den Gegner aus seiner Stellung zu drängen; sie gingen auf Mons zurück.

Von dort aus forderten sie von Neuem, daß der Brandenburger zu ihnen marschire; auch de Souches. [435]) Man ließ in Wien seinen Courier Tage lang auf Antwort warten; man beschied den Kurfürsten, daß es bei dem einmal gefaßten Beschluß bleibe. Er hatte einstweilen den Main überschritten.

Nur zu deutlich war die Zusammenhangslosigkeit in den großen Operationen; und, was noch schlimmer war, die Uneinigkeit in dem einen wie andern Hauptquartier, aus der sie entstand, steigerte sich mit den Mißerfolgen. Dem Prinzen von Oranien war der Oberbefehl der Armeen in den Niederlanden anvertraut, aber de Souches that und ließ, was er wollte; ihm dankte man die Erfolglosigkeit des Tages von Sennef, schon auch das Mißlingen des Angriffs auf Oudenarde (20. September). Und am Oberrhein war nicht minder Zwiespalt zwischen dem alten Herzog von Lothringen, der sein Herzogthum erobern wollte, dem Kurfürsten von der Pfalz, der vor

Allem auf Einnahme Philippsburgs drang, und Bournonville, der jedem Zusammenstoß auswich.

In dem Vertrage vom 1. Juli hatte sich der Kurfürst den Oberbefehl ausbedungen.[436]) Auf seine Forderung gab man endlich dem kaiserlichen General eine Weisung, die nichts weniger als befriedigend war: so lange der Krieg in der Pfalz geführt werde, müsse es dabei bleiben, daß Kurpfalz die Disposition behalte; wenn aber der Krieg sich anders wohin wende, habe der General „allen geziemenden Respect mit Nehmung der Losung und Anderem, wie in dem Feldzuge von 1672/3 geschehen sei, dem Kurfürsten von Brandenburg zu erweisen, die Hauptoperationen aber sind allemal per majora zu schließen und wahrzunehmen.“[437])

Auch an anderen Aergernissen fehlte es nicht. Nicht bloß Baiern, Hannover, Schweden leisteten dem Reichstagsschluß vom 24. Mai, den man in München einen „absurden“ nannte, keine Folge; auch viele von den Ständen, durch deren Gebiet der Marsch ging, fanden es himmelschreiend, daß man bei ihnen Marschquartiere nehme, wohl gar Verpflegung fordere. Selbst in Wien wurde sehr ernstlich davon geredet, daß Kurbrandenburg noch sein Reichscontingent, 3000 Mann, stellen müsse, da die jetzt marschirenden 16,000 Mann nach dem Vertrage mit Holland und Spanien ins Feld gingen; es lag nahe, darauf zu antworten, daß dann der Kaiser gleichfalls sein Contingent mit 6000 Mann stellen möge, außer den 40,000, die er in Anlaß gleicher Verträge im Felde habe.

Noch auffallender mußte es sein, daß der Kaiser fortfuhr, mit Kurbaiern „Handbrieflein“ zu wechseln, statt ernste Schritte zu thun, — daß officiell der Wunsch geäußert wurde, der Kurfürst möge sich auf Philippsburg werfen und mit der Einnahme der Stadt sich „unsterblichen Ruhm erwerben,“ während bereits Schweden erklärte, es werde darin einen Bruch des Friedens von 1648 sehen, in dem dieser Platz an Frankreich abgetreten sei. Und schon war Hannover mit Schweden in Allianz; man glaubte, daß beide sich auf Erfurt werfen würden, das fast unbesetzt war. Kursachsen und der Administrator von Halle hielten vertrauliche Conferenzen mit dem schwedischen Gesandten; man mußte für Magdeburg besorgt sein. Seit Mitte September ließ der Kurfürst in Wien dringend mahnen, auf Schweden achtsam zu sein, in Schlesien ein Corps zu sammeln.[438])

Sein Plan — in Wien wurde er gutgeheißen — war, auf Straßburg zu marschiren, während Bournonville, wie er zugesagt, bei Mainz den Rhein überschritt, um, in der Richtung auf Lothringen vorgehend, Türenne's linke Flanke, seine Verbindung mit der Armee Condé's, seine Magazine

zu bedrohen.[439] Statt dessen hielt sich der General möglichst nah am Rhein, kam in vierzehn Tagen, ohne irgend vom Feind belästigt zu sein, kaum 12 Meilen stromaufwärts, ging am 20. September bei Speier wieder über den Rhein zurück; er ließ dem Gegner das Land jenseits, er ließ ihm Zeit, sich nach Straßburg hinaufzuziehen.

Es war von größter Bedeutung, daß die stattliche und stark befestigte Reichsstadt, sobald Caprara mit 2000 Kaiserlichen, Reitern und Dragonern, in ihre Nähe kam, sich ohne alles Zögern für die Sache des Reichs erklärt, ihre Rheinbrücke zur Verfügung gestellt hatte; einstweilen ließ sie tapfer auf die feindlichen Truppen feuern, die sich ihren Wällen zu dreist nahten. In den letzten Septembertagen begannen die lüneburgischen Regimenter unter dem Herzog von Holstein, die lothringischen unter ihrem Herzog, die kaiserlichen, die münsterschen hinüberzumarschiren,[440]) in den Dörfern südwestlich der Stadt, zwischen Ill und Breusch, Quartier zu nehmen.

Man hatte mit Straßburg Vorräthe in Fülle, eine gesicherte Communication, einen unvergleichlichen Stützpunkt zu weiteren Operationen. Von hier aus — drei Meilen westlich ist das Gebirge — konnte man den Weg in den oberen Elsaß sperren, sich desselben bemächtigen, über die Reichsstädte Schlettstadt, Colmar, Mühlhausen der Franche Comté die Hand bieten, wo die Bevölkerung bereit war, das französische Joch abzuschütteln. Wie schwer die französische Heeresmacht die drohende Umgebung ihrer rechten Flanke empfand, zeigte sich darin, daß jetzt durch ganz Frankreich der Bann und Arrièrebann, die Lehnsleute und Landwehren der Provinzen aufgeboten wurden.

Bournonville hatte etwa 36,000 Mann zur Verfügung, während Türenne mit rasch herangezogenen Verstärkungen, etwa 22,000 Mann stark, von Wanzenau an der Illmündung bis Zabern ins Gebirg hinauf stand, Hagenau und die Verbindung mit Philippsburg in seinem Rücken. Der kaiserliche General unterließ es, vor der Ankunft der Brandenburger etwas zu unternehmen oder auch nur die Linie der Breusch, die ohne Furthen ist, bis ins Gebirg zu besetzen; er zog es vor, in seiner Stellung zu bleiben, in der sein linker Flügel, die Lüneburger und Lothringer, bei Ensheim in offenem Feld ohne Stützpunkt stand, während er mit seinem stärkeren rechten Flügel die Uebergänge der Breusch bis Straßburg zu decken übernahm. Er mußte sehen, daß der Feind sich nach dem Gebirge hinzog, daß er am 3. October sich von dort her der Breusch näherte. Er ließ es geschehen, daß der Feind sich in der Nacht darauf der Brücke bei Holzheim bemächtigte, in der Frühe hinüberging, sich mit voller Macht auf

den in der Luft stehenden linken Flügel bei Ensheim warf. Um ein Gehölz dort, das die Stellung beherrschte, entspann sich der heftigste Kampf. Türenne zog aus seinem Centrum Fußvolk und Reiter heran, um so endlich den Saum des Gehölzes zu gewinnen. Die damit entstandene schwache Stelle der feindlichen Linie zu durchbrechen ließ Bournonville seine Reiter vorgehen; an dem schnell im Viereck formirten Fußvolk des französischen Centrums, dann an dem Gegenstoß, den Türenne von den Reitern seines linken Flügels machen ließ, zerschellte der Anprall. Bournonville wagte nichts weiter; der Feind hatte bereits so viel Terrain gewonnen, daß man zufrieden sein mußte, die Stellung bis zum Abend zu behaupten und sich in der Nacht ohne weiteren Verlust hinter die Ill zurückzuziehen.[441])

Bournonville schrieb dem Kurfürsten, als ob er den glänzendsten Sieg erfochten hätte: „Türenne ist bei Ensheim so übel behandelt worden, daß ich nicht glaube, er wird sich zum zweiten Mal an uns reiben wollen.“[442]) Sehr anders war die Meinung bei den Lüneburgern und Lothringern, in Straßburg; man sprach, wie Meinders von dort an den Feldmarschall Derfflinger schreibt, offen von dem höchst zweideutigen Verhalten Bournonville's: er habe den Feind über eine elende Brücke defiliren lassen, ohne es zu hindern, wie er versprochen und leicht gekonnt, er habe Lothringen kurz vor Beginn des Gefechts von dem linken Flügel zurückgezogen; einer seiner Generale, Caprara, habe im Quartier des Herzogs von Holstein gegen einen andern Officier, mit dem er allein zu sein geglaubt, geäußert: „wir haben den Lüneburgern wacker eingeheizt;[443]) wenn die Brandenburger kommen, müssen wir es mit ihnen auch so machen.“

Der Kurfürst rückte in Eilmärschen heran; er ersuchte den kaiserlichen General, hart an dem Feinde zu bleiben.[444]) Schon war dieser in Sorgen, daß Türenne an ihm vorüber nach dem oberen Elsaß gehen werde; er glaubte sich nicht stark genug, um es zu hindern; er bat dringend, die brandenburgischen Dragoner und Reiter vorauseilen zu lassen, ihn zu verstärken.

Am 12. und 13. October zog des Kurfürsten Armee unter dem Jubel der Bevölkerung durch Straßburg, „die schönsten Truppen, welche man sehen konnte, besonders die Infanterie.“[445])

Sofort begann allerlei Differenz. In dem Kriegsrath am 14. wurde „einhellig“ beschlossen, den Feind anzugreifen. Aber der nächste Weg, meinte Bournonville, habe zu viele Flußübergänge, erst müsse sich der Kurfürst auf den linken Flügel begeben; alles Widerreden war vergebens, die Brandenburger mußten nach Bläsheim, südlich von Ensheim. Die Mühlen

21 *

in der Stadt und den Dörfern waren von Bournonville in Anspruch genommen, er trat durchaus keine für die brandenburgischen Truppen ab; es begann ihnen an Brod zu mangeln, bis man endlich zwei Mühlgänge in der Stadt zur Miethe bekam, worüber sich der kaiserliche General „zum höchsten beschwerte."

Nachdem der Kurfürst mit seinen Generalen am 16. und 17. recognoscirt, setzte er es durch, daß der beschlossene Angriff am 18. unternommen werden sollte.[446]) In der Frühe wurde aufgebrochen, der Kurfürst mit dem linken Flügel rasch vorgehend, bald dem Feinde nah, der in dem Paß nach Zabern zwischen Marlheim auf dem linken, der Feste Vasselheim auf dem rechten Flügel stand. Gefangene sagten aus, daß man dort auf einen so nahen Angriff nicht gefaßt sei. Um so mehr eilte er vorwärts. Allmählig sank der Morgennebel, zwischen 9 und 10 Uhr ließ der Kurfürst „die brandenburgische Losung" feuern; als Bournonville sie hörte, rief er: „um Gottes Willen, der Kurfürst wird machen, daß wir mit dem Feind an einander kommen;" er eilte zum Kurfürsten: man müsse die Höhen rechts und links besetzen, man könne nicht über so viele Wasser, man müsse Brücken schlagen u. s. w. Es wurde Kriegsrath gehalten, ob sofort anzugreifen; Derfflinger kam von den Vortruppen zurück: von einem Hügel dort, den er recognoscirt, sehe man ins feindliche Lager hinab, der Feind stehe zwar „in seinem Vortheil," aber man könne ihm beikommen, man könne von da aus seine ganze Front bestreichen, ihn zwingen, seine Bataille zu ändern, was nicht ohne große Verwirrung abgehen werde. Der Kurfürst forderte, sofort vorzugehen; „das hat man von kaiserlicher Seite ridicül gefunden, dawider Derfflinger protestirt, und da es nicht helfen wollen, davon gegangen."[447]) „Die Kaiserlichen sind der Meinung geblieben, man müsse den anderen Tag abwarten, die Pferde seien ermüdet, man müsse fouragiren, man müsse Schippe und Spaten nehmen und sich retranchiren."[448])

„Gewiß ist, daß, wenn raison angenommen worden, der Feind in unsern Händen gewesen und vollkommen ruinirt worden wäre." Der Kurfürst rief beim Schluß jener unglücklichen Berathung den spanischen Bevollmächtigten, der mit zugegen war, zum Zeugen dessen an, was hier geschehen: er wolle für Alles, was mit dieser Verzögerung versäumt werde, entschuldigt sein.[449])

Der Kurfürst hatte „der Mehrheit" weichen müssen; man schanzte, als wenn Gefahr sei, daß die vielleicht 45,000 Mann von höchstens 20,000 rechts und links umgangen werden könnten. Indeß machte sich Türenne

in aller Hast zum Abzug fertig; gegen Ende der Nacht meldete Obrist Sydow, der des Kurfürsten Vorposten befehligte, daß der Feind aufbreche. Sofort wurden 2000 Pferde und 2000 Mann Fußvolk ihm nachgesandt, Bournonville aufgefordert, gleichfalls vorzugehen. Seine Antwort war: „er kenne Türenne wohl, man müsse sich in Acht nehmen, er möchte wohl einen Hinterhalt gelegt haben; man könne darüber leicht an einander kommen." Der Kurfürst folgte trotzdem, er selbst an der Spitze seiner Leibgarde zu Pferde „mit solcher Verbitterung, als vielleicht niemals von einem Feldherrn gesehen worden," heißt es in einem Briefe aus dem Hauptquartier; man fand im Lager alle Zeichen des hastigen Aufbruchs, die Tische noch mit den ungeleerten Schüsseln. Aber die zahlreichen Defileen verzögerten den Marsch; bald sah man den Feind, aber zu weit voraus, um ihn noch erreichen zu können. Und was die Kaiserlichen gethan hätten, wenn man weiter in die Berge gefolgt wäre, war durchaus nicht zu berechnen; dem Brandenburger allein war Türenne an Zahl überlegen.

Man mußte sich begnügen, die Feste Wasselheim, deren Besatzung Türenne in der Eile des Abmarsches nicht heranziehen konnte, zur Uebergabe zu zwingen. Am 20. hatte der Feind bereits hinter der Zorn bei Dittweiler eine Stellung genommen, in der er durch Sümpfe in seiner Front gedeckt war und zugleich die Verbindung nach Hagenau und Zabern hinter sich hatte.

Der Mangel an Fourage zwang nach zwei Tagen den größten Thei der Truppen, an die Breusch zurückzugehen. Die brandenburgischen Partheien streiften über Zabern hinaus bis Saarbrück und ins Lothringische; Obrist Henniges fing des Marschall Crequy ganze Bagage, darunter sechs Maulthiere mit Silbergeräth; Obrist Sydow fuhr unter den aufgebotenen Arrièrebann, hunderte, „so von dem besten Adel des Landes," wurden niedergemacht, viele gefangen eingebracht. Andere Partheien streiften bis hart ans feindliche Lager, wo man sich nicht rührte; unter den verwegensten der Kurprinz Carl Emil, kaum daß die gemessensten Befehle des Vaters ihn zurückhielten. Der Kurfürst selbst drängte zu einem zweiten Angriff, um so mehr, da Adel und Bauern in der Freigrafschaft die Waffen ergriffen hatten, bei 6000 Mann, „welche," so schreibt er an Oranien, „unsere Leute mit Verlangen erwarten, und die Franzosen überall todt schlagen, wo sie können." Aber die kaiserlichen Generale waren nicht von der Stelle zu bringen; sie meinten, des Kurfürsten Commando bedeute nur, daß er die Loosung gebe, im Uebrigen müsse Alles durch Stimmenmehrheit im Kriegsrath beschlossen werden. Er verbat sich, daß sie sämmtlich mitsprächen

und mitstimmten; das half so viel, daß im Kriegsrath am 9. November beschlossen wurde, sich auf den linken Flügel des Feindes bei Brumat an der Zorn zu werfen und auf Hagenau vorzugehen.[450])

Der Beschluß war am Donnerstag den 15. November gefaßt, Bournonville verstand es, die Ausführung bis zum Dienstag hinzuzögern; am Montag hatte er einen Trompeter an Türenne gesandt, angeblich wegen Auswechselung der Gefangenen und trotz der Einrede des Kurfürsten, damit zu warten, bis die Action vorbei sei.[451]) Türenne begann sofort seinen Abmarsch, indem er die Garnisonen in Zabern und Hagenau verstärkte und schleunigst dort neue Werke errichten ließ.

Bis Straßburg hatte der schwedische Gesandte, Obrist Wangelin, den Kurfürsten begleitet; er verabschiedete sich mit Aeußerungen, die nicht zweifeln ließen, daß der offene Bruch nahe sei; aufgefangene Briefe an Türenne zeigten, daß dieser mit Sehnsucht „die große Diversion" erwarte, zu der Feuquières Schweden bewogen habe.[452])

Seit Wochen hatte der Kurfürst in Wien davon sprechen lassen, daß sie bevorstehe, gefordert, daß man von Schlesien aus und mit den Truppen der beiden sächsischen Kreise die Marken decken möge; er hatte bisher nichts als allgemeine Versicherungen erhalten, oder, was noch bedenklicher schien, die Zusicherung, daß der Bischof von Münster 13,000 Mann zu werben bereit sei, daß man auch den Herzog von Hannover gewinnen werde; es fehlte nur, daß man dem Administrator von Halle Magdeburg zu sichern übertrug. Auf das Peinlichste überraschte ihn die Nachricht, daß der Kaiser dem Bischof von Münster alle Territorien des westphälischen Kreises in Contribution zu setzen erlaubt habe;[453]) in des Kurfürsten Umgebung wurde sehr ernstlich erwogen, ob man hier bleiben, ob man nicht heimgehen müsse, die Marken zu decken. „Hier ist keine Aussicht mehr gegen den Feind etwas auszurichten; E. Kf. D. werden alle guten Intentionen gehindert, Sie können zu den Verbündeten kein Vertrauen haben, zugeschweige der Spannung und Eifersucht unter den Generalen, woraus nichts Anderes als Unheil folgen kann; E. Kf. D. haben das Land fast vom Feinde gesäubert, es bleibt genug Kriegsvolk hier, Breisach zu blokiren und das Land zu behaupten; ein Zug nach Burgund ist wegen des Winters unmöglich."[454])

Es ist bezeichnend, daß der Kurfürst den Vorschlag durchaus verwarf; gewiß nicht, weil er in dem mit Schweden geschlossenen Tractat hinreichende Sicherheit zu haben glaubte, sondern obschon er von dem Gegentheil überzeugt war; gewiß auch nicht, weil er die Zuversicht hatte, Kaiser und Reich werde, wenn er hier am Oberrhein mit seiner Armee die Sache

Deutschlands vertrat, seine Lande mit demselben Eifer gegen Schweden vertreten, das mit einen Angriff auf einen Mitstand im Reich doppelt schuldig wurde. Nach Allem, was bisher geschehen, konnte er nicht zweifeln, daß in dem Augenblick, wo er den Rhein verließ, die kaiserliche und Reichsarmee weichen, das Uebergewicht Frankreichs in's Ungemessene wachsen werde; und dann wurde Schweden ihm doppelt gefährlich, dann trat wahrscheinlich Hannover und der Herzog von Gottorp offen auf Schwedens Seite, Baiern ließ seine Truppen zu denen Frankreichs stoßen; was Kursachsen, was Christian Louis von Mecklenburg that, war unberechenbar, — und vielleicht, schon wurde davon gesprochen, schloß Spanien, schlossen die Staaten ihren Frieden mit Frankreich, zufrieden, daß Frankreich seinen Siegespreis in Deutschland suchte.

Der Kurfürst blieb im Elsaß; er forderte in Wien nur, daß man nicht dem Bischof von Münster die Vertheidigung Norddeutschlands überlasse, ihm nicht Geld zu Werbungen in so ausgedehntem Maaße zuweise, da der clevische Friede von 1666 das Maaß seiner Kriegsstärke bestimmt habe. Er forderte ferner, daß der kaiserliche General angewiesen werde, sich dem Wortlaut des Vertrages gemäß seinem Obercommando zu fügen.[455]) Er forderte, daß den östreichischen Behörden im Breisgau, wo reiche Vorräthe an Hafer und Brodkorn lagen, die Aufhebung des Ausfuhrverbotes, das sie erlassen hatten, aufgegeben werde. Er wünschte, daß dem Markgrafen von Baden-Durlach als General der Reichsarmee, obschon er für sein Land Neutralität mit Frankreich geschlossen habe, die Blokirung von Philippsburg gelassen werde, damit nicht noch Aergeres daraus entstehe.

Die bei der rauhen Jahreszeit und dem oft harten Mangel an Lebensmitteln und Fourage einreißenden Krankheiten machten einige Rast und Pflege nothwendig; und der Feind war nicht mehr in der Nähe. Die Truppen wurden in weitläuftige Quartiere verlegt, die Kaiserlichen in die Gegend von Mühlhausen bis gegen Basel, die Brandenburger in die von Colmar, die Lothringer zur Seite davon ins Gebirge,[456]) die lüneburgischen Truppen von Schlettstadt bis Straßburg; die Päße im Westen der Stadt waren durch die Feste Dachstein gedeckt. Philippsburg wurde von einem Theil der Reichstruppen cernirt, während die meisten rheinauf gingen, Breisach auf der deutschen Seite zu blokiren, das zugleich durch die Aufstellung im Elsaß völlig abgesperrt war.

In diesen Tagen der Rast erkrankte der Kurprinz; nach kurzem und schmerzlichem Krankenlager starb er, man meinte, an Gift, das ihm in den Speisen beigebracht worden; der Kurfürst theilte diesen Glauben.[457]) Es

war ein Schlag, der ihn tief beugte; ein unermeßlicher Verlust für den Staat, den er dereinst hätte weiter führen sollen. Unter dem erschütternden Eindruck dieses frühen Todes schreibt Dietrich von Buch: „er war der würdige Sohn seines Vaters, dem er in Allem zu folgen suchte; wir würden glücklich gewesen sein, wenn Gott ihn uns gelassen hätte." Und William Temple, der damals im Haag war: „ich habe den Prinzen von Oranien nie tiefer ergriffen gesehen, als bei diesem Verlust; beide waren nicht bloß durch die Bande des Bluts und des gleichen Interesses, sondern auch noch durch innige Freundschaft und die Gleichheit ihres Charakters verbunden." Auch er erwähnt des Gerüchtes von Vergiftung, „wie es bei dem Tode eines jungen Fürsten, der seinen Freunden große Hoffnung und seinen Feinden Furcht giebt, einzutreten pflegt."

Es ist nicht mehr aufzuklären, warum bei der Vertheilung der Winterquartiere der linke Flügel, den bisher immer die Brandenburger gehabt, den Kaiserlichen zu Theil wurde. In der Mitte der Aufstellung, Breisach zunächst, beeilte sich der Kurfürst, die vorgeschobenen Posten der Besatzung hinter die Wälle der mächtigen Festung zurückzuwerfen (27. November), um mit den blokirenden Truppen jenseits des Rheins in Verbindung zu treten. Wenige Tage später brachten seine Streifpartheien die Nachricht, daß Türenne jenseits der Vogesen südwärts marschire; dann meldete der Herzog von Lothringen, daß einige französische Compagnien auf Belfort marschirten; man mußte vermuthen, daß Türenne über Mömpelgard und Belfort nach Breisach durchbrechen wolle.

Sofort erließ der Kurfürst Befehl an seine Truppen wach zu sein und sich zu sammeln; auf dringendes Bitten des spanischen Gesandten ließ er den Herzog von Holstein mit 5000 Mann (6. December) über Than nach Fontaine aufbrechen, wo Prinz Hermann von Baden-Baden mit 1000 Kaiserlichen zu ihm stoßen sollte, um auf Belfort zu gehen; „er hoffe," schrieb er an Bournonville (8. December), „daß der Markgraf Belfort trotz der 300 Franzosen, die hineingeworfen, sogleich nehmen werde." Am 12. war Holstein in Fontaine, zwei Stunden von Belfort; Baden war nicht da, sondern einen Marsch rückwärts; er erklärte, er müsse erst mit dem Herzog von Würtemberg in Mömpelgard unterhandeln, ob er auch dessen Gebiet, das neutral sei, betreten dürfe; er bat dringend, nicht durch zu eiliges Vorrücken auf Belfort diese Unterhandlungen zu stören. Umsonst sandte der Kurfürst wiederholt Couriere an Bournonville, zu eilen, Belfort zu nehmen und zu zerstören, bevor Türenne, der mit 22,000 Mann jenseits

des Gebirges heranmarschire, sich da festsetze. Holstein erwartete vergebens Zuzug der Kaiserlichen.

Sehr unerwartet kam dem Kurfürsten, der in Colmar stand, die Meldung von den Lüneburgern, daß der Feind, 7000 Mann stark, gegen Markirchen, wo die Lothringer lagen, anrücke. Türenne mußte stärker sein, als man irgend erwartet hatte; er hatte sichtlich die Absicht, zugleich aus Lothringen und der Franche Comté vorzugehen, um den Entsatz von Breisach zu versuchen; man konnte nur zweifeln, ob er den Hauptstoß über Markirchen und Colmar oder über Belfort und Mühlhausen machen werde.

Der Kurfürst sandte sofort (17. December) an Holstein, daß er seine Truppen zusammenziehen und des Feindes Intentionen hindern solle; er schickte ihm noch 1000 Pferde, „damit er dem Feinde desto gewisser bastant sei." Holstein concentrirte sich in der Richtung auf Asbach. Ihm rechts zur Seite, drei Stunden entfernt, bei Maasmünster stand Caprara mit 250 Pferden.

Was der Feind wolle, wurde am 21. December klar. Caprara kam am Abend von Maasmünster nach Asbach: der Feind sammele sich, gehe, Belfort rechts lassend, auf dem näheren Wege über Maasmünster vor, habe bereits den Wald im Westen der Stadt; er habe sich vor ihm zurückziehen müssen. Holstein zog sich auf Sennheim zurück; er meldete dem Kurfürsten: „die ganze feindliche Armee scheint im Vorrücken, hinunterwärts nach Breisach; ist also unmöglich, daß ich zu den Kaiserlichen kann kommen, weil sie schon zwischen uns stehen" (21. December).[458])

Die Kaiserlichen standen in ihren zerstreuten Quartieren, theils hinter der Ill, theils südwärts der Straße auf Belfort; über Maasmünster rasch vorgehend, schien der Feind sich zwischen sie und die Brandenburger drängen zu wollen.

Sofort schrieb der Kurfürst an Bournonville (21. December): „meine Truppen brechen unter Feldmarschall Derfflinger gegen den Feind auf, um sich mit ihm zu schlagen; ich bitte Sie, sich mit meinen Truppen zu verbinden; auch den Herzog von Celle habe ich aufgefordert, so viel Truppen, als er entbehren kann, herzuschicken, das allgemeine Rendezvous wird Sennheim an der Thur sein; wir dürfen dem Feinde keine Zeit zum Vorrücken mehr lassen." Bournonville mußte sich bei Mühlhausen sammeln, dann stützte sich sein linker Flügel auf die Ill, sein rechter reichte der Aufstellung bei Sennheim die Hand. Es war eine Stellung, an die sich Türenne nicht hätte wagen können, ohne mit einer derben Lection heimgeschickt zu werden.

Aber Bournonville hatte Sorge, daß die ganze Armee, bei so schwerem Winterwetter so eng zusammengedrängt, nicht werde leben können; er glaubte, daß der Feind über Landskron und Basel an dem Rhein hinunter gehen und Breisach entsetzen werde; er wollte, daß man hinter der Ill Aufstellung nehme, wo freilich die Armee einen Fluß vor sich hatte, aber auch hinter ihm gebannt stand, wenn der Feind nicht anzugreifen kam. Er blieb, da der Feind sich nicht bewegte, mit des Kurfürsten Zustimmung hinter der Ill von Mühlhausen aufwärts bis über Altkirch; er meldete ihm am 24. December, daß bis Belfort hinauf kein Feind sei.

In der That hielt Türenne ein paar Tage inne, entweder um erst alle nachrückenden Truppen, deren ihm auch von der Armee in Brabant kamen, zu erwarten, oder weil er von der Aufstellung bei Sennheim erfahren. Man hätte ihm entgegenrücken, auch jetzt noch die Offensive ergreifen müssen; aber wie wäre es bei so widersprechenden Ansichten der Befehlenden, mit zum Theil so debandirten Truppen — namentlich die Münsteraner und ein Theil der Kaiserlichen waren in übler Zucht — möglich gewesen? Der Kurfürst begnügte sich in der Stellung bei Rufach die weiteren Schritte des Feindes abzuwarten, ihn durch seine Reiter und Dragoner, die er von Sennheim aus und bis ins Gebirge streifen ließ, zu beobachten.

Am 28. December meldete ihm Obrist Henniges, daß der Feind von Belfort aufgebrochen sei, und auf der großen Straße nach Breisach vorrücke. „Ich habe meinen Truppen Befehl gegeben," schreibt der Kurfürst an Bournonville, „sich hier bei Colmar zu sammeln; die des Herzogs von Celle werden hierher kommen; Sie begreifen, daß es nöthig ist auch die Ihrigen zu sammeln, in der Art wie heut Morgen verabredet ist."[459])

Bournonville brach sofort auf, jenseits der Ill hinab zu marschiren, so in Hast, daß er das Regiment Porzia heranzuziehen versäumte; es fiel dem Feinde in die Hände. Am 29. December bei Mühlhausen warf sich Türenne mit Heftigkeit auf ihn;[460]) mochten die kaiserlichen Reiter, die lothringischen, die dazu kamen, möglichst Stand halten, mochte der Commandirende der Franzosen, General Montauban, gefangen werden, dieser Tag, „das unglückliche Gefecht von Mühlhausen, wie ich es wohl nennen mag," schreibt der Kurfürst, „war entscheidend." „Wir werden große Noth haben, unsern Rückzug bis Colmar in Ordnung fortzusetzen," schreibt Bournonville am Abend des 29. dem Kurfürsten; und Tags drauf: „wenn E. Kf. D. nicht ein großes Corps Cavallerie zu unserer Aufnahme vorgehen lassen, so verlieren wir ein gutes Theil von denen, die uns geblieben sind."

Der Kurfürst eilte mit einigen Regimentern nach Heiligenkreuz, eine Meile südwärts Colmar, sie aufzunehmen; „sie glichen nicht marschirenden Truppen, sondern einer total geschlagenen Armee." Man wußte, daß der Feind über 30,000 Mann stark sei, man konnte ihm nicht mehr als 23,000 Combattanten entgegenstellen; und bei der Art Bournonville's war an irgend eine offensive Bewegung um so weniger zu denken. Es galt dem Vorstürmen des Feindes den Weg zu verlegen und zugleich, — denn Colmar liegt schon ein wenig rückwärts gegen Breisach, — den Entsatz der Festung zu hindern. Während (am 31. December) 5000 Pferde unter dem Prinzen von Homburg, Brandenburger und Lüneburger, über die Ill gesandt wurden, die Posten vor Breisach zu decken, concentrirte sich die übrige Armee in der Position vor Colmar; dort, die ziemlich befestigte Stadt im Rücken, die halb gefrornen Moräste der Thur links, Türkheim am Fuß der Berge rechts, endlich in der Front den ziemlich engen Paß von Egisheim, durch den allein der Feind heranziehen konnte, war man in der Lage, ihn auflaufen zu lassen.[461])

Der tapfere General Görtzke, der mit 1000 brandenburgischen Reitern die Vorhut hatte und immer hart an dem Feinde war, meldete am 3. Januar den Ausmarsch des Feindes von der Ill nach den Bergen und in diese hinein; die Wege auf Breisach fand der Prinz von Homburg weit hinauf ohne Feind. Es war klar, daß Türenne seine ganze Kraft auf Colmar wenden wolle. Der Prinz von Homburg wurde deshalb wieder herangezogen.

Noch am 4. Mittags hatte man den Paß von Egisheim. Aber die Aufstellung von den Morästen bis an die Berge, Colmar und Türkheim im Rücken, wies Bournonville durchaus zurück; er wollte nicht anders als in der Front gedeckt stehen; er setzte es durch, daß man sich hinter den Mühlgraben, der von oberhalb Türkheim aus der Fechte geleitet ist und durch Colmar fließt, aufstellte und retranchirte;[462]) damit war der Paß von Egisheim unhaltbar geworden. Rasch rückte Türenne heran, durch die Weinberge der Fechte zu, während sich hinter ihm eine starke Colonne auf Feldwegen nach der Fechte zog, sie überschritt; am späten Abend stand er auch auf der linken Seite der Fechte, Bournonville's schöne retranchirte Stellung war umgangen.

Alles lag an dem Besitz von Türkheim, das Bournonville zu halten sich verpflichtet hatte. Er ließ es geschehen, daß der Feind herankam, den Kirchhof vor dem Ort, die Mühle an der Fechte besetzte; und dem hier in immer dichteren Massen durch die Weinberge nachrückenden Feind warf er Cavallerie entgegen. Brandenburgische Dragoner wurden schleunigst hin-

gesandt, vor Allem den Kirchhof wieder zu nehmen. Obschon kaum halb so stark, als der Feind, warfen sie ihn.[463]) Schon folgte das Lüneburger Fußvolk, drang in die Weinberge vor; es entspann sich ein überaus heftiges Gefecht, das bis in den sinkenden Abend währte. Der Feind hatte bei Weitem schwereren Verlust, mehrere Generale, viele Officiere, bei 2000 Mann waren todt. Aber er hatte Türkheim; zwei brandenburgische Bataillone unter Dönhof konnten — es war schon dunkel, als sie kamen — nichts mehr versuchen. Sie übernahmen, da die Kaiserlichen sehr erschöpft waren, die Vorhut des rechten Flügels.

„Nachdem die Nacht eingefallen, ist der Herzog von Bournonville zum Kurfürsten gekommen, und daselbst sofort von den Generalen gut gefunden worden, daß man sich auf Schlettstadt retiriren solle, damit der Feind uns nicht vorbeigehn und von der Brücke von Straßburg abschneiden möchte." So schreibt der Kurfürst. Das hieß den Elsaß und ein gut Stück Waffenehre dazu aufgeben; an einen Alliirten, wie Bournonville, gekettet, mochte er keine andere Rettung sehen.

Die Bagage sollte bei Colmar über die Illbrücke abfahren, die Truppen um 10 Uhr aufbrechen und die Straße diesseits der Ill marschiren. Da gegen 8 Uhr von der Bagage ein großer Theil noch nicht in Bewegung war, ließ der Kurfürst dies an Bournonville melden mit der Weisung, die Truppen noch stehen zu lassen, bis die Bagage etwas voraus sei; etwas später sandte er ihm eine zweite Weisung: bis eine Stunde vor Tagesanbruch zu warten, weil in der Dunkelheit leicht Verwirrung entstehen könne. Nachts 1 Uhr kam der Herzog von Celle zum Kurfürsten, der am Wachtfeuer saß, zu melden, daß er Bournonville und die Kaiserlichen nicht mehr gefunden habe, daß Dönhof mit seinen zwei Bataillonen ohne allen Rückhalt dastände. Der getreue Verbündete war bereits um 10 Uhr aufgebrochen, die Lüneburger waren ihm in dem Glauben, daß so befohlen sei, gefolgt. Da blieb freilich kein Zweifel, daß man eilen müsse, um nicht abgeschnitten zu werden. Der Kurfürst stieg zu Pferde, ritt von Regiment zu Regiment, befahl, ohne Geräusch aufzubrechen. Um 3 Uhr war Alles fertig, der Marsch begann „mit guter Ordnung, nicht im Trabe, sondern Fuß für Fuß," schreibt der Kurfürst.

Ein trauriger Nachtmarsch. Aber der Prinz von Homburg führte die Nachhut. Mittags erreichte man die alte Landwehr bei Gemar, dort ließ der Kurfürst halten, Stellung nehmen; „aber von Bournonville war da nichts zu sehen, er stand schon drei Stunden weiter bei Schlettstadt in Sicherheit und hätte dem Kurfürsten gern Schläge gegönnt."

Der Führung dieser deutschen Armee blieb nur noch das Verdienst, deren Rückzug auf Straßburg und über den Rhein so gut möglich zu bewerkstelligen. Am 9. Januar und die folgenden Tage ging die Armee durch Straßburg und über den Rhein. „Sie haben diese Stadt und den ganzen Elsaß den Franzosen offen gelassen; was dieser plötzliche Aufbruch und diese Rückkehr für Schrecken, Furcht, Elend und verzweifelte Gedanken hier und im ganzen Lande verursacht, ist nicht zu beschreiben .... die vornehmen Offiziere schämen sich, sich auf der Straße sehen zu lassen."

Dann trennten sich die Armeen, um in die Winterquartiere zu gehen, die Brandenburger nach Franken, die übrigen Völker in den schwäbischen Kreis. Die Franzosen begannen von Philippsburg aus in der Pfalz, von Breisach aus in Baden und im Breisgau zu brandschatzen.

Natürlich, daß es nicht an Stimmen fehlte, die dem Kurfürsten alles Unglück Schuld gaben: er habe ja den Oberbefehl gehabt. Namentlich den letzten schimpflichen Rückzug schob man ihm zu: er sei während des Gefechtes von Türkheim, ohne den Alliirten Nachricht davon zu geben, aufgebrochen und abmarschirt, erst in Schlettstadt habe man ihn wieder erreicht u. s. w.[464]) Auch diejenigen, welche diesen Angaben nicht glauben mochten, mußten doch eingestehen, daß dem viel versprechenden Eintreten der brandenburgischen Kriegsmacht dieser Ausgang noch weniger entspreche, als der von 1673. Und wenn die brandenburgischen Truppen weniger ruinirt in die Winterquartiere kamen, als die kaiserlichen, von denen bei der Infanterie „wohl wenig über 1000 Mann waren, die den Dienst verrichten konnten,"[465]) oder die münsterschen, die, von 3300 Mann nur noch 500, in die Heimath entlassen wurden, so war es um so leichter, die Meinung zu verbreiten, daß der Kurfürst sein Obercommando nur benutzt habe, die kaiserlichen und Reichstruppen zu ruiniren und seine Regimenter zu schonen.[466]) Es fehlte nicht an bitteren Erklärungen dafür; wie auch hätten Katholiken und Lutheraner dem Calvinisten, die Freunde der Libertät dem Mörder Kalkstein's, die des autonomen Bürgerthums dem Vergewaltiger Magdeburgs nicht alles Schlimmste zutrauen sollen; und in dem blinden Eifer der Entrüstung, der zu aller Zeit in deutschen Landen für Tugend gegolten hat, fragte man nicht eben, ob solcher Vorwurf auch Grund, ob er auch nur Sinn habe.

Und doch hatte jeder Tag dieses Feldzuges gezeigt, daß die brandenburgischen Truppen wahrlich nicht geschont worden waren, und daß sie ihre Schuldigkeit gethan hatten; wenn sie trotz der Strapazen sich besser erhalten, wenn sie namentlich auf dem Rückzug und nach demselben in militairischer

Haltung geblieben waren,[467]) so war der Grund, weil der Kurfürst nicht müde wurde für sie zu sorgen und sorgen zu lassen, seine Obristen und Hauptleute mit der ihm eigenen Strenge für die Disciplin, die Pflege, den Unterhalt der Leute verantwortlich machte, überall selbst war, selbst sah und eingriff, auf dem Marsch an der Spitze der Colonne ritt, im Gefecht selbst ins Handgemenge eilte, nach dem Gefecht der letzte war, der die Ruhe suchte. Freilich war die kaiserliche Armee in sehr anderem Zustande über den Rhein zurückgegangen; daß mehr als einer der Regimentsinhaber, wie bezeugt ist, die Gelder zur Löhnung einbehielt, die eingetriebenen Contributionen in die eigene Tasche steckte, Geld bis 80,000 Thlr. in Wechseln nach Venedig sandte, daß Bournonville für sich und sein Hauptquartier im oberen Elsaß „mehr als vierzig Dörfer in Beschlag nahm," daß die kaiserlichen Generale und Obristen, zum größten Theil Italiener, Wallonen, Spanier,[468]) den Truppen überließen, sich zu helfen, wie sie mochten, und ihnen um so mehr nachsahen, damit sie es könnten, dieser Mangel an Fürsorge, Pflege, Dienst, endlich die unverantwortliche Führung des kaiserlichen Generals erklärte die Thatsache hinlänglich.

Der Feldzug war mißlungen, weil, so sagte man, die Führer stets in Uneinigkeit gewesen seien. Der Kurfürst, der Herzog von Celle, der alte Lothringer waren, zumal zu energischer Action, immer einig; und immer widerstand Bournonville, verdarb das schon Begonnene, verkehrte den schon gewissen Erfolg in Mißerfolg;[469]) mehr als einer der östreichischen Obristen und Generale sprach sich über ihn und seine Führung in den härtesten Worten aus.

War er nur unfähig? folgte er geheimen Weisungen seines Hofes oder der Parthei dort, die ihm vor wenigen Jahren den Herzogstitel verschafft hatte? war er auf eigene Hand im Verständniß mit dem Feinde? Der Kurfürst hat alles Schlimmste geglaubt: nach dem Rückzug von Colmar schreibt er: „es sei mit gewissen Signalen als Anstecknng eines Hauses oder des Lagers beim Aufbruch oder bei Rückmarsch der Armee, obschon es bei Leibesstrafen verboten worden, so gemein gewesen, daß Reiter und Fußknechte, wenn sie es gesehen, oft gesagt: nun wird Türenne wissen, daß wir marschiren." Freilich war in Wien endlich Fürst Lobkowitz entlarvt, seiner Aemter entsetzt, nach Böhmen verbannt worden; aber der ihm ergebene de Souches erhielt für seine Thaten an der Maas des Kaisers Brustbild mit Brillanten, und erst am Ende der Campagne seine Abberufung; ob Bournonville ebenso nachsichtig beurtheilt worden, weiß ich nicht; den Befehl für den nächsten Feldzug übernahm Graf Montecuculi.

Was immer der neue Feldzug bringen mochte, die glänzenden Aussichten, mit denen man den vorjährigen begonnen, waren dahin.

Man hatte im Sommer einen Moment daran denken können, auf Paris zu marschiren.[470]) Daß man in Frankreich das Aeußerste fürchtete, zeigte das Aufgebot des Banns und Arrièrebanns. Hätte an jenem Tage von Marlheim nicht Bournonville den Kurfürsten gelähmt, so wäre Türenne vernichtet worden und der Weg durch Lothringen und die Champagne hätte der deutschen Armee offen gestanden.

Aber in den Niederlanden war das ganze Ergebniß des gewaltigen Anlaufes, daß man jenen vergeblichen Versuch auf Oudenarde machte; dann eilte de Souches in die Winterquartiere im westphälischen Kreise, der Prinz von Oranien ging nach Grave und zwang — besonders die brandenburgischen Regimenter, die General Spaen zuführte, thaten gute Dienste — die Festung endlich zur Capitulation. Aber den Franzosen blieb die Sambre, blieb Mastricht, von wo aus mehr als ein Einfall ins Clevische gemacht wurde, blieb Trier; und von der Nordarmee, die seit Anfang November nicht mehr beunruhigt wurde, konnte Türenne jene Verstärkungen an sich ziehen, mit denen es ihm möglich wurde, mit überlegner Macht in den oberen Elsaß einzubrechen, die Rheinlinie wieder zu gewinnen, die Verbindung mit Breisach und Philippsburg herzustellen, die nun wieder offene Pforten zum Einbruch in das obere Deutschland waren.

Und den deutschen Norden bedrohte Schweden. Schon stand ein bedeutendes Heer unter Feldmarschall Wrangel in Pommern, begann seine Quartiere über die märkischen Grenzen auszudehnen. Der Gottorper Herzog und Johann Friedrich von Hannover warteten nur auf den Moment der Ruptur, sich für Schweden zu erheben; die Stadt Hamburg war offenkundig für Schweden; in der Stille gewiß mehr als ein Hof.[471]) Die reichspatriotische Stimmung des vorigen Sommers war in Entmuthigung verkehrt; die Klugen bewiesen, daß man doch nichts ausrichten werde. Drang jetzt Türenne von Neuem über den Rhein, ein Stand nach dem anderen hätte sich beeilt, seinen Frieden mit ihm zu machen.

Und zugleich war die spanische Macht, die an der Seite Hollands mit Energie gekämpft hatte, durch einen Schlag gelähmt, auf den Niemand hatte rechnen können. Im Sommer 1674 war aus unbedeutendem Anlaß in Messina Aufruhr entstanden, hatte rasch sehr ernste Bedeutung gewonnen; die Stadt sagte sich von Spanien los, rief die Hülfe Frankreichs an, stellte ihre Freiheit unter den Schutz der Lilien; ein französischer Vicekönig kam im Februar 1675, von einer stattlichen Flotte begleitet, nach Sicilien; der

Kampf hier zog einen großen Theil der spanischen Streitkräfte, die sonst in den Niederlanden verwandt worden wären, ab; der Hof zu Madrid fürchtete, daß auch Portugal den Lockungen Frankreichs folgen werde.

So schwere Aussichten bot den Verbündeten das neue Kriegsjahr. Und was übler war, auch jetzt begriff man in Wien noch nicht, daß man aufhören müsse, zu finassiren und doppelt Spiel zu spielen, daß man anders, als man bisher gethan, sich mit Brandenburg verhalten müsse.

Erst hatte man ihm um keinen Preis Winterquartiere im Reich gestatten wollen: nur die Kaiserlichen dürften in den Territorien der deutschen Fürsten und Stände bleiben, die Brandenburger müßten in ihr Land nach Cleve und Mark, nach Halberstadt und den Marken zurückgehen. Dann nach dem Rückzug aus dem Elsaß, da die kaiserlichen Truppen völlig außer Stande waren, das Feld zu halten, wenn Türenne weiter vordrang, hieß es, des Kurfürsten Armee müsse nahe bleiben, weiterem Unglück zu wehren, um der gemeinen Sache Willen dürfe er nicht über den Main zurück; von den Schweden sei nichts Großes zu fürchten, es seien nur 15,000 Mann, es sei nicht nöthig, darum die Armee gegen Frankreich zu schwächen. Man verhieß, die Marken anderweitig zu schützen, auch für das Herzogthum Preußen zu sorgen, als wenn es Reichsland wäre; aber den Nachweis, wie es geschehen solle, blieb man schuldig; nur mit dem Bischof von Münster unterhandelte man um Werbung eines starken Heeres eifrig weiter, trotz aller Einrede des Kurfürsten. Das Geld dazu, so meldete Crockow, werde aus Rom kommen; es sei außer allem Zweifel, fügt er hinzu, daß der ganze Katholicismus ihn manuteniren werde; man sage ihm, der Kaiser habe dafür, daß er Frankreich gehindert, die Niederlande wieder katholisch zu machen, dem heiligen Stuhl sich verpflichtet, durch den Bischof von Münster Bremen, Verden, auch andere Bisthümer einnehmen und wieder geistlich machen zu lassen. Man empfing den schwedischen Ambassadeur Oxenstjerna in Wien höchst entgegenkommend, conferirte fleißig mit ihm, nicht etwa wegen der von der Krone Schwedens nicht geleisteten Reichspflicht für Pommern, Bremen und Verden, sondern, als wenn Brandenburg ihr dafür Genugthuung schulde, daß der Kurfürst die seinige geleistet; man war sehr zufrieden, die Versicherung zu erhalten, daß die schwedische Armee nichts gegen Schlesien im Schilde führe, auch sonst niemand außer Brandenburg belästigen werde, gegen den die Krone „eine Particularsache" habe.

Der Kurfürst war durch Crockow's Achtsamkeit von Allem, was am kaiserlichen Hofe geplant und gethan wurde, hinlänglich unterrichtet, um seine Maaßregeln zu treffen. Am wenigsten das Vertrauen auf Oestreich

bestimmte ihn, am Main Halt zu machen, während die Schweden bereits in die Marken eingebrochen waren.

Er hatte die Nachricht davon auf dem Rückzuge von Colmar empfangen; „das kann den Schweden Pommern kosten," war seine Entgegnung, — selbst in einem minder bedenklichen Augenblick ein Ausdruck stolzen Selbstgefühls, wenn ihn der Ausgang nicht Lügen strafte.

Fehrbellin.

Frankreich hatte die schwere Gefahr dieses Kriegsjahres glücklicher bestanden, als es hätte erwarten dürfen. Es war am Schluß desselben militairisch in solcher Lage, daß es den Frieden, den es dringend wünschte, unter günstigen Bedingungen zu schließen hoffen durfte.[472])

Es wünschte den Frieden, nicht bloß weil die unerschwinglichen Anstrengungen, die von den Unterthanen gefordert werden mußten, schon da und dort zu Widersetzlichkeit und Aufruhr führten. Es war geschehen, was man für unmöglich gehalten hatte; es war der Geist der Einigkeit über die Deutschen gekommen, man hatte in Regensburg Beschlüsse gefaßt, Beschlüsse gegen Frankreich, und die Fürsten und Stände fast ohne Ausnahme führten sie aus; die öffentliche Meinung, sonst affenhaft für Frankreich, war in schroffster Weise antifranzösisch geworden;[473]) die kaiserlichen Avocatorien hatten der französischen Armee ihr tüchtigstes Material entzogen, und der Ersatz, den man in England, Irland, der Schweiz gewann, deckte nicht sofort den Ausfall. Die Verbote französischer Waaren, die von Reichs wegen erlassen wurden, sperrten der Industrie Frankreichs den fast besten Markt; und die Reisen deutscher Prinzen und Cavaliere hörten auf, die sonst das Geld, das man zu Bestechungen und Werbungen nach Deutschland geschickt, doppelt und dreifach zurückbrachten.

Man wünschte aufrichtig den Frieden, natürlich einen solchen „der der Ehre des Königs nicht zu nahe träte;" wenigstens einige Provinzen mehr mußte Frankreich für so viel Siege und Opfer erhalten. Dies zu erreichen, mußte man die Coalition durch Separatverhandlungen zu trennen, namentlich die politische Anomalie der Einigkeit in Deutschland zu beseitigen suchen.

Man bot der Krone Spanien die Verlobung des jungen Königs mit der Tochter des Prinzen von Orleans, den Staaten solche Aenderungen der französischen Tarife, wie sie gewünscht hatten, dem Prinzen von Oranien eine Stellung, die dem Ehrgeiz des jungen Fürsten schmeicheln konnte.

Man ließ durch den Mediator Schweden — das war der Zweck für die Sendung Oxenstjerna's — dem Kaiser einen Waffenstillstand anbieten. Man wußte sehr wohl, daß der Brandenburger es sei, der „die Trommel gerührt habe;" man rechnete darauf, daß der schwedische Einbruch ihn zur Besinnung bringen, daß seine Umkehr das Signal zum Auseinanderfahren der deutschen Einigkeit sein werde.

Der Eindruck der schwedischen Invasion war, wie ihn die französische Politik berechnet hatte und wünschte. Nicht, daß die Bevölkerungen in den Nachbarländern, die nahe Kriegsfurie fürchtend, flüchteten, noch weniger, daß an die Nothwendigkeit gedacht wurde, das überfallene Nachbarland zu vertheidigen; man war zuerst im Allgemeinen entrüstet, allmählig gleichgültig, und fand endlich, daß die mächtige Krone Schweden es doch auch nicht dulden könne, wenn ihrer Ehre so zu nahe getreten werde, wie von dem Kurfürsten geschehen; „er hätte wohl das Interesse des Reichs besser bedenken, nicht einen Freund Deutschlands zum Feinde machen sollen; er thäte auch nach seinen erschöpften Mitteln am Besten, die friedlichen Bedingungen anzunehmen, die Schweden ihm großmüthig biete." Den schwedischen Werbern strömte deutsches Kriegsvolk edel und unedel in Masse zu; daß an die schwedischen Fahnen der Sieg gekettet, daß Karl Gustav v. Wrangel der erste Feldherr der Zeit sei, wer wußte das nicht?[474])

Als in Folge jenes Einrückens Dubislaf von Hagen an Wrangel gesendet wurde, um Erklärung des völlig unerwarteten feindlichen Actes zu bitten, hatte der Feldherr ihm nach einer Reihe von allgemeinen Aeußerungen „endlich reinen Wein eingeschenkt;" er habe vom Könige Befehl, nunmehr mit der ganzen Armee aufzubrechen und in der Kurmark Quartier zu nehmen, aus drei Gründen: einmal, weil das schwedische Pommern fast unter der Last der Einquartierung erliege; sodann, um seine Armee in ein Gebiet zu bringen, wo sie leben könne; endlich, um den Kurfürsten von den Alliirten abzuziehen. Wrangel versicherte, sobald der Kurfürst „den Fuß gegen Frankreich zurücksetze," solle kein Mann von der schwedischen Armee in dessen Landen bleiben; inzwischen wolle sein König auch das, was jetzt wegen der Quartiere geschehe, zu einer Ruptur nicht gedeutet wissen, auch nicht hoffen, daß der Kurfürst es so nehme, sondern gedenken, daß der Kurfürst es im Fall der Noth mit anderen Benachbarten im Reich ebenso gemacht.

Ob ebenso oder nicht, der Kurfürst verdiente mit demselben Maaße, wie der Bischof von Münster, wie der Administrator von Halle, gemessen zu werden, wenn er ebenso vor den Schweden wich, wie jene vor ihm

gewichen waren. Man rechnete darauf, daß er, wenn man die Schraube nur scharf und schärfer anzog, bald mürbe sein werde. Zugleich ließ man ihm sagen: ob er denn vergessen habe, wie er von Oestreich in der polnischen Wahl 1669, wie in Pommern 1659 behandelt worden sei; ob denn die deutschen Kurfürsten und Fürsten nicht die Augen aufthun und sehen wollten, daß der Kaiser sie alle zu Sclaven machen wolle.[475]) Man ließ bei den immer schärferen Maaßregeln erst in der Uckermark, dann in Hinterpommern, schon auch in der Neumark, in Crossen, immer vom Neuem versichern: „der König bedaure, um des Friedens willen diese Maaßregeln ergreifen zu müssen: er wünsche nichts sehnlicher, als daß der Kurfürst sich anders begreifen möge." Man forderte ja nichts von ihm, als was er von Münster, von dem Administrator gefordert hatte, nämlich der größeren Macht zu weichen. Schon waren aus der bloßen Einquartierung, aus den unvermeidlichen Lieferungen Brandschatzungen, Plünderungen auch der Pfarren, der Kirchen, der Gräber geworden. Es galt eben, dem Kurfürsten „ans Herz zu greifen;" mochte er endlich einsehen, daß er sich höher gestellt hatte, als er sich zu behaupten die Mittel besaß; er brauchte nur eine kleine Stufe herunter zu steigen, nur sich zu begnügen — denn auch das bot man ihm an — sein einfaches Contingent bei der Reichsarmee zu lassen, und er hatte seine Lande gerettet, den Dank Frankreichs obenein und noch dazu den Ruhm, der Christenheit den ersehnten Frieden desto schneller erwirkt zu haben.

„Sie irren darin sehr," schreibt der Kurfürst an den Fürsten von Anhalt 15. Februar, „nachdem sie mich ganz ruinirt haben, bleibt nichts übrig, als das Leben in mir, und das will ich lieber verlieren, als changiren und mich nicht revanchiren, es mag ablaufen wie es wolle."[476]) Und an Schwerin: „ich will mich revanchiren, bis ich diese Nachbarschaft los werde, es mag mir darüber gehen, wie es wolle." Das Schicksal seiner „armen Marken" ging ihm zu Herzen; der „niemals erhörte barbarische Ueberfall," der scheinheilige Hochmuth dieser Schweden empörte ihn. Er mußte seinen Zorn noch niederhalten; er mußte zusehen, wie sie noch ärger hausten, noch frecher den Kopf aufwarfen. Vor Allem sein Heer mußte erst wieder völlig schlagfähig sein.

Gleich auf seine erste Bitte um wirksame Hülfe[477]) erhielt er (19. Januar) vom Prinzen von Oranien die Zusicherung jeglichen Beistandes; staatische Truppen sollten noch während des Winters von Gröningen her eine Diversion in das Bremische unternehmen, zu der man von den Kaiserlichen in Westphalen sich einige Reiterregimenter erbitten werde.

Anders der kaiserliche Hof. Alle Mahnungen, von Schlesien her für die Deckung der Marken zu sorgen, waren umsonst; je ärger die Schweden in den Marken hausten, desto bedenklicher wurde man in Wien, etwas gegen sie zu thun. Die Aufforderung Oraniens zu jener Cavalcade nach dem Bremischen lehnte man ab.[478]) Wenn der Regensburger Reichstag bei dem ersten Einrücken Wrangel's und auf das insolente Rechtfertigungsschreiben der Krone Schweden in großer Aufregung war und sofort von Reichs wegen eine energische Antwort erlassen wollte, wenn er beschloß, daß dem Kurfürsten vom ganzen Reich beigestanden werden solle, falls er von irgend jemand in seinen Gebieten feindlich angegriffen werde, so fand weder das Eine noch das Andere die Zustimmung des kaiserlichen Hofes: „es sei nicht styli, daß die Stände ein Gesammtschreiben an auswärtige Potentaten ergehen ließen; der Kaiser werde ihnen sein Schreiben mittheilen, damit sie ihre Billigung dazu geben und so eine gemeinsame Sache daraus machen könnten." Das dann entworfene kaiserliche Schreiben — die Hauptsache umging es — wurde von dem schwedischen Ambassadeur zurückgegeben, „weil es gar zu hart eingerichtet sei, indem es den französischen Gesandten in Stockholm einer Unwahrheit bezüchtige." Ebenso umsonst forderte der Kurfürst, daß der Kaiser erkläre, Schweden nicht länger als Mediator ansehen zu können, daß er in Regensburg die Reichsgarantie der brandenburgischen Lande beantrage, daß die schwedische Stimme am Reichstag, wie dem Bischof von Straßburg geschehen war, suspendirt werde. Ebenso umsonst forderte der Kurfürst Avocatorien gegen Schweden, schon, um ihren Werbungen in den Weg zu treten; die Formel, die endlich (im Mai) beliebt wurde, lautete nicht auf Abberufung der Deutschen im schwedischen Dienst, sondern begnügte sich mit der Mahnung, „daß die königlichen Bedienten des Kurfürsten Unterthanen nicht incommodiren sollten." Statt jener von Oranien eingeleiteten Diversion ins Bremische schlug Spanien vor, das Fürstenthum neutral zu erklären, unter der Bedingung, daß auch Hannover neutral bleibe; und die braunschweigischen Herren, aus Furcht, daß der Kurfürst, statt nach den Marken, auf Bremen marschiren werde, folgten der schwedisch-bremischen Einladung zu einem niedersächsischen Kreistage, „um zu deliberiren, welchergestalt das Stift Bremen vor einer holländischen Invasion zu garantiren sei." Auf einem obersächsischen Kreistage, den Kursachsen nach Leipzig berufen, den auch Schweden wegen Pommerns beschickt hatte, war beschlossen worden, die Vermittelung zu versuchen, die Schweden, wie es sagte, „nach dem hochdringlichen Interesse der evangelischen Kirche wünschte;" es war zu besorgen, daß

Beschlüsse gefaßt würden, welche etwaige Reichstagsbeschlüsse im Voraus hinfällig machten.

Und in Wien wurde man mit jeder Woche „difficiler und kaltsinniger." Man hatte angeblich 10,000 Mann unter Graf Cop in Schlesien; man versicherte auch jede Assistenz leisten zu wollen, aber Kais. Maj. könne sich nicht eher engagiren, als bis der Kurfürst mit seiner Armee da sei. Als Anfang März Graf Waldeck in Wien war, den Plan zum neuen Feldzug festzustellen, und ausgemacht wurde, daß von den 145,000 Mann, welche die Alliirten ins Feld stellen würden, 90,000 gegen Frankreich, 55,000 gegen die Schweden agiren sollten, fügte man kaiserlicher Seits die Clausel bei, „im Fall Schweden Feind geworden ist,"[479]) während die Schweden die Marken diesseits und jenseits der Oder ausheerten, Stargard in Pommern, Landsberg an der Warthe, Neustettin besetzt hielten und befestigten.

Schon begann in Regensburg die Majorität unsicher zu werden; und in Wien dachte man daran, den Reichstag aufzulösen, „weil zu befürchten, daß die französisch und schwedisch Gesinnten mit denen, die durch Märsche und Einquartierungen disgustirt seien, sich zusammenschlagen und die Mehrheit machen könnten;" man wäre dieser leidigen Reichsversammlung mit guter Manier los geworden. Allerdings wurde die französische Parthei wieder rege. Der Herzog von Hannover hatte 13,000 Mann bereit, entweder sich mit den Schweden zu vereinigen oder, wie andere Gerüchte sagten, in die ihm nächstgelegenen Lande des Kurfürsten einzubrechen, Minden zu nehmen. Mit hannoverschen und schwedischen Räthen ließ Münster in Hamburg unterhandeln, wie immer — denn auch mit Wien war der Bischof noch im Handel — Jedem feil, bei dem er seine Regimenter für den höheren Preis anbringen konnte. Der Herzog von Gottorp hatte einige Tausend Mann Truppen zu Schwedens Diensten, um den Dänen den Weg zur Elbe zu verlegen. Kurbaiern war im Bündniß mit Schweden, auf einfache Requisition ins Feld zu rücken. Und was schließlich Kursachsen und der Administrator von Halle und die thüringischen Herren thun würden, war unberechenbar.

Freilich Graf Montecuculi war im Begriff, zur Armee zu gehen; die kaiserlichen Truppen am Oberrhein und in Westphalen waren auf mehr als 40,000 Mann gebracht; es galt dort die vorderöstreichischen Lande, hier den burgundischen Kreis zu sichern; man wünschte, daß der Kurfürst seine Marken vertheidige, nur könne von Schlesien aus nicht sofort vorgegangen werden. „Man scheint," sagte Crockow zu Hocher, „hier in Wien

zu glauben, es werde dem Feinde genug resistirt, wenn die Erblande gedeckt werden."

Die kaiserliche Politik, weit entfernt, die Regungen des Einheitsgefühls im Reich, die ihr entgegengekommen waren, zu nähren und zu leiten, war nur darauf bedacht, Andere zu opfern und sich opfern zu lassen; sie war ebenso und im schlimmsten Sinn particularistisch, wie die jedes anderen Standes im Reich. Es fehlte nur noch, daß der Kurfürst der gemeinen Sache den Rücken wandte und „das ihm noch Uebrige zu salviren suchte," so hatte der kurze Traum von Reichseinheit und nationaler Bewegung ein völliges Ende, und das deutsche Wesen war wieder dieselbe Misere, wie vorher, nur jetzt um eine Fehlgeburt ohnmächtiger, um eine große Hoffnung ärmer, um einen größeren Schimpf reicher.

Aber der Kurfürst hielt fest. Hatte der kluge französische Diplomat Unrecht, der zu Brandt sagte: „ich muß lachen, wenn Ihr vom Reich sprecht; das Reich giebt es nicht mehr, es ist der Kurfürst, der machen will, daß es ist."[480])

Er rechnete auf den Oranier und die Staaten.[481]) Er ging nach Cleve; er hatte dort Mitte März mit dem Prinzen, dem er bereits seinen Feldzugsplan mitgetheilt,[482]) eine erste Besprechung. Sein Gedanke war, daß der Hauptstoß gegen Schonen geführt werden müsse; Dänemark könne von seinen 24,000 Mann ein Drittel über die Elbe senden, mit den Braunschweigern vereint die Schweden dort und den Hannoveraner im Zaum zu halten; er selbst wolle mit seiner Armee nach Mecklenburg gehen, Holstein zu decken, Pommern von der Elbe abzuschneiden; wenn man aber dabei bleibe, eine Bataille zu wünschen, so sei der Platz dazu nicht in Pommern, noch links von der Elbe zu suchen, sondern bei Wismar, und durch die Belagerung dieser Festung müsse man den Feind zur Schlacht zwingen.[483])

Häufiges und schmerzliches Gichtleiden hielt den Kurfürsten Wochen lang ans Zimmer gefesselt. Endlich in den ersten Maitagen machte er seinen Gegenbesuch im Haag, wo der allgemeine Kriegsplan definitiv festgestellt werden sollte.

Es sind Wochen voll umfassendster diplomatischer und militairischer Thätigkeit. Vor Allem bezeichnend ist, daß der Kurfürst sofort die Rüstung zur See ins Auge faßte. Nicht bloß, daß dem Benjamin Raule in Middelburg Commissionen gegeben wurden zur Ausrüstung von Kapern gegen schwedische Handelsschiffe,[484]) und daß schon im Februar Weisungen nach Königsberg geschickt waren: „zwei Schiffe nach Kriegsgebrauch auszurüsten, so zum Abbruch einiger Feinde gebraucht werden;"[485]) der Kurfürst

persönlich leitete mit dem Obrist Simon de Bolsey Unterhandlungen ein„ zur Rüstung eines Regiments von 600 Mariniers auf holländischem Fuß;" es wurden in Seeland einige Fregatten und kleinere Schiffe gemiethet, sie an Bord zu nehmen;[486]) einige Wochen später wurden noch von der Admiralität in Amsterdam drei Fregatten in Miethe genommen; beide Escadres mit der Bestimmung, zuerst nach der Weser und Elbe, dann nach der Ostsee zu gehen, „auf Vorpommern und Rügen zu segeln, da festen Fuß zu fassen, Contributionen zu erheben und S. Kf. D. Dessein auf Wismar oder sonst zu unterstützen.[487])

Mochte einstweilen der Fürst Statthalter in den Marken sorgen, daß „kein importanter Ort in der Schweden Gewalt komme," und die Bürger bewaffnen, die Lehnsmannschaft aufbieten, die Päße verhauen, um Stand zu halten, bis der Feldzug begann; dieser Feldzug — das zeigte die Seerüstung — sollte mehr als bloße Defension sein; „es wird ihnen Pommern kosten."

Gegen Oranien, gegen den Kaiser sprach der Kurfürst jetzt unumwunden aus: daß man die Schweden völlig aus Deutschland entfernen, daß Pommern an ihn kommen müsse; so lange es die Vertheidigung des Reichs und der Alliirten gegen Frankreich gegolten, habe er keinerlei Entschädigung in Anspruch genommen; nachdem die Schweden so verfahren, wie sie gethan, sei es nothwendig, sie, die nie aufhören würden, mit Frankreich gegen Kaiser und Reich zu sein, nicht länger als Mitstände im Reich zu dulden.[488])

Dann in den ersten Wochen des Mai folgten die Conferenzen der Alliirten unter Vorsitz Oranien's.[489]) Schon war Lüttich durch Verrath in den Händen der Franzosen; eben jetzt nahmen sie Dinant, demnächst Huy, sie waren Herren der Maaslinie; ihre Stellung da trennte das brabantisch-flandrische Kriegstheater von dem an der Mosel und dem oberen Rhein, von der Kriegsmacht im oberen Deutschland, während die Norddeutschlands sich gegen Schweden wenden zu müssen schien.

In den Conferenzen — am 15. Mai unterzeichnete man das Protocoll — wurde demgemäß festgestellt, daß drei Armeen unter Oranien, dem Lothringer, Montecuculi gegen Frankreich, zwei Armeen, im Betrage von 55,000 Mann, die eine unter dem Kurfürsten, die andere an der Weser gegen Schweden agiren sollten; die Kaiserlichen bestanden darauf, daß die tüchtigen Truppen der braunschweigischen Herren dem Lothringer zugewiesen würden, um so mehr, da man zweifeln müsse, ob sie gegen ihren Bruder und Vetter von Hannover würden schlagen wollen; man rechnete

auf Dänemark, auf Münster, um die 55,000 Mann vollzählig zu machen; man fügte die brandenburgischen Truppen, die unter den Generalen Spaen und Eller in Cleve und der Mark standen, der Weserarmee bei, indem man die Kaiserlichen unter Graf Cop und die kursächsischen dem Kurfürsten dafür zuwies. Am 15. Juni sollte die Kriegserklärung der Alliirten gegen Schweden erfolgen.

Aber des Bischofs von Münster war man noch keineswegs gewiß; daß der Kurfürst sich bemühte, ihn zu gewinnen,[490]) erhöhte in Wien nur das Mißtrauen gegen den Prälaten. Und in Kopenhagen wurden vom Ritter Terlon, von dem schwedischen Gesandten, von der Königin Mutter die äußersten Anstrengungen gemacht, den König zurückzuhalten; es wurde ihm die Verlobung seiner Schwester mit dem jungen Schwedenkönige angetragen und der Antrag gern angenommen. Freilich hatte der Hof Lust genug, trotzdem gegen Schweden zu gehen, wenn es ohne Gefahr geschehen könne; „aber man werde sich nicht induciren lassen," sagte der Kanzler Griffenfeld zu Brandt (15. Mai), „die Declaration des Krieges gegen Schweden, worüber man im Haag einig geworden, zu unterzeichnen, und sich dadurch die schwedische Armee auf den Hals zu ziehen; das seien spanische und holländische Anschläge, sie wollten dadurch den Krieg allein auf Dänemark und Brandenburg wälzen und dann den Kopf aus der Schlinge ziehen; man werde nicht eher den Ernst zeigen, als bis man von Seiten des Kaisers und Hollands dasselbe sehe." Den kühnen Gedanken des Kurfürsten, Schweden in Schonen anzugreifen, wies man von der Hand.

Und für Holland hatte der schwedische Handel ein zu großes Interesse, als daß die Hochmögenden besondere Neigung hätten haben sollen, „die Maske abzuziehen;" zumal da man seit dem Kriege von 1658 eine große Meinung auch von der Seetüchtigkeit der Schweden hatte. Von vielen Seiten wurde empfohlen, die Vermittlung zwischen Schweden und Dänemark zu versuchen; wenigstens der Handel mit Schweden, forderten die Kaufleute, müsse, auch wenn der Krieg erklärt werde, ungestörten Fortgang haben. Gegen die rauleschen Kapereien schwedischer Schiffe wurden höchst entrüstete Reclamationen gemacht, während holländische Kaper gegen Frankreich dafür galten, ganz in der Ordnung zu sein.[491])

Noch weniger war man am Wiener Hofe geneigt zu helfen, daß Brandenburg noch mehr Geltung gewinne. Freilich der Hofkanzler Hocher wiederholte, was er oft gesagt: „daß das Haus Oestreich niemals auf einen grünen Zweig und das Reich in beständige Ruhe und Wohlfahrt kommen könne, so lange Schweden einen Fuß auf deutschem Boden habe; auch

zweifle er nicht, daß Kais. Maj. Niemandem lieber, als dem Kurfürsten das schwedische Pommern gönnen werde; aber es seien Einige, die dafür hielten, daß der Kurfürst dann allzumächtig sein würde." Umsonst drang Krockow auf bestimmte Erklärungen; „man warte nur auf das Ergebniß der Haager Conferenz, das sei das primum mobile des ganzen Werkes; sollte sie wohl ausschlagen, so sei kein Zweifel, daß der kaiserliche Hof nachdrücklich in Regensburg sprechen werde." Und als der Courier die Beschlüsse vom 15. Mai brachte und Crockow fragte, ob man am 15. Juni den Krieg erklären werde, war die Antwort: „es sei mit Vorbehalt der Ratification geschlossen; man wisse nicht, ob die Krone Dänemark ratificiren werde, sie habe im Haag neue Schwierigkeiten gemacht, und die Generalstaaten wären darauf stutzig geworden; übrigens habe der kaiserliche Geheimrath solche Anträge in Regensburg beschlossen, daß der Kurfürst damit zufrieden sein werde." Auf Krockow's Frage, ob es so gemeint sei, daß, wenn in Regensburg nicht der Krieg gegen Schweden beschlossen werde, Kais. Maj. ihn auch nicht declariren würde, gab Hocher keine bestimmte Antwort.

Dies war am 9. Juni; des Kurfürsten Armee war bereits vom Main aufgebrochen und in raschem Marsch der Elbe zu. Er wußte so gut, wie man in Wien wußte, daß der Herzog von Hannover seine Truppen nach dem Eichsfeld zu in Marsch setze, sich den Schweden, die bereits die Elbe bei Havelberg besetzt hatten, zu nähern, oder gar Erfurt zu nehmen und sie da zu erwarten. Umsonst machte Meinders, der nach Dresden gesandt war, dort auf diese nahe Gefahr aufmerksam;[492] und wenn man in Wien immer wiederholte, daß die kursächsischen Völker zu Graf Cop stoßen würden, so hieß es in Dresden: „man könne sich nicht allein zu keiner Conjunction verstehen, sondern es sei auch dem Hofe von Kais. Maj. nichts zugekommen; der casus foederis sei noch nicht existent." Graf Cop sandte des Kurfürsten Aufforderung, sich mit ihm an der Elbe im barby'schen Winkel zum 20. Juni zu vereinigen, durch einen Courier nach Wien, und da wurde am 13. beschlossen, „daß das kaiserliche Corps nicht an die Elbe gehn, sondern zum Fürsten von Anhalt stoßen sollte, weil auf solche Manier Schlesien besser gedeckt sei."[493]

Bedenklicher als alles Andere war die höchst unzuverlässige Stimmung am polnischen Hofe. Als der Kurfürst im Winter des Schwedeneinfalles wegen um die Rücksendung des Hülfscorps gebeten hatte, das er zum Türkenkriege gesendet, war König Johann Sobieski höchst heftig aufgefahren, als könne davon durchaus nicht die Rede sein. Er hatte die Truppen dann doch mit großer Belobung ihrer ausgezeichneten Dienste — es waren

nur noch 700 Mann — entlassen; aber nur um so mehr fanden die Bemühungen Frankreichs und Schwedens bei ihm Eingang. Er nahm die Herrschaften Lauenburg und Bütow als polnische Lehen unter seinen Schutz; er verpflichtete sich, den Truppen aus Preußen den Paß über die Weichsel nicht zu gestatten; in Danzig machte Liljehöck seine Umtriebe, unterstützt von dem Pastor Dr. Strauch, aus der Wittenberger Schule, der die Zünfte gegen den Rath und dessen fürsichtiges Regiment aufregte, Aufnahme Zünftiger in den Rath zu fordern, damit der Stadt endlich die ihrer würdige Rolle in der Welt zu Theil werde. Auch in den anderen Städten Westpreußens schwoll die Erbitterung gegen den ketzerischen Brandenburger; und nur zu leicht war im Herzogthum das Verlangen nach der alten Libertät und der Rückkehr zu Polen wieder entzündet. Wie hätte der Polenkönig nicht die Hand bieten sollen, das Herzogthum wieder polnisch zu machen. Der Kurfürst wußte nicht, wie weit die Dinge bereits waren, am wenigsten, daß am 11. Juni in Warschau ein Vertrag geschlossen wurde, in dem sich der König gegen Frankreich verpflichtete, gleich nach geschlossenem Türkenfrieden den Krieg gegen Brandenburg zu erklären.[494])

So die politische Lage des Kurfürsten, als er sein Heer in raschen Märschen durch Thüringen heranführte. Noch standen die Alliirten im besten Frieden mit Schweden, und von dem, was sie in den Haager Conferenzen versprochen, war noch nichts geschehen. Die 8000 Mann, welche der Prinz gegen das Bremische gesammelt hatte, wurden zurückgerufen, um in Flandern verwendet zu werden; die braunschweigischen Truppen waren jenseits des Rheins, auch ein Theil der münsterschen; und zwischen Weser und Elbe konnte die schwedisch-hannoversche Kriegsmacht frei agiren. Zu der dänisch-holländischen Flotte von 40 Schiffen, die am Tage der Kriegserklärung im Sund sein sollten, hatte Holland statt 24 vorerst nur 9 zu senden in Absicht, und diese waren noch nicht equipirt; von den Subsidien, die der Kurfürst gerade jetzt so dringend brauchte, waren spanischer Seits sieben, staatischer Seits sechs Monate, zusammen fast eine halbe Million rückständig. Mit Recht beschwerte er sich, daß die Alliirten ihn die ganze Gefahr allein übernehmen ließen.[495]) Mißlang sein Unternehmen, so erklärte weder der Kaiser, noch das Reich, noch Dänemark den Krieg, nicht bloß Hannover und Gottorp schlug sich zu den Schweden, auch Kursachsen eilte, auf Kosten Brandenburgs seinen Vortheil zu suchen, und der Polenkönig hätte trotz des Türkenkriegs wohl noch ein paar Tausend Edelleute zusammengebracht, sich auf Preußen zu werfen.

Der Kurfürst wußte, daß die Schweden in Pommern und der Mark

etwa 20,000 Mann stark seien; und ihr Führer war Karl Gustav von Wrangel, der unter den großen Feldherren der Zeit neben Türenne, Condé und Montecuculi genannt wurde. Er wußte ferner, daß Wrangel, nachdem er das Land jenseits der Oder ausgesogen, bei Stettin auf das linke Oderufer gegangen war, die erste brandenburgische Feste Löcknitz am 16. Mai zur Capitulation gezwungen hatte,[496]) dann in der Richtung auf Berlin vorrückend Neustadt, Freienwalde, Wrietzen, Bernau geplündert und gebrandschatzt, die Dörfer bis auf zwei Stunden vor Berlin verwüstet hatte. Schon in Ilmenau (9. Juni) erreichte ihn das Gerücht, daß die Schweden nicht, wie man erwartet hatte, die Elbe bei der Festung Dömitz, sondern höher stromauf passirt hätten, daß sie sich auf Magdeburg werfen wollten, daß sie die Stadt — sie gehörte ja noch dem Administrator von Halle — leicht zu nehmen hofften, und sich dann mit dem hannoverschen Heere vereinigen würden.

Der Kurfürst hatte seinen linken Flügel — er selbst war beim rechten — durch das Werrathal gehen lassen; von da führte der weitere Marsch über Mühlhausen nach Magdeburg dicht am Eichsfeld vorüber, wo bereits die Hannoveraner stehen sollten; wie wenn diese einen Angriff wagten? der rechte Flügel ging zwei Märsche davon entfernt an der Gera hinab. „In der That, unsre Sache sieht übel aus," schrieb Buch am 9. Juni.

Man marschirte rasch weiter; am 16., als man Heldrungen erreicht hatte, war der linke Flügel, ohne daß er belästigt worden war, herangekommen. Am 21. erreichte der Kurfürst mit seiner Cavallerie und 1200 Mann Commandirten vom Fußvolk, Magdeburg.

Hier in Magdeburg ergab sich aus Briefen, die man auffing, daß die Schweden und Hannoveraner Alles zur Conjunction, zum Angriff der Stadt „am Gottesacker" eingeleitet hatten, daß der Commandant der Stadt, Obrist Schmidt, mit dem Feinde in Correspondenz stand. Er wurde arretirt. Acht Tage später wäre die wichtigste Elbfestung durch Verrath in des Feindes Hand gewesen. Der unerhört schnelle Marsch des brandenburgischen Heeres — in sechszehn Tagen fast vierzig Meilen — hatte den strategischen Plan der Gegner durchrissen.

Ueber die Stellung der Schweden erfuhr der Kurfürst hier, daß sie die Pässe bei Fehrbellin und Oranienburg genommen, Brandenburg besetzt, einen Versuch auf Spandau gemacht hatten, aber zurückgeworfen seien; ferner, daß Wrangel von Brandenburg nach Rheinsberg gegangen sei, in Havelberg magaziniren lasse, selbst dorthin gehen werde, um da über die Elbe gehend mit den Hannoveranern sich zu vereinigen; endlich, daß die

Bauern der Altmark, in Compagnien längst der Elbe lagernd, bisher den Uebergang gewehrt hätten.[497]) Also die Schweden standen längs dem rechten Havelufer von Brandenburg bis Havelberg, in der Vorbereitung, rechtsab über die Elbe zu gehen. In der Weise, wie man im Haag besprochen, war nicht mehr nach Mecklenburg durchzukommen. Des Kurfürsten Fußvölker waren bis auf die 1200 Mann Commandirte noch zwei Märsche zurück, die Kaiserlichen, die er hier an der Elbe zu finden erwartete, waren nicht eingetroffen; sollte er ohne Fußvolk vorgehen? Freilich wenn er auf Berlin marschirte, so fand er dort ein Corps von etwa 5000 Mann; aber er hätte nicht bloß mehrere Tage verloren, sondern von Berlin aus hätte er dem schon im Marsch über die Elbe begriffenen Feind nur in die Nachhut fallen können, und in den zahlreichen Päßen des Havellandes hätte ihn derselbe mit kleinen Posten aufhalten und einstweilen die Elbe überschreiten können. Es galt, mit einem kühnen Stoß die Marschlinie des Feindes zu sprengen.

Zum Angriff wählte er von den drei Havelpässen Brandenburg, Rathenow, Havelberg, welche der Feind stark besetzt hatte, den mittleren. Es galt rasch vorzugehen und den Stoß auf Rathenow so plötzlich zu führen, daß der Feind — von Brandenburg bis Havelberg sind fast zehn Meilen — nicht Zeit behielt, sich zu sammeln.

Am Sonnabend 22. Juni ließ der Kurfürst seine Truppen rasten. Vor Sonnenaufgang sammelten sich die Regimenter zum Aufbruch; für die Musketiere waren 120 Rüstwagen bestellt, deren jeder zugleich ein Boot trug; es folgten die Geschütze, zwei Zwölfpfünder, zwei Haubitzen, neun Regimentsstücke mit doppelter Bespannung. Der strömende Regen erschwerte den Marsch. Zwei Bürger aus Rathenow, die man traf, sagten aus, daß Obrist von Wangelin mit sechs Compagnien Dragoner seit vier Tagen in Rathenow eingerückt sei; man mußte besorgen, daß es geschehen sei, um dem erwarteten Angriff zu begegnen.[498])

Um so mehr that Vorsicht Noth. Gleich nach Mitternacht gingen Partheien auf Brandenburg, Plaue, Rathenow vor, des Feindes Stellungen aufzuklären; der Kurfürst harrte bis acht Uhr ihrer Meldungen. Dann kam ein Edelmann aus der Nähe von Rathenow, der noch Abends vorher in der Stadt gewesen war, da Wangelin gesprochen hatte; er konnte versichern, daß derselbe keine Ahndung von der Nähe des Kurfürsten habe. Sofort wurde aufgebrochen; aber der Regen ließ die Geschütze und Rüstwagen nicht schnell genug nachkommen. Man mußte am Abend im Wald bei Vieritz, eine Meile oberhalb Rathenow, Halt machen, sie zu erwarten.

Dorthin kamen die ausgesandten Partheien zurück; Alles stand nach Wunsch.

Während der Nacht zum Dienstag wurden die Vorbereitungen zum Angriff auf Rathenow gemacht; ein Theil der Musketiere fuhr auf den Boten die Havel hinab, die Stadt von der Südseite anzugreifen, während die übrigen Regimenter, die Dragoner voran, die Brücken über die zwei Havelarme forciren sollten. Namentlich hier — die zweite Brücke war abgeworfen — war schwere Arbeit; es gab einen Moment, wo die Bewegung stockte, der Angriff mißlungen schien; daß die Musketiere eben jetzt eine der Stadtpforten nahmen, daß die Brücke, unter heftigem Feuer hergestellt, endlich den Angriff auf das Havelthor möglich machte, war entscheidend. Noch gab es in den Straßen harten Kampf; aber der Erfolg war vollständig. Der Obrist von Wangelin, der früher am Hofe zu Berlin wohl geäußert hatte, 5000 Mann Schweden würden 50,000 Brandenburger Fersengeld zahlen lehren, hatte jetzt die Beschämung, als Kriegsgefangener vor dem Kurfürsten zu stehen und dessen erste Zornworte über das barbarische Verfahren der Schweden in seinen armen Marken anhören zu müssen. Wie er selbst, so war der größte Theil seiner Officiere und Mannschaft gefangen, alle Pferde, 6 Fahnen, 2 Heerpauken erbeutet; und was wichtiger als Alles war, der Anfang, sich wie ein Keil zwischen den Feldherrn Wrangel, der, 4000 Mann stark, in Havelberg stand, und seinen Bruder, General-Lieutenant Waldemar Wrangel in Brandenburg, einzutreiben, war gemacht. Partheien wurden ausgesandt, die Verbindungen nach Havelberg aufzuklären und die Brücken zu zerstören, namentlich der tapfere Obrist Henninges schlich sich bis auf den Weg von Fehrbellin nach Neu-Ruppin durch, zerstörte die Brücke des Damms bei Fehrbellin. Der Fürst von Anhalt erhielt Befehl, von Berlin aus Oranienburg und den Kremmer Damm zu besetzen.

Am Mittwoch den 26. nach dem Gottesdienst, der zum Dank für den Sieg bei Rathenow gehalten wurde, kam die Nachricht, daß am vorigen Morgen Waldemar Wrangel aufgebrochen sei nach Rathenow, um dort über die Havel zu gehen, daß er auf die Nachricht vom Fall der Stadt sich rechts gewandt habe, über Friesack nach Havelberg zu marschiren, daß er bei Barnewitz stehe. Er durfte nicht entkommen. Sofort wurde aufgebrochen; nur 500 Musketiere blieben in Rathenow. Als man am Abend Barnewitz erreichte, war der Feind hinweg; er war rückwärts nach Nauen geeilt, von dort Fehrbellin zu erreichen, und, während seine Nachhut in den Päffen bei Nauen dem Feind Aufenthalt genug machen konnte, das

Heer — 4000 Pferde, 7000 Mann Fußvolk mit 38 Geschützen — ruhig abzuführen.

Mit größter Hartnäckigkeit vertheidigte die Nachhut, als die Brandenburger am 27. Mittags nach Nauen kamen, den langen und schmalen Damm nordwärts des Städtchens; erst spät wurde man seiner Meister. Die Pferde und Menschen waren auf's Höchste erschöpft; man konnte nicht weiter vorgehen.

Am Freitag mit Tagesgrauen wurde aufgebrochen. Der Prinz von Homburg, der die Vortruppen, 1500 Reiter, führte, eilte voraus; nach einer Stunde meldete er, daß er den Feind vor sich habe,[499]) bat um Erlaubniß, ihn anzugreifen, damit er zum Stehen gezwungen und festgehalten werde, bis der Kurfürst herankomme. Selbst der alte Derfflinger widerrieth, den bei Weitem stärkeren Feind mit den erschöpften Truppen ohne alle Infanterie — denn die 500 Musketiere waren noch mehrere Stunden zurück — zur Schlacht zu zwingen. Aber wiederholte dringendere Meldungen Homburg's entschieden. Die Dragoner wurden, ihm zur Verstärkung, vorausgesandt; die Colonnen folgten, so schnell es bei den engen Wald- und Bruchwegen möglich war.

Der Feind hatte zur Rechten und Linken weite Moore, zwischen denen eine Landwehre südwärts Linum den Paß schließt,[500]) zur Rechten beginnt bei Linum ein Zug sandiger, zum Theil mit Kiefern bewachsener Höhen, der sich beim Dorf Hackenberg vorüber bis Fehrbellin fortsetzt. Daß Wrangel, vom Prinzen hart gedrängt, die Landwehre bei Linum aufgab und hinter dem Dorf Stellung nahm, gab dem brandenburgischen Heere Raum, aufzurücken.

Während das Gefecht bei Linum lebhafter wurde, schob der Prinz einige Schwadronen links auf die bewachsenen Höhen; bald mußte der Feind inne werden, daß er in der Flanke bedroht sei; er ging in eine dritte Stellung bei Hackenberg zurück; aber, einmal auf der Höhe, folgten Derfflinger's und Bomsdorf's Dragoner; unter ihrer Deckung wurden die Kanonen dort aufgepflanzt, deren Feuer die zwei Treffen des Feindes beherrschte. Gegen sie warf Wrangel Dalwig's Regiment Fußvolk, mehrere Reiterregimenter. Dort entspann sich der heftigste Kampf; man hatte die ganze Wucht der schwedischen Uebermacht wider sich; das Regiment Anhalt, selbst die Leibtrabanten wichen. Der Kurfürst war mitten im Handgemenge, er selbst stellte sich an die Spitze einiger Schwadronen, die alle Officiere verloren hatten, und führte sie zum neuen Angriff; „seine Augen," sagt ein Augenzeuge, „schienen wie zwei funkelnde Kometen." Endlich war

das Regiment Dalwig durchbrochen, niedergehauen, „also daß von dem ganzen Regiment — es hatte 1200 Mann gezählt — nicht 20 Soldaten entkamen, welche nicht gefangen oder getödtet waren, und gefangen wurden nicht mehr als 60 bis 70."

Der rechte Flügel des Feindes war gebrochen; Wrangel begann den Rückzug auf Fehrbellin, den die noch festen Regimenter des linken Flügels decken sollten. Von den Brandenburgern auf der Höhe zur Seite hart gedrängt, erreichte er die Stadt, deren Ausgänge schon während des Gefechts ein zurückgesandtes Reiterregiment verhauen und besetzt hatte.

Es war unmöglich, ohne Fußvolk,[501]) mit den bis zur äußersten Erschöpfung angestrengten Menschen und Pferden — seit sechs Tagen waren sie in steter Action gewesen — noch gegen die Stadt etwas zu wagen; es sollte folgenden Tags geschehen; 2100 Schweden, viele Officiere, lagen todt oder sterbend auf dem Schlachtfeld; „von ihren Verwundeten," sagt von Buch, „haben wir nie die Zahl erfahren." „Der Gefangenen waren wenig," sagt ein anderer Bericht, „weil die Furie der Brandenburger Alles niedergemacht."

In der Nacht ließ Wrangel auf der schleunigst hergestellten Dammbrücke den Abmarsch beginnen; der frühe Angriff der Brandenburger, ihr Eindringen in die Stadt, das Zusammenbrechen der Brücke machte den Abzug zur wilden Flucht, vollendete die Niederlage.

Auf die Nachricht vom Fall Rathenows war auch der Reichsfeldherr mit seinen Corps, etwa 4000 Mann, aus Havelberg aufgebrochen; am Tage von Fehrbellin war er in Kyritz, marschirte nach Wittstock, nicht ohne von den verfolgenden Compagnien der altmärkischen Bauern hart mitgenommen zu werden. Auch die von Fehrbellin flüchtenden Massen wandten sich dahin, bis an die Mauern der Stadt hart verfolgt. Ohne Halten ging der Rückzug weiter auf Wismar. Ein Schreiben aus Lübeck sagt: „das Flüchten aus den schwedischen Orten ist so groß, daß Leute zwölf Meilen weit hieher kommen;" ein anderes aus Stralsund: „das Flüchten aus dem Lande hierher ist unbeschreiblich und wird Alles in die festen Städte gebracht; hier ist solche Perplexität, daß man an keinen Handel denkt."

Wohl durfte Crockow von Wien aus dem Kurfürsten Glück wünschen, daß er „das veni, vidi, vici so glücklich praktisirt habe." Rathenow, Nauen, Fehrbellin waren Siegestage, die sich den glänzendsten Türenne's und Condé's an die Seite stellen konnten. So kühn der strategische Plan dieser „Cavalcade," eben so bewundrungswürdig war dessen Ausführung. Sie zeigte eine taktische Meisterschaft, eine Leistungsfähigkeit und Zuverlässig-

keit der Officiere und der Truppen, wie sie damals keine Armee außer der französischen besaß. Es war ein verwegenes Unternehmen, sich auf einen dreimal stärkeren Feind zu stürzen, der in seiner ganzen Front durch einen Strom gedeckt stand, ein verwegeneres, ihn dann mit 6000 Reitern gegen 7000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter, mit 13 Geschützen gegen 38 zur Schlacht zu zwingen; und der mörderische Kampf am Hackenberg zeigte, daß in diesem Feind die alte Kriegsfurie nicht erloschen war. Der Erfolg erwies, daß der Kurfürst seine Truppen, seine Officiere, sich selbst nicht überschätzt hatte. [502])

Die militairische Folge dieser Siegestage war, daß die Schweden die brandenburgischen Lande, die sie mit so frechem Uebermuth überzogen, mißhandelt, ausgeheert hatten, völlig räumten, und, wie ein Zeitgenosse schreibt, „in ihre Schlupfwinkel an der Seekante" zurück flüchteten. Da freilich hatten sie Festungen in großer Zahl, sie hatten Stralsund und Wismar; der Kieler Hafen war im Besitz des Gottorper Herzogs; dessen Kriegsvolk, das des Herzogs von Hannover, konnte sich mit dem schwedischen Corps zwischen Weser und Elbe verbinden; Hamburg, Lübeck hingen den Schweden an, leisteten ihn gern allen Vorschub. Es war nur erst ein Anfang, dies Stück Fremdherrschaft auf deutschem Boden zu brechen; aber der Weg war geöffnet.

Türenne schrieb auf die Nachricht von Fehrbellin: „ganz Deutschland wird seine Gedanken ändern." [503]) Jedermann in Deutschland wußte, daß die Krone Schweden nur in französischem Sold und Interesse ihre Invasion gemacht hatte, daß sie, so lange sie Mitstand im Reich bleibe, in jedem gegebenen Fall wieder für Frankreich eintreten würde, daß man sich der Macht Frankreichs nie und nimmer erwehren könne, so lange es schwedische Gesandte auf dem Reichstage und schwedische Festungen an der Ost- und Nordseeküste gab. Man hatte fast ein Menschenalter Zeit gehabt, zu erkennen, welche Segnungen dem deutschen Wesen der Frieden von 1648 und daß die beiden Kronen dessen Garanten seien, bringen wolle; und diesen Frieden hatte Frankreich, hatte Schweden gebrochen. Sollten die deutschen Lande jenseits des Rheines gerettet werden und gesichert bleiben, so mußte man zuerst den Rücken frei haben, man mußte die Schweden über das Meer zurücktreiben; mit der deutschen Küste vertheidigte, rettete man den Rhein.

Wohl dem deutschen Wesen, wenn geschah, was Türenne fürchtete, wenn sich „die Gedanken änderten."

Der Feldzug in Pommern 1675.

Die Niederlage der Schweden machte nah und fern unermeßlichen Eindruck. „Sie wird ein großes Feuer im Norden anzünden," schreibt ein französischer Agent aus Hamburg, „sie hat die Beschlüsse in Regensburg schnell fertig gemacht." [504]) Die Erklärung des Reichskrieges gegen Schweden erfolgte am 18. Juli. Konnte Hannover noch wagen, Schwedens Alliirter zu sein? schon hatte Baiern sein schwedisches Bündniß zur Seite gelegt und sich neutral erklärt; auch Kursachsen verzichtete darauf, sein zweideutiges Spiel fortzusetzen. Und die Herren von Celle, Osnabrück, Wolfenbüttel waren in der Aussicht auf „Theilung der schwedischen Provinzen" voll Eifer. Von Kopenhagen, wo man so eben die Verlobung der dänischen Prinzessin mit Karl XI. gefeiert, gingen Truppen auf Truppen nach den Herzogthümern; der König selbst folgte, mit dem Gottorper die bisher lahmen Unterhandlungen zu einem raschen Ende zu führen.

Aber die Nachrichten aus den schwedisch-deutschen Provinzen lauteten nicht eben kleinmüthig; „das schwedische Heer ist mehr zerstreut, als geschlagen;" man erwartete die Ankunft der Flotte mit 5000 Mann Nationaltruppen. In Lübeck, in Hamburg waren einige tausend Mann frisch geworbene Leute zum Ausmarsch fertig; französisches Geld lag in Hamburg zu weiteren Werbungen bereit, und die französischen Agenten, namentlich M. de Vitry, der mit boshafter Geschäftigkeit zu immer ärgeren Gewaltsamkeiten in den Marken gestachelt hatte, waren jetzt doppelt eifrig, den Schweden von ihrer verpfändeten Ehre, die sie nun lösen müßten, der übrigen Welt von den staunenswürdigen Thaten, die nun Schweden vollbringen werde, vorzureden. Man hielt, natürlich am meisten in deutschen Landen, das Geschehene nur für ein zufälliges Mißgeschick der schwedischen Waffen, denen der Brandenburger sich doch wohl nicht einbilden werde gewachsen zu sein; man erwartete, daß diese Kriegsmacht, die man immer noch in dem Nimbus der Siege Gustav Adolph's, Torstenson's, Karl Gustav's sah, sich nun um so gewaltiger erheben werde; man ahnte nicht, wie funfzehn Jahre schlaffen Regiments hingereicht hatten, diese stahlharte militairische Organisation vollkommen zu zerrütten.

Der Kurfürst gab seinen Reitern Rast, bis das Fußvolk über Magdeburg nachgekommen war. Dann ging er über Perleberg (8. Juli) ins Mecklenburgische, in der Richtung auf Wismar; er nahm sein Haupt-

quartier in Schwan; in wenigen Tagen wurde Warnemünde — die Besatzung flüchtete zur See nach Wismar — genommen. Damit war die schwedische Macht jenseits der Elbe von der in Pommern völlig getrennt, den in Lübeck und Hamburg für Schweden geworbenen Völkern der Weg gesperrt. Zugleich waren 6000 Mann unter den Generalen Spaen und Eller von Minden aus in Marsch, sich mit ebenso vielen münsterschen Truppen zum Einfall ins Bremische zu vereinen. Die brandenburgischen Schiffe segelten aus der Maas und dem Texel nach der Wesermündung, deren Fahrwasser von der neuangelegten schwedischen Feste Karlsburg (Bremerhafen) beherrscht wurde.

Der Kurfürst hatte seinen Theil der Haager Verabredungen vollständig erfüllt. Aber weder die staatische Flotte, noch die dänische war in See. Ohne Flotte in der Ostsee konnte er nicht daran denken, die Schweden mit dem offenen Meer im Rücken niederzuwerfen. Und Dänemark zögerte mit der Kriegserklärung. Der König hatte ein stattliches Heer, bei 20,000 Mann, in den Herzogthümern versammelt; er lud seinen Schwager, den Herzog von Gottorp, nach Rendsburg; er ließ, als der Herzog den ihm vorgelegten Vertrag ablehnte, die Thore der Festung schließen und ihn für gefangen erklären. Der Betrogene erkaufte sich mit der Annahme des Vertrages, in dem er die Souverainetät Schleswigs aufgab und seine Festungen dem Könige überließ (20. Juli), die Freiheit, um sofort von Hamburg aus gegen alles Geschehene zu protestiren; worauf der König das gottorpische Schleswig einzog und dem seinigen incorporirte.

Der Kurfürst hatte den König zu sofortigem Angriff auf Wismar auffordern lassen. Am 27. Juli kam der dänische General Bauditz nach Schwan: das Unternehmen sei sehr bedenklich, auch des Königs Flotte nicht fertig; Schiffe habe er genug, aber die holländische Escadre, die für die Ostsee bestimmt worden, bringe erst Segel, Taue, Anker, 3000 Bootsleute, Seeofficiere mit;[505]) man könne Wismar nicht nehmen, bevor es von der Wasserseite gesperrt sei. Der Kurfürst drängte „den Feind nicht den Frieden genießen zu lassen;" er schlug vor, daß die Flotte die Inseln Rügen, Usedom, Wollin angreifen möge, während zu Lande die Dänen, die Brandenburger, die Kaiserlichen über die Peene vordrängen. Der General versprach, Alles zu berichten.

Der Dänenkönig schien Absichten anderer Art zu haben; er zog seine Truppen dicht um Hamburg zusammen; auch schien ihm wenig genehm zu sein, daß Münster und Brandenburg zwischen Elbe und Weser agiren sollten; Bauditz hatte angedeutet, daß man dazu besser die braun=

schweigischen Truppen von der Mosel zurückrufe. So verging Woche auf Woche. „Ich beklage nichts mehr,“ schreibt der Kurfürst an Oranien, „als die gute Zeit, die man vorbeigehen und dem Feinde läßt, um sich aus seiner Furcht und großen Confusion wieder zu recolligiren.“

Und in Wien war man zwar „fast bestürzt über die Conduite des dänischen Hofes,“ fand es, „nicht raisonnabel,“ daß derselbe „unter der Gunst der Allianz seine Particularsachen ausmache und nichts für das gemeine Beste thue;“ aber Graf Cop rückte äußerst langsam vor, erreichte erst in der zweiten Augustwoche Mecklenburg, lagerte bei Schwerin. Er war statt 10,000 Mann nur 6000 Mann stark, da die Kursachsen noch nicht ausmarschirt waren; „der Kaiser wolle erst die Citadelle von Erfurt in Händen haben,“ schreibt Crockow 21. Juli, „worüber mit Maynz verhandelt werde.“ Auf die Frage der Satisfaction, fügt er hinzu, gebe man immer noch keine Antwort, und „ist leicht zu merken, daß das Haus Oestreich sein Interesse mit darein flechten und auf die eine oder andere Art mit participiren will.“ Und am 25. August: „er besorge, daß man kaiserlicher Seits beabsichtige, das schwedische Werk so lange hinzuziehen, bis man mit Frankreich richtig sei, damit Kais. Maj. alsdann mit ihrer eigenen Armee die Execution gegen Schweden thun könne.“ Auf die Anfrage des dänischen Gesandten, ob es Kais. Maj. Meinung wäre, daß die östreichischen Interessen verböten, die Schweden aus dem Reiche zu treiben und durch ihre Provinzen Brandenburg und Braunschweig zu vergrößern, antwortete der Hofkanzler Hocher: „Kais. Maj. werde dahin bedacht sein, daß wegen der Satisfaction und der Conquesten unter den Alliirten etwas Gewisses verabredet und alles Mißverständniß verhütet werde;“ Crockow fügt hinzu, „es läßt sich wohl ein und der andere Minister vernehmen, daß Kais. Maj. durch Compensation oder sonst daran Theil haben müsse.“

Warum suchte Oestreich nicht Compensationen jenseits des Rheins? Eben jetzt schienen sie sich da von selbst zu bieten. Seit Wochen manövrirten in der Gegend von Straßburg Montecuculi und Türenne gegen einander; Türenne mit glücklicherem Erfolg; als er den Gegner „in der Hand zu haben,“ glaubte, wurde er am 27. Juli bei Saßbach von einer Kugel getödtet. Die Verwirrung, die des Feldherrn Tod bei seinen Truppen hervorgebracht, benutzte der kaiserliche General zum Angriff von Altenheim 31. Juli; die Franzosen wehrten ihn leidlich ab, aber sie zogen sich über den Rhein hinter die Ill zurück. Und wenige Tage später, am 11. August, schlug der alte Lothringer an der Conzer Brücke den Marschall

Crequi, der Trier entsetzen wollte; Trier selbst fiel Anfang September; der Marschall wurde gefangen; es waren Ehrentage der braunschweigischen Truppen. Wie Großes hätte hier geleistet werden können, wenn Montecuculi rasch vorgedrungen wäre; aber Hagenau belagernd, ohne es nehmen zu wollen, ließ er dem Prinzen Condé Zeit, von Flandern heranzukommen; dann ging er über den Rhein zurück, ohne daß irgend jemand begriff, was ihn dazu bestimmte;[506] früh bezog er die Winterquartiere im schwäbischen Kreis.

Zugleich machte Oestreich alle Anstrengungen, die braunschweigischen Truppen an der Mosel festzuhalten, und verschob die Ratification des Vertrages mit Münster, so sehr der Kurfürst darauf drängte, von Woche zu Woche; nicht ohne die Gefahr, daß Hannover sich mit den Schweden zwischen Elbe und Weser verband. Mehr noch als an der baltischen Küste drohte hier im niedersächsischen Lande die östreichische Politik verschleppend und finassirend Alles zu verderben. In Betreff der Satisfaction, erklärte ein kaiserliches Rescript vom 9. August, könne der Kaiser sich nicht ohne seine Verbündeten herauslassen. Also der Kaiser wollte die Einmischung von Fremden, während es das höchste Interesse war, sie von Dingen, die man als Reichssachen behandeln konnte, wenn man jetzt wollte, fern zu halten. Crockow hatte sehr Recht, dem Kurfürsten zu rathen, daß er, sobald irgend möglich, mit Dänemark und dem Hause Braunschweig über die Satisfaction zu einem gewissen Abschluß kommen möge, „weil sonst der kaiserliche Hof und die Spanier solche Intriguen machen würden, daß man Noth haben werde, wieder herauszukommen."

Eben das war die Meinung des Kurfürsten. Es kostete, da die Dänen bereits Truppen über die Elbe ins Bremische geworfen hatten, um dem Bischof von Münster zuvorzukommen, während das Haus Braunschweig eben diese Bereiche für sich zu gewinnen wünschte, nicht geringe Mühe, zu vorläufigen Verständigungen zu kommen; des Kurfürsten Werk war es, daß, wie im Frühjahr Münster, so jetzt Hannover gewonnen wurde. Der Herzog von Hannover verstand sich zu einem Neutralitätsvertrage (21. September), der ihm günstigere Bedingungen gewährte, als man in Wien für angemessen hielt.[507]

Mochte der kaiserliche Hof diesen Vertrag verwerfen, mochte er auf das Aeußerste unzufrieden sein, daß die anderen braunschweigischen Herren ihre trefflichen Truppen über den Rhein zurückeilen ließen, — in Norddeutschland bewegten sich die Dinge in der Bahn weiter, die ihnen Brandenburg öffnete und vorzeichnete; Schritt vor Schritt weiter geschah, was die

östreichische Politik hatte hindern wollen. Die Zusammenkunft des Kurfürsten mit König Christian V. von Dänemark (in Gadebusch, 13. September) brachte die noch übrigen Fragen[508]) und den Kriegsplan zum Abschluß: Dänemark wird sich mit der Flotte einer der Inseln Rügen, Usedom, Wollin zu bemächtigen suchen, und wird mit einem Corps hierher nach Mecklenburg kommen; man wird an drei oder vier Orten die Passage nach Pommern zu derselben Zeit, wo die Action gegen die Inseln zu Wasser geschieht, zu forciren versuchen; wer da zuerst über die Moräste an der Grenze gelangt, zu dem werden sich die andern verfügen u. s. w. „Wenn ich den Paß von Triebsees habe, so ist Pommern verloren.“[509])

Sofort begann auf der ganzen Linie diesseits und jenseits der Elbe die Action. Am 13. September ließ der Kurfürst den Obristwachtmeister Schorr nach der Insel Poel übergehen; fast ohne einen Schuß zu thun, nahm er die Insel, „die Speisekammer Wismars.“ Es wurde versichert, daß bereits ein Theil der dänischen Flotte in See und auf dem Wege nach Rügen sei; von dem dänischen Landheer marschirte die kleinere Hälfte über Mölln heran, an Wismar vorüber, das durch ein paar alliirte Regimenter blokirt blieb; die größere ging über die Elbe. Zugleich zogen sich 6000 Mann Münstersche an der Weser zusammen, sie bei Hoya zu überschreiten; von Minden waren die 6000 Brandenburger unter Spaen und Eller in Anmarsch; weiter rechts rückten 7000 Mann Braunschweiger an der Aller vor; die brandenburgischen Orlogschiffe legten sich vor Karlstadt.

Es begann eine Art Kesseltreiben durch Bremen und Verden; die Schweden eilten, ihre kleineren Festen aufzugeben, sich in Karlsburg und Stade zu sammeln und zum äußersten Widerstand zu rüsten.

Auch an der Ostseeküste ging es seit dem Tage von Gadebusch raschen Schrittes weiter. In den ersten Octobertagen war die pommersche Grenze erreicht. Während die Dänen gegen den Paß von Dammgarten, die Kaiserlichen gegen Triebsees vorgingen, übernahm der Kurfürst, über Treptow und Klempnow die durch Sümpfe und verschanzte Pässe, so wie durch die Festungen Demmin und Anklam gedeckte Linie der Peene zu forciren. Mit raschen Märschen wurde Treptow erreicht, Schloß Klempnow mußte sich ergeben. Scheinangriffe an der ganzen Linie der Peene leiteten den Hauptstoß, der auf die Gutzkower Fähre gerichtet war, ein; nach einem heftigen Gefecht wurde die verschanzte Position genommen (15. October). Sobald die Schweden den Feind diesseits der Peene sahen, eilten sie, ihre Posten von Dammgarten und Triebsees zurückzuziehen, sie, da Stralsund nach den

Privilegien der Stadt nicht mehr als 1000 Mann aufnahm, nach Rügen überzusetzen.

Schon hatten sie einen noch schlimmern Verlust erlitten. Sie glaubten sich auf ihren Inseln Wollin und Usedom sicher, wenigstens von der Landseite her, und von dänischen Schiffen war nichts zu sehen. Sie hatten damit die Odermündungen, den freien Weg nach ihrer Hauptfestung Stettin. Am 10. October sahen die in Wollin Brandenburger nordwärts von Kammin, als wollten sie beim Dorf Divenow übergehen und die Divenowschanze auf der Insel angreifen; ein Commando unter Obristlieutenant Ißensee, einem brandenburgischen Vasallen, wurde zur Unterstützung dahin gesandt. General Schwerin, den der Kurfürst zu dem kühnen Unternehmen commandirt hatte, war nicht Willens, dort, sondern weiter südwärts, nahe bei Wollin, den Uebergang über den breiten Seestrom zu machen. Er hatte 6000 Mann, darunter zwei Regimenter aus Preußen, fünf Geschütze; 30 Boote aus Kolberg wurden auf Wagen mitgefahren. Bei dem Dorf Latzig, eine halbe Stunde unter Wollin, wurden die Boote ins Wasser gebracht, Truppen, zuerst Hohendorf's Dragoner, eingeschifft; erst als sie dem Ufer nahe waren, bemerkten die feindlichen Posten, was geschah; bevor die Besatzung in der Stadt allarmirt war, faßte Schwerin festen Fuß auf der Insel. Er stand zwischen der Stadt und der Divenower Schanze; deren Besatzung glaubte sich abgeschnitten, sie capitulirte am folgenden Morgen (11. October); Ißensee zog sich eiligst über die Swine zurück. Sofort wurde, bevor dem Feinde Verstärkung kam, zum Angriff auf die Stadt geschritten; sie war wohl befestigt, hatte 36 Geschütze auf den Wällen; sie wurde bei grauendem Morgen mit Sturm genommen, nach sehr blutigem Kampf in den Straßen behauptet (13. October). Noch denselben Tag marschirte ein Theil der Truppen nach Gollnow, ein anderer nach der Swinemündung; die Schanze auch hier wurde in den nächsten Tagen erstürmt, die Insel Usedom bis auf die Peenemünder Schanze occupirt.

Zwei der drei Odermündungen waren nun im Besitz der Brandenburger; es blieb noch die dritte mit der starken Feste von Wolgast.

Dem Kurfürsten schien vor Allem wichtig, Stralsund zu nehmen oder, wenn man will, zu befreien; denn die Stralsunder, autonom wie sie waren, hatten wenig Neigung, sich für Schweden zu opfern; man dürfe nicht, meinten Viele, gegen Kaiser und Reich sein. Der Kurfürst wußte von diesen Stimmungen; er lud den Dänenkönig ein, von Dammgarten her sich mit ihm zu vereinen; die ausgesandten Partheien ließen hoffen, daß ein energischer Stoß glücken werde. Die Ankunft des dänischen Corps

verzögerte sich bis zum 23. October. Die Vorpostengefechte, die man hatte, zeigten den Feind entmuthigt; Streifpartheien kamen bis an die breiten Teiche, die die Stadt umgeben. Der Kurfürst erbot sich mit seinen Dragonern und 500 dänischen Musketieren in der Nacht vorzugehen, sich in der Vorstadt einzunisten, dann am Morgen könne der Sturm unternommen werden; die dänischen Generale fanden es bedenklich. Am andern Morgen rückte man hart an die Verschanzungen; der Feind hielt nirgend Stand, keine Kanone wurde abgeschossen; denn die Schweden hatten keine in der Stadt, und die Stadt versagte die ihrigen. Aber es wurde zum Rückzug geblasen; „gewisse Leute," sagt Buch's Tagebuch, „wollten nicht, daß der Krieg sobald endige;" vielmehr König Christians V. Großkanzler und Günstling, Graf Griffenfeld, sorgte dafür, daß man Schweden nicht aufs Aeußerste treibe; er hatte dem Ritter Terlon, der Königin Mutter, die ihre Tochter bald als schwedische Königin zu sehen wünschte, sein Wort gegeben.

König Christian V. ging mit den Dänen und einigen brandenburgischen Regimentern, Wismar anzugreifen; der Kurfürst führte sein Heer an die Peene zurück, dann am 1. November war er vor Wolgast. Sofort begann die Belagerungsarbeit; der Feind in dem festen Schloß auf der Insel schien ernsten Widerstand leisten zu wollen; es lagen schwedische Schiffe in der Nähe, störten, so viel sie konnten, den Bau der Batterien; unter dem Kartätschenfeuer des Schlosses wurden die Brücken nach der Insel hinübergelegt. Am neunten Tage begann das Bombardement aus allen Batterien; bald waren zwei Bastionen zerstört, eine Granate schlug in eine der Pulverkammern des Schlosses, es folgte eine furchtbare Explosion; mit glühenden Kugeln wurde das Uebrige in Brand geschossen. Nun capitulirte die Besatzung, noch 820 Mann stark. Die Brandenburger rückten in das brennende Schloß; sie eilten zu löschen, die Pulvertonnen aus den Kellern zu schaffen, sie retteten damit das Schloß und die Stadt (10. November).[510])

Schon war auch der Fürst von Anhalt mit 3000 Brandenburgern und fast ebenso vielen kaiserlichen und kursächsischen Völkern jenseits der Oder vorgegangen, hatte am 22. October Greifenhagen genommen; die Besatzung der Stadt war über die Oder in die dort liegende Schanze zurückgegangen, verließ auch diese, sobald einige Kähne mit Brandenburgern folgten, zog sich auf Stettin zurück. Auf die Zollschanze, die halbwegs zwischen Stettin und Damm liegt, wurde in der Nacht des 23. October ein kühner Angriff gemacht, der völlig gelang. Die Verbindung Stettins mit

Damm und dem schwedischen Gebiet auf dem rechten Oderufer war zerrissen.

Der Kurfürst hatte sich von Wolgast sofort gegen Anklam wenden wollen; „wenn Gott uns Glück zu Anklam giebt, so ist Stettin ganz umschlossen, so daß kein Succurs hineinkommen kann," so schreibt er an Oranien; er bittet ihn, dafür zu sorgen, daß die Flotte in See bleibe, so lange die schwedische es sei; wenn der Frost komme, sei man vor ihnen bis zum nächsten Juni sicher; „es ist eine große Furcht und Niedergeschlagenheit unter den Feinden, gestern haben zwölf von meinen Reitern 150, welche aus Anklam kamen, wieder hineingejagt und Gefangene eingebracht."

Also die Belagerung Stettins sollte den Feldzug schließen. Aber daß sich Königsmark in Stralsund und Rügen hatte behaupten dürfen, daß er immer noch 14,000 Mann ins Feld bringen konnte, um entweder nach Wismar oder nach Stettin zum Entsatz zu eilen, machte doch Vorsicht nöthig.[511]) Auch des Kurfürsten Heer war stark mitgenommen; die östreichischen und sächsischen Truppen, die mit dem Fürsten von Anhalt vorgingen, hatten wenig Lust zum Kämpfen gezeigt; selbst zu Meutereien kam es bei ihnen. Und von Königsmark erfuhr man das erbitterte Wort: „der Kurfürst solle sehen, daß Schweden gleich den Thieren sei, die sterbend am giftigsten verwunden."

So wurde der Angriff auf Stettin für jetzt aufgegeben. Anhalt erhielt Befehl, die Zollschanze zu räumen, die Werke bei Greifenhagen zu sprengen, auf die Grenze zurückzugehen. Indem Obrist Hallard Wolgast, General Schwerin die Inseln Wollin und den größten Theil von Usedom fest hielt, blieb Stettin von der See ziemlich abgeschlossen und die Verbindung Stralsunds mit den Festungen an der Peene flankirt; indem die übrigen brandenburgischen Regimenter theils hinter Triebsees ins Mecklenburgische, theils nach Treptow und Pasewalk zurückgezogen wurden, flankirten sie die Verbindung der Peenestädte mit Stettin und deckten zugleich die Belagerung Wismars gegen einen Entsatz von Stralsund her.

Wismar capitulirte am 23. December; der beste Hafen, den die Schweden auf der Ostseeküste hatten, ihr Vorposten gegen Holstein, der Mittelpunkt ihrer Verbindung mit Bremen und Verden war ihnen damit verloren. Und in diesen beiden Fürstenthümern waren sie nur 4000 Mann stark; sie hielten nur noch die beiden Festungen Karlsburg und Stade.

Gegen Karlsburg war bereits in den ersten Octobertagen ein Versuch gemacht. Die in der Maas ausgerüstete Escadre mit Bolsey's Regiment

war, durch Stürme zurückgehalten, erst Anfang September ausgesegelt, am 14. September vor der Ems; dort fand Bolsey sechs Gröniger Schmaaken mit 150 brandenburgischen Musketieren, die unter seinen Befehl traten; vor der Weser stießen die drei Fregatten unter van Zyll's Commando zu ihm. Er legte sich bei dem Leher Damm hart vor Karlsburg, setzte die Mariniers und die Musketiere ans Land (18. September), forderte die Festung auf,[512]) eröffnete, als sie trotzig antwortete, ein schweres Feuer. Die Gelandeten setzten sich, um vor den Schüssen der Festung geschützt zu sein, in einem nahen Dorfe fest, warfen von 250 Matrosen unterstützt, einen Ausfall der Belagerten zurück, nahmen ihnen zwei Geschütze. Dann aber erfuhren sie, daß starker Succurs von Stade anrücke; sie mußten auf den Rückzug denken. Mit den vorhandenen Booten, in die sich zuerst die Matrosen warfen, konnten bei dem schweren Westwinde nur Wenige die Schiffe erreichen; die Zurückgebliebenen hatten um so schwereren Stand. Nach vergeblicher Gegenwehr mußte der Rest der Truppen, bei 300 Mann und mehrere Officiere, sich ergeben.

Die Escadre lief die Elbe hinauf, von den brandenburgischen Generalen, die bei Buxtehude lagen, weitere Weisung zu empfangen. Ein nochmaliger Angriff auf die Karlsburg von der Seeseite her wurde aufgegeben. Die Schiffe erhielten die Weisung nach dem Sund zu gehen, um sobald als möglich die eingeleiteten Unternehmungen gegen Wollin und Usedom zu unterstützen.

Ehe Wind und Wetter in See zu gehen gestattete, gab es in der Elbe ein Begebniß, das langen Hader zur Folge hatte. Vier französische Kaper kreuzten unter Helgoland, auf Fang zu lauern; einem derselben La Royale de Dunquerque mit 70 Mann Besatzung brachen in den schweren Stürmen des October die Anker; er nahm einen Lootsen von der Hamburger Admiralität an Bord, fuhr „unter des Prinzen Flagge" in die Elbe ein, an den brandenburgischen Schiffen vorüber mit dem üblichen Salut. Raule schöpfte Verdacht, sandte seine Fregatte Berlin nach; der Kaper versuchte vergebens nach Stade zu kommen, das Wasser war zu seicht, er mußte wieder in den Strom; von der ungleich größeren Fregatte gejagt, fast schon von ihren Kugeln erreicht, kam er zum Hamburger Baum, zeigte die französische Flagge, wurde eingelassen. Vergebens forderte Raule und der Brandenburger Resident Otto von Guerike die Auslieferung des feindlichen Schiffes; der Rath von Hamburg, obschon der Franzose auch ein Hamburger Schiff aufgebracht hatte, fand, daß er dem Könige von Frankreich Rücksichten schuldig sei, um „dem Reich den schon so darniederliegenden

Seehandel zu erhalten," machte Gegenklagen über einen brandenburgischen Officier, der Hamburger Händler — freilich gingen die französischen Zahlungen an Schweden durch Vermittlung Hamburger Häuser — auf offner Landstraße angehalten und beschädigt habe u. s. w. Als der Kurfürst vergebens Genugthuung forderte, als er die Hamburger Frachtwagen, die durch Magdeburg zur Leipziger Messe fuhren, mit Beschlag belegen ließ, da war in Hamburg großer Lärm, Otto von Guerike mußte von dem „rasenden Pöbel," wie er schreibt, das Aeußerste fürchten, übersiedelte sich nach Altona. Später ist der Handel mit einer Geldzahlung Seitens der Stadt abgemacht worden.

Nur die drei holländischen Schiffe, mit Bolsey's Regiment an Bord, kamen gegen Ende November nach Kopenhagen. Die Schiffe Raule's waren nicht mehr hinreichend proviantirt, zum Theil schadhaft; daß die Schiffsleute nicht regelmäßig bezahlt wurden, gab zu ärgerlichen Auftritten Anlaß; Jacob Raule hatte Mühe, in Hamburg so viel Geld aufzubringen, um die Schiffe zur Maas zurückzuführen.[513]) Die drei holländischen Fregatten gingen zu tief, um an den seichten Küsten der Oderinseln benutzt werden zu können; man mußte sich begnügen, daß zwei von ihnen Bolsey's Regiment nach Wolgast überführten.

Seit die brandenburgischen Schiffe aus der Elbe waren, hatte Stade, stark besetzt, wie es war, Luft bekommen; Ausfälle auch ins Holsteinische zeigten den Alliirten, daß sie Bremen und Verden noch nicht sicher hatten, wenn sich auch die Münsterschen in Tedinghausen stark befestigten, wenn auch Karlsburg (im Januar) sich ergeben mußte. Auch in Pommern blieben die Schweden nicht müßig. General Mardefeld ging im December mit 3000 Mann von Peenemünde nach der Schanze an der Swinemündung; nach neun Tagen wurde sie genommen, die kleine brandenburgische Besatzung kriegsgefangen nach Stralsund geschickt. Oberst Wangelin, der, auf Ehrenwort entlassen, wieder Dienst genommen, blieb mit 800 Mann auf der Insel Usedom. Zugleich warf sich Graf Königsmark mit der ganzen Macht, die er zur Hand hatte, auf Wolgast; es begann eine Belagerung merkwürdiger Art. Obrist Hallard lag mit vier Compagnien in der Feste; vergebens bombardirte der Feind aus 36 Geschützen; die Brücken, die er hinüberbaute, wurden ihm zweimal zerstört; dann machte der Frost eine Brücke; am 15. Januar versuchte Königsmark zu stürmen, er verlor über 400 Todte, viele Officiere. Indeß hatte der Kurfürst an General Schwerin, der jenseits des Haffs stand, Befehl gesandt, Wolgast zu entsetzen. Drei Meilen weit marschirte Schwerin über das Eis des Haffs auf die Insel

Usedom, warf Obrist Wangelin nach Peenemünde zurück, eilte dann weiter nach Wolgast. Die Belagerer zogen sich nach Greifswald und Stralsund zurück, um so mehr, da auch der alte Derfflinger aus den Winterquartieren in Mecklenburg heranrückte. Und von Pasewalk aus ging Obrist v. Schöning die Ucker hinab, nahm Schloß Uckermünde mit Sturm. Da das Wetter umschlug, nahm Schwerin seinen Rückweg auf die Swinemündung, zwang die Schanze dort sich zu ergeben, ließ eine stärkere Besatzung zurück.[514])

Wie war die Macht der Schweden seit dem Tage von Fehrbellin gesunken, wie der Schein trotziger Kraft, mit dem sie die Welt geblendet, zu Schanden geworden. Der junge König war unermüdlich, that was irgend möglich war; aber die Partheiwirthschaft, die Bestechlichkeit, die Zuchtlosigkeit war zu tief eingerissen; seit Jahren war Alles, was zum Dienst für die Flotte und das Heer nöthig war, versäumt. Die Flotte vor Allem hätte sofort in voller Action sein müssen, die Beherrschung der Ostsee war die Bedingung des Besitzes der deutschen Provinzen; es währte bis in den October, ehe die Schiffe zum Aussegeln fertig waren; kaum in See, waren sie umgekehrt; sie waren zu schlecht ausgerüstet, zu schwach bemannt, die Mannschaft der See zu ungewohnt, um bei drohendem Sturm weiter zu fahren. Und schon war die dänisch-holländische Flotte in der Ostsee; zugleich begannen die dänischen Truppen von Norwegen aus in Bohuslehen einzudringen. Nicht bloß, daß die Reste des schwedischen Heeres in Stade und in Pommern wie auf verlorenen Posten standen; mit jenem Angriff von Norwegen her war es, als wenn Dänemark dem gestürzten Gegner auf die Brust kniete. Schweden schien Alles, was es in den Friedensschlüssen von 1648 und 1658 gewonnen hatte, verlieren zu sollen.

Und Ludwig XIV. war nicht in der Lage zu helfen. Er war selbst in die Defensive geworfen. Nur der unbegreiflichen Kriegsführung Montecuculi's dankte er es, daß dem Tode Türenne's, dem Fall Triers nicht der Verlust des Elsasses, ja Lothringens gefolgt war; nur dem erlahmenden Eifer der Staaten, daß der Prinz von Oranien nichts in Brabant unternehmen konnte, als Condé nach dem Oberrhein abmarschirte; nur der Lethargie der Spanier, daß selbst de Ruyter mit den achtzehn Schiffen, die Holland miethsweise der Krone auf sechs Monate überließ, nichts Entscheidendes in den sicilischen Gewässern leistete.

Frankreich und Schweden wünschten dringend den Frieden. Ludwig XIV. suchte ihn auf dem Wege der Trennung der Coalition; er bot durch Karl II. von England dem Prinzen wie den Staaten die lockendsten Bedingungen, ließ den Bischof von Straßburg erklären, daß die Erledigung

seines gefangenen Bruders eine Privatsache sei, welche das Friedenswerk nicht hindern dürfe; er rechnete auf die Friedenssehnsucht der holländischen Kaufleute, die in Beuningen einen eifrigen und beredten Vertreter fand. Zugleich ließ er durch seine Agenten in Deutschland darlegen, daß England nichts weniger, als ein geeigneter Mediator für Kaiser und Reich sei, daß man besser thun werde, sich direct mit Schweden zu verständigen. Schwedischer Seits war Esaias Pufendorf in Halle und Dresden thätig, diesen Weg zu empfehlen. Von Dresden wurde Gersdorf nach Wien gesandt, den Frieden zu betreiben: Schweden sei bereit, auf raisonnable Bedingungen einzugehen und sich dann für den Universalfrieden zu bemühen, für den allein es die Waffen ergriffen habe; der kursächsische Hof hob hervor, wie reichsgefährlich der Krieg sei, den man gegen Schweden führe mit der schon offenkundigen Absicht, Schweden beraubend das Friedensinstrument von 1648 umzuwerfen: „wenn ein so wichtiges Werk obhanden, da Alles in eine andere Form soll gegossen und status Imperii ganz verändert werden, müssen auch alle Stände darum wissen und insgemein consulirt werden.[515])

Vorerst blieben diese reichspatriotischen Bemühungen ohne Wirkung; die Fürsten, welche gegen Schweden im Felde standen, auch der kaiserliche Hof, waren darin einig, daß man „das schwedische Joch abschütteln," daß man die Krone Schweden für immer aus dem Reich entfernen müsse. Aber was aus den ihnen entrissenen Landschaften werden, wie man sie theilen solle, darüber hatte man sich noch nicht geeinigt, und die Verhandlungen „über die Conquesten" wurden, je länger, desto verworrener und bitterer.

Der Kurfürst hatte vergebens versucht, vor dem Beginn des schwedischen Krieges mit dem Wiener Hofe über diese Frage sich zu verständigen; er hatte nach dem Tage von Fehrbellin mit Dänemark, mit den braunschweigischen Herren, mit Münster vorläufige Verabredungen getroffen; aber daß kaiserliche Truppen dann mit vorgerückt waren, gab dem Wiener Hofe Gelegenheit, ebenso Ansprüche zu machen, wie die andern Betheiligten. Es lag nahe, einzuwenden, daß im Reich und bei den andern Mächten die Festsetzung Oestreichs an den baltischen Küsten den heftigsten Widerspruch finden, daß man an die wallensteinschen Zeiten erinnern werde. Die kaiserlichen Minister hatten bereits von Compensationen gesprochen; gelegentlich äußerten sie, daß, wenn das schwedische Pommern an den Kurfürsten komme, er dafür das Herzogthum Crossen an Oestreich abtreten, auch seine jägerndorfischen Ansprüche aufgeben könne. Daß brandenburgische Truppen auch im Bremischen mit agirt hatten, wollten weder die Braun-

schweiger, noch Münster von Gewicht sein lassen; noch weniger wünschten sie, daß Dänemark dort festen Fuß fasse. Der Wiener Hof war derselben Ansicht; er begann den Braunschweigern, die ihm in Norddeutschland ein Gegengewicht gegen die wachsende Bedeutung Brandenburgs zu bieten schienen, Gunst zu erweisen, halb und halb anzuerkennen, daß der Herzog von Celle hier als Kreisoberster des niedersächsischen Kreises das Commando habe, und Aehnliches. Conferenzen in Bremen, welche über die Conquesten Bestimmungen treffen sollten und denen kaiserlicher Seits Graf Windischgrätz beiwohnte, gaben Gelegenheit in Fülle zu intriguiren und zu verbittern. Man verhandelte, ohne zum Ziele zu kommen. Unter Vermittelung der Staaten schlossen dann Braunschweig und Münster den Haager Vertrag (31. März) ab, in dem sie die Verwaltung von Bremen und Verden unter sich theilten, Dänemark und Brandenburg auf die schwedischen Eroberungen, die sie noch erst machen sollten, verwiesen.[516])

Diesen üblen Dingen zur Seite gingen die Verhandlungen über die Vertheilung der Winterquartiere. Da nicht alle Fürsten und Stände des Reichs unmittelbar an dem Kriege Theil nahmen, so wurde die Anweisung von Winterquartieren eine Art von Kriegssteuer der minder mächtigen Stände; sie nahmen dann die ihnen zugewiesenen Truppen entweder wirklich in Quartier oder zahlten, wenn diese dem Feinde nahe bleiben mußten, nach dem „Schema der Verpflegungsordonanz." Die brandenburgischen Truppen waren jetzt bei der Vertheilung der Quartiere auffallend zu kurz gekommen; der Kurfürst beschwerte sich in Wien, er sprach in den härtesten Ausdrücken, er schrieb dem Kaiser eigenhändig, daß die kaiserlichen Generale und Officiere sich auf die empörendste Weise durch die Quartiere, die sie sich zulegten, bereicherten: „Ew. Kais. Maj. werden durch Dero eigennützige Officiere hintergangen, wie solches sich beim Aufbruch der Armee zu spät finden wird." Man antwortete mit Bitterkeit, mit Gegenbeschuldigungen; geändert wurde nichts; daß endlich die thüringischen Fürsten ein paar Tausend Thaler zahlten, war nicht der Rede werth.

Und doch bedurfte der Kurfürst Erleichterungen der Art, um so mehr, als die staatischen Subsidien höchst unregelmäßig einliefen, die spanischen ganz ausblieben. Er hatte 40 Regimenter, er brauchte monatlich 200,000 Thaler, von denen er 80,000 auf seine Rechnung genommen hatte; er hatte, den Ausfall der Subsidien zu decken, seine besten Einnahmen verpfändet, fast alle seine Territorien waren in den letzten Jahren durch den Krieg unmittelbar verheert worden; das einzige, wo seit lange Frieden gewesen, das Herzogthum Preußen, fuhr fort, sich jeder Forderung mit

dem hartnäckigsten Widerstand zu weigern, und die Zwangsmaaßregeln, die dann ergriffen wurden, steigerten nur die Erbitterung und die Sehnsucht nach der polnischen Libertät. Und während die Herren Staaten ihre Zahlungen versäumten, mußte ihrer Admiralität für die drei Fregatten baar und im Voraus gezahlt werden.

„Ich sehe meinen Untergang vor Augen," schreibt der Kurfürst an Schwerin 11. Januar, „und daß mein Land zum Raube meiner Feinde wird." Sein ganzer Zorn wandte sich gegen den kaiserlichem Hof: „es scheint, daß man mit Fleiß suche, mich zu ruiniren und endlich zu desperaten Consilien zu treiben, denn keiner von allen Alliirten wird übler tractirt, als ich" (1. Februar). In finsteren Stunden überschlich ihn der Gedanke, mit Schweden seinen Frieden zu machen, „wie die Staaten 1647 mit Spanien gemacht;" der englische Gesandte bringe ihm Vorschläge zu einem solchen. Nur Dänemark, schreibt er 18. Januar, liege ihm im Wege, „da ich solches nicht gern verlassen wollte, weil es allein sich meines Interesses angenommen hat, sonst würde ich schon eine andere Resolution gefaßt haben." Und etwas später: „ich bin in höchster Bekümmerniß und weiß keinen Rath; ich werde Alles thun, was ich kann, um die Schweden aus Deutschland zu bringen; wo man mich aber verlassen und zu Grunde gehen lassen will, wie soll ich bestehen und was soll ich zu meiner Rettung thun?" Er sieht keine Möglichkeit, sein Heer wieder in Stand zu bringen: „meine Länder sind so erschöpft, daß sie zu Grunde gehen; ich, mein ganzer Staat, meine Festungen mit einbegriffen, werden in Hazard und in völligen Untergang gesetzt sein;" vergebens sucht er Geld, „niemand will mir auf Aemter oder Unterpfand geben." — „Weder Spanien, noch Holland zahlen." — „Mein Sohn schreibt mir, daß er über Cassel gehen wolle, um da sein Verlöbniß zu halten; es würde jetzt zu viel Geld kosten." Dann hat er die Nachricht, daß aus Schonen Succurs nach Stralsund kommt; „hätte ich Schiffe, so wäre dem genugsam vorzukommen." Dann erkrankte Derfflinger: „ich würde unglücklich sein, wenn er sterben sollte; ich wüßte nicht, wo ich wieder einen Mann finden sollte, der das Werk recht versteht."

So die momentanen Ergüsse des heftigen Fürsten, nur zu oft vom Krankenbett aus. Aber sein Muth und seine Energie blieb ungebrochen; er fand dann doch Rath; er war unermüdlich in Plänen für den nächsten Feldzug: „alle Anstalten zur Belagerung von Stettin werden gemacht, und ist von Allem ein sehr großer Vorrath da, daß es zum Verwundern" (7. März); „ich hoffe zu Gott, daß er meine Waffen im nächsten Sommer segnen wird, daß ich ganz Pommern occupiren werde." Er fand die

Mittel, für den nächsten Feldzug von Neuem fünf Fregatten und sechs Schalupen durch Raule ausrüsten zu lassen.[517] Er erlaubt seinem Kurprinzen nach Cassel zu gehen, aber er soll nicht große Geschenke mitnehmen: „was ich zusammenbringen kann, muß ich für die Armee haben, damit mein großes Dessein nicht rückgängig gemacht werden möge."

Vollkommen fest stand es in seiner Seele, daß jetzt Pommern gewonnen werden müsse und könne. Vor Gott und Menschen glaubte er gerechtfertigt zu sein, wenn er nach dem, was geschehen, keine geringere Genugthuung forderte; war er von den Schweden so, bei währender Allianz, während er mit seinem Kriegsvolk am Rhein kämpfte, meuchlings überfallen, war die Ansicht schwedischer Staatsmänner, wie aufgefangene Briefe es aussprachen, daß Brandenburg und Dänemark die natürlichen Feinde Schwedens seien, und daß kein Friede mit ihnen möglich sei, als wenn Schweden stärker denn sie sei oder sie mit den Waffen in den Hand gedemüthigt habe,[518] so gab es für ihn, es gab für den Norden Deutschlands kein anderes Mittel zum Frieden, als Schweden der Gebiete zu berauben, von denen aus es in jedem Augenblick gleiche meuchlerische Angriffe wiederholen konnte. Es war wahrlich nicht bloß sein Interesse, daß Schweden endlich dieser dominirenden Stellung beraubt, daß es aus der Reichsgemeinschaft, die es in so empörender Weise zu mißbrauchen für eine Bedingung seiner Machtexistenz hielt, hinausgewiesen wurde. In immer neuen Wendungen sprach er aus und ließ er durch seine Gesandten aussprechen, daß Schweden der Alliirte Frankreichs gegen Deutschland sei und immer sein werde, daß Frankreichs Uebermacht gegen Deutschland so lange währen werde, als es Schweden in der Gemeinschaft des Reichs zu erhalten und im gegebenen Fall gegen Deutschland ins Feld zu rufen im Stande sei, daß Deutschland erst dann seine Westgrenzen zu decken vermögen werde, wenn Schweden über das Meer „hinter seine Scheeren" zurückgeworfen sei. Und die schwedische Macht, wenn sie jetzt endlich aus Deutschland gedrängt wurde, für immer fern zu halten, gab es kein anderes Mittel, als denjenigen deutschen Staat, der am meisten gethan, sie zu entfernen, und der am meisten dabei interessirt war, daß sie nie wiederkehre, so zu verstärken, daß er die Mittel, die Positionen und die Verantwortlichkeit erhielt, sie fernzuhalten.

Wenn die braunschweigischen Herren, Münster, Dänemark auch ihr Beutestück forderten, so mochten sie nicht vergessen, daß erst der Tag von Fehrbellin ihnen den Muth gegeben habe, sich gegen Schweden zu erheben; und wenn die kaiserliche Politik direct oder in der Form von Compensationen

ihren Theil forderte, so hatte sie trotz aller Zusicherungen, trotz aller Pflicht der Allianz das Ihrige gethan, daß des Kurfürsten Zug zur Rettung seiner Kurlande mißlänge. Weder Kaiser und Reich, noch die übrigen Alliirten hatten auch nur die Hand gerührt, der empörenden Invasion, der sechsmonatlichen Mißhandlung der Kurlande Einhalt zu thun; allein, auf seine eigene große Gefahr, hatte er sich auf den stolzen Feind gestürzt, und wie der Erfolg zeigte, ihn auf den Tod getroffen.

Freilich, ihn völlig abzuthun, bedurfte es der dänisch-holländischen Seemacht, bedurfte es vor Allem des dänischen Angriffs auf die skandinavischen Lande selbst. Wenn Dänemark, das zuerst so zaghaft gewesen war, sich zu betheiligen, das auch jetzt noch zögerte, den rechten Stoß, den auf Schonen, zu führen, endlich seine Lage begriff und nicht den gewundenen Wegen des Großkanzlers folgte, so hatte es unermeßlichen Gewinn in Aussicht: nicht bloß den, die Demüthigungen des Rothschilder Friedens zu rächen, überhaupt wieder eine Machtbedeutung zu gewinnen, die es völlig verloren hatte; es hatte bereits den Gottorper Herzog niedergeworfen und damit seine Gewalt über die Herzogthümer erneut; es konnte seine alten schönen Provinzen jenseits des Sundes wieder gewinnen, ohne die Kopenhagen nicht in der Mitte des Reichs, sondern an der Grenze lag, Blekingen, Schonen, Halland, Bohuslehen. Dänemarks und Brandenburgs Interessen gingen Hand in Hand, ohne sich zu kreuzen; sie waren zur engsten Verbindung auf einander angewiesen.

Nicht minder, hätte man meinen sollen, die Republik Polen. Sie hatte Liefland an Schweden verloren, und das noch polnische Lehnsherzogthum Curland war in steter Gefahr, von Riga aus, wie schon einmal 1658 geschehen war, niedergerannt zu werden. Aber nach dem paradoxen Gang, den die polnische Politik in der Regel genommen hat, wuchs der Einfluß Frankreichs in Warschau in demselben Maaße, als die schwedische Macht tiefer sank. Schon warben französische Agenten in Polen Kriegsvolk, in Ungarn einzubrechen und der Empörung dort neues Leben zu geben; es wurde in Warschau von einer Invasion nach Preußen, nach der Neumark gesprochen; Liljehöck in Danzig und mit ihm der Pastor Strauch wühlten, was sie konnten; daß der fromme Eiferer, in schwedischen Dienst berufen, mit dem Paß, der ihm als Danziger Prediger gegeben war, in Kolberg angehalten, kriegsgefangen nach Cüstrin gebracht wurde, galt als Uebermaaß von Gewalt und Frevel, Bruch des Völkerrechts, Sacrilegium; die lutherische Welt war voll Jammerklage über den Märtyrer, voll Zetergeschrei über die calvinistische „Perfidie“; die Polen wären am liebsten

sofort losgebrochen. Nur daß dem König Johann Sobieski noch der Krieg mit den Türken voll auf zu thun gab, die der französische Gesandte in Constantinopel vergebliche Anstrengungen machte zum Frieden zu bewegen. Im Frühjahr 1676 entbrannte der Krieg mit erneuter Heftigkeit, und König Johann mußte den Angriff auf die brandenburgischen Lande, zu dem er in dem Vertrage von 1675 gegen Frankreich sich verpflichtet hatte, zum zweiten Mal vertagen. Er fuhr fort, mit dem Kurfürsten in den höflichen Formen zu verkehren, die man in Berlin keinen Grund hatte für mehr zu halten, als sie waren.[519])

Um so nothwendiger mußte es scheinen, mit dem Kriege in Pommern zum Schluß zu kommen, bevor die Republik Polen freie Hand erhielt.

Der Feldzug von 1676.

Für Frankreich begann das fünfte Jahr des Krieges. Wie hatte sich dessen Charakter verwandelt.

Ludwig XIV. hatte jene Invasion von 1672 mit der Zuversicht unternommen, die Republik der Staaten unter der unkriegerischen Leitung der Parthei de Witt's mit einem Stoß niederwerfen, den Frieden dictiren zu können. Jetzt war der Prinz von Oranien an der Spitze der Republik, und wenn auch nicht „in monarchicaler Weise" ihr Herr, so doch einflußreich und populär genug, ihre militairische Macht wieder emporzubringen.

Ludwig XIV. hatte darauf gerechnet, mit der Niederwerfung der Republik die Positionen zu gewinnen, mit denen er die burgundischen Lande der Krone Spanien beherrscht hätte. Jetzt standen mit Spanien die Niederlande, der Kaiser und Deutschland wider ihn, eine Coalition von sehr anderer Wucht, als die Tripelallianz, und mit dem ausgesprochenen Zweck, der Krone Frankreich das wieder zu entreißen, was sie im aachenschen, im pyrenäischen Frieden gewonnen hatte.

Vor Allem auf die Zerfahrenheit und Partheiung im Reich hatte die französische Politik gerechnet. Statt dessen war das Unerhörte geschehen; der Reichstag hatte sich zu Kriegserklärungen geeint, den französischen Gesandten ausgewiesen; die französische Parthei im Reich war zersprengt, selbst Hannover und Baiern wagten nicht mehr, Farbe zu bekennen; und in der Erbitterung gegen den Erbfeind Frankreich war auch in dem Volk Deutschlands ein Gemeingefühl erwacht, das die particularistischen und confessionellen Zerspaltungen zurückdrängte; Tage, wie die von Fehrbellin, an der Conzer Brücke gaben den deutschen Menschen das Selbstgefühl

kriegerischer Kraft, den stählenden Ehrgeiz des Waffenruhms.[520] Nicht die Form des Reichs gewann neue Kraft oder neue Organisationen, aber thatsächlich entwickelte der Krieg Competenzen des Gesammtinteresses, die tiefer durchdrangen, als Reichstagsdecrete und Rechtsdeductionen; und daß die beiden mächtigsten deutschen Potentaten, der Kaiser und Kurbrandenburg, zusammenstanden, hielt die anderen in der Bahn, in der sich beide zusammengefunden.

Und während Deutschland sich in sich sammelte, hatte in Frankreich selbst die unerschwingliche Steuerlast, welche der Krieg forderte, Empörungen hervorgerufen, die da, wo die Schiffe der Staaten sich den Küsten nahen konnten, einen höchst gefährlichen Charakter annahmen. Nur die rücksichtslose Energie des Hofes und die Ambition der zum Hofe haltenden vornehmen Classen erstickte diese krampfigen Bewegungen der unteren Massen, und ihr Zustand wurde um so elender.

Frankreich hatte 1672 in Allianz mit England begonnen; aber Karl II. hatte sich, um nicht die Stimmung im eigenen Lande völlig zu verlieren, vom Kriege zurückgezogen. Dann hatte Frankreich die Krone Schweden aufgereizt; sie büßte ihre Dienstwilligkeit mit Niederlagen, die der Welt das Geheimniß ihrer Schwäche offenbarten. Frankreich bemühte sich bei der hohen Pforte, in Warschau, durch Revoltirung Ungarns seinen deutschen Gegnern in ihrem Rücken neue Feinde zu erwecken; der Kaiser sandte Bottoni, der Kurfürst seinen Rath Scultetus nach Moscau, den Großfürsten für die gemeinsame Sache zu gewinnen.[521])

Aus der „Promenade nach Holland" war ein allgemeiner Krieg geworden, der alle Staaten des europäischen Festlandes, die Ungläubigen und das ferne Moscowiter Reich mit eingeschlossen, in seine Strudel zu reißen im Begriff stand.

Auf fünf Kriegstheatern zugleich — abgesehen von dem Kampf in Podolien, in der Ukraine, von den Kämpfen jenseits des Oceans — wurde in diesem Jahre 1676 gekämpft.

Am Oberrhein führte der junge Herzog von Lothringen an Montecuculi's Stelle das Commando; es galt, den Franzosen endlich Philippsburg zu entreißen, den Entsatz aus dem Elsaß her fernzuhalten. Gelang es, so war die französische Front in ihrer Mitte gebrochen.

In den Niederlanden eröffnete Frankreich, das die Festungen der Maas bis Mastricht hinab inne hatte, den Feldzug mit dem Vordringen gegen die obere Schelde; Bouchain, Condé fielen. Die spanisch-staatische Kriegsmacht unter dem Prinzen von Oranien versuchte zuerst, hier wieder

Terrain zu gewinnen, wandte sich dann auf Mastricht, ohne Erfolg; überall behielt Marschall Schonberg das Uebergewicht.

Noch entschiedener waren die Erfolge Frankreichs auf seinem äußersten rechten Flügel, in den sicilischen Gewässern. De Ruyter hatte nur achtzehn Schiffe gegen einige dreißig französische; eine erste Seeschlacht blieb unentschieden, in einer zweiten wurde der Admiral auf den Tod verwundet, die dritte war eine vollständige Niederlage der Verbündeten; die französische Flotte unter Duquesne beherrschte das Mittelmeer.

Dagegen sollte Frankreich auf seinem linken Flügel, dem schwedischen, Schlag auf Schlag treffen.

König Karl XI. hatte die größten Anstrengungen gemacht, seine Flotten in Stockholm und Gothenburg früh fertig zu haben, um nach Stade und nach Pommern Truppen überzusetzen. In der That liefen Mitte Mai ein paar schwedische Orlogschiffe in die Elbe ein, brachten Truppen, Munition, Proviant nach Stade. Für Pommern waren 3000 Mann in Stockholm, in Riga 5000 Finnen zum Einschiffen bereit.

Aber wenn man in Stockholm und Paris darauf rechnete, daß die dänische Politik unter des Großkanzlers Einfluß, wie bisher, sich mit halben Maaßregeln begnügen, namentlich nicht den gefürchteten Angriff auf Schonen machen werde, so war eben jetzt, nicht ohne Zuthun des brandenburgischen Gesandten, dessen Doppelspiel enthüllt, und ein schimpflicher Sturz endete seine stolze Laufbahn. Umsonst versuchte noch Ritter Terlon das Feld zu behaupten; er fand auch, als ihm angedeutet war, daß er in Kopenhagen entbehrlich sei, immer noch Vorwände, zu bleiben; „ich kann ja den Teufel nicht los werden," sagte der König. Aber der Eifer für den Krieg gegen Schweden und den Angriff auf Schonen fand keine Hemmung weiter.

Wenigstens in Kopenhagen nicht. Aber man brauchte des Beistandes der Staaten. Es war eine seltsame Anomalie, daß sie mit Schweden bei währendem Kriege einen Handelstractat geschlossen hatten (6. December 1675), „weil sonst aller Handel an England komme." Sie waren gern bereit, dem Vertrage gemäß Dänemark zur See zu unterstützen, aber „auf Kosten der Alliirten."[522]) Es währte bis Mitte Mai, bevor die holländischen Schiffe im Sund anlangten; sie brachten statt der zugesagten 3000 Bootsleute nur 600 für die dänischen Schiffe mit, so daß deren sechs unausgerüstet im Holm liegen bleiben mußten.

Schon vorher im April waren neun dänische Schiffe in die Ostsee

gegangen; ein Versuch auf Rügen mißlang ihnen (16. April); sie wandten sich nach Gothland, sie nahmen Wisby, die ganze Insel ergab sich ihnen.

Die schwedische Armee in Pommern harrte mit Sehnsucht auf Verstärkung. Daß sie Rügen gehalten, war etwas; konnte sie Wolgast endlich doch nehmen, so hatte sie den ganzen Terrainabschnitt hinter der Peene, und es war möglich, Pommern noch lange zu behaupten. Graf Königsmark hatte sich seit zwei Monaten in die Stadt gelegt, er hielt das Schloß eng blokirt, er hoffte es auszuhungern. Aber ein kecker Ausfall, den Obrist Hallard am 24. Mai machte, trieb die Belagerer so weit zurück, daß wenigstens einige hundert Stück Vieh in die Feste gebracht werden konnten, genug, um sich noch ein paar Wochen zu halten.

Wollte Königsmark Wolgast nehmen — schon rückten die Brandenburger aus den Winterquartieren —, so mußte es bald, mit stürmender Hand geschehen. Er sammelte, was er in Rügen, Stralsund, Greifswald an Truppen und Geschütz entbehren konnte; er brachte schweres Geschütz auf die Fährschanze, die, zwischen der Insel Usedom und dem Festlande mitten im Strome, die Einfahrt aus dem Haff nach Wolgast beherrscht. Er führte gegen 3000 Mann über die Peenemünder Schanze nach der Insel Usedom, besetzte das Swineufer, um Entsatz von Wollin aus unmöglich zu machen;[523] mit dem Rest der Truppen legte er sich der Stadt Wolgast gegenüber, die Inselfeste auch von der Usedomer Seite her zu fassen. Er bot dem Obristen Hallard eine ehrenvolle Capitulation; er erhielt zur Antwort, man habe nur Kraut und Loth für ihn.

Der Kurfürst sah mit Unruhe auf Wolgast; er hatte, so scheint es, auf die Schiffe gerechnet, mit denen Raule aus der Maas kommen sollte;[524] aber sie waren Anfang Mai erst im Sund; sie konnten nicht eher in die Ostsee gehen, als bis die große Flotte ihre Fahrt sicherte. „Die Feste müsse entsetzt werden," schrieb er am 4. Juni, „aber es sei schwierig, da der Feind die Insel Usedom trefflich verschanzt habe, so daß es unmöglich sei, über die Swine zu kommen; er werde daher mit aller Force die Passage bei Tribsees suchen." Aber er selbst lag an der Gicht krank; und erst zum 20. Juni waren die Regimenter von der Elbe zum Rendezvous bei Parchim in Mecklenburg bestellt; den nächsten Weg von Berlin auf Wolgast sperrten ihm die Peenefestungen. Er befahl General Schwerin, den Uebergang über die Swine zu versuchen.

Mit 3000 Mann und mit Seebooten auf 60 Wagen war Schwerin am 21. Mai Abends am Südeingang der Swine. Die ersehnten Schiffe lagen bereits in Sicht, aber es war Windstille; sie nützten ihm nichts. In der

Nacht setzte er nach der breiten Sandbank über, die vor dem Dorf Kaseburg liegt; 2000 Schritt weit mußte noch durch halbmannshohes Wasser gewatet werden. Der Feind in den Schanzen war achtsam, er sammelte sich schnell, er hatte einige Kanonen zur Stelle; unter ihrem Feuer mußte das Land gewonnen werden; aber festen Fuß zu fassen gelang nicht.[525])

General Schwerin blieb auf dem rechten Ufer der Swine, den Feind beobachtend; bald bemerkte er dessen unruhige Bewegung; er eilte hinüber, er fand die Schanzen verlassen, er marschirte rasch in der Richtung auf Wolgast vor; die Belagerer diesseits des Wassers verließen ihre Schanzen mit den Vorräthen und Geschützen drin; von hier aus konnte die tapfere Besatzung, die schon den äußersten Mangel litt, verproviantirt werden (7. Juli).

Die Insel Usedom zu räumen, hatte den Grafen Königsmark zweierlei bestimmt, die Nachricht von der Seeschlacht am 11. Juni und das Anrücken des Kurfürsten.

Schon am 3. Juni traf die alliirte Flotte, 27 Segel stark unter Admiral Nils Juel — noch lag de Tromp, auf weitere dreizehn Schiffe wartend, in Kopenhagen — zwischen Bornholm und Moen auf die schwedische, die 49 Segel zählte; zwei Tage wurde gekämpft. Von den brandenburgischen Fregatten waren zwei nah genug[526]) zu sehen, wie die dänische sich durch die feindliche Linie „hindurchgeschlagen", aber dann „vor dem Winde laufen müssen." Sie selbst griffen, da die Schweden auseinander gekommen waren, den „Leoparden" und einen Brander, die ihnen zunächst segelten, an, zwangen sie sich zu ergeben; sie brachten die eroberten Schiffe, die brandenburgische Flagge über der schwedischen aufgehißt, in den Hafen von Colberg.

Man glaubte, daß die schwedische Flotte 3000 Mann nach Pommern führen wolle; man war in Sorge, daß sie trotz des Gefechts durchgekommen seien. Auf die Nachricht, die ein ostendischer Kaper nach Kopenhagen brachte, daß er die schwedische Flotte, 55 Segel stark, zwischen Bornholm und Jasmund gesehen, eilte de Tromp mit den zehn Schiffen, die fertig waren, in die Ostsee, vereinte sich mit Nils Juel. Erst am 11. Juni holte man den Feind südwärts von Oeland ein; bei heftigem Wind und starkem Seegang wurde gekämpft; das langsame Schießen und Manövriren der Schweden, die Explosion ihres Admiralschiffes von 134 Kanonen gleich im Anfang des Gefechts brachte sie bald in Nachtheil gegen den an Zahl schwächeren Feind; in wenigen Stunden war ihre Niederlage vollkommen; viele ihrer Schiffe waren Wrack, gingen unter, wurden genommen, der Rest

zerstreute sich. Eins von den flüchtigen Schiffen, die „Maria" von 18 Kanonen, wurde bei Jasmund von den brandenburgischen Fregatten genommen;[527] auf derselben Oberst Wangelin; er gab nun vor, mit Friedensanträgen an den Kurfürsten gesandt zu sein.

Die Flotte der Alliirten beherrschte das Meer. Bei Kopenhagen stand bereits ein Corps von 18,000 Mann fertig, nach Schonen zu gehen. Jetzt wurden sie eingeschifft; in den ersten Julitagen landeten sie; der Krieg in Schonen, die schwerste Gefahr für Schweden begann.

Mit jener Seeschlacht war für Graf Königsmark die Aussicht auf Entsatz zu Ende. Er hatte allen Grund, die Truppen, die noch zu seiner Verfügung waren, zusammenzuhalten und zu schonen. Eben darum hatte er die Insel Usedom geräumt, nur die Peenemünder Schanze auf ihrer Nordspitze hielt er. Gegen Süden schützte ihn die Linie Anklam-Demmin; den Paß von Triebsees, wo die schmale Straße durch Sümpfe führt, hatte er durch mehrere Schanzen außerordentlich fest gemacht. Er sandte ein starkes Corps dahin, sie in jedem Fall zu behaupten.

Der Kurfürst hatte, als die vergebliche Action bei Kaseburg ihm für Wolgast ernste Sorge erweckte, den Ausmarsch so viel möglich beschleunigt; ohne die kaiserlichen Truppen abzuwarten, war er selbst seinen Regimentern nach Mecklenburg gefolgt; am 2. Juli hielt er zwischen Liepe und Grubenhagen Musterung; er stand noch 15 Meilen von Wolgast. So schnell irgend möglich, ging er auf Triebsees los. Wie stark die Stellung des Feindes, wie für den Angriff schwierig das sumpfige Terrain war, nach einem heftigen Gefecht am 7. Juli verließ der Feind in der Nacht die Schanzen, wich auf Stralsund.

Schleunigst folgte der Kurfürst mit den Reiterregimentern und 1000 Mann Fußvolk über Grimmen; ein Versuch Königsmarks, ihm den Weg zu verlegen, mißlang; es blieb dem Grafen nichts übrig, als auch die Stadt Wolgast zu räumen, um noch nach Stralsund durchzukommen.

Der Kurfürst eilte an Greifswald vorüber nach dem Strand beim Dorf Grönswald, der Peenemünder Schanze gegenüber, die General Schwerin zugleich von der Inselseite her anzugreifen Befehl erhielt. Am 13. Juli eröffneten die Batterien diesseits und jenseits ihr Feuer, noch an demselben Abend capitulirte die Besatzung.

Die drei Odermündungen waren nun vollständig in des Kurfürsten Hand; den zahlreichen kleinen Fahrzeugen, die von Stettin aus durch das frische Haff nach der Fährschanze und nach Anklam Proviant und Munition brachten, den Weg zu verlegen, sandte er an den Commandeur Raule

Befehl, mit seinen kleineren Schiffen ins Haff zu gehen, die Fregatten zur alliirten Flotte stoßen zu lassen. Ende August lief der Commandeur mit etwa zehn armirten kleinen Fahrzeugen ein. Zu Wasser hatte Graf Königsmark keine Verbindung mehr mit Stettin.

Ihm auch die zu Lande zu durchreißen und Stettin völlig zu isoliren, mußten die zwei Festungen an der Peene genommen werden, beide wohl befestigt und fast ganz von breiten Morästen umschlossen.[528] Demmin wurde vorerst cernirt, der Kurfürst warf sich auf Anklam. Zugleich ließ der König von Dänemark einen neuen Versuch auf Rügen machen; Admiral de Tromp sollte von Wismar mehrere dänische und ein brandenburgisches Regiment hinüberführen, an geeigneter Stelle landen.

Königsmark hatte nichts unterlassen, die Insel zu sichern; ohne sie hätte er auch Stralsund nicht behaupten können. Es gelang ihm, den Angriff abzuschlagen.

Um Anklam wurde seit dem 18. Juli mit großer Hartnäckigkeit gefochten. Ausfälle der Besatzung, Entsatz, den Königsmark von Greifswald aus versuchte, kühne Versuche von Streifpartheien hielten die heftig vordringende Belagerung doch nur wenig auf. Nach dem ungemein blutigen Sturm am 26. August, den Obrist Schöning führte, baten die Belagerten um einen Waffenstillstand, am 27. Abends schlugen sie Chamade. Auch die Fährschanze wurde mit übergeben; es half dem dort commandirenden Officier nichts, daß er sich zu behaupten versuchte; eine ernste Drohung zwang ihn, zu weichen. Die „Nationaltruppen" in der Stadt und in der Schanze erhielten freien Abzug nach Schweden; das deutsche Regiment Heidebreck brachte seine Fahnen vor des Kurfürsten Zelt und legte sie zur Erde. Am 30. August hielt der Kurfürst seinen Einzug und empfing, nachdem er die Predigt in der lutherischen Kirche der Stadt gehört, die Huldigung von Rath und Bürgerschaft.

Bereits am 12. August hatte Stade, der letzte schwedische Posten jenseits der Elbe, capitulirt. Von dem stadischen Belagerungscorps sollten 2000 Mann Braunschweiger unter General-Major v. Ende zu dem Heer in Pommern stoßen;[529] der Kurfürst hatte sie bestimmt, mit einem Theil seiner Truppen Demmin zu belagern, während er mit der Hauptmacht sich auf Stettin wandte, wohin auf der rechten Oderseite General Schwerin marschirte.

Der braunschweigische General zögerte mit dem Anmarsch, haderte mit den dänischen Truppen in und um Wismar um die Quartiere, indem er Namens seines Herzogs als Kriegsobristen im niedersächsischen Kreise

zu verfügen in Anspruch nahm. Erst Ausgangs September langte er vor Demmin an. Die Festung hatte sich bisher hartnäckig gewehrt; auch das heftigste Bombardement, die Feuersbrünste, die es brachte, brachen ihren Widerstand nicht; ein erster Sturm endete damit, daß der erstiegene Wall, unterminirt, wie er war, mit den Stürmenden in die Luft flog. Einem zweiten Sturm zuvorzukommen, capitulirte die Besatzung unter gleichen Bedingungen, wie Anklam (20. October).

Der Kurfürst selbst hatte auf dem Marsch nach Stettin vor Löckenitz Halt gemacht; mitten im Sumpf gelegen, war das Schloß schwer zu nehmen; die erste Aufforderung wies der da Commandirende, auf Entsatz von Stettin hoffend, zurück; als das schwere brandenburgische Geschütz zu arbeiten begann, gab er seinen Widerstand auf; am 23. September accordirte er.

Schon hatte General Schwerin die Feste Damm, deren Besatzung nach Stettin sich zurückzog, besetzt; die brandenburgische Flottille lag auf dem dammschen See; durch versenkte Schiffe wurde das Fahrwasser dicht unter der Stadt gesperrt. Der Kurfürst legte sich auf die Nordseite der Festung, bei Kreckow.

Aber sie hatte 5000 Mann Besatzung unter dem tapferen General Wulfen. Ausfälle, die aus der Stadt bis Greifenhagen und Garz gemacht wurden, zeigten, daß die Truppen voll Muth und in ungebrochener Zucht seien: und die Bürgerschaft Stettins war eifrig schwedisch, zur äußersten Gegenwehr entschlossen. Die Jahreszeit war zu weit vorgerückt, um für eine förmliche Belagerung noch Aussicht zu geben, die Verbündeten forderten Winterrast. Der Kurfürst mußte sich begnügen, mit Damm, Löckenitz und den Peenefestungen Stettin umschlossen zu halten.

Nicht bloß wegen der Winterquartiere gab es neue Schwierigkeiten, neuen Hader, ja, als ein paar brandenburgische Regimenter sich in Franken einlagern sollten, Weigerung des Durchzugs durch Hessen, Drohungen des Abfalls von Kaiser und Reich in Thüringen, Rottirung bewaffneter Bauern im Fuldaischen und im Eichsfeld.[530]) Schlimmer war, daß die Herzöge von Wolfenbüttel und Celle mit dem Bischof von Münster, um den gemachten Vortheil in's Trockene zu bringen, einseitige Verträge über die Theilung von Bremen und Verden geschlossen hatten, und jeder seinen Landestheil in definitive Verwaltung nahm, ja der Bischof in dem seinigen auch die kirchlichen Verhältnisse zu reformiren begann. Der dänische Hof, schon empört „über das harte und schimpfliche Verfahren des Kreisobristen“ in Mecklenburg, erfuhr nun gar, daß die cellischen Truppen sich auch auf

der Elbinsel Krautsand, gegenüber von Glückstadt, festsetzen wollten. Er näherte sich dem Hannoveraner, er schlug dem Kurfürsten vor, mit demselben ein geheimes Bündniß zu schließen, um gegen Münster und Celle „einen Rücken zu haben.“

Zugleich entdeckte man, daß der Gottorper, der landflüchtig in Hamburg lebte, mit dem schwedischen Residenten in London in Verbindung stand, durch ihn Werbungen einleitete, einige hunderttausend Thaler dazu aufgebracht hatte,[531]) in Allem auf das Eifrigste von dem Hamburger Rath unterstützt.[532]) Von Hamburg, von Lübeck, von Rostock aus wurde den Schweden aller mögliche Vorschub geleistet; die dortigen Schiffer und Kaufleute waren unermüdlich, nach Rügen und Stralsund, nach Schweden Munition, Salz, Vorräthe aller Art zu schaffen. Fort und fort wurden von den Kapern, auch den brandenburgischen, Schiffe der Art aufgebracht.

Dänemark selbst glaubte sich nach so glänzenden Erfolgen zur See, nach den nicht minder glücklichen Anfängen des Krieges in Schonen, mehr und mehr als das Haupt des nordischen Krieges, als den Erben der schwedischen Herrschaft auch über die Weser- und Elbmündung ansehen zu müssen; es begann gegen den Kurfürsten wohl einen Ton der Condescendenz anzuschlagen, der mehr dem lebhaften Bedürfniß nationaler Eitelkeit, als der Sachlage entsprach; es geschah, daß auch Colberger Schiffe für den dänischen Dienst Monate lang festgehalten wurden; gegen die Heimsendung der schwedischen Truppen, welche in den pommerschen Festungen auf diese Bedingung capitulirt hatten, und von brandenburgischen Schiffen convoyirt in See gingen, wurde in einer Weise remonstrirt, als wenn die Krone Dänemark zu bestimmen habe, wer die Ostsee passiren dürfe. Begreiflich, daß der Kurfürst sich diese Form des dominium maris Baltici sehr nachdrücklich verbat; bald stimmte das Gefecht bei Holmstadt (27. August), das den Dänen nach so großen Erfolgen zuerst einen empfindlichen Verlust brachte, mehr noch die schwere Niederlage bei Lund (13. December) und die Werbungen des Gottorper Herzogs den Ton in Kopenhagen auf das gebührende Maaß herab; man lernte erkennen, daß nur in fester Gemeinschaft mit Brandenburg der begonnene Kampf zu Ende geführt werden könne.[533])

Die seit Monaten geführten Verhandlungen über ein noch innigeres Bündniß kamen in den letzten Decembertagen zum Abschluß; in ihnen verpflichtete man sich gegenseitig, die Coalition so viel irgend möglich zusammenzuhalten, auf keinerlei Separatverhandlungen einzugehen; Brandenburg garantirte zwar nicht die Einverleibung des gottorpischen Schles-

wig, wohl aber, daß da der Zustand, wie er vor der Souverainetätserklärung von 1658 gewesen, hergestellt würde; Dänemark versprach jeglichen Beistand für den Fall, daß Polen sich zu Gunsten Schwedens erheben werde; dem Theilungsvertrage zwischen Münster und den Braunschweigern gegenüber, hielt man fest, daß die fünf Herren, deren Truppen an der Eroberung jener Gebiete Theil gehabt, theilen müßten, und der Kurfürst überließ seinen Antheil dort der Krone Dänemark, die ihm dafür Pommern als Satisfaction zusicherte.[534])

Allerdings trat für den Kurfürsten die Rücksicht auf die Republik Polen, die im October 1676 mit der hohen Pforte einen ziemlich günstigen Frieden geschlossen hatte, sehr in den Vordergrund. Offenkundig warb des Königs Schwager, Marquis de Bethune, für französisches Geld im Weichsellande weiter; und daß er ebenso Verbindungen mit den Mißvergnügten im Herzogthum Preußen suchte, wie er sie mit den Empörern in Ungarn hatte, war außer Zweifel. Was lag näher, als daß die Schweden von Riga aus einen Versuch gegen Preußen machten, der, wenn zugleich ein polnisches Heer von Süden einbrach, nur zu viel Aussicht auf Erfolg hatte. Freilich war Polen durch den Türkenkrieg tief erschöpft; es hatte Verträge mit Brandenburg, die den gegenseitigen Friedensstand durchaus und für immer sicherten: und der Kurfürst hatte sorgfältig jeden Anlaß zu irgend gerechter Beschwerde vermieden. Aber die Polen fanden deren an allen Ecken und Enden: die Verhaftung des Dr. Strauch, obschon er aufgehört hatte, polnischer Unterthan zu sein; den Marsch kurfürstlicher Regimenter aus dem Herzogthum durch das königliche Preußen; dazu die ganze Reihe alter Beschwerden, endlich: mit welchem Recht der Kurfürst mit Kriegsschiffen den Handel des baltischen Meeres belästige? Am lautesten war man in Danzig, wo die Zünfte im förmlichen Aufruhr gegen den Rath eine andere Verfassung forderten, damit die größere Einsicht und Thatkraft des gemeinen Mannes das Wohl der Stadt rette. Und nun im Anfang 1677 kam der König nach Danzig dort Hof zu halten und nebenbei, dem populären Eifer die Hand bietend, die alte Ordnung der Dinge abzuthun, unter der die Stadt so lange selbstständig und blühend gewesen war.

Zum Reichstag kehrte er nach Warschau zurück; wer konnte wissen, wohin französisches Geld, jesuitische Intrigue, die Aufregung eines Momentes die Versammlung bringen werde. Der ritterliche König war wohl dazu angethan, gelegentlich auch gegen Brandenburg sein Wort wahr zu machen: „Verträge seien Spinneweben, die das Schwert leicht zerreißt." Noch hatte er nicht die Bromberger Verträge beschworen, und sie galten

den Polen, bis es geschehen, für unverbindlich. Die Hoffnungen, die man in Wien und Berlin auf Rußland gesetzt hatte, erfüllten sich nicht; der junge Czaar Feodor, der soeben dem Vater gefolgt war, hatte die ganze Last des Türkenkrieges, nachdem Polen seinen Frieden geschlossen, auf sich; er lehnte es ab, sich zugleich mit Schweden einzulassen.

Unter so schwierigen Verhältnissen mußte Hoverbeck in Warschau unterhandeln. Der alte bewährte Staatsmann kannte, wie kein anderer, die polnische Art, die Rivalitäten der Familien, die Absonderlichkeiten der Geschäftsführung in der Republik.

Er hatte vorerst keinen Erfolg. Man mußte auf einen Angriff auch von dieser Seite gefaßt sein; man glaubte schlimmsten Falls auf den lithauischen Feldherrn Michael Pac, den persönlichen Feind des Königs, rechnen zu können, der sich erboten hatte, den Schweden den Durchmarsch von Riga her zu sperren; man hoffte ihn durch die Erhebung in den Reichsfürstenstand, die er lebhaft wünschte, noch fester an das Interesse des Kaisers und Brandenburgs knüpfen zu können.

Die Hauptsache für die baltischen Verhältnisse blieb, daß so früh wie möglich die alliirte Flotte in See erschien, um jede Verbindung Schwedens mit Riga und Danzig zu hindern und die französische Flagge fern zu halten. Auch der Kurfürst eilte, seine kleine Flotte zu verstärken.[535])

Der Feldzug von 1677.

Es wäre eine Aufgabe für sich, die zahllosen Verhandlungen zu verfolgen, welche den kriegerischen Begebenheiten zur Seite gingen; ein diplomatischer Krieg nicht bloß zwischen denen, die sich im Felde bekämpften, sondern mehr noch und heftiger, wechselvoller und zum Theil treuloser zwischen denen, welche die drohende Ueberlegenheit eines stolzen und kühnen Feindes zu gemeinsamem Widerstande vereinigt hatte.

Vorerst war noch die militairische Action stärker, als die diplomatische; aber diese übte in dem Maaße lähmenderen Einfluß auf jene, als die ungeheuren Anstrengungen des Krieges die materiellen und moralischen Kräfte mehr erschöpften.

Von dem Standpunkt unserer Betrachtungen aus — denn von jedem anderen zeigen sich dieselben Dinge in anders gruppirter Perspective — sind es drei große Fragen, um die sich die Verhandlungen drehen.

Zunächst die Frage des allgemeinen Friedens. Auf den Wunsch von Frankreich und Schweden und unter Vermittelung Englands waren die

Einleitungen zu einem Congreß in Nymwegen getroffen, der im Anfang 1676 hatte beginnen sollen. Monate lang ließ die spanische Regierung die französischen Bevollmächtigten auf Pässe durch ihr Gebiet warten, Monate lang warteten die französischen, englischen, staatischen Gesandten auf die Ankunft der übrigen Bevollmächtigten. Die Drohung der französischen Herren, abzureisen, wenn nicht in vier Wochen begonnen werden könne, machte, daß im Ausgang des Jahres auch die anderen Gesandtschaften nach und nach eintrafen. Von brandenburgischer Seite kamen die Kanzler von Somnitz und Blaspeil.

Monate lang wurde über die Frage des Ceremoniels, der Geschäftsbehandlung, der Ausdehnung des für den Congreß neutralen Gebietes u. s. w., dann darüber, ob die Gesandten des Lothringers, des Bischofs von Straßburg zugelassen werden sollten, gestritten; und die Hartnäckigkeit, mit der man stritt, galt nicht sowohl den oft kleinlichen Aeußerlichkeiten, sondern es maß sich da die Machtbedeutung der Streitenden.

In diesen Vorfragen hatte Brandenburg einen zwiefachen Kampf zu bestehen. Nicht bloß die französischen Gesandten, sondern auch die Herren Mediatoren fanden es angemessen, nur den Kanzler von Somnitz als eigentlichen Congreßgesandten anzusehen, dem Anderen die gleichen Ehren zu versagen. Natürlich fügten sich die brandenburgischen Herren dieser Insolenz nicht, die namentlich von Seiten der Engländer, die vermitteln sollten, so zweckwidrig wie möglich und darum doppelt beleidigend war. Weiterungen, die sehr bald zu einer förmlichen Stockung der Geschäfte führten. Sofort ergriff der kaiserliche Hof die günstige Gelegenheit, einen Anspruch zu wiederholen, den er schon früher gemacht: es sei ein Reichskrieg, den man führe, also habe entweder der Kaiser, der das Reich repräsentire, die Direction in Allem, was die deutschen Fürsten betreffe, oder es müsse eine Reichsdeputation beim Congreß erscheinen, und im Namen des Reichs verhandeln; jedenfalls sei es nicht in der Ordnung, daß die Gesandtschaften einzelner Reichsstände unmittelbar verhandelten. [536])

Begreiflich, daß der Kurfürst nie weniger als jetzt Neigung hatte, sich dieser Deutung der kaiserlichen Autorität zu fügen: es sei nicht allein ein Reichskrieg, den man führe, sondern ein Coalitionskrieg, ein bellum sociale; die Verbündeten hätten im Kriege so gut wie Alles gethan, das Reich als solches sehr wenig; es habe erst den Krieg beschlossen, nachdem die Verbündeten die Bahn gebrochen.

Und dem englischen Hofe wurde bemerklich gemacht, daß es unzweifelhaft von dem Kurfürsten allein abhänge, ob er, wie in Osnabrück und

Oliva geschehen, zwei oder drei Gesandte schicken wolle, daß es am wenigsten für die Mediatoren passend sei, Differenzen und Störungen hervorzurufen, statt das Werk des Friedens zu fördern. „Wenn der König dem nicht abhelfe," schrieb der Kurfürst am 23. Februar, „so werde er zu seinem Bedauern genöthigt sein, seine Gesandten von dem Congreß zurückzurufen."

Bald genug griffen Baiern und Sachsen den Gedanken auf, daß eine Reichsdeputation bestellt und nach Nymwegen gesandt werden müsse, eine Ansicht, die unzweifelhaft reichsconstitutionsmäßiger war, als das vom Wiener Hofe in Anspruch genommene Directorium. Man antwortete ihnen von Wien aus eben so richtig, es sei nicht Styli im Reich, daß außerhalb der Reichsgrenzen getagt werde. Man gab es auf, den Brandenburger, dessen man gar sehr benöthigt war, weiter mit kaiserlicher Bevormundung zu incommodiren.

Auch der englische Hof, nachdem er drei, vier Monate lang mit falschen Präcedencien und dürftigen Opportunitätsgründen sein Verfahren aufrecht zu erhalten versucht hatte, fand sich endlich bewogen nachzugeben; und der König fügte den Wunsch hinzu: „S. Kf. D. möge nicht glauben, daß man ihn habe negligiren oder verachten wollen." [537)]

Der sachliche Verlauf der Congreßhandlungen hing freilich noch von anderen, als so formalen Entscheidungen ab.

Die Mächte der Coalition — und das führt zur zweiten Frage — waren darin einig, daß man, je dringender das Bedürfniß des Friedens bei Freund und Feind wurde, desto energischer den Krieg fortsetzen müsse. Aber sie unterschieden sich gar sehr in dem Maaße wie ihrer Leistungen im Felde, so ihrer Ansprüche bei der Neuordnung der Dinge. Von allen Seiten wurde anerkannt, daß der Brandenburger durch seinen tapferen Beistand 1672, durch den Zug von 1675 und das seitdem Geleistete am meisten zu der besseren Wendung der Dinge beigetragen habe, deren man sich jetzt erfreute, daß er, wie das Reichsgutachten vom 16. Juli 1675 ihm zugesichert hatte, „wegen des erlittenen Schadens behörige Satisfaction" erhalten müsse.

Daß Friedrich Wilhelm Pommern als seine Satisfaction in Anspruch nehme, hatte er bereits vor dem Tage von Fehrbellin in Wien, wie im Haag ausgesprochen, und in der frischen Erinnerung jener heimtückischen und verheerenden Invasion der Schweden war in deutschen Landen nur eine Stimme, daß Schweden völlig vom Reichsboden verdrängt werden müsse. Je mehr es wirklich dazu zu kommen schien, desto bedenklicher wurde man am Kaiserhofe, in Dresden und München; hier, weil man sah,

daß Schweden aus dem Reich drängen nichts anders heiße, als das Gegengewicht gegen Oestreich entfernen, welches die tiefe Weisheit des westphälischen Friedens innerhalb des Reiches selbst geschaffen hatte; in Wien, weil man die größere Gefahr erkannte, daß die Stelle, die Schweden im Reich verloren, Brandenburg einnehmen könnte.

Es war in der Ordnung, wenigstens nach deutscher Art in der Ordnung, daß trotz des erklärten und noch währenden Reichskrieges Baiern und Sachsen sich anschickten, etwa mit Hannover eine dritte Parthei zu bilden, daß sie auf dem Reichstag von der Nothwendigkeit des Friedens zu sprechen begannen, des Friedens namentlich mit der Krone Schweden, obschon der Krieg in Pommern und den Weserlanden wesentlich die reichsmäßige Execution gegen einen strafbaren Reichsstand war. Den kleinen und kleinsten Reichsständen, namentlich denen in den vorderen Kreisen, die wenig geleistet, aber desto mehr von Einquartierungen und Contributionen gelitten hatten, klang das Wort Frieden viel zu süß, als daß sie nicht laut und immer lauter hätten einstimmen sollen. Der Krieg machte ihre Scheinsouverainetät und das Idol der Gleichheit aller Reichsstände mehr und mehr zu Schanden; sie brauchten den Frieden, um den Schein der Souverainetät und der ständischen „Demokratie" im Reich zu retten. Nur daß dieselbe Ohnmacht und Schlaffheit, die sie bei halbem Werk ermatten ließ, auch jetzt ihre Stimme trotz Sachsen und Baiern wirkungslos machte.

Wenigstens so lange die östreichische Politik es nicht in ihrem Interesse fand, sie für die der Nation zu halten. Und noch war es ihr zu gelegen, ihre Heere in die „Zahlkreise" des Reichs einzulagern und bezahlen zu lassen, während die Erblande keinen Feind und keine Winterquartiere sahen. Man sah in Wien mit großer Befriedigung, wie sich mit diesem Kriege die Stellung Oestreichs in Deutschland veränderte: „es ist heutiges Tages so weit gekommen, daß wenn es im vorigen Kriege ein Staatsverbrechen war, kaiserlich zu sein, es jetzt für ein solches gilt, wenn einer schwedisch oder französisch ist."[538] Freilich den kaiserlichen Heeren kam von dem Ruhm dessen, was geleistet war, nicht eben viel zu; aber es galt, „Pfeifen aus fremdem Rohr zu schneiden." Nicht bloß, daß man in der Vertheilung der Winterquartiere die reichsoberhauptliche Autorität zur Anwendung zu bringen verstand; man versuchte, indem man jede Bestimmung über die Conquesten in der Schwebe hielt, zu der Ansicht zu gewöhnen, daß diese doch eigentlich von Reichs wegen gemachten Eroberungen nicht von dem oder jenem beliebig in Besitz genommen werden könnten; gelang es einstweilen, den reichsrechtlichen Zweifel offen zu halten, so war der Reichstag, sobald

man wollte, gewiß gern bereit, seine Competenz zu begründen; und der deutsche Neid gegen diejenigen, die etwas geleistet, that das Uebrige. War dort nur erst festgestellt, daß „nach dem Recht" zu verfahren sei, so blieb, über die verwirkten Lehen zu entscheiden, schließlich keine andere Stelle, als die, wo die neue Belehnung mit denselben eingeholt werden mußte.

Mochte der Wiener Hof mit denen so umspringen können, die mit Noth und Mühe ihre 50 oder 100 Mann nach der Matrikel zu den Kriegsregimentern aufgebracht hatten; aber wie hätten diejenigen, welche Heere, selbstständige Corps so gut wie der Kaiser, im Feld hatten, gemeint sein sollen, sich in dergleichen östreichische Obedienz hinein argumentiren zu lassen. Es begann handgreiflich zu werden, was es bedeute, daß der Bischof von Münster, immerhin jedem zu Dienst, der ihn bezahlen mochte, die Braunschweiger, immerhin für fremde Subsidien, der Brandenburger, seit lange auf eigene Hand und mit harter Anspannung seiner Lande, sich Kriegsheere geschaffen, die sehr etwas anderes waren, als was die faule „Reichspflicht" von ihnen forderte, und daß diese Armeen das Beste von dem geleistet hatten, was in dem doppelten Reichskriege bisher geleistet war.

Wir sahen, wie der Kurfürst schon im Sommer 1675 bemüht war, nicht bloß für den Kampf gegen Schweden, sondern auch über die Theilung der Conquesten eine Verständigung mit den Braunschweigern, Münster, Dänemark zu Stande zu bringen, bevor der Kaiser sich einmischte. Es war nicht gelungen; der Tag in Bremen, dem auch ein kaiserlicher Gesandte beiwohnte, hatte die Frage nur noch mehr verwirrt; das Separatabkommen zwischen den Welfen und Münster gab der östreichischen Politik den ersehnten Zwiespalt zwischen den tapferen Alliirten im Norden, zumal als auch die braunschweigischen Herren mit dem Bischof in Hader geriethen oder ihn suchten, um wo möglich auch ihn hinauszudrängen und dem Welfenhause die Lande, die einst Heinrich dem Löwen gehört hatten, wieder zu erwerben; ja man glaubte zu bemerken, daß sie sich durch Hannover mit Schweden zu verständigen suchten und „durch solche Indignität" ihr Spiel zu gewinnen hofften.

Der Kurfürst war unermüdlich, diesem heillosen Zerbröckeln des gemeinsamen Interesses entgegenzuarbeiten; er versuchte auf einem Tage in Stade eine Verständigung; er vermittelte ein näheres Verständniß zwischen Münster und der Krone Dänemark, die nach der Niederlage von Lund Succurs brauchte; er gab seinen Anspruch auf einen Antheil an Bremen und Verden auf, er bestimmte Dänemark, sich mit Geringerem zu begnügen

als es im ersten Eifer gefordert hatte. Im Frühling 1677 schien man der Verständigung nahe, einer Verständigung, deren Grundlage für den Krieg von 1677 maaßgebend ist.

Auch in Wien war immer wiederholt worden, daß man dem Kurfürsten Pommern „gern gönne;" nur Stralsund schien man dort für eine über alles Verhältniß wichtige Erwerbung zu halten. Friedrich Wilhelm erklärte seine Zustimmung, daß dieser alt-autonomen Hansestadt die Reichsfreiheit gewährt werde. Noch war Wismar im Besitz Dänemarks; er hatte Aussicht, daß Dänemark die Stadt dem Herzogthum Mecklenburg zurückgeben werde. Wegen Rügens, ließ er in Wien sagen, habe er sich mit der Krone Dänemark verständigt; sie sollte die Insel den Schweden entreißen und sie dann behalten, wie sie denn König Christian schon jetzt seiner Gemahlin verschrieb.[539]) Wenn der Kurfürst darauf verzichtete, an den Conquesten jenseits der Elbe, zu denen seine Truppen mitgewirkt, Theil zu haben, so durfte er erwarten, daß die braunschweigischen Herren ihm auch halfen, mit der Eroberung Stettins die Erwerbung des ihm bestimmten pommerschen Landes zu vollenden. Denn Greifswald fiel, sobald die Dänen Rügen nahmen, was gleichzeitig mit dem Angriff auf Stettin geschehen sollte.

Daß dann nach dem Beginn des Feldzuges 2000 Mann Kaiserliche nach dem Norden marschirten, sich mit den dänischen und münsterschen Völkern in Schonen zu vereinen, schien das völlige Einverständniß der Alliirten in Betreff des nordischen Krieges zu bezeugen. Seiner Seits versprach der Kurfürst, wenn Stettin genommen sei, mit seiner Armee nach dem Rhein zu eilen, wohin schon die braunschweigischen und münsterschen Truppen, die nicht für Pommern und Schonen bestimmt waren, marschirten.

Wenn nur in gleichem Maaße der Krieg gegen Frankreich energisch und mit Erfolg fortgesetzt wurde. Das ist die dritte Gruppe von Verhandlungen, die den Kurfürsten beschäftigten.

Daß man in Wien den Krieg am Rhein mit wachsendem Eifer betrieb, daß man in dem jungen Herzog von Lothringen den rechten Mann für den Oberbefehl gefunden hatte, zeigten die Erfolge von 1676; Philippsburg war erobert; in den Wintermonaten wichen die Franzosen aus dem untern Elsaß, aus dem Zweibrückener Lande, Alles verheerend, um dem kaiserlichen Heere das Nachrücken unmöglich zu machen.

Aber diejenige Macht, für die am meisten auf dem Spiele stand, wurde mit jedem neuen Feldzug schlaffer, unzuverlässiger, anmaaßlicher. Die Krone Spanien leistete nicht bloß wenig in Sicilien und fast nichts in den

Niederlanden; sie verfuhr nicht bloß, als ob es die Pflicht der andern Mächte sei, sich für sie zu „sacrificiren", sondern ihre diplomatischen Intriguen, ihre rechtgläubige Mißgunst gegen die ketzerischen Alliirten, ihr bettelstolzer Hochmuth gegen die im Rang Minderen that mehr als Andere, in der Coalition, in deren Eintracht und Eifer ihre einzige Rettung war, höchst verderbliche Spannungen zu nähren. Wie leicht hätte der Wiener Hof der Bewegung in Ungarn ein Ende machen können; aber der dringenden Mahnung des Kurfürsten, die Verfolgung der Evangelischen aufzugeben, wirkte der Hof von Madrid auf das Heftigste entgegen. Mochte die Silberflotte aus Amerika 28 Millionen bringen, nach den Zahlungen an die Großen des Hofes, die Wucherer, die Kirchen und Klöster blieben der Krone kaum 100,000 Thaler; sie ließ 60 Schwadronen Reiter abdanken, weil man sie nicht bezahlen konnte; sie gingen in französischen Dienst. Und wenn des Kurfürsten Gesandter, der Kammerjunker von Roucq, nach Madrid kam, dringend die endliche Zahlung der für drei volle Jahre rückständigen Subsidien zu fordern, so lautete die Antwort des jungen Königs: „Ich werde sehen." [540])

Für die brandenburgischen Interessen noch bedenklicher war die Veränderung der Stimmung in den Vereinigten Niederlanden.

Es war nicht bloß, daß „Navigation und Commercien" die Herstellung des Friedens wünschenswerth machten. In den Vorgängen von 1672 hatte der junge Prinz von Oranien eine Art thatsächlicher Dictatur geübt; er war erst in Holland, dann in den andern Provinzen zum Erbstatthalter ernannt; er hatte die drei Provinzen Utrecht, Geldern und Oberyssel nach den zwei Jahren französischer Herrschaft neu geordnet, schon da nicht nach den Wünschen Hollands, das wenigstens Utrecht gern sich einverleibt hätte. Als dann gar die Staaten von Geldern dem Prinzen die Souverainetät im Herzogthum Geldern und der Grafschaft Zütphen anboten und der Prinz die Generalstaaten um ihre Meinung darüber bat, wohl nicht ohne die geheime Hoffnung, daß die andern Provinzen dem Beispiel Gelderns folgen würden, geschah das Gegentheil; man empfahl ihm, dem Beispiel Gideons zu folgen.

Der Prinz mußte sehen, daß der mißlungene Versuch einer „monarchicalen" Gründung nur dazu gedient hatte, der Parthei, die seit ihrer Niederlage von 1672 sich still gehalten hatte, Muth und Bedeutung zu geben. Die „Patrioten" begriffen vollkommen, daß nur der Frieden die Freiheit, wie sie sie verstanden, sicher stelle; selbst die Rücksicht auf die Alliirten galt in diesen Kreisen wenig; Beuningen, der bedeutsam genug als Ambassadeur

in London war, äußerte: „der Staat dürfe nicht um der Alliirten willen crepiren.“ Der große Aufwand des Krieges, die Subsidien, die der Staat zahlte oder wenigstens schuldete, die Niederlage der staatischen Flotte bei Sicilien, die Mißerfolge des Prinzen erst bei Bouchain, dann vor Mastricht, — das Alles gab der trüben Stimmung ein gefährliches Uebergewicht. Es war für die Sache der Coalition im hohen Maaße compromittirend, daß Beuningen in London den Frieden mit immer rücksichtsloserer Ungeduld betrieb, und in Formen betrieb, welche der französischen Politik gewonnen Spiel gaben; er besprach mit König Karl II. einen Frieden zwischen Frankreich und Spanien, „welchen man der Krone Spanien obtrudiren müsse;“ der König selbst sagte dem spanischen Gesandten, als er sich über dieses Verfahren beschwerte: „er wolle ihm nicht verhalten, daß die Herren Staaten schon lange damit umgegangen, einen Separatfrieden zu machen, und daß nur der Prinz von Oranien es bisher verhindert habe.“

Bisher hatte er es verhindert. Aber der Kurfürst war durch seinen Gesandten in London unterrichtet, daß man am englischen Hofe den Wunsch habe, des Herzogs von York ältere Tochter dem Prinzen zu vermählen; ein Plan von außerordentlicher politischer Bedeutung.

Nicht bloß darum, weil weder der König, noch der Herzog von York männliche Erben hatte, also die Prinzeß Marie die dereinstige Erbin von England war. Bisher hatte Karl II., obschon er die Mediation übernommen, nicht aufgehört, mit Frankreich in vertrautester Beziehung zu stehen, Frankreich und Schweden auf alle Weise zu begünstigen, Werbungen, Schiffsrüstungen für sie in seinen Königreichen zu gestatten; und wenn die öffentliche Meinung sich um so entschiedener gegen Frankreich wandte, so empfing Karl II. Geld über Geld von Frankreich, um nicht der Bewilligungen des Parlaments zu bedürfen. Er hatte es im November 1675 prorogirt, das folgende Jahr verlief, ohne daß es berufen wurde; niemand konnte zweifeln, daß, wenn es wieder zusammentrat, die erste Forderung auf den Eintritt Englands in die Coalition gerichtet sein werde. Und in den Augen Englands war deren Haupt der Prinz von Oranien.

Es mag richtig sein, daß der Herzog von York in seinem französisch-papistischen Eifer die Vermählung seiner Tochter mit dem Dauphin lieber gesehen hätte. Karl II. „in seiner unbeschreiblichen Unbeständigkeit,“ in seiner „Facilität, etwas zu unternehmen und das Werk mitten in der Arbeit stecken zu lassen,“ betrieb die oranische Vermählung, die ihm, so durfte er erwarten, beim Parlament den Schein gab, als wende er sich der Politik zu, welche die Nation wünsche, während er weiter wie jemals davon entfernt

war, ja die Zuversicht haben mochte, den Prinzen zu seiner Politik herüberzuziehen.

Der Kurfürst hatte ein unbedingtes Vertrauen zu der Besonnenheit und Festigkeit seines Neffen; am wenigsten fürchtete er, daß die Sophistik der Schwäche, in der Karl II. von England Meister war, ihn irre leiten werde; aber die Verfassung der Niederlande gab den Einflüssen, die ihn lähmen konnten, nur zu viel Raum; es war dringend nothwendig, daß große Erfolge auch auf dieser Seite des Kriegstheaters seine Popularität und sein Gewicht in der Staatslenkung wiederherstellten.

Noch waren für den nächsten Feldzug keine Verabredungen getroffen. Der Prinz wünschte dringend eine Conferenz der Alliirten; der Kurfürst entschloß sich, selbst nach dem Haag zu reisen.

Es liegt eine Aufzeichnung seiner Hand vor, in der er für den Kaiser seine „unvorgreiflichen Gedanken" über den nächsten Feldzug darlegt.[541]) Auf drei Dinge, schreibt er, müsse man Acht haben, daß man Spanien kräftig wider Frankreich helfe, daß man Dänemark assistire, daß man die Schweden aus dem Reich schaffe. Er will, daß man am Oberrhein nur defensiv verfahre, mit einem Corps von 16,000 Mann Breisach beobachte und Straßburg decke. Das Hauptwerk sei, Spanien zu helfen, weil die spanischen Niederlande die Vormauer des Reichs seien; zu dem Zweck müsse die Hauptmacht des Kaisers auf Lüttich, Oranien an der andern Seite der Maas vorgehen, rechts von ihnen die Spanier mit den osnabrückschen Truppen, links von der Mosel die cellischen und Münster. Sein Gedanke ist, daß die Alliirten in der Lage sein müssen, an jeder Stelle dem Feinde „den Kopf zu bieten," jedes Corps dem andern nah genug, um sich gegenseitig zu decken und zu unterstützen. Was dann im Einzelnen zu thun, „wird die Kriegsraison geben;" aber man muß zeitig im Felde sein, damit der Feind nicht zuvorkommt und sich so postirt, daß man ihm nicht beikommen kann. Vor Allem: man darf nicht so nachlässig, wie bisher sein; wenn die Holländer sehen, daß man mit rechtem Ernst daran ist, werden auch sie andere Resolution fassen.

Man wußte im Haag, wie in Wien, daß Frankreich mit dem größten Eifer rüstete; man zweifelte nicht, daß es „zum Sommer" einen schweren Angriff auf Flandern machen werde;[542]) es hatte noch Mastricht, von wo aus Streifcorps bis an den Rhein und ins „Reich von Nymwegen" brandschatzten.

Im Norden hatte die Schlacht von Lund den schwedischen Waffen Luft gegeben. Der Kurfürst empfahl, den Dänen mit Fußvolk und Reiterei

zu helfen, vor Allem wieder 15 staatische Orlogschiffe zur dänischen Flotte stoßen zu lassen, „damit sie auf die schwedische Flotte ein wachendes Auge habe und sie nicht Völker in Schonen oder Holstein landen lasse."

„Vor allen Dingen," sagt das Gutachten endlich, „ist darauf zu sehen, wie man sich des schwedischen Jochs entschlage und die Schweden aus dem Reich treibe;" denn sie sind bei jedem Angriff der Franzosen auf Deutschland „ihnen verbunden zu helfen;" sind einmal die Schweden aus dem Reich, so wird Frankreich es nicht so leicht angreifen, Polen wird nicht das Herz haben, den Schweden oder den Franzosen zu helfen oder gar die ungarischen Rebellen zu unterstützen. „Ich werde Alles thun, was mir möglich ist, und keine Zeit versäumen, um den Feind vom Reichsboden zu bringen, da ich mich denn verpflichte, gegen Ausgang des September mit Gottes Hülfe damit fertig zu sein."

Wenigstens theilweise war der Wiener Hof mit diesen Ansichten einverstanden; er hatte die Absicht, Breisach zu maskiren, um seine Hauptarmee unter dem Herzog Karl von Lothringen über die Saar vordringen zu lassen; den Marsch durch die von den Franzosen verheerten Gegenden dort zu ermöglichen, richtete man große Wagenparks ein, um der Armee, „wie in Frankreich üblich," das Brod nachzuführen;[543]) man hoffte in Frankreich selbst einzubrechen und da „eine Confusion zu machen."

Der Kurfürst hatte auf seiner Reise Hamm erreicht. Dort warf ihn ein heftiger Gichtanfall aufs Krankenlager (24. Februar); und der Prinz — „mit großem Verlangen" erwartete er ihn — war außer Stande, dahin zu kommen, da er alle Hände voll zu thun hatte, um die staatischen Rüstungen zu besorgen, mehr als einen Streit innerhalb der Provinzen beizulegen, die Herren in Brüssel, die träg und sorglos auch das Nothdürftigste versäumten, zu treiben. Er sprach General Spaen in Dieren: er könne nicht gut dafür sein, daß die spanischen Niederlande nicht verloren gingen; sie seien in elendem Stande und die Franzosen hätten sichtlich ein großes Dessein vor; die Staaten würden 32,000 Mann ins Feld stellen; er bat ihn, zu befürworten, daß 3000 brandenburgische Reiter ihm zugeordnet und daß ein Corps von Cleve aus an der Maas bei Roermonde aufgestellt werde, um die Brandschatzungen von Mastricht aus zu hindern. Auf die Entgegnung, daß der Kurfürst kaum jene 3000 Reiter werde abgeben können, wenn nicht früh eine Flotte in der Ostsee erscheine, die Schweden fern zu halten, versprach er sein Bestes zu thun, daß im Haag in diesem Sinne Resolution gefaßt werde.

Da kam die Nachricht, daß die Franzosen schon jetzt, in den ersten

Märztagen mit 40,000 Mann und vielem Geschütz auf Valenciennes marschirt seien und die Stadt zu belagern begönnen, daß sie gleichzeitig von Colmar über Breisach in den Breisgau eingefallen seien, auch da weit und breit in grauenhafter Weise heerend.

Daß die Spanier — kaum 8000 Mann hatten sie unter Waffen — den Anfall nicht abwehren würden, war nur zu klar; der Prinz eilte, während seine Truppen nach Brabant marschirten, nach dem Rhein, in der Hoffnung, den Kurfürsten jetzt in Wesel zu treffen; auf die Nachricht, daß er immer noch krank in Hamm liege, umkehrend, erfuhr er, daß Valenciennes am 20. März gefallen sei.

Der Schlüssel der oberen Schelde war damit in Feindes Hand; in Brüssel war man wie erstarrt, in Wien, wo man sonst „böse Nachrichten mit lächelnder Zuversicht aufzunehmen pflegte," war „größere Unruhe, als jemals zu verspüren;" in Amsterdam fielen die Course.

Ein Theil der französischen Armee hatte sich auf Cambray gewandt, ein anderer auf St. Omer, die Vormauer für Flandern. Am 4. April fiel auch Cambray. Der Prinz war auf St. Omer marschirt, die Stadt zu entsetzen; er kam bis Mont Cassel, dort wurde er nach einem blutigen Kampf zum Rückzuge gezwungen (10. April). Nur seine Ruhe und Entschlossenheit rettete die Trümmer des Heeres unter die Kanonen von Ypern.[544]) St. Omer ergab sich am 19. April.

Wohl rückten in denselben Tagen aus der Gegend von Mainz Lothringen, aus der von Philippsburg Caprara nach der Saar vor, Lothringen sich bis an die obere Maas ausdehnend; und diese Diversion ließ die Franzosen in Flandern für den Augenblick Halt machen. Sie hatten die Stellungen inne, die — in Verbindung mit Charleroi an der Sambre, mit Lüttich und Mastricht an der Maas — ihnen in jedem Augenblick gestatteten, die Offensive fortzusetzen.

In diesen unheilvollen Apriltagen war der Kurfürst in Cleve. Der Prinz konnte nicht zu ihm kommen; mit Fürst Moritz von Nassau und dem Rathspensionair Fagel, mit dem dänischen Gesandten verabredete er die weiteren Maaßregeln.

Zweierlei schien vor Allem dringend, einmal der schleunige Anmarsch der etwa 20,000 Mann von Münster, den braunschweigischen Herren, Paderborn, Pfalz-Neuburg u. s. w., die über Maaseyk und Vilvorden auf den linken Flügel des Oraniers anrücken sollten. Dann standen hier bei 50,000 Mann vereint, dem Feinde die Stirn zu bieten, während die kaiserliche Armee mit mehr als 40,000 Mann, so hoffte man, über die Maas in

Frankreich eindringen, die Reichsarmee unter dem Herzog von Sachsen-Eisenach die Franche Comté nehmen sollte.

Sodann mußte die Flotte der Alliirten möglichst bald in die Ostsee gehen, um dort ein Unglück zu verhüten. Schon im Februar hatten die Generalstaaten sich einverstanden erklärt, daß wieder 40 schwere Schiffe zum 1. Mai dort in See sein sollten;[545]) aber ihre Ausrüstung war noch weit zurück.

Noch ein dritter Punkt war Gegenstand ernster Erwägungen. In Holland war seit der Niederlage von Mont Cassel die Parthei der Patrioten nur noch eifriger, den Frieden zu empfehlen: man sei der Macht Frankreichs nicht gewachsen, jetzt könne man leidliche Bedingungen erhalten, man erschöpfe die letzten Kräfte des Landes vergebens. Beverningk in Nymwegen arbeitete mit den französischen Gesandten an einem Particularfrieden;[546]) Beuningen in London war höchst thätig, den König zu überzeugen, daß die Staaten bereit sein würden, die Franche Comté in Ludwig's XIV. Besitz zu lassen, wenn er in Flandern nicht weiter vordringe, daß auch England die Gefahr für die Scheldemündung nicht ruhig ansehen könne, daß, wenn England, Frankreich und die Staaten einig seien, man Spanien nöthigenfalls zwingen könne, den Frieden anzunehmen.

Dieselbe Niederlage hatte auf die öffentliche Meinung in England, auf das Parlament die entgegengesetzte Wirkung. Man sah die Gebiete bedroht, welche die englische Politik nie und um keinen Preis in Frankreichs Hand fallen lassen dürfe; und der spanische Gesandte versicherte, daß der Hof zu Madrid niemals auf die Abtretung der Franche Comté eingehen, daß er lieber ganz Flandern in die Hände Frankreichs fallen lassen werde. Das Parlament, Oberhaus und Unterhaus einstimmig, forderte den König auf, der unermeßlichen Gefahr der französischen Universalmonarchie Einhalt zu thun; ihm wurden, wenn er den Krieg gegen Frankreich erkläre, alle Mittel, deren er bedürfe, zur Verfügung gestellt.

Der Krieg gegen Frankreich war in Holland und England zugleich eine innere Frage; in Holland die, ob der Erbstatthalter Einfluß genug habe, die wieder emporkommende Parthei de Witt's zu zügeln; in England die, ob das Parlament stark genug sei, die papistischen und unenglischen Tendenzen des Königs zu überwältigen.

Ich vermag nicht zu sagen, ob Oranien es für möglich hielt, den König, seinen Oheim, für die „gute Sache" geneigter zu machen, wenn er nicht länger zögerte, auf die gewünschte Verlobung einzugehen. Er sandte

im Juni Bentink nach London, seinen Besuch nach beendetem Feldzuge anzumelden.

Der Kurfürst theilte die Hoffnung schwerlich. Er hatte die Unzuverlässigkeit und Hoffahrt dieses Stuart, dem er in den Tagen seiner Noth wohlgethan, hinlänglich kennen lernen; er wußte, daß derselbe in Anlaß jener Differenz, ob reichsfürstliche Gesandte zum Congreß als Ambassadeurs anzuerkennen seien, geäußert hatte: „ob denn diese Messieurs jetzt größere Herren geworden seien, als sie in Münster gewesen." Und während der König auf Verwendungen des Kurfürsten z. B. für die Drahtspinner in seiner Grafschaft Mark, deren Waare in England verboten werden sollte, keine Rücksicht nahm, forderte er, daß die englischen Schiffe, die in der Ostsee nur zu thätig waren, dem Feinde jede Art von Kriegsmaterial zuzuführen, in des Kurfürsten Häfen unbelästigt bleiben sollten; er ließ anfragen, was es bedeuten solle, daß der Kurfürst in Amsterdam Kriegsschiffe bauen lasse: er werde genöthigt sein, eine Flotte in die Ostsee zu senden, da die englischen Kaufleute sehr darüber allarmirt seien; ja einer der englischen Minister äußerte bei diesem Anlaß: „obschon man den Kurfürsten von Brandenburg nicht redoutire, so könne dies doch ein Anlaß zum Kriege werden."

Nicht die englische Flotte machte dem Kurfürsten Sorge. Aber am Warschauer Hofe gingen Dinge vor, welche die größte Achtsamkeit forderten. Zwar erhielt Hoverbeck Anfangs Mai die Erneuerung der Bromberger Verträge; aber die Werbungen Bethune's waren bereits zu einem Heer von 8—10,000 Mann erwachsen; aufgefangene Briefe zeigten, daß Frankreich und Schweden eine Landung bei Danzig verabredet hatten; die schwedische Seerüstung wurde auf das Eifrigste betrieben; man sagte, der König selbst werde mit 6000 Mann über Meer kommen. In Riga standen gegen 12,000 Mann, angeblich, um die Moscowiter zu beobachten; in Ungarn erhoben sich die Rebellen mit neuem Eifer, und französische Officiere in großer Zahl fanden sich bei ihnen ein; es hieß, daß 15,000 Tartaren auf dem Marsch seien, sich mit ihnen zu vereinen. Sichtlich hatte die französische Politik Alles fertig, um im Rücken der Coalition einen Stoß zu führen. Daß die Schweden voll Hoffnung waren, zeigte der Ton der Flugschriften, die sie in Deutschland verbreiteten.[547])

Begreiflich, daß unter solchen Umständen der Kurfürst zögerte, das Unternehmen zu beginnen, für das er den Winter hindurch Alles vorbereitet hatte und das ihm für das wichtigste und zugleich schwierigste galt. Er durfte sich nicht in die Belagerung Stettins vertiefen, so lange noch zweifelhaft war, ob sich die französische Armee in Polen nach Ungarn wenden

oder mit den Schweden im Weichsellande vereinigen werde. Mit der größten Ungeduld wartete er auf das Erscheinen der alliirten Flotte in der Ostsee.

Seine Truppen in Pommern hatten schweren Dienst. Ausfälle des Feindes von Stettin, Greifswald, Stralsund aus führten zu Gefechten von nicht immer für sie günstigem Ausgang. Die erste bedeutendere Action war, daß die schwedische Flotte von Gothenburg, die durch den großen Belt südwärts ging, um sich mit der Hauptflotte zu vereinigen, am 10. Juni von den Dänen völlig geschlagen wurde. Fast um dieselbe Zeit kam die Nachricht nach Berlin, daß sich das französische Heer in Polen nach Ungarn gewandt, daß Marquis Bethune sich an die Spitze der Insurrection gestellt habe, daß er König von Ungarn genannt werde.

Unmittelbar darauf folgte der Aufbruch aus Berlin zur Belagerung Stettins. Freilich die Kaiserlichen unter Graf Cop, so viele von ihnen nicht bereits nach Kopenhagen und Schonen gegangen waren, erhielten nun Befehl, schleunigst nach Oberungarn aufzubrechen, trotz der Einwendungen des Kurfürsten, der auf diese wenigstens 4000 Mann gerechnet hatte; man entgegnete ihm: „jeder sei sich selbst der nächste; der Kurfürst könne seine vier Reiterregimenter, welche Mastricht cernirten, abberufen.“[548])

Im Juli, während die Einschließung Stettins begonnen wurde, erlitt die alliirte Armee in Schonen, die Malmö belagerte, stürmend eine schwere Niederlage (6. Juli); sie mußte die Belagerung aufgeben. Gleich darauf segelte die schwedische Hauptflotte, 25 schwere Schiffe und 11 Fregatten, aus; sie ging an Bornholm vorüber nach Moen. Die staatischen Schiffe waren noch nicht im Sund; der dänische Admiral Nils Juel wagte es, mit nur zwanzig schweren Schiffen und fünf Fregatten ihr entgegenzugehen; in der Kjöger Bucht schlug er sie (10. Juli).[549]) Wohl gewann der Schwedenkönig am 24. Juli zu Lande den glänzenden Sieg von Landskrona; aber das Meer war, zumal als dann auch die staatischen Schiffe — statt der bedungenen 15 nur 11 — eintrafen, den Schweden bis auf Weiteres gesperrt; auch die Insel Oeland verloren sie.

Zur Belagerung Stettins hatte der Kurfürst ein Material zusammengebracht, das die militairische Welt in Erstaunen setzte; 140 Geschütze, zum Theil von neuer Erfindung, wurden herangefahren, eilf Schiffe und zwei Galeeren lagen im dammschen See und im Papenwasser.[550]) Durch einen kühnen Angriff wurde das Blockhaus und die Zollschanze im Osten der Stadt genommen; dann fiel auch die Sternschanze im Süden der Stadt;

im Norden beim Dorfe Grabow setzten sich die Braunschweiger unter General von Ende fest; von drei Seiten her war man nahe genug, die Batterien gegen die Stadt arbeiten zu lassen. Aber sie war mit allem Nothwendigen reichlich versehen, hatte eine starke Besatzung, einen energischen Commandanten, und die Bürgerschaft war zum äußersten Widerstand entschlossen.

Nicht minder entschlossen der Kurfürst, die stolze Festung zu nehmen. Je friedenssüchtiger die Stimmung in Holland, je unzuverlässiger der Wiener Hof, je verworrener die Friedenshandlung in Nymwegen wurde, um so nothwendiger war für die Coalition, für die Richtung in ihr, die der Kurfürst, Oranien, der Dänenkönig vertrat, daß bedeutende militairische Erfolge den Uebermuth Frankreichs demüthigten.

Im Anfang August stand die Reichsarmee jenseit Basels, und ihre Partheien streiften nach Burgund hinein. Der Herzog von Lothringen war in Mitten seiner Erblande, überall mit Jubel empfangen, bei Pont à Mousson überschritt er die Mosel. Zugleich hatte der Prinz von Oranien bei Aalst sich mit den Spaniern und den 20,000 Mann braunschweigischen und münsterschen Truppen vereint, wandte sich auf Charleroi; am 6. Aug. begann die Belagerung.

Fiel Charleroi, so war die Kette der französischen Positionen durchbrochen. Schon hieß es, die Franzosen würden Mastricht verlassen und in die Luft sprengen. Aber das Anrücken einer rasch zusammengezogenen französischen Armee von Ath her, die Besorgniß der Spanier, von Brüssel abgeschnitten zu werden, die Gefahr, gegen das überlegene Entsatzheer eine Schlacht zu verlieren, zwang Oranien, die Belagerung aufzugeben (13. August).[551] „Die Gemüther in den spanischen wie hiesigen Niederlanden," schreibt Romswinkel aus dem Haag, „sind über die Retraite der Armee sehr entrüstet." Er fügt hinzu: „schon in ihrer letzten Versammlung seien die Generalstaaten zur Fortsetzung des Krieges mehr als je difficil gewesen; der Kurfürst möge sehen, bald ganz Pommern in seine Gewalt zu bekommen; zu einem neuen Feldzug sei wenig Aussicht."

Die Friedenspartei im Haag arbeitete mit größtem Eifer; ihr waren die Niederlagen im Felde genehm, weil sie die unleidliche Popularität des Prinzen minderten; und das Gerücht von der beabsichtigten stuartischen Familienverbindung gab noch ein Motiv mehr, ihn zu verdächtigen; wohin anders konnte diese dynastische Verbindung gemeint sein, als auf dieselben „monarchicalen" Tendenzen, die in den geldrischen Anträgen schon einmal so handgreiflich hervorgetreten waren.

Schon war auch Herzog Karl von Lothringen im Weichen; man hatte in Wien sein dreistes Vorgehen gegen die Mosel mißbilligt. Wäre Oraniens Stoß auf Charleroi gelungen, so würde er sich mit ihm vereinigt, sie würden einen glänzenden Feldzug bis in das Herz Frankreichs gemacht haben; nach dem Mißlingen bei Charleroi mußte er zurück. Marschall Crequi manövrirte gegen seine linke Flanke, näherte sich dem Elsaß; die kaiserliche Armee hatte zu eilen, um nur Straßburg zu decken.

Der Wiener Hof hatte schon gelegentlich als seine Ansicht ausgesprochen, „daß nach der Eigenschaft einer wohlbegründeten Allianz und Societät eine Parthei neben der anderen sowohl nach Gewinn, als Verlust für Einen Mann stehen müsse.“ [552]) Nicht bloß, daß man in Wien immer neue Wendungen fand, dem Kurfürsten die gewünschte Versicherung wegen Pommerns zu versagen, selbst eine solche — denn das schlug Brandenburg vor — wie sie einst Karl V. dem Herzog Moritz von Sachsen wegen der sächsischen, Ferdinand II. dem Herzog von Baiern wegen der pfälzischen Kurlande gegeben hatte; das schwedisch-pommersche Lehen, hieß es, sei dem Kaiser anheimgefallen, und er sei durch keinen Tractat gebunden, es dem Kurfürsten zu conferiren, doch werde Kais. Maj. sich gern väterlich erweisen. Wichtiger war, daß man in Wien den Frieden zu wünschen begann, daß man, um der Christenheit den Frieden wiederzugeben, geneigt war, die norddeutschen Eroberungen aufzugeben, wenn dafür Frankreich das im burgundischen Kreise Gewonnene restituirte, — wenigstens diejenigen deutschen Eroberungen, „die noch nicht vollständig seien;“ und Stettin, Greifswald, Stralsund, Rügen waren noch in der Hand der Schweden. Es waren von den Dänen Briefe des schwedischen Gesandten in Nymwegen intercipirt worden, in denen von einem Austausch dieser Art und daß auch Kurbaiern und Kursachsen dafür zu gewinnen seien, eingehend gesprochen war.

Im Anfang September war man vor Stettin so weit vorgerückt, daß die Minenarbeit beginnen konnte. Und am 16. wurde vom Admiral de Tromp die Landung auf Rügen unternommen; König Christian V. selbst nahm an der Spitze der Truppen, darunter drei brandenburgische Regimenter, die Insel; nur die Neue Fähre, Stralsund gegenüber, behauptete Graf Königsmark.

Es mußte sich zeigen, ob die Erfolge gegen Schweden den Erfolgen Frankreichs das Gegengewicht zu halten vermöchten. Noch hofften die Patrioten in Holland, daß die Belagerung von Stettin mißlingen, daß ihre Friedensintrigue gelungen sein werde, bevor die Festung fiel. Herr von

Beuningen bemühte sich, den englischen Hof zu überzeugen, daß die Ansprüche Brandenburgs und Dänemarks zu weit gingen; auch der kaiserliche Gesandte in London äußerte in Privatgesprächen: Brandenburg werde zu mächtig, und es sei nicht billig, daß der Kurfürst für sich allein erobere und andere Stände des Reichs dazu die Winterquartiere leisten müßten; Karl II. selbst sprach den Wunsch aus, daß der Kurfürst Stettin lieber nicht gewinnen möge, weil sich dann der Friede viel leichter machen würde. Um so lebhafter hoffte Oranien, daß Stettin bald falle und damit der Kurfürst, wie er sagte, „seine Feinde in Pommern los werden möge.“ Für ihn und für die „gute Sache“ war in diesem Augenblick Stettin der entscheidende Punkt; der Erfolg dort allein schützte ihn gegen das täglich wachsende Uebergewicht derer, „die entweder von Frankreich und Schweden oder durch den Haß gegen ihn eingenommen seien, und daher so unzeitig auf den Frieden drängen.“[553]) Daß er selbst jetzt auf Karl's II. dringendere Einladung nach London ging, daß er sein Verlöbniß mit der Prinzessin Maria feierte, änderte an der Sachlage weniger, als er selbst erwartet hatte; er fand, „daß alle Arbeit und Hoffnung verloren, daß diese Krone zu sehr Frankreich zugethan sei;“ er sagte dem spanischen Gesandten: „die Staaten wollen den Frieden haben.“ Mit dem Frieden, den Beuningen wünschte und Karl II. für angemessen hielt, mit der Abtretung der Franche Comté hätte Frankreich „die Schweiz und das Haus Savoyen in schuldige Dependenz, den Herzog von Lothringen in eine unumgängliche Subjection, alle Fürsten des Rheins in seine Devotion gebracht und das Fundament einer universalen Monarchie gelegt.“[554])

Die Krone Spanien war entschlossen, lieber Alles als die Freigrafschaft zu opfern, lieber Flandern und Antwerpen Preis zu geben, damit den Engländern und den Staaten das geschähe, was sie am meisten fürchteten; und Beuningen glaubte „von dem wunderlichen Gouvernement und der Verzweiflung Spaniens Alles fürchten zu müssen.“ Der Wiener Hof begriff nicht minder die unermeßliche Gefahr, die ein Frieden in jenem Sinn für die östreichische Politik in sich schloß. Man wußte in Wien, daß die Friedensintrigue in London nur um Stettins Willen noch stockte: „so lange dies Werk nicht geschlossen ist, kann man hier mit keinem rechten Grund einen beständigen Beschluß fassen.“ War erst Stettin genommen, so konnte man für Pommern desto mehr spanisches Gebiet reclamiren.

Schon Ende September war Stettin fest umschlossen, die Belagerer hart an den Gräben der Festung. Aber der Widerstand wurde mit jedem Tage hartnäckiger; es verging der October, der November, ohne daß man

zum Ziel kam. Es wurde ein Theil der Außenwerke genommen; aber die Bürger in der Stadt, so sagten Ueberläufer aus, bedrohten jeden, der von Uebergabe spreche, die furchtbare Wirkung jedes Bombardements mache sie nur trotziger; wenn man einem von ihnen sage, seine Frau oder sein Kind sei getödtet, so antworte er nichts anderes, als daß man sie begraben möge. Sie hofften mit Zuversicht auf den Entsatz, den ihnen Graf Königsmarcks durchschleichende Boten immer von Neuem versprachen. Das schlimme Winterwetter, die Anstrengung des rastlosen Dienstes, der fast tägliche Kampf nahm die Belagerer in bedenklicher Weise mit; man begann in des Kurfürsten Umgebung zu erwägen, ob es nicht besser sei, Stettin aufzugeben und die Armee zu erhalten. General von Ende erklärte, daß er Befehl habe, am 25. December in die Winterquartiere zu gehen.[555]) Der Kurfürst antwortete: „ich will mich lieber hier begraben lassen, als fortgehen.“ Er selbst fuhr fort, trotz seiner Gicht, die ihn oft heimsuchte, die Strapazen und Gefahren mit seinen Truppen zu theilen; als er wieder einmal an einem besonders ausgesetzten Punkte sichtlich die Zielscheibe der feindlichen Kanonen auf dem Wall war, und einer seiner Umgebung ihn bat, sich zurückzuziehen, antwortete er ihm scherzend: „wann hast Du gehört, daß ein Kurfürst von Brandenburg getroffen ist.“

Endlich in der Mitte December erreichten die Minen auf der Südseite den Hauptwall; am 22. war ein Stück desselben gesprengt, breit genug, um da einzudringen. Alles wurde zum „Generalsturm“ fertig gemacht. Die Belagerten erwarteten ihn nicht. Der tapfere General Wulfen sandte am 23. December einen Parlamentär ins Lager, um eine Capitulation zu bitten. In den folgenden Tagen wurde auch mit den Abgeordneten der Stadt verhandelt; sie hatten in dem Kurfürsten — so war er ihnen geschildert — „einen Tyrannen, einen Blutmenschen“ erwartet; die schlichte, herzgewinnende Art, mit der er zu ihnen sprach, machte den Abschluß rasch gelingen. Er gewährte der Besatzung ehrenvollen Abzug, der Stadt Sicherung ihrer Rechte und Freiheiten, die sie zu den Zeiten der alten Pommernherzöge gehabt. Am 6. Januar hielt er seinen feierlichen Einzug und empfing die Huldigung der Stadt.[556])

So endete eine der denkwürdigsten Belagerungen jener Zeit. Von den 4000 Mann Besatzung, die die Festung gezählt, zogen kaum noch 300 aus; von den Einwohnern der Stadt waren ungerechnet die, welche das feindliche Feuer auf den Straßen und in den Häusern getödtet, 2443 unter den Waffen umgekommen. Mit Staunen meldeten die Zeitungen von den 6000 oder, wie andere schrieben 30,000 Granaten, den 150,000 Stückkugeln,

die in die Stadt geworfen; mit noch größerem, daß den Stettinern „ihre Halsstarrigkeit“ nicht Strafe und Verkürzung ihrer Privilegien eingebracht, sondern „die kurbrandenburgische gnädige Leutseligkeit, mit der tapferen Großmüthigkeit vergesellschaftet,“ ihnen „das vormals nachbarliche allzu hoch gespannte Seelengift aus den Herzen nehme.“ Bald ließ eine Fülle neuer Anordnungen und Förderungen sie erkennen, einer wie glänzenden Zukunft die Stadt unter dem neuen Landesherrn entgegengehe.[557])

„Die Eroberung von Stettin,“ schrieb Schwerin aus London, „ist die glücklichste Sache in dieser Conjunctur; soll es je Frieden geben, so kann der nordischen Alliirten Artikel nicht anders lauten als: uti possidetis, ita possideatis.“

Freilich die Conjuncturen standen übel genug, sowohl im Felde, als in den Verhandlungen, am übelsten im Reich.

Deutsche Politik.

Den Zeitgenossen ist es nicht entgangen, in wie erstaunlicher Weise der Krieg die Stellung des Kaisers im Reich, oder vielmehr den Einfluß der östreichischen Politik auf Deutschland verändert hatte.

In einer Flugschrift, welche die „Reichspolitik des Hauses Oestreich“ darzulegen versucht, wird von derselben gerühmt, wie sie die Einigkeit zwischen Haupt und Gliedern hergestellt, wie durch sie der Reichsstände schädliche Mißbräuche beschränkt seien, als: die Freiheit, mit fremden Potentaten Bündnisse zu machen, ihnen zu dienen, neutral zu bleiben, fremde Waffen ins Reich zu ziehen, zu ihren Irrungen Schiedsmächte außer dem Reich zu nehmen. „Die heutige Reichspolitik zieht auch einiger Maaßen nach sich eine nothwendige Veränderung im Reich und in etlichen unziemlichen Artikeln des westphälischen Friedens, welcher durch den jetzigen allgemeinen Reichsschutz überflüssig wird.“

Allerdings enthüllte der Krieg den Rechtszustand im Reich in seiner ganzen Kläglichkeit und Unhaltbarkeit. Wenn der westphälische Friede ihn darauf gestellt hatte, daß zwei auswärtige Kronen die Libertät gegen das Haus Oestreich schützten, so waren es eben diese beiden Kronen, gegen welche der Reichskrieg geführt wurde.

Und sofort concludirte die östreichische Politik, daß die kaiserliche Macht in alle die Rechte wieder eintrete, die ihr der westphälische Frieden entzogen habe oder, wie sie es lieber ausdrückte, in alle die Pflichten, die

thörichter Weise auf jene Kronen übertragen worden seien, als: Schutz der Libertät, der Reichssecurität, und daß Friede, Recht und Ordnung im Reich sei.

Aber war nicht das Wesen des Reichs schon längst und seit dem westphälischen Frieden reichsgrundgesetzlich, die völlige Gleichheit aller Glieder des Reichs, das Haus Oestreich eingeschlossen? schloß nicht diese Gleichheit und die Wahlcapitulation obenein jeden Gedanken an eine Herstellung der kaiserlichen Macht, wie sie ehedem gewesen, völlig aus?

Der Verfasser jener Flugschrift antwortet darauf mit einer merkwürdigen Doctrin: „nur in unabhängigen majestätischen Staaten," sagt er, „ist eine wahre Politik möglich, und sie ruht auf zwei Säulen, der höchsten Gerechtigkeit und der höchsten Gewalt; wo kein majestätischer Staat ist, da ist auch keine Staatsraison, also keine Politik, aus Mangel höchster Gerechtigkeit und höchster Gewalt." In deutschen Landen, meint er, giebt es außer dem Kaiser nur „Ortsfürsten," manche unter ihnen recht ansehnliche, und namentlich sei der „große Kurfürst," der von Brandenburg, dem majestätischen Staat am nächsten; aber in vollem Sinn ein majestätischer Staat sei in deutschen Landen nur Oestreich; nur Oestreich habe eine wahrhafte Staatsraison, zu deren Wesen es gehöre, „daß die hohe Gewalt etwas sichtbarer ist, als die hohe Gerechtigkeit." Er fügt hinzu: „es wird zwar insgemein gesagt, ein jeder Reichsfürst und Stand kann so viel in seinem Fürstenthum und Bezirk, als das Oberhaupt im ganzen Reich, ja vielleicht noch mehr, aber nicht nach der höchsten Gewalt und Gerechtigkeit, sondern allein nach der Uebung der landesherrlichen Territorialgewalt und Gerechtigkeit."

Unzweifelhaft hatte der Beginn des Krieges den Mißbrauch des Bündnißrechtes, es hatte dessen Fortgang die Schutzlosigkeit des Reichs und die tiefe Ohnmacht der zahllosen Scheinsouverainetäten im Reich handgreiflich gezeigt. Unzweifelhaft auch hätte die Macht des Hauses Oestreich, wenn sie rasch, entschlossen, mit Erfolg, zum Schutz des Reiches die Waffen ergriffen und geführt hätte, „die nothwendige Veränderung im Reich" hervorbringen können; sie hätte sich ihr von selbst ergeben.

Aber weder hatte Oestreich allein den Kampf auf sich genommen, noch hatte es in der Führung des Krieges etwas Hervorragendes geleistet; zu dem Feldzug von 1672 hatte es sich durch Brandenburg drängen lassen, und war nur mitgegangen, um immer zu hindern; Montecuculi's Marsch nach Bonn 1673 ausgenommen hatte Oestreich kaum einen nennenswerthen Erfolg am Rhein aufzuweisen; und an den Feldzügen gegen Schweden hatten

die kaiserlichen Waffen geringen Theil, geringeren, als Münster und die Braunschweiger, oder gar Brandenburg. Sie und andere führten den Krieg nicht mit ihren Reichscontingenten, noch in Folge des erklärten Reichskrieges, sondern auf Grund von Verträgen, die sie unter sich, mit den Staaten, mit Oestreich geschlossen hatten.

Die östreichische Staatsraison in der eigenthümlichen Geschicklichkeit des doppelten Spiels, zu dem ihr die Doppelstellung „als zugleich deutsche und europäische Macht" den Anlaß gab, hatte es leicht, beide Gesichtspunkte, den der reichsoberhauptlichen Stellung und den der besonderen Verträge, zu vermengen und, was in Folge der Verträge geleistet war, von Rechtswegen in Anspruch zu nehmen.

Hatte der Reichsbeschluß von 1675 den Reichskrieg gegen Schweden mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß Brandenburg „wegen des erlittenen Schadens behörige Satisfaction" erhalten solle, erklärt, so lautete das kaiserliche Mandat an die vorpommerschen Stände dahin, daß jeder getreue Unterthan und Stand dort die Krone Schweden nicht mehr für ihre Obrigkeit achten, sondern sich an sein und des Reichs höchstes Oberhaupt halten solle. Damit waren die schwedischen Reichslande bis auf Weiteres für den Kaiser in Anspruch genommen, und es war völlig nach der „Reichspolitik," daß man allem brandenburgischen, dänischen, münsterschen, braunschweigischen Drängen auf Satisfaction zum Trotz die Erklärung hinausschob. [558])

Der Beginn des Friedenscongresses, jene ceremonielle Streitfrage, in der es sich darum handelte, ob Brandenburg als eine der Principalmächte gelten solle oder nicht, hatte dem Wiener Hofe Gelegenheit zu dem Versuch gegeben, auch die brandenburgische Negociation reichsoberhauptlich unter seine Flügel zu nehmen. Es war dieselbe Prätension, welche Oestreich von 1640 bis 1645 so energisch vertreten hatte; es wäre ein Erfolg von höchster Consequenz gewesen, wenn es gelungen wäre, die Vertretung der auswärtigen Beziehungen deutscher Fürsten und Stände in des Kaisers Hand zu legen, um sie für die Particularinteressen des Hauses Oestreich in Deutschland und Spanien auszubeuten.

Wir haben immer von Neuem des Streits um die Winterquartiere zu erwähnen gehabt. Nicht bloß, daß man in Wien in Anspruch nahm, über deren Vertheilung allein bestimmen zu können, und wir sahen, in welchem Maaß der kaiserliche Hof dabei Gunst und Ungunst zu üben verstand; man stellte auch alles Ernstes die Theorie auf, daß allein die kaiserlichen Truppen ein Recht hätten, bei den Ständen des Reiches eingelagert zu werden, um sich in solchen Quartieren nicht bloß zu „erfrischen," sondern zu bereichern.

Nur daß diese Theorie mit Nichten anerkannt wurde, weder von denen, deren Truppen sich gut und besser, als die kaiserlichen für die „gemeine Sache" geschlagen hatten, noch von denen, welche außer ihren dürftigen Reichscontingenten auch noch Quartiere leisten sollten. Freilich die Kleinen und Kleinsten mußten sich fügen oder mit Bestechungen am kaiserlichen Hofe losmachen; aber die größeren, Baiern und das kursächsische Haus voran, verbanden sich, „keinerlei Quartiere zu leiden;" die Stände im schwäbischen oder fränkischen Kreise, mit immer neuen kaiserlichen Quartieren belastet, begannen im Herbst 1677 „gefährliche Anschläge wegen einer Neutralität mit Frankreich und Zusammensetzung mit Baiern;"[559]) der niedersächsische Kreistag hatte förmliche Beschlüsse (März 1677) gefaßt, keinen fremden Völkern Quartiere zu geben, wie denn u. a. Hamburg auf Grund dessen sich weigerte, die vom Kaiser assignirten 150,000 Thaler an Brandenburg zu zahlen.

Im Herbst 1677 wurde ein neues tief einschneidendes Project des kaiserlichen Hofes bekannt. Es war der Entwurf einer Liga, die zunächst mit Kurcöln, Pfalz-Neuburg und Osnabrück verhandelt war, mit der Bestimmung, daß allen Fürsten, katholischen und evangelischen, der Zutritt offen stehen sollte. Hatte der Verfasser der „Reichspolitik" als das große Verdienst des Kaiserhofes „die wirkliche Aufhebung des rheinischen und elbischen Bundes mit Frankreich" verkündet, so ging man nun daran, einen Bund deutscher Fürsten unter dem Protectorat des Kaisers zu gründen.[560]) Es wurde die Matrikel zu einem Bundesheer aufgestellt, dessen Führung dem Kaiser zustehen sollte; „alle Stände," so schreibt Crockow aus Wien, „sollen eingeladen werden, die früheren Verträge auf den Fuß dieser Liga zu reduciren." Es war im Wesentlichen der Gedanke des Prager Friedens von 1635, auf den man zurückging; man rechnete auf den Beitritt Kursachsens und der sächsischen Fürsten; man konnte gewiß sein, daß alle diejenigen, welche bisher nach dem Ausdruck der „Reichspolitik" die Rolle der Neutralisten oder Stillsitzer gespielt, sich nur als passive Glieder des Reichs gehalten, oder nur matricularmäßig als Reichsglieder sich betheiligt hatten, in diesem kaiserlichen Bunde den Schutz suchen würden, den das Reich hätte gewähren können, wenn jeder seine Schuldigkeit that. Namentlich der alte Fürst von Pfalz-Neuburg war für diese Liga thätig, mit dessen Tochter der Kaiser in dritter Ehe seit Kurzem vermählt, dessen vertrauter Rath Strattmann nun in kaiserlichen Diensten und einer der drei kaiserlichen Bevollmächtigten in Nymwegen war, mit ihm Graf Kinsky und der ehemalige Baron de Goes, jetzt Bischof von Gurk, derselbe, mit dem

Strattmann mehr als einmal und übel genug am brandenburgischen Hofe zusammengetroffen war. Der Pfalzgraf und Strattmann, beide mit der vollen Kunde und Empfindung der kleinen Verhältnisse im Reich, waren eben so beflissen, wie geschickt, die östreichische Politik in die, wenn man will, deutsche Richtung zurückzuleiten; und bis auf Weiteres ließen sich die älteren Staatsmänner des Hofes ihre guten Dienste wohl gefallen.

„Es ist zu besorgen," schreibt Crockow aus Wien, „daß sich alle Stände, die auf Brandenburg und Braunschweig eifersüchtig sind und keine Winterquartiere geben wollen, zu dieser Liga schlagen werden;" er beklagt, daß er und Andere, nach Wien geschickt in der Voraussetzung, „daß hier Alles nach dem Fuß der Allianzen und durch Convention tractirt werde," sich vergeblich darauf berufen: „danach will man sich hier nicht richten, sondern man geht gerade durch; man tractirt nicht, sondern befiehlt." Der Kurfürst schreibt (7. Sept.) an seine Geheimräthe, indem er sie zu einem Gutachten auffordert: „es will fast das Ansehen gewinnen, als intendire man am kaiserlichen Hofe, das souveraine Arbitrium nicht allein in den Quartieren, sondern auch über die im Reich befindlichen Truppen zu führen."

Im Interesse der nationalen Einheit und Macht hätte der Kaiser immerhin gerade hindurchgehen, er hätte die Sonderbildungen und ihre falsche Souverainetät immerhin niederwerfen mögen, wenn er mit der Macht dazu auch das gute Gewissen gehabt hätte, im Interesse Deutschlands und der nationalen Einheit zu handeln.

Aber es war doch ein Unternehmen höchst bedenklicher Art, solche Veränderungen im Reich vorzunehmen, ohne sich zuvor mit denen verständigt zu haben, die im Kriege bisher das Beste gethan, mit der Majorität der passiven Reichsglieder die wenigen activen, die auf eigenen Füßen zu stehen verstanden, gleichsam mediatisiren zu wollen.

Und die östreichische Macht war deutsch doch nur in sehr besonderer Art; ihre Reichslande bildeten einen Reichskreis für sich, der von der Executionsordnung, von den Reichsgerichten, vom Religionsfrieden eximirt war und nicht zu den Zahlkreisen gehörte; die Krone Ungarn war völlig außer dem Reich; die Krone Böhmen stand zum Reich nicht anders, als das Herzogthum Preußen zur polnischen Republik. Und die grauenhafte Verfolgung der Evangelischen, wie in den Kron- und Erblanden, so namentlich in Ungarn, war nicht dazu angethan, die östreichische Art der Regierung auch für das Reich und mit erweiterten Befugnissen des Reichsregiments wünschenswerth zu machen, — eine Regierung, die eben so sehr durch

brutale Intoleranz, wie durch die Unfähigkeit innerer Verwaltung, durch Bestechlichkeit und Hofcabalen, durch ein unter aller Erwartung geringes Maaß militairischer Tüchtigkeit und Leistung bezeichnet war.

Wer sich irgend noch über den deutschen Charakter der östreichischen Politik Illusionen machte, den konnten jene intercipirten Briefe und die Erörterungen, die sich daran knüpften, aufklären.

Die Briefe meldeten, daß die kaiserlichen Gesandten mit den schwedischen über den Austausch der schwedischen Conquesten gegen die spanischen Verluste unterhandelt hätten; sie erwähnten, daß die kaiserlichen die förmliche Proposition zu machen abgelehnt hätten, womit man auch schwedischer Seits ganz einverstanden sei, zufrieden, des Beifalls der östreichischen Herren versichert zu sein; sie ergaben, daß man nur noch über die Art des Proponirens sich zu verständigen habe, und daß man die Sache vorher in Ordnung bringen werde, ehe man proponire. Der Kurfürst wies Crockow an, auf Grund dieser Briefe in Gemeinschaft mit dem dänischen und den braunschweigischen Gesandten zu verfahren; namentlich die letzteren waren höchst aufgebracht, „so daß es fast nöthig gewesen, ihre Leidenschaft zu besänftigen." Der Kaiser, dem man (3. Januar) die Sache in einer Audienz vortrug, versicherte: es bleibe in Allem bei seinen früheren Erklärungen; „wobei sich freilich ergab, daß ihm von der Conferenz über die Satisfactionen, die im Frühling gehalten war, bis zu dieser Stunde noch nichts referirt war."

Dann wandte man sich mit den Briefen in der Hand an die kaiserlichen Minister. Sie antworteten ausweichend: sie wüßten nichts davon. Erst in einem besonderen Gespräch mit dem Hofkanzler Baron Hocher gewann Crockow nähere Einsicht. Auch der begann mit der Versicherung: „die kaiserlichen Gesandten seien weder dahin instruirt, noch hätten sie davon Bericht gesandt; die Briefe müßten erdichtet sein." Aber er fügte hinzu: „wenn die kaiserlichen Gesandten so, wie die Briefe meldeten, gethan hätten, so hätten sie recht und klug gehandelt, und es liege für die Alliirten kein Grund zur Beschwerde vor; die kaiserlichen Gesandten hätten denen der Alliirten keine Mittheilung davon gemacht, weil sie ja die Proposition zu machen abgelehnt hätten; er rathe, als treuer Diener S. Kf. D., deshalb keine Klagen erheben, noch in Kais. Maj. dringen zu wollen, Kais. Maj. würden es sonst ressentiren und ahnden; ja es wäre dem Kurfürsten wenig damit gedient, wenn er die kaiserlichen Gesandten durch unnöthige Klagen disgustire." Er deutete an, „daß man von Negociationen der Alliirten wisse, über die Kais. Maj. sich hoch zu beschweren hätte;" Crockow

entgegnete ihm: „daß auch er es für besser halte, die Briefe mit ihm als unächt anzusehen, und daß er um so mehr die Zuversicht habe, Kais. Maj. werde auf den Austausch der Conquesten nicht eingehen, möge er von Schweden oder von Spanien vorgeschlagen werden."

Die Aufregung, mit der Hocher gesprochen, ließ Crockow nicht zweifeln, daß die Briefe nur zu ächt und die Unterhandlungen in vollem Gange seien. Er sprach dann einige Tage später (6. Januar) den Reichskanzler Graf Königseck, der allerdings bestätigte, daß weder in den Instructionen, noch in den eingesandten Berichten von solcher Verhandlung etwas stehe, auch in allen Conferenzen nie die Rede davon gewesen sei; aber aus seinen Andeutungen ergab sich, daß die Sache nichtsdestoweniger richtig sein könne; „so daß ich," schreibt Crockow, „gänzlich versichert bin, daß weder er noch Graf Kinsky in Nymwegen etwas davon weiß, und lasse ich dahingestellt, ob Herr Strattmann Nachricht davon hat; ist etwas passirt, wie aus den Briefen erhellt, so hat der Bischof von Gurk das Mysterium und correspondirt deshalb mit den hiesigen Confidenten, unter denen Graf Königseck nicht ist." Er bezeichnet als zu diesem Kreis der Confidenten gehörend den Hofkanzler Hocher, den Fürsten Schwarzenberg, den Generallieutenant Montecuculi, den spanischen Gesandten.

Es war nicht mehr die mit Frankreich buhlende Politik des Fürsten Lobkowitz, die jetzt in Wien das Steuer führte; es waren die Staatsmänner, welche vor einem Jahrzehnt sich für die Wahl des jungen Lothringers in Polen bemüht hatten; und jetzt hatte dieser die junge Wittwe von Polen, des Kaisers Schwester, heimgeführt. Die jetzt herrschende Camarilla lebte und webte in dem Gedanken, die östreichische Macht in Deutschland wieder zur Herrschaft zu bringen, und namentlich die evangelischen Fürsten, namentlich den Brandenburger nicht empor kommen zu lassen, wie denn das Wort Hochers von Mund zu Mund ging: „es gefalle dem Kaiser nicht, daß an der Ostsee sich ein neuer König der Vandalen erhebe." [561])

Es ist nicht dieses Orts zu untersuchen, ob die östreichische Politik ihr Interesse richtig verstand, wenn sie in solchem Sinn verfuhr. Mochte sie immerhin die Leiter, mit der sie zu der Höhe „kaiserlicher Macht und Vollkommenheit" wieder emporsteigen wollte, hinter sich wegstoßen, wenn sie oben angelangt war, — noch war sie nicht oben. Es begann die Zahl derer, welche „die deutsche Freiheit" in Gefahr sahen, sich zu mehren; sie wurden dreister in dem Maaß, als sie die Politik des Kaisers und die seiner deutschen Alliirten einander fremder werden sahen.

Jene kaiserliche Liga hatte bei Weitem nicht den Fortgang, den man

sich in Wien versprochen hatte. Ungleich größere Anziehungskraft übte der Name der dritten Parthei, der von Dresden und München aus in Gang kam. Es erschienen Flugschriften, welche darstellten, wie mit diesem Kriege der westphälische Frieden zu des Reichs und der Reichsstände höchstem Schaden je länger je mehr durchrissen werde;[562]) sie malten dem gewaltsamen Kriegsstand gegenüber den friedlichen Segen der Neutralität, den die undankbare deutsche Nation nach jenem Frieden ungestört und mit allen Nachbarn in Freundschaft hätte genießen können, auf das Lieblichste aus: „und jetzt gilt die Neutralität für ein Staatsverbrechen und die Freundschaft mit fremden Friedensgenossen für Mißbrauch der Freiheit."

Ja, man unternahm es nachzuweisen, daß eben diejenigen, welche in diesem Kriege sich vor anderen Ständen hervorgethan, die größten Feinde des Reichs und der Freiheit seien; dies Reich sei eine Republik von gleichberechtigten Ständen, die sich wohl vorsehen müsse, daß sie nicht ins Oligarchische entarte, „eine Oligarchie von Wenigen oder gar Einem werde." Der schlimmen kaiserlichen Oligarchie habe die Hülfe Frankreichs und Schwedens einst ein Ende gemacht, die Oligarchie der Kurfürsten der westphälische Frieden glücklich beseitigt; aber schon der Türkenkrieg von 1664, der ein rechter Reichskrieg gesammter Stände gewesen, sei durch einen „oligarchischen Griff" geendet worden, und das Kriegsheer von 1658 habe man „anmaaßlich die Reichsarmee genannt," obschon nur der Kaiser und Brandenburg ins Feld gezogen seien. Der jetzige Krieg gegen Frankreich und gegen Schweden sei zwar in Regensburg als Reichskrieg beschlossen, aber nur durch die Umtriebe etlicher weniger Oligarchen; ansehnliche Stände hätten vergebens widersprochen, andere nicht mitgestimmt, die meisten, zumal die ungerüsteten, hätten den Kopf geschüttelt und die Schultern eingezogen, aber öffentlich nicht widersprechen dürfen, um nicht auch als Reichsfeinde von den gewaffneten Oligarchen tractirt zu werden.[563]) Diese „eminenten Oligarchen" suchten den übrigen Ständen einzureden, daß die Franzosen und Schweden aus dem Reich zu schaffen, das höchste Verdienst sei; sie selber maaßten sich „wegen solcher Meriten eine große Prärogative" im Regiment an, so daß für sie kein Reichsgesetz mehr gelte, sondern sie „eine Oberdictatur" führten. Wie habe man den Herzog von Gottorp mißhandelt, wie den von Schwerin bedroht, wie Lauenburg, das Bisthum Lübeck, den fränkischen und schwäbischen Kreis ausgesogen. Aber noch stehe Baiern und Hannover in treu bewahrter Neutralität, Kursachsen sei mit beiden einverstanden. Es gebe keine andere Rettung für die schwer bedrohten Stände, Fürsten wie Städte, als eine dritte Parthei der Fried=

liebenden zwischen den vermeinten Reichsfreunden und Reichsfeinden zu machen und so den Oligarchen ihr Concept zu verrücken. Der westphälische Frieden, das sei der Eckstein der deutschen Freiheit, der nun und nimmermehr verrückt werden dürfe.[564])

Endlich diejenigen, welche bisher an beiden Kriegen mit Eifer Theil genommen, Münster, Celle, Wolfenbüttel, Osnabrück, sie verhielten sich zu den großen politischen Fragen, um die es sich handelte, doch in gar besonderer Art.

Dem von Münster galt es nach wie vor nur, mit möglichst viel Soldaten möglichst viel Subsidien zu verdienen und nebenbei ein Stück Bremer und Verder Land heimzubringen; und wenn er einmal bei der Coalition nicht seine Rechnung fand, so bot er — wie 1676 geschah — der Krone Frankreich seine Regimenter zu Dienst an.

Die braunschweigischen Herren machten ihre welfische Politik.[565]) Einer von ihnen, der von Hannover, der Convertit, bezog nach wie vor seine französische Pension, hielt sein Heer bei einander, aber im Hildesheimischen und in anderen fremden Quartieren; durch ihn hatte die Familie immer eine Thür zu Frankreich und Schweden offen; ein anderer, Ernst August von Osnabrück, führte die welfischen Truppen in den Niederlanden; und Georg Wilhelm von Celle vertrat die eigentliche Hauspolitik, für die das Kreisoberstenamt im niedersächsischen Kreise die Handhabe bot; auf den Kreistagen wurden des Weiteren Beschlüsse von ihnen beantragt und durchgesetzt, „trotz Kaiser und Reich," wie man in Wien sagte, so daß man kaiserlicher Seits daran dachte, „alles Andere bei Seite zu setzen und das Haus Lüneburg mit gewaffneter Hand zur Raison zu bringen." Sowie einmal Bremen und Verden occupirt war, hörten die Welfen auf, zum weiteren Kampf gegen Schweden etwas zu leisten, wenn nicht die Leistung mit immer neuen Zugeständnissen erkauft wurde. Jetzt, wo die Nymweger Verhandlungen in den Vordergrund traten, forderten sie von den Alliirten die Zulassung mit dem gleichen Recht und Ceremoniel, wie Brandenburg. Sie vor allen Fürsten waren die Jahre daher die Gegner der kurfürstlichen Präeminenz, die Vertreter der Gleichheit unter den deutschen Fürsten und Ständen gewesen; schon jüngst auf einem Tage in Hamburg hatten sie die Verhandlungen durch ihre ceremoniellen Prätensionen scheitern gemacht; jetzt ließen sie in Wien erklären, wenn ihnen „in Betreff der Legation und Ceremonie" Satisfaction gegeben werde, seien sie bereit, sich mit den hohen Alliirten auf's Engste sowohl gegen Frankreich, wie gegen Schweden zu verbinden und ihr Aeußerstes für die gemeine Sache zu thun; sie ließen

andeuten, daß, wenn es nicht geschehe, „sie sich von den Alliirten trennen und wohl gar mit Frankreich verbinden würden." Schon war die Aussicht da, daß sich die Territorien der jüngeren Linie des Hauses in einer Hand vereinigen würden, da der älteste der Brüder, Georg Wilhelm von Celle, nur eine Tochter von dem Fräulein d'Olbreuse, der zweite, Johann Friedrich von Hannover, nur zwei Töchter hatte; und der dereinstige Erbe, der ebenso kluge, wie stattliche Ernst August von Osnabrück, plante bereits die Einführung der Primogenitur für seine Linie, so wenig die der älteren, die Herren in Wolfenbüttel und Braunschweig, davon erbaut sein mochten.

Das Gesagte wird genügen, den deutschen Zustand, wie er Ausgangs 1677 war, zu bezeichnen.

Wenn dem Tage von Fehrbellin, der Eroberung der Weserlande und Pommerns gleiche Erfolge auch jenseits des Rheins gefolgt wären, vielleicht hätte dann der Gedanke, der Fremdherrschaft für immer ein Ende zu machen, in der Nation fest und wirkungsreich werden können. Mit den Mißerfolgen gegen Frankreich, mit dem Druck der Quartiere und Contributionen verflog der kurze, nationale Rausch; die vorderen Kreise jammerten nach Frieden; was gegen Schweden geschah, lag weit hinweg; nur im dynastischen Interesse Brandenburgs, Dänemarks, der Braunschweiger schien dort gekämpft und darüber das Hauptwerk versäumt zu werden. Statt der Einheit des Reichs zeigte sich der immer wachsende Zwiespalt zwischen dem Kaiser und Brandenburg, zwischen beiden und den Braunschweigern, zwischen diesen insgemein und den „Neutralisten oder Stillsitzern," zwischen den Kleinen und Kleinsten, zumal in den vorderen Kreisen, die eigentlich das Reich zu sein meinten, und den Wenigen, welche, wie man damals sagte, „Potenzen" waren. Das Reich deutscher Nation war so gründlich aus einander, wie jemals; und in München, Hannover, Dresden, in Frankfurt, Hamburg, anderen Reichsstädten saßen die Agenten Frankreichs und Schwedens, den ersehnten Zersetzungsproceß zu beobachten und bestens zu fördern.

Dazu das unerhörte Erlahmen der spanischen Macht, deren Truppen in den Niederlanden kaum mehr der Rede werth waren, und deren Zahlungen an die Bundesgenossen völlig stockten; Wechsel auf diese fälligen Subsidien konnte man nicht mit 50, nicht mit 75 Procent Verlust mehr anbringen; es wurde nicht eben besser, als in Madrid die Geschäfte in andere Hände kamen. Die Spanier verließen sich darauf, daß Kaiser und Reich ihnen die Franche Comté, daß die Staaten, ja England selbst die Niederlande im eigensten Interesse retten müßten.

Und wieder am Wiener Hofe wollte oder konnte man nicht so viel leisten, als erforderlich war, der unermeßlichen Gefahr zu begegnen, welche bevorstand, wenn Frankreich den Frieden dictirte; man hatte jedenfalls die schwedischen Conquesten, für die man eben so viele spanische Verluste zurückerhalten konnte.

Und in den Staaten wuchs die Parthei derer, die den Frieden forderten, nicht bloß, weil die Last des Krieges in der That höchst drückend war, sondern und mehr, damit der Friede endlich die Freiheit wiederbringe, die keinen furchtbareren Feind, als den Oranier zu haben schien.

Den großen Gedanken dieses Krieges, den, Europa vor Frankreich sicher zu stellen, dessen König schon sprach und handelte, „als wenn er der Monarch und Dictator in der ganzen Christenheit sei," und der es wurde, wenn ihm nicht jetzt die vereinten Mächte bis auf's Aeußerste Widerstand leisteten — diesen Gedanken hielt nur Oranien und der Kurfürst fest, beide einig darin, daß die erste Bedingung dazu sei, Schweden unschädlich zu machen, damit man den Rücken frei habe, beide einig auch darin, daß man durchaus nicht anders, als in „Universaltractaten" den Frieden suchen, daß man der französischen Politik nicht die Hoffnung lassen dürfe, die Coalition durch Sonderverträge zu zerbröckeln.

Aber den Oranier zwang seine Abhängigkeit von dem Willen der Herren Staaten zu Schritten sehr bedenklicher Art. Jener Einladung nach England hatte er nach beendetem Feldzuge Folge zu leisten versprochen; nach so schlimmen Mißerfolgen im Felde mochte ihm doppelt daran liegen, durch die Familienverbindung, die der König wünschte, der Friedenspartei, die auf den König rechnete, den Vorsprung abzugewinnen.

Vielleicht gelang es ihm; aber wer konnte voraussehen, um welchen Preis?

Rügen und Stralsund.

Eins war sofort gewiß, daß nicht mehr in Nymwegen die großen politischen Fragen entschieden wurden.

Freilich wurde da fleißig conferirt; zwischen den Gesandten des Kaisers, Spaniens, Dänemarks, Brandenburgs und der Staaten, die Alles zuerst unter sich abzumachen beschlossen hatten und, so gut es gehen wollte, einig zu scheinen versuchten, und zwischen den französischen, neben denen die von Schweden sehr zurücktraten, verhandelten die englischen her und hin, nicht immer mit dem Ruhm der Unpartheilichkeit, zumal wenn William Temple nicht anwesend war.

Mit den Kriegsereignissen und am meisten denen auf dem näheren Kriegstheater wechselten die Stimmungen und die gesellschaftlichen Beziehungen der Diplomaten und ihrer Damen, wenn man auch fortfuhr, sich mit Bällen, Gastereien, „Wirthschaften" und Galanterien zu vergnügen. Und wenn die französischen Herren mit Genugthuung nach Paris meldeten, daß ihre Sprache schon so gut wie ausschließlich in der Conversation und im Schriftwechsel gebraucht werde, so war damit der Stand der Dinge im Ganzen hinlänglich bezeichnet.

Die Nachricht von Oranien's Reise nach England kam Allen unerwartet; man war verlegen, wie man sie deuten sollte. Die französischen Herren meinten: er suche sich einen Weg zu der Gnade ihres Königs; die Alliirten: er werde den englischen Hof überzeugen, daß er endlich dem Willen des Parlaments und der Nation nachgeben müsse.

Ihnen und der Welt wurde vorerst nicht viel mehr bekannt, als daß sich der Prinz in London vermählt habe. Daß Friedensbedingungen dort festgestellt seien, für die der Prinz die Zustimmung der Staaten, der König die Frankreichs zu gewinnen versprach, wurde auch vor den alliirten Höfen geheim gehalten.

Es war verabredet, an Frankreich die Franche Comté zu überlassen, dafür sollte Ludwig XIV. seine deutschen Eroberungen räumen, Lothringen herstellen, einige der eroberten Festungen, die zur Deckung Flanderns unentbehrlich seien, zurückgeben; die nordischen Verhältnisse berührte man nur obenhin.[566]

Ob der Prinz geglaubt hat, daß Ludwig XIV. zustimmen werde, oder ob er, auf das Gegentheil rechnend, den lug- und trugvollen Karl II. endlich doch festzuhalten gehofft hat, mag dahingestellt bleiben; gewiß ist, daß Karl II. über die durchaus ablehnende Antwort Frankreichs sehr betreten war.

Allerdings wiederholte Ludwig XIV. die Versicherung, daß er nichts als den Frieden wünsche; aber er stellte Bedingungen, zu denen, so schien es, keiner der Alliirten sich verstehen konnte. Er forderte, was ihm zur militairischen Sicherheit Frankreichs unentbehrlich schien, aber zugleich, daß der Krone Schweden Alles, was man ihr entrissen, zurückgegeben werden müsse; d. h. was Deutschland zu seiner militairischen Sicherheit nicht entbehren konnte und was es, meuchlings angegriffen, dem Feinde entrissen hatte, sollte wieder in dessen Hand kommen. Ludwig XIV. schlug einen Waffenstillstand vor, während dessen über den allgemeinen Frieden verhandelt werden könne. Und gerade in diesem Augenblick waren seine Heere am oberen Rhein, wie in den Niederlanden im vollsten Vordringen.

Am oberen Rhein war der Herzog von Lothringen bis Straßburg zurückgegangen, hatte dann, da der Marschall von Crequi nichts Weiteres zu unternehmen schien, seine Truppen in die Winterquartiere gelegt (October). Mit raschen Märschen war der Marschall nach dem Elsaß zurückgekehrt, hatte sich, mit den Truppen von Breisach verstärkt, auf Freiburg im Breisgau geworfen. Die Stadt war stark befestigt, hatte 2500 Mann Besatzung von den besten kaiserlichen Regimentern, überreiche Magazine; die beste Habe der Umgegend war hieher gerettet. Nach vier Tagen, am 16. November, capitulirte die Festung. Sofort brandschatzten die Franzosen von hier aus bis Donaueschingen; der schwäbische Kreis stand ihnen offen.

Auch die Alliirten in Brabant hatten sich bereits Ende October zur Winterruhe eingerichtet; zwölf Regimenter lagen bei Mons, vor ihnen, in der Richtung auf Valenciennes, die Festung St. Ghislain mit 1500 Mann Holländern und Spaniern, die Hauptarmee zwischen Enghien und Brüssel. Am 1. December zeigten sich einige französische Truppen bei St. Ghislain; in zwei Tagen war, von allen Seiten zugleich anrückend, eine Armee dort bei einander; ehe die Regimenter von Mons, das kaum drei Stunden entfernt war, auch nur aufbrachen, hatte die Festung capitulirt (10. December).

Der Schrecken in Brüssel war maaßlos; im Haag meinte man, nun sei auch Mons, auch Namur verloren.

Schon folgte auch in der Ostsee ein Schlag von großer Bedeutung.

Auf der Insel Rügen standen etwa 7000 Alliirte unter General Rumohr. Er fühlte sich nicht stark genug, den letzten Punkt auf der Insel, den der Feind noch hielt, die Alte Fähre, zu nehmen; und so lange die Belagerung Stettins währte, war der Kurfürst außer Stande, die dringend geforderte Verstärkung zu senden.

Im December kam aus Stockholm der Befehl an Graf Königsmark, die Insel, „es koste was es wolle," zu nehmen;[567]) des Königs Halbbruder, Gustav Carlson, überbrachte sie, begleitet von dem Sohn des französischen Gesandten, dem jungen Grafen Rebenac, und mehreren französischen Officieren, die nirgends fehlten, wo es Frankreichs Interesse galt. Graf Königsmark hatte längst Verlangen, sich nach so vielen Mißerfolgen endlich einmal in einer bedeutenden Action zu zeigen; es galt zu eilen, bevor die Brandenburger von Stettin herankamen. Er rüstete einige Fahrzeuge zum Ueberfahren aus; er brachte gegen 5000 Mann zusammen, 600 Stralsunder Bürger zogen mit; den Lauf seiner Fahrzeuge nach dem, nach jenem Punkt der Insel richtend, gelang es ihm, den General Rumohr so zu be-

unruhigen, daß er seine Truppen ins Innere der Insel nach Bergen zusammenzog. So gelang die Landung bei der Schanze Neue Fähre (16. Jan.). Auf dem Wege nach Bergen fand er am 18. die stärkere Armee der Alliirten; die ungeschickte Führung Rumohr's ließ ihn rasch das Uebergewicht gewinnen; die Furie seiner Nationaltruppen warf Alles nieder; was nicht niedergemacht wurde, mußte sich auf Gnade oder Ungnade ergeben. Obrist Hülsen mit wenigen Brandenburgern entkam auf einem Boot nach Peenemünde.[568])

Wie hob sich der Muth der Schweden und der schwedisch Gesinnten; 53 Fahnen und Standarten, die Heerpauken, die Hülsen's Reiter geführt, gegen 20 Geschütze, 2400 Pferde, große Vorräthe, große Beute war gewonnen; von den fast 5000 Gefangenen, die eingebracht wurden, verwandte man sofort 2000, die schwedischen Regimenter zu verstärken. Vor Allem, man hatte die Insel Rügen wieder und damit die Sicherung für Stralsund und Greifswald. Am Tage, nachdem die Nachricht von Rügen in Stockholm angekommen war, sandte Karl XI. nach Riga den Befehl zum Einmarsch in Preußen.

Diese beiden Ereignisse, das von Rügen und das von St. Ghislain, veränderten die allgemeine Lage außerordentlich.

Der Kurfürst hatte die Absicht gehabt und geäußert, nach dem Fall Stettins sich mit dem besten Theil seiner Macht zum Feldzug jenseit des Rheins zu begeben. Jetzt war kaum mehr daran zu denken. Nicht bloß, daß die Armee in Liefland unter Benedict Horn schwere Gefahr drohte, zumal wenn sich mit ihr das französische Corps unter Bethune vereinte, anstatt wieder nach Ungarn zu gehen; Graf Königsmark in Stralsund hatte wieder Luft bekommen; er erwartete einige tausend Mann aus Schweden. Und die unglückliche Rivalität der dänischen Marine, namentlich des Admirals Nils Juel gegen de Tromp ließ noch schlimmere Versäumnisse fürchten, als die jüngsten, die den Verlust Rügens verschuldet hatten.

Und zugleich nahmen die Verhältnisse zwischen England und den Staaten einen förmlich paradoxen Gang.

Unter dem Eindruck der Eroberung von St. Ghislain war im Haag mit Karl II. ein Allianzvertrag geschlossen auf Grund der Besprechungen, die im November mit dem Oranier gepflogen waren (10. Januar). In der Hoffnung, England nun zur Ruptur kommen zu sehen, war man in mehr als einem Punkt darüber hinausgegangen; es war u. a. bestimmt, daß Frankreich so lange Sicilien behalten solle, bis auch der Friede im Norden geschlossen sei. Bei der Eröffnung des Parlaments (Februar)

erklärte der König, daß er entschlossen sei, den Frieden, wenn er auf anderem Wege nicht zu erhalten sei, mit Gewalt der Waffen durchzusetzen. Er forderte die Mittel „nicht weniger als 90 Schiffe und 30 bis 40,000 Mann" in Dienst zu stellen. Das Parlament war voll freudigsten Eifers, es verwarf die Vorschläge, die auf geringere Summen gerichtet waren. Man konnte glauben, daß das erschöpfte Frankreich verloren sei, wenn England mit voller frischer Kraft an der Seite der Alliirten ins Feld rückte.[569])

Ludwig kannte diesen geistreichen König Karl und seine vertrauten Minister genug, um ohne Sorge zu sein.

Schon jetzt, mitten im Winter, war die französische Kriegsmacht von der Küste bis zum Elsaß in Bewegung, auf allen Punkten zugleich drohend. Der Prinz glaubte, daß es auf einen Einfall an der Maas hinab abgesehen sei; er eilte nach Nordbrabant, die Maas oberhalb Mastricht zu erreichen, um dem Feinde den Weg zu verlegen. Da erfuhr er, daß Ludwig XIV. sich auf Gent geworfen habe; nach wenigen Tagen ergab sich die volkreiche Stadt (9. März); ein Marsch auf Ypern genügte, auch da die Besatzung zur Capitulation zu bringen.

Das also war die Wirkung des Vertrages vom 10. Januar. Der gedrohten Verbindung der beiden Seemächte gegenüber hatte Frankreich nur um so rascher, kühner, wie zum Hohn das ausgeführt, was sie hatten abwenden wollen. War Oranien mit diesem Vertrage einverstanden oder nicht, er hatte den Grund dazu gelegt, und seine Vermählung knüpfte ihn jetzt enger an London, als an Berlin. Warum war jener Vertrag keinem der Alliirten mitgetheilt worden? war Holland noch in der Coalition, wenn es sich in diesem Vertrage mit England zur bewaffneten Mediation vereinigt hatte? Mit welchem Recht, schrieb der Kurfürst, sei, ohne ihn zu fragen, über Pommern gehandelt, und wie er zu wissen glaube, bestimmt worden, ihn mit Stettin und Wollin abzufinden? man werde nicht einmal die flandrischen Plätze, die Frankreich dafür zurückzugeben hoffen lasse, erhalten; durch Universaltractate hätte das alles gemieden werden können; und das geschehe, während man von ihm große Hülfe in Flandern begehre, aber zugleich erkläre, daß er „bei den Tractaten der letzte sei," und keine Subsidien, die schon seit Januar 1677 nicht gezahlt seien, mehr erhalten könne; „wir können uns nicht wohl besinnen, für was uns der Staat considerirt." Ausdrücklich fügte er hinzu, daß er seiner Seits nicht bloß die Tractate genau inne halten, sondern auch jene geforderte Hülfe leisten werde; 6000 Mann unter General Spaen seien bereits an der Maas zu des Prinzen Verfügung; aber er fordere, daß man keine besonderen Ver-

träge mit England mache, die Subsidien zahle, weder jetzt, noch künftig einen Frieden schließe, bevor Brandenburg gegen Schweden in sichern Stand gesetzt sei, zeitig die fünfzehn Schiffe, wie früher, in die Ostsee sende.[570])

Auch Oranien war über jene harten Aeußerungen empfindlich, oder nahm den Schein an es zu sein, weil der Vorwurf ihn traf: „es sei niemals seine oder der Staaten Absicht gewesen, einen Separatfrieden zu machen, und die Tractate mit England seien nur im Interesse der gemeinen Sache." Aber mit Dank nahm er die 6000 Mann an; die Subsidien, ja auch nur einen Vorschuß von 20,000 Thalern, den der Kurfürst gewünscht hatte, seien die Staaten außer Stande zu leisten; in Betreff der 15 Schiffe wolle er sein Bestes thun.[571])

Er mochte hoffen, daß jetzt nach dem Fall von Gent bei der Gefahr für die Gebiete, die England um keinen Preis französisch werden lassen durfte, Karl II. mit allem Ernst den Krieg aufnehmen, daß der Kriegseifer in den Staaten, wenn die vertragsmäßigen 30,000 Mann Engländer mit antraten, neu aufflammen werde. Allerdings sandte Karl II. einige Truppen nach Ostende.

Indeß war die französische Diplomatie in London und im Haag mit nur zu gutem Erfolg thätig. Immer hatte das Parlament den Krieg gefordert; aber, so hatte Oranien im Herbst 1677 geurtheilt, „diese Herren wollen weder Krieg noch Frieden, sondern nur gegen des Königs Willen handeln." Die Führer der Opposition, Lord Russel an ihrer Spitze, traten in geheime Verhandlung mit dem französischen Hofe; nicht die Kriegserklärung, die sie ja früher selbst so eifrig betrieben, wohl aber die Ausführung derselben verpflichteten sie sich zu hindern. Die Verwirrung vollständig zu machen, ließ auch Karl II. sich überzeugen, daß er nur an Frankreich einen sichern Rückhalt habe, daß Frankreich ihm die Millionen zahlen werde, die er brauche, um nicht mehr von den Bewilligungen des Parlaments abhängig zu sein. Der geistreiche König nahm die sechs Millionen, die Ludwig XIV. ihm anbot und vertagte sein Parlament. „Wenn noch Cromwell an der Spitze der Nation stände," sagte der Schatzmeister Arlington zum französischen Gesandten, „würde der König von Frankreich mehr Consideration für sie gehabt haben."

Und in Holland, namentlich in Amsterdam, war es leicht, zugleich mit einem französischen Handelsvertrage zu locken und den Argwohn gegen Oranien zu schüren; „mit diesem Vertrage vom 10. Januar sei die Souverainetät in Oraniens Händen," schrieb d'Estrades an seine alten Freunde

von de Witt's Parthei. In den Generalstaaten weigerte man sich, den Vertrag zu ratificiren; schon wurde in Amsterdam davon gesprochen, daß man den Frieden annehmen werde, wie ihn der König biete.

Die moralische Kraft der Staaten war zu Ende; Ludwig XIV. sah den Moment gekommen, das „Abaissement," das er ihnen 1672 zugedacht, endlich und unermeßlich beschämender auszuführen.

Er ließ dem Könige von England die Bedingungen mittheilen, unter denen er Frieden schließen wolle; am 15. April wurden sie in Nymwegen vorgelegt; es waren die des Siegers, der den Frieden dictirt. Gleich der erste Artikel forderte die vollständige Herstellung der schwedischen Besitzungen: sie sei ihm von dem englischen Könige versprochen, der in diesem Punkt für sich und die Generalstaaten gut gesagt habe.[572]) Es wurde die Wiedereinsetzung des Herzogs von Gottorp, des Bischofs von Straßburg gefordert, dem Kaiser die Alternative, Freiburg oder Philippsburg zu behalten, die Herstellung des Lothringers mit einer ähnlichen Alternative geboten; von Allem, was den Spaniern entrissen sei, sollten acht flandrische Plätze, darunter Gent und Kortryck, zurückgegeben werden. Nur wenn die Alliirten diese Bedingungen bis zum 10. Mai angenommen, sollten sie gewährt werden.

Ein so stolzes Ultimatum machte selbst die Muthlosen bestürzt. Am Wiener Hofe sprach man von dem himmelschreienden Undank der Staaten; „es sei," sagte Hocher, „die größte Ungerechtigkeit von der Welt, die erschrecklichste Sache, von der er sein Lebtag in den Historien gehört." Der Gouverneur in Brüssel antwortete auf die staatische Mittheilung: er halte es für unmöglich, daß die Herren Staaten darauf eintreten würden; es würde eine „Perfidie" sein, „so prostituirende Bedingungen" anzunehmen. In einer Conferenz der alliirten Minister im Haag mit den Committirten der Staaten erklärten jene: ihre Principale würden lieber Alles, was ihnen Gott an Macht gegeben, daran setzen, als sich auf solche übermüthige, abominable und verderbliche Bedingungen einlassen, sie könnten nicht glauben, daß der Staat es thun, England es begehren werde; der gesetzte Termin sei nicht bloß für ein so weitläuftiges Geschäft viel zu kurz, sondern eine Beschimpfung; mit diesen Bedingungen werde die Krone von Frankreich „der Dictator und Monarch in der ganzen Christenheit sein." Namentlich über den ersten Artikel forderte Brandenburg, Dänemark, die Braunschweiger Aufklärung: wie die Krone England dazu komme, auf ihre Kosten ein Zugeständniß zu machen und obenein mit Garantie für die staatische Beistimmung? Die Committirten schwuren hoch und theuer, daß ihnen

davon durchaus nichts bekannt sei; aber allerdings seien die Staaten nicht bloß des Krieges müde, sondern vollkommen erschöpft, außer Stande, auch nur die 30,000 Mann, auf die ihr diesjähriger Kriegsetat gemacht sei, länger zu erhalten; sie müßten durchaus reduciren; namentlich Holland und in Holland Amsterdam werde in der demnächstigen Versammlung der Staaten erklären, daß sie nicht länger zahlen könnten und wollten; und wenn nicht Großes zu ihrer Erleichterung geschähe, so sehe man nichts anders vor Augen, als daß sie beschließen würden, einen solchen Frieden, wie sie nur bekommen könnten, zu amplectiren.

Der 10. Mai kam, ohne daß der Friede angenommen war. Die Staaten von Holland beschlossen, bei Ludwig XIV. um Verlängerung der Frist zu bitten: sie seien an ihrem Theil entschlossen, seine Bedingungen anzunehmen, aber sie hätten gegen die Alliirten Verpflichtungen, deren sie sich nicht entschlagen könnten. Vergebens hatte Oranien widersprochen; so verderblich und schimpflich dieser Friede sei, hatte er auf Blaspeil's lebhafte Proteste geantwortet, er sehe ihn für unvermeidlich an, wenn man noch irgend etwas retten wolle; der Muth und die Mittel der Staaten seien erschöpft, keiner außer dem Kurfürsten leiste etwas; die Kaiserlichen kämen immer zu spät; in Brüssel sei man in erbarmenswerther Ohnmacht und Rathlosigkeit; von England, worauf er seine Hoffnung gestellt, sei nichts zu erwarten.

Allerdings erst jetzt, Mitte Mai, hatten sich die kaiserlichen Truppen aus den Winterquartieren gesammelt; 40,000 Mann stark standen sie am Oberrhein. Aber Marschall Crequi, der den Rheinwinkel von Freiburg und Breisach bis Rheinfelden mit minderer Truppenmacht inne hatte, hielt sie dort fest; genug, daß es ihnen gelang, die Verbindung mit Straßburg zu halten.[573])

Und die Truppen der norddeutschen Alliirten reichten vorerst nur hin, die staatische und clevische Grenze gegen Mastricht zu decken. Der Kurfürst selbst war nach Oranien's Ansicht außer Stande, mehr Truppen abzugeben, wenn nicht zu allem andern Unglück auch noch die Schweden, die von Rügen und Stralsund, wie von Liefland her drohten, wieder emporkommen sollten.

Nachdem Ludwig XIV. die staatische Friedensdeputation in seinem Hauptquartier zu Weteren (1. Juni) empfangen, ihnen vier Wochen, die Alliirten zu gewinnen, zugestanden und dann einen Waffenstillstand von sechs Wochen für die Friedenshandlung versprochen hatte, begannen die Staaten aufzuathmen, als hätten sie schon den Frieden; und wenn die

Alliirten Schwierigkeiten machten, waren sie entschlossen, ihnen den Rücken zu kehren; ja, Amsterdam erklärte, allein schließen zu wollen, wenn die Hochmögenden es nicht thun würden, — Stimmungen, die dem französischen Hofe geeignet schienen, den Herren Staaten noch eine weitere Demüthigung zu bieten.

Die kaiserliche Politik machte nicht mehr große Sorge, seit sie auf die Restitution Schwedens angebissen; ein dänischer Gesandte erschien im Laufe des Mai im französischen Hauptquartier; die Braunschweiger hatten sich zu aller Zeit eine Thür zu Frankreich offen gehalten und waren mit Dänemark und Brandenburg in übler Spannung. Und zu dem Brandenburger war der Graf d'Espense, der bis 1674 brandenburgischer General gewesen war und des Kurfürsten Vertrauen besessen hatte, auf Befehl des Königs gereist, um auch ihn zu Particularverhandlungen zu bewegen; was er bei seiner Rückkunft meldete, war wenigstens keine Abweisung.

Nun kam in Nymwegen gelegentlich zur Frage, wann Frankreich die acht flandrischen Plätze zurückgeben werde; die Antwort der französischen Herren war: wenn den Schweden zurückgegeben sei, was man ihnen genommen. Also die acht Festungen, die „Barriere gegen Frankreich," die zu retten Holland die Treue gegen seine alten Alliirten daran gegeben, sollten gleichsam zu einer zweiten Zahlung dienen; mochten Holland und England die nordischen Alliirten zum Frieden nöthigen, wenn sie die Barriere wirklich erhalten wollten. Einstweilen setzten die Franzosen die Belagerung von Mons mit Eifer fort.

In Holland, wie in England war man außer sich; selbst Oranien's Gegner mußten zugestehen, daß er Recht gehabt habe; nie war sein Ansehn größer.[574]) Und Karl II. ergriff gern den Vorwand, die Entlassung des Heeres, das er für etwaige Unruhen in England selbst zur Hand haben wollte, hinauszuschieben. Daß er William Temple mit seinen energischen Anträgen nach dem Haag sandte, schien eine Bürgschaft dafür, daß er für die Ideen der alten Tripelallianz entschieden sei.[575]) England und Holland schlossen ein neues Bündniß (26. Juli), sie setzten dem übermüthigen Gegner einen Termin von vierzehn Tagen; wenn da die acht Festungen nicht geräumt seien, wollten sie mit vereinten Waffen ihn dazu zwingen. So der allgemeine Gang der Ereignisse bis zu des Kurfürsten Feldzug in diesem Jahre.

Er hatte d'Espense allerdings empfangen, die guten Dienste, die er anbot, nicht zurückgewiesen, seinen Rath Meinders nach Spaa und Nymwegen reisen lassen, mit dem Auftrag, die Correspondenz mit d'Espense zu

unterhalten. Aber er hatte als Grundlage jeder weiteren Verhandlung gefordert, daß ihm Pommern bleibe.[576]) Und sowie nur irgend Aussicht war, daß Holland wieder zu den Waffen griff, daß England zur Ruptur kam, erhielt Meinders Befehl, stille zu halten: „denn wir finden fast anders keine Sicherheit, als bei der alliirten Parthei beständig zu halten, und werden uns so leicht durch keinen separaten Tractat amüsiren, noch von den Alliirten trennen lassen, es sei denn, daß uns dieselben wieder im Stich ließen, wie vorhin, auf welchen Fall wir billig zu vigiliren haben."

Waffenerfolge schienen ihm jetzt die Hauptsache.

Der Prinz von Oranien hatte ihm und in Kopenhagen wohl vorgeschlagen, alle Kraft gegen Frankreich zu concentriren, weil ja sichtlich erst entscheidende Niederlagen Frankreichs den Widerstand der Schweden brechen würden. Aber der Kampf sowohl gegen Graf Königsmark, wie in Schonen hatte eine Kraft und Zähigkeit der schwedischen Waffen bewährt, der man nicht ohne die größte Gefahr Raum lassen konnte, zumal da sich in einem Vertrage vom 25. August 1677 — man kannte ihn jetzt in Berlin — der Polenkönig gegen Frankreich verpflichtet hatte, wenn ein schwedisches Heer von wenigstens 18,000 Mann aus Liefland anrücke, mit etwa 7000 Mann zu demselben zu stoßen, um gemeinsam das Herzogthum Preußen für Polen zu erobern.

Wie unermeßlich wichtig für das Gleichgewicht Europa's es war, in den spanischen Niederlanden ein Bollwerk gegen die emporschwellende Uebermacht Frankreichs zu retten, nicht minder ein Bollwerk gegen den französischen Dominat im Osten war Brandenburg, und der Kurfürst leistete, wenn er hier die Pläne Frankreichs scheitern machte, der gemeinsamen Sache und der künftigen Sicherheit Europas um nichts weniger, als seine westlichen Alliirten den Heeren Frankreichs gegenüber hätten leisten sollen.

Auf zwei Dinge kam es hier im Osten an; einmal Schweden dahin zu bringen, daß es den Frieden suchen müsse; sodann, damit das erreicht werde, die Republik Polen nicht zum Kriege kommen zu lassen.

Diese diplomatische Aufgabe zu lösen, war durch die Lage der Dinge und den Charakter der Polen doppelt schwierig. Nicht bloß daß der Marquis Bethune, des Königs Schwager, französisches Geld in Masse verwenden konnte, und der ungarische Feldzug von 1677 ihm unter den Dienstlustigen großen Anhang gemacht hatte; es galt zugleich in dem Labyrinth von Leidenschaften und Rivalitäten der Partheien und Familien nicht den Faden zu verlieren, zugleich — denn so war der Polen Art — behutsam

zu sein, ohne ängstlich zu scheinen, weil sie sofort übermüthig wurden, wo sie zu fürchten aufhörten.

Noch während der Belagerung Stettins war ein polnischer Gesandte Grusinski zum Kurfürsten gekommen, mit einer ganzen Reihe von Beschwerden und Forderungen, unter denen die Erledigung des Dr. Strauch eine der wichtigsten war; und der Gesandte gefiel sich darin, sie so hoffährtig wie möglich vorzubringen. Der Kurfürst hatte ihm das Geziemende geantwortet, zugleich aber seine Verwunderung ausgesprochen, daß Liljehöck in Danzig seine Umtriebe, seine Hetzereien, die maßlosen Invectiven, die er sich in Wort und Schrift gegen ihn, den Kurfürsten, selbst erlaube, fortsetzen dürfe: es könne nicht dem Willen des Königs von Schweden entsprechen, daß sein Gesandter in solcher Weise die Achtung, die man fürstlichen Personen schulde, hintenansetze; der völkerrechtliche Schutz, den Gesandte genössen, dürfe nicht in so unwürdiger Weise mißbraucht werden; er brauchte den Ausdruck: Liljehöck verdiene Hiebe. Grusinski, erbittert, daß der Kurfürst über sein unangemessenes Benehmen dem Könige nach Danzig geschrieben, beeilte sich, jene Aeußerungen an Liljehöck wieder zu erzählen; und dieser nahm sofort die Gelegenheit wahr, von der Scene, die Feuquières im Sommer 1674 in Stockholm aufgeführt hatte, dem europäischen Publikum eine Copie zum Besten zu geben. In feierlicher Audienz beim Könige, in Gegenwart des Hofes und vieler Senatoren hielt er eine Anrede, die an Frechheit und Suffisance des französischen Musters vollkommen würdig war.

Nur nicht mit gleich glücklichem Erfolg. Freilich König Karl XI., an den der Kurfürst sofort in einem würdig gehaltenen Handschreiben [577]) die Bitte richtete, ein Benehmen, das den jedem Fürsten schuldigen Respect verletze, zu desavouiren, that das Gegentheil; er antwortete mit Gegenbeschuldigungen, verbittert und in sich verdüstert durch den furchtbaren Kampf, den er ruhmlos kämpfte, vielleicht auch durch das drückende Gefühl, daß Schweden selbst mit der frivolen Invasion von 1674 das Unglück verschuldet hatte, unter dem es jetzt zusammenzubrechen schien.

Das Verhalten des Schwedenkönigs, von dem der Kurfürst den befreundeten Höfen Nachricht gab, fand überall die stärkste Mißbilligung; in Nymwegen, wo die Kaiserlichen diese exorbitanten Vorgänge zur Sprache brachten, äußerten sich auch die französischen Gesandten in demselben Sinne.

Schon früher hatte Hoverbeck bei Hofe auf Liljehöck's unverantwortliche Umtriebe bei den Bürgern von Danzig, auf seine Schandschriften

gegen Brandenburg, seine Wühlereien in Preußen aufmerksam gemacht. Jetzt nach jener Audienz sprach selbst Bethune sein Mißfallen aus; und der König konnte nicht umhin, es gleichfalls zu thun. Wenn trotzdem Liljehöck in einer neuen Audienz (17. Januar) öffentlich den Kurfürsten als denjenigen bezeichnete, auf den die Republik „ein wachendes Auge" haben müsse, wenn er ihr das Herzogthum Preußen, das demnächst genommen werden solle, als Geschenk anbot, so war das selbst den Polen zu viel: ob denn die schwedische Macht dem Brandenburger schon den Garaus gemacht habe? Schweden möge zuerst Liefland an die Republik zurückgeben, wenn es Gerechtigkeit üben wolle.

Wie verlegen war bei solchen Vorgängen und nach ihnen des Polenkönigs Lage. Und der Kurfürst that ihm nicht den Gefallen, irgend Weiteres zu fordern oder zu thun, was er hätte übel nehmen können; vielmehr auf den Wunsch des Danziger Rathes gewährte er „dem Könige zu Gefallen," was er dem Könige bisher versagt hatte, die Erledigung des Dr. Strauch; nachdem derselbe sich eidlich verpflichtet hatte, nicht weitere Umtriebe zu machen, kehrte er nach Danzig in seine frühere Stelle zurück und hielt seinen Eid.[578])

Wenigstens vorerst war von Polen her nichts zu besorgen; zumal da man von Zerwürfnissen der Königin mit ihrem Schwager Bethune, von der Erbitterung derselben gegen den französischen Hof erfuhr, der ihr die Ehren einer rechten Königin versagt hatte. Ein polnischer Gesandter ging nach Riga, dem dort zum Ausmarsch fertigen Heer den Durchmarsch durch Curland und das polnische Gebiet „zu widerrathen, weil die Republik stark dagegen sei;" und der kranke Feldmarschall Benedict Horn unterließ das Unternehmen gern, so eifrig der französische Agent, der bei ihm war, forderte, daß er sich nach Preußen durchschlage: die Armee sei ja für französisches Geld geworben.[579])

Unter diesen Umständen — und das ist der zweite Punkt — mußte es möglich scheinen, den Widerstand der schwedischen Macht mit raschen Schlägen völlig niederzubrechen, sie zum Frieden zu zwingen, bevor in Nymwegen ihr Rettung bereitet wurde.

In den Verhandlungen zwischen Brandenburg und Dänemark finde ich diesen Gesichtspunkt nicht ausgesprochen. Die Dänen hatten vergebens in Jemtland einzubrechen versucht; sie hatten Rügen verloren. Angesichts der Sonderrichtung, die Holland einschlug, verhandelten „die nordischen Alliirten" um ein neues Bündniß, sich die gemachten Eroberungen gegenseitig zu garantiren; Dänemark, Brandenburg, Münster unterzeichneten

den Kopenhagener Vertrag, während die braunschweigischen Herren sich zurückzogen, weil man ihrem Gesandten den Titel Excellenz versagte; natürlich, daß zwischen ihnen und den Genannten die früheren Verträge in Geltung blieben.[580])

Schon im März begannen die Feindseligkeiten in Pommern, wie jenseits des Sundes; mit der äußersten Anstrengung hatte Karl XI. Heer und Flotte gerüstet; den Waffenstillstand, der in Nymwegen in Vorschlag gebracht war, hatte er kurz abgelehnt. Nur in Schonen konnte er so getroffen werden, daß er sich beugen mußte.

In Schonen standen 18,000 Mann, Dänen, münstersches, hessisches Volk; sie hatten Christianstadt an der Grenze Blekingens, die Insel Hisingen vor der Feste Bahus an der Göthaelf, Landskrona am Sund; sie nahmen jetzt auch Helsingborg. Und Karl XI. hatte nur 9000 Mann, seine Flotte war außer Stande, gegen die dänische aufzukommen.

Des Werkes im Norden sicher, erbot sich der Kurfürst in Wien: wenn der Kaiser den Krieg fortsetzen wolle, bis ein reputirlicher Frieden gewonnen sei, sei er bereit, mit 16—20,000 an den Rhein zu marschiren und sich gegen die Schweden auf die Defensive zu beschränken. Ihm lag Alles daran, den Kaiser in der Coalition festzuhalten. Man lobte sein „generuses Erbieten," aber man sprach „gar timide von den jetzigen Conjuncturen, und als ob Alles desperat wäre;" nicht weil man es im Ernst dafür hielt, noch weniger, um nicht durch neues Wagniß die Gefahr zu steigern, sondern um einigen Profit herauszuschlagen: „man könne davon reden, aber dann müsse zugestanden werden, daß die Alliirten ihre Völker unter Commando der kaiserlichen Generale stellten, daß sie in Betreff des Quartierwesens sich der kaiserlichen Disposition unterwürfen, daß sie wegen der Conquesten nichts Verbindliches vorausbestimmt zu sehen begehrten." Das hieß nichts anderes, wie Crockow schreibt, als sich Kaiserl. Maj. absolut in die Arme werfen; er sprach die Besorgniß aus, daß von Seiten des Kaisers ein Friede gemacht werde, und nicht bloß zum Präjudiz derer, welche Conquesten gemacht, sondern zum Präjudiz der gesammten Stände und ihrer Libertät nach dem Muster des Gremonville'schen Friedens.[581])

Wochen lang hatten sich diese Conferenzen hingezogen; gleich bei der ersten halben Antwort war der Kurfürst entschieden, sich mit ganzer Wucht auf Graf Königsmark zu stürzen; Dänemark versprach ihm die Schiffe, sein Heer auf Rügen auszuschiffen; war die Insel genommen, so konnte sich Stralsund nicht halten, und Greifswald fiel von selbst. Den Erfolg

in Betreff Stralsunds zu erleichtern, hatte er beim Kaiser eine Vollmacht ausgewirkt, der Stadt die Reichsfreiheit anzubieten (11. Juni). Er forderte den dänischen Admiral auf, einen vertrauten Officier zu schicken, um mit ihm den Angriff auf Rügen zu verabreden (28. Juli).

Seit dem Anfang Juli marschirten die brandenburgischen Regimenter nordwärts, bei 15,000 Mann, zu denen 5000 Mann Lüneburger von Meklenburg aus stoßen sollten.[582]) „Es ist nicht zu beschreiben," sagt ein Brief aus Stettin 4. Juli, „wie große Präparationen zu einer Belagerung, wie hier, so in anderen Festungen gemacht sind und zu Schiff nach Wolgast gehen." Dem alten Derfflinger war das Commando bestimmt; er hatte kurz vorher um seinen Abschied gebeten, „um seinen alten abgematteten Leib zu seiner höchst verlangenden Ruhe kommen zu lassen;" der Kurfürst hatte ihn nicht gewährt; er hatte etwas von „Blasme" mit einfließen lassen, in so ungelegener Zeit den Dienst quittiren zu wollen: auch er sei bei Jahren und vielen beschwerlichen Krankheiten unterworfen, und habe tausendmal mehr Ursache, sich nach Ruhe zu sehnen; aber er sei entschlossen, den Rest seiner Kräfte daran zu setzen. Der Alte knurrte, aber blieb.

Aus Nymwegen kamen Nachrichten von dem Scheitern der Friedenshandlung, von dem völligen Umschlagen der Stimmung in Holland, dann die Meldung, daß Oranien mit mehr als 40,000 Mann aufbreche, Mons zu entsetzen, daß der Herzog von Monmouth, Karl II. Bastard, mit bedeutenden Truppenmassen in Ostende gelandet sei, daß die Kaiserlichen bei Rheinfelden einen Erfolg gewonnen hätten.

Mitte Juli folgte der Kurfürst seiner Armee; sofort nahm Alles raschen Gang. Es wurde die Wycker Schanze genommen, die Greifswald von der See her schließt; Obrist Henniges „von Treffenfeld" streifte nach Barth, hob dort die Magazine auf, war dann plötzlich vor Stralsund, setzte sich in der Vorstadt fest; die Lüneburger, von Meklenburg einrückend, machten einen Versuch auf den Paß von Dammgarten; die brandenburgische Flotte, eilf Fregatten und mehrere kleine Schiffe, legten sich vor die Peene. Admiral de Tromp, durch und durch oranisch, wie er war, kam nach Wolgast, seine Dienste anzubieten; gern nahm sie der Kurfürst an; mit dem Admiral und mit Derfflinger besprach er alles Weitere.

Nur die dänische Flotte blieb aus; „er warte," schrieb der Kurfürst dem Admiral Nils Juel (10. August), „seiner mit größtem Verlangen; fast vier Wochen liege er schon hier, er bitte dringend, daß die dänische Flotte mit den versprochenen Transportfahrzeugen komme, um die verabredete Attaque gegen Rügen fortzusetzen."

Die Dänen hatten eben jetzt zwei schlimme Schlappen erlitten. Christianstadt hatte capituliren, und die Belagerung von Bahus hatten sie aufgeben müssen. Die große Offensive in Schonen war zu Ende. Um so wichtiger wurde das Unternehmen gegen Rügen.

Am 18. August kam allerdings die dänische Flotte in Sicht; aber Fahrzeuge zur Landung hatte sie nur so viele, wie sie für die etwa 1500 Mann brauchte, die sie an Bord hatte. War das Ungeschick oder Scheelsucht, um der dänischen Versäumniß willen durfte der Plan auf Rügen nicht aufgegeben werden oder gar mit einer Schlappe enden, am wenigsten jetzt, wo neue Hiobspost aus Nymwegen kam.

Gegen eine Scheinconcession Frankreichs hatten die holländischen und englischen Gesandten am 10. August den Frieden unterzeichnet; ehe Kunde davon zur Armee kam, hatte Oranien am 14. August angegriffen, und von dem englischen Corps, von den Brandenburgern unter General von Spaen trefflich unterstützt,[583]) mit Erfolg, wenn auch nicht entscheidend gekämpft. Weiter sagten die Nachrichten: im Haag fürchte, in London hoffe man, daß jetzt, nachdem von Neuem Blut geflossen, der eben geschlossene Frieden für zerrissen gelten werde.

Der Kurfürst brannte vor Ungeduld, mit einem großen Schlage hier auf die Stimmungen und Entscheidungen dort zu wirken. Er sandte Officiere die pommersche Küste entlang, was irgend an Schiffen, Jachten, Seebooten aufzutreiben war, nach der Peenemündung zu schaffen; in drei Wochen hatte er 210 Schiffe, 140 Boote bei einander; am 19. September begann die Einschiffung, „von jedem Regiment Fußvolk ein Bataillon, von jedem Regiment Reiter und Dragoner 300 Pferde;“ am dritten Tage war Alles eingeschifft. Es waren im Ganzen etwas über 6000 Mann Infanterie, zwei lüneburgische Bataillone darunter, und 3000 Reiter und Dragoner commandirt; ein Bataillon war den Dänen zur Verstärkung überlassen.

So begann eine der erstaunlichsten Expeditionen. Graf Königsmark's Macht in Stralsund und Rügen schätzte man auf 6000 Mann; noch in den letzten Wochen hatten sich Handwerksburschen in Menge anwerben lassen, tausend junge Bürger erboten sich, die Muskete zu nehmen. Er hatte das Fahrwasser im Bodden durch versenkte Schiffe unsicher gemacht; die Schanzen Alte und Neue Fähre auf Rügen waren verstärkt, an anderen Küstenpunkten Schanzwerke angelegt; an Geschütz fehlte es ihm nicht; ein paar Fregatten und mehrere sundische Kaperschiffe standen ihm zur Verfügung. Eine Streitmacht, unter solchem Führer bedeutend genug, um

sehr ernste Schwierigkeiten zu schaffen. Und war man über Wind und Wetter Herr? war man sicher, daß man die Landung erzwingen, daß man das langsame Geschäft des Ausschiffens möglich machen werde, unter den Augen, unter den Kanonen des Feindes?

Am 21. September früh bei hellem Wetter und frischem Wind fuhr man ab; man mußte Mittags zwischen dem Stubber Sand und Greifswald Anker werfen, um erst alle Fahrzeuge herankommen zu lassen.[584]) Am folgenden Morgen früh wurde weiter gesegelt auf Palmer Ort zu, der rechte Flügel mit der rothen Flagge unter General Schöning, das Haupttreffen mit der weißen Flagge unter General Golz, endlich der linke Flügel mit der blauen Flagge unter General Hallard; die ganze Escadre commandirte Admiral de Tromp auf der Fregatte Kurprinz.[585]) Gegen Mittag war man vor Palmer Ort, dann trat Windstille ein; man lag unter dem Feuer der Strandbatterien, man mußte die größeren Schiffe zurückbugsiren.

Im Lauf des Morgens war Geschützfeuer nordwärts gehört; das mußten die Dänen sein, die auf Wittow auf der Nordseite der Insel hatten landen sollen.

Am 23. in aller Frühe ging man von Neuem unter Segel, mit der Absicht zu landen, wo es sei; früh 9 Uhr kam ein dänischer Kutter mit Nils Juel's Bruder, zu melden, daß Tags vorher gelandet sei, daß ein Commando vom Regiment Kurprinz das Ufer genommen, der Feind, zehnmal so stark, sich zurückgezogen habe.[586]) Man durfte, um nicht die Gelandeten Preis zu geben, keinen Augenblick verlieren. Den Rath derer, die nach Mönchgut wollten, dort unter dem Schutz eines Waldes die Ausschiffung zu ermöglichen — man hatte noch zwei Stunden dahin — verwarf der Kurfürst; er befahl zu landen, wo man es zuerst könne. Schon kam die Windstille des Mittags wieder; man lag Puttbus gegenüber, aber nahe genug, um landen zu können. Man ließ die Orlogschiffe gegen Land bugsiren, um mit ihrem Feuer die Ausschiffung zu decken, „und sobald sie nur postirt waren, eilten die Truppen mit solcher Courage zu Lande, daß die Pikenire ihre Piken und die Uebrigen Schaufeln und Spaten als Ruder brauchten, um sich an Land zu helfen, theils sprangen sie bis unter die Arme, andere gar bis an den Hals ins Wasser, um an Land zu kommen.“ Graf Königsmark selbst war bei den Truppen, die am Ufer bereit standen, und ließ aus sechs oder acht Geschützen auf die Herankommenden feuern; „als er aber derselben Ardeur vermerkte, und daß sie sich nicht daran kehrten, sondern sich bataillonsweise setzten, auch Stücke an's Land brachten und auf ihn losgingen, verließ er seinen Posten und retirirte in höchster

Eile." Auch die Reiterei wurde nun ausgeschifft, sie war — gewiß eine außerordentliche Leistung — in zwei Stunden am Ufer. Mit 200 Mann warf sich der alte Derfflinger auf den Feind, der, acht Schwadronen stark, die Flucht ergriff.

Graf Königsmark hatte den allgemeinen Rückzug auf die Alte Fähre befohlen. Am 24. September in der Frühe war Derfflinger schon dort. „Da er den Feind in Confusion und mit Uebersetzen der Truppen beschäftigt fand, beschloß er sofort den Angriff;" während 500 Mann, er selbst mit dem Degen in der Faust an ihrer Spitze, von der Uferseite stürmten, waren die Reiter auf der Nordseite, sobald sie das Handgemenge sahen, abgesessen, drauf losgegangen, über Graben und Wall in die Schanze hinein. In der ersten Furie wurden einige hundert Feinde niedergehauen, und der Rest, bei 700, streckte die Waffen; man erbeutete Geschütze, Fahnen und Standarten, 2500 Pferde; Graf Königsmark und Graf Rebenac entkamen mit genauer Noth auf einem Boot.[587]) Mehrere Fahrzeuge mit Truppen versanken im Sund. Etwa 4000 Mann kamen nach Stralsund zurück.

Mit der vortrefflichen Neuenfähr Schanze, in der die deutsche Mannschaft rebellirend die Uebergabe erzwang (26. September), war ganz Rügen erobert. Am 27. wurde die Insel Dänholm, „der Schlüssel zum Stralsunder Hafen" — der Feind hatte die Schanze dort verlassen — in Besitz genommen, Batterien dort errichtet. Graf Königsmark ließ melden, man möge nicht auf die Stadt schießen, da er dänische und brandenburgische Gefangene auf die Schiffe, die am Bollwerk entlang lägen, werde bringen lassen. Man erwiderte ihm, man werde die schwedischen Gefangenen in gleicher Weise mißbrauchen, wenn er es darauf wagen wollte. Er ließ es.

Die Bürgerschaft von Stralsund hatte trotz der in Aussicht gestellten Reichsfreiheit jetzt dem Rest des schwedischen Heeres die Thore geöffnet und beschlossen, sich auf das Aeußerste zu wehren. Eine erste Aufforderung des Kurfürsten vom 28. September wies Rath und Bürgerschaft zurück. Als rings die Truppen heran waren, die Kriegsschiffe vor der Stadt lagen, Batterien bis dicht vor den Ostausgang der Stadt vorgeschoben, ein paar Ausfälle zurückgeschlagen waren, sandte der Kurfürst eine zweite Aufforderung an den Rath der Stadt. Statt des Rathes antwortete Graf Königsmark, jede fernere Correspondenz anders als mit ihm sich verbittend. Er rechnete auf die Wirkung des Einfalls in Preußen von Riga her; General Horn's Proclamation war bereits in seinen Händen.

Der Kurfürst zögerte noch, gegen die schöne Stadt zum Aeußersten zu

schreiten. Dem letzten Parlamentair hatte einer der schwedischen Generale gesagt: ob nicht endlich das Feuer beginne, ihnen werde die Zeit lang.

Am Abend des 20. October begann das Feuer aus 65 Kanonen, 20 Mörsern und Haubitzen; die glühenden Kugeln, Bomben und Granaten hatten furchtbare Wirkung; in weniger als einer Stunde stand die Stadt in Flammen. Das Feuer wurde die Nacht durch fortgesetzt. Der Muth der Bürger war gebrochen; am Morgen sah man weiße Fahnen auf den Wällen; als ein Parlamentair sich näherte, waren sie hinweg, und schwedische Posten wiesen ihn mit Drohworten zurück. Der Stolz und Ingrimm Königsmark's hielt noch die Bürgerschaft nieder. Von Neuem begann das Bombardement; endlich um Mittag kamen die Bürgermeister der Stadt heraus, um Gnade zu bitten. Auch Graf Königsmark kam in Begleitung des französischen Gesandten zu den Vorposten, sprach dort mit General Schöning: er beuge sich vor diesem Feuer nicht, er wünsche, daß die Bürger mit ihren Häusern verbrennten; er fragte, ob des Kurfürsten Meinung sei, die Stadt um jeden Preis zu nehmen; er erhielt die Antwort: „der Kurfürst wolle nicht weichen, und wenn er bis Ostern vor der Stadt liegen müßte, er habe alle Vorbereitungen getroffen, das Werk durchzuführen." Tobend und fluchend kehrten Königsmark und Rebenac zurück.

Aber zu halten war die Stadt nicht mehr.[588]) Am 25. October wurde die Capitulation fertig; die Stadt zog es vor, nicht reichsfrei zu sein; sie bedurfte in ihrer traurigen Lage landesväterlicher Fürsorge, die ihr sofort zu Theil wurde. Am 28. zogen die schwedischen Truppen in allen Ehren, Graf Königsmark an der Spitze, zwischen den rechts und links aufgestellten alliirten Truppen hinaus; dann wurde Graf Königsmark, Graf Rebenac, die schwedischen Generale und Obristen vom Kurfürsten zur Tafel gezogen, mit aller Auszeichnung, die so tapferen Officieren gebührte, behandelt. Am 29. hielt der Kurfürsten seinen Einzug, empfing die Huldigung der Stadt.

Noch hielt sich Greifswald. Eine ehrenvolle Capitulation glaubte der Commandant ablehnen zu müssen, da er noch nicht die Rechtfertigung der Nothwendigkeit habe. Ein kurzes Bombardement (16. November) gab sie ihm.

Ganz Pommern und Rügen war genommen. Die Schweden und Finnen, im Ganzen 4500 Mann, wurden auf 23 Schiffen, von einem brandenburgischen Kriegsschiff geleitet, heimgesandt. Bei dunklem und stürmischem Regenwetter strandeten sie an den Klippen Bornholms; bei 2000 Menschen ertranken.[589])

Der Winterfeldzug.

Seit den Tagen Wallenstein's haftete an dem Namen Stralsund ein besonderer Zauber, europäischer Ruhm. Der Große Kurfürst, wie ihn Jedermann nannte, hatte die Stadt in wenigen Tagen genommen. Aber die Herren in Wien bedauerten, daß der Fall der Stadt das Friedenswerk erschweren werde.

Es hatte seit dem Tage von Mons verhängnißvolle Fortschritte gemacht.

In England hoffte man die Fortsetzung des Kampfes; Karl II. sandte neue Regimenter hinüber; er forderte die Staaten auf, die Ratification des Friedens vom 10. August zu versagen; er versprach, drei Tage nachdem er die Nachricht davon erhalten, den Krieg an Frankreich zu erklären.

Die Friedensliebe der Herren Staaten fragte nicht mehr, ob der Friede, sondern nur, wie er zu schließen sei. Vergebens mahnte der Kurfürst sie an die große Zeit ihres Freiheitskrieges, an den kühnen Muth ihrer Väter, der die Größe Hollands gegründet habe. Sie hatten nur Sorge, daß die Bedingung zu Gunsten der flandrischen Städte, die sie noch an England band, erfüllt werde. Vergebens suchten die spanischen Diplomaten Ausflüchte und Schwierigkeiten. Ludwig XIV. überließ, „um mit einem Schlage die Cabale des Prinzen von Oranien zu vernichten," die noch streitigen Fragen dem Schiedsspruch der Herren Staaten. Da war denn Alles bald in Ordnung; am 13. September wurde der Friede für Spanien vollzogen, wenige Tage darauf der der Staaten mit Frankreich ratificirt und unter unermeßlichem Jubel in Holland verkündet.

Freilich hatten die Staaten einen klugen Frieden gemacht. Ihnen war ja Alles, was sie seit der furchtbaren Invasion von 1672 verloren, zurückgegeben, selbst Mastricht; und Spanien, das sich damals zunächst nach Brandenburg ihres Elendes erbarmt, mußte jetzt für sie die Zeche bezahlen; es verlor die Franche Comté, Valenciennes, Cambray u. s. w.

Es ist nicht nöthig, die Proteste, welche der Kaiser und die nordischen Alliirten gegen diesen Particularfrieden erhoben, die Luftgriffe der englischen Politik, die ihm folgten, mitzutheilen. Die Herren Staaten hatten ja in Art. 19 allen ihren Alliirten sechs Wochen Frist ausbedungen, diesem Frieden beizutreten, und damit durften sie glauben, ihrer Treu-

pflicht gegen die alten und den neuen Kampfgenossen genug gethan zu haben.[590])

Der erste, der sich meldete, von diesem Artikel Gebrauch zu machen, war der Pfalzgraf von Neuburg. Denn während in den Staaten der Jubel der Friedensfeste von Ort zu Ort zog, marschirten 30,000 Mann Franzosen über die Maas; die Reichsstadt Aachen trug ihnen ihre Schlüssel entgegen und nahm französische Besatzung; die nächsten Orte wurden besetzt; langsam, heerend und brandschatzend wälzte sich die Heeresmasse durch das Jülichsche, das Cölnische, dem Rheine zu. Dann eilten auch Kurtrier und Kurmainz, sich und ihre Lande durch den Beitritt zu decken.

Aber Frankreich erklärte, so sei der Art. 19 nicht gemeint; nicht die einzelnen deutschen Fürsten dürften sich so decken wollen, der Artikel gelte nur, wenn Kaiser und Reich insgemein dem Frieden beiträten. Die Herren Staaten waren betroffen; sie machten Vorstellungen in Nymwegen, in Paris; sie wandten sich an England: „sie seien sehr beunruhigt über diese Umdeutung eines unzweideutigen Artikels, nicht minder über die Anhäufung französischer Truppen nah an ihren Grenzen; auch für England seien das Dinge von sehr ernster Bedeutung.“[591]) In London war so eben die große jesuitische Verschwörung entdeckt, die am Hofe, in der Stadt, im ganzen Lande alle andern Interessen in den Hintergrund drängte.

Einstweilen forderte Frankreich die rückständigen Contributionen einiger staatischer Territorien, auch die Abführung der staatischen Truppen im Lüttichschen: die Weigerung werde als Bruch des Friedens angesehen werden. Man fügte sich.

Begreiflich, daß am Rhein auf und nieder — denn Straßburg schien wie Cöln bedroht — Alles nach Frieden jammerte: „sollen wir untergehen, damit Brandenburg Pommern erwerbe?“ Hannover, Kurbaiern, Kursachsen hatten jetzt den Ruhm, die weisen Patrioten zu sein; die Herzogin von Meklenburg, eine geborene Montmorency, reiste nach Celle, dort die gleiche Weisheit zu empfehlen. Der Neuburger, der am Hofe zu Wien war, predigte Frieden: oft genug habe er dem Kurfürsten gerathen, sich mit Schweden zu verständigen, auch die Wege gezeigt; wenn er jetzt nicht eile, so werde er nichts behalten. In Wien hatte man schon im Juli auf Gerüchte, daß die nordischen Alliirten mit Frankreich unterhandelten, die cynische Wendung: „der Kaiser könne auch den Frieden haben, wenn er wolle, er brauche nur die Alliirten im Stich zu lassen; die Alliirten aber müßten zugleich ihre Conquesten und den Kaiser im Stich lassen.“

Der Wiener Hof hatte seitdem durch den päpstlichen Nuntius dringend eine Waffenruhe empfehlen lassen; bereitwillig hatte Frankreich darüber verhandelt, Monate lang, ohne zum Schluß zu kommen; und indeß machte es sein Spiel, schloß mit Spanien und den Staaten ab, rückte ins Jülichsche, Cölnische, ins Clever Land. Man sah in Wien, daß man in falscher Richtung gesteuert habe; man begann zu fürchten, daß der Krieg, wie er sich von den Staaten auf Spanien gewälzt habe, so nun, da Spanien sich hatte fügen müssen, auf Oestreich fallen werde. Freilich der ungarischen Rebellen war man im October Meister geworden, die Bergstädte hatte man wieder erobert; aber war es möglich, nach dem Rücktritt Spaniens und der Staaten weiter zu kämpfen, da man mit ihnen dem Feinde nicht gewachsen gewesen war? Wenn Brandenburg und Dänemark an die Verträge mahnten, antwortete man: wenn vier Männer sich verabredet hätten, einen Balken zu tragen und zwei träten zurück, so seien die anderen zwei nicht verpflichtet, ihn zu tragen, weil es unmöglich sei. Aber wie furchtbar wurde Frankreich, wenn man jetzt wich! Jetzt war wenigstens Schweden nicht zu fürchten; nahm man das französische Ultimatum vom 15. April an, so war Schweden hergestellt und dem öftreichischen Schlesien so nah, wie 1674, und Frankreich stand mit der Franche Comté in der Flanke des Reichs; Lothringen sollte zwar wiederhergestellt werden, aber militairisch in Frankreichs Dependenz; und jene Alternative, die das Ultimatum dem Kaiser gab, entweder Freiburg oder Philippsburg zu wählen, ließ, wie man auch wählte, dem Feinde eine zweite Position diesseits des Rheines.

Man war in Wien in den traurigsten Schwankungen. Man hätte um Alles gern den Krieg fortgesetzt, wenn Andere die Hauptarbeit übernehmen wollten; man hätte noch lieber den Frieden gehabt, wenn die Bedingungen nur um etwas weniger schimpflich gewesen wären. Man rüstete sich zu einem neuen Feldzug und erklärte den nordischen Alliirten, man werde nicht Frieden schließen ohne sie, aber sie müßten den Niederrhein decken, sie müßten eine Armee dorthin senden; und zugleich ließ man in Nymwegen erklären, daß man die in dem Ultimatum gestellte Alternative annehme; damit, hoffe man, werde der Waffenstillstand eintreten und der Friede bald folgen.

Nicht ganz so war die Ansicht Frankreichs: der Termin, den das Ultimatum gestellt, sei vorüber; wolle der Kaiser den Frieden haben, so müsse er sich zugleich verpflichten, den nordischen Alliirten, wenn sie ihren Krieg gegen Schweden fortsetzten, keinerlei Vorschub zu leisten, noch Quar=

tiere im Reich anzuweisen. Auch das schien noch allenfalls annehmbar;[592]) dann aber brachte Frankreich am 24., Schweden am 26. November einen Friedensentwurf vor, der nicht bloß die Herstellung Schwedens nach dem Frieden von 1648 forderte, sondern Frankreich befugte, das dazu Nöthige zu thun.

Man empfand in Wien sehr lebhaft, daß man auf dem besten Wege sei, sich zu „Indignitäten" drängen zu lassen. Waren sie unvermeidlich? Der Kurfürst mahnte zum Widerstand, erbot sich zu Allem, was nöthig war; er sprach mit der Zuversicht, zu der ihm seine Erfolge ein Recht gaben.

Er hatte seine Forderung beim Beginn des Nymweger Congresses dahin formulirt, daß er von Schweden Genugthuung für die Invasion von 1674, Entschädigung für das, was er zur Abwehr aufwenden müssen, Sicherstellung für die Zukunft fordere. Auch er hatte im Sommer 1678, nachdem die Staaten ihre Sonderverhandlungen begonnen, und die anderen Mitglieder der Coalition unter der Hand mit Frankreich anknüpften, sondiren lassen, was Frankreich ihm wohl zugestehen werde. Wenn ein französischer Diplomat jüngst nach der Vertreibung der Schweden aus Rügen gesagt hatte: „der Verlust Rügens sei schlimmer, als wenn sie ganz Schonen verloren hätten," so war damit der Sinn der französischen Politik ausgesprochen. Berief man sich auf das gegebene Wort Ludwig's XIV. oder auf seine Großmuth, die Schweden nimmermehr sinken lassen könne, so war das Phrase; das Wesentliche war, daß Schweden auf deutschem Boden stehen und im Rücken des Reichs zur Disposition Frankreichs bleiben mußte, um sofort, wenn Frankreich seine Grenze am Rhein weiter zu reguliren für nöthig fand, jeden Versuch eines Widerstandes unmöglich zu machen, im Nothfall mit einem neuen meuchlerischen Einfall, wie 1674.

Es ist vollkommen richtig, daß der Kurfürst um jeden Preis Pommern bis zum Sund behaupten wollte. Selbst wenn sein einziges Motiv gewesen wäre, sein Gebiet zu erweitern, so hatten wahrlich die letzten Jahre und nicht blos sie gezeigt, daß er im deutschen Interesse Pflichten zu erfüllen, Anstrengungen zu machen hatte, die eine Erweiterung seiner Machtmittel forderten, wenn nicht seine Unterthanen, wie bisher, härter angespannt werden sollten, als der deutsche Mann anderswo für wohlgethan hielt. Aber er hatte noch andere Gründe. Er war es zufrieden, daß die Braunschweiger und Münster Bremen und Verden, daß Dänemark Rügen behielt; ihm war das Wesentliche, daß die Schweden ein für allemal auf-

hörten, Reichslande zu besitzen, deren der Reichsschluß von 1675 sie verlustig erklärt hatte, und die ihnen wiederzukommen zu lassen nichts anderes hieß, als das linke Rheinufer und vielleicht mehr, gewiß die deutsche Libertät an Frankreich Preis geben, und, wie sein Ausdruck war, „die Bastille nach Deutschland bringen."

Gewiß war es eine schwere Aufgabe, ohne Spanien und die Staaten den Erfolg zu erringen, den man mit ihnen nicht zu erringen vermocht hatte. Aber es handelte sich nicht um etwas mehr oder weniger gute Bedingungen; es handelte sich für Deutschland, für Oestreich, für jeden Stand im Reich um die Existenz, es handelte sich um die Rettung Europas vor dem Dominat Frankreichs, wie er schon übermüthig und gierig genug einsetzte.

In den Tagen, da Stralsund und Greifswald gefallen waren, — in denselben, da im Clevischen vor den einrückenden Franzosen Alles flüchtete, im Herzogthum Preußen die Schweden vor den Wällen von Memel lagen — ließ der Kurfürst in Wien eröffnen:[593]) er habe ein Corps unter General Görtzke nach Preußen geschickt, das mit den dort schon stehenden Truppen genügen werde, die Schweden abzuweisen, besonders, wenn der Kaiser die versprochene Geldsumme an den Feldherrn Pac und andere Magnaten zahle; er habe 6000 Mann unter General Spaen am Niederrhein; er selbst sei bereit, mit noch 10—12,000 Mann seiner besten Truppen dorthin, oder wohin sonst der Kaiser wünsche, zu gehen, wenn der Kaiser sich erklären wolle, den Krieg fortzusetzen; er wies nach, daß man ohne Mühe 80,000 Mann gegen Frankreich aufstellen könne. Er hatte mit den Braunschweiger Herren unterhandelt und sie nicht ungeneigt gefunden; er war eben jetzt in Dobberan mit dem Könige von Dänemark, der zu Allem bereit schien.

Jene Erbietungen schienen den besten Erfolg zu haben; der Kaiser sprach in einer Audienz gegen Crockow seine volle Zufriedenheit mit so „glorieusen" Absichten aus; er sei entschlossen Alles, was ihm möglich, zu thun, und wünsche nur, daß die anderen Alliirten ebenso gesonnen seien. Die kaiserlichen Minister hoben hervor: auch das Haus Braunschweig habe sich erboten, 8000 Mann zu stellen, aber unter der Bedingung, daß ihnen die Quartiere gegeben würden, die sie forderten; es sei kein Zweifel, daß sie mit Frankreich unterhandelten, ja sie hätten sich da erboten, Bremen und Verden aufzugeben, wenn ihnen dafür Osnabrück und Hildesheim für immer überlassen werde;[594]) auch der Bischof von Münster — jetzt ein Fürstenberg, Bernhard von Galen war im Spätsommer gestorben —

denke an nichts, als einträgliche Quartiere; er habe in der Grafschaft Waldeck 700 Römermonate gefordert, während der Kaiser nur 120 daraus ziehe. So fanden die Herren in Wien immer neue Bedenken. Graf Montecuculi, der an der Spitze des Kriegswesens stand, fügte sehr ärgerliche Beschwerden hinzu: General Spaen habe sich ins Herzogthum Westphalen gelegt, das der kaiserlichen Besatzung zu Bonn als Quartier angewiesen sei; die Entschuldigung der äußersten Nothwendigkeit ließ er nicht gelten: daß man den Kaiserlichen in Bonn ihre Subsistenz entziehe, sei ebenso gut Blokade, als wenn die Franzosen Bonn einschlössen. Zugleich war er voll Entrüstung, daß der Kurfürst seinen Rath Meinders nach Paris sende; die Versicherung, daß Meinders nur über die Neutralität des Clevischen unterhandeln solle, half zu nichts; er blieb dabei, daß Brandenburg den Kaiser verrathen wolle.

Am 2. December hatte Frankreich in Nymwegen erklärt, daß der König nur bis zum Ende des Jahres noch bei seinem Ultimatum vom 15. April bleiben wolle; es forderte zugleich „einen Paß durch das Reich" für französische Truppen, „um die nordischen Alliirten zu zwingen;" in Betreff Freiburgs, wenn der Kaiser Philippsburg wähle, wolle man auf die „Grafschaft" verzichten und sich mit einigen Dörfern begnügen. „Freiburg macht keine ernstliche Schwierigkeit," schreibt Crockow am 15. December, „mehr der geforderte Paß." Zehn Tage später schreibt er: „die kaiserlichen Minister beginnen uns zu evitiren."

In des Kurfürsten Rath fehlte es nicht an warnenden Stimmen. Wie wohl gemeint immer ihre Bedenken waren, die kühne Festigkeit des Herrn duldete keinen Kleinmuth.[595]) Er schrieb an Crockow: „wenn man uns verlassen will, soll man es wenigstens zur rechten Zeit sagen und uns nicht mit einer Ungewißheit nach der anderen mehr Schaden bringen, als die Feinde mit ihrer öffentlich feindseligen Macht nicht zu Wege bringen können." Er fügt hinzu, daß er 4000 Mann, Spaen zu verstärken, abgehen lasse, daß auch die Alliirten etwas thun würden, daß er nach dem hoffentlich glückenden Zuge nach Preußen mit ganzer Macht sich gegen den Rhein wenden wolle. Das Alles war den Kaiserlichen sehr erwünscht, für ihre Unterhandlungen Zeit zu gewinnen; die Antwort auf des Kurfürsten Anträge verzögerten sie von einem Tag zum anderen; sie schlugen einen „Convent" in Frankfurt am Main vor, das Weitere über den nächsten Feldzug zu verabreden; sie waren mit des Kurfürsten Antrag einverstanden, daß der Herzog von Osnabrück das Commando am Rhein übernehme, oder vielmehr er mit einem östreichischen General.

Nicht, als wenn der Kurfürst auf einen tapferen Entschluß in Wien gerechnet hätte; er wußte, daß der kaiserliche Hof bereits in vertraulichen Unterhandlungen mit Schweden stand, daß er den Einfall des liefländischen Heeres begünstigte. Aber Frankreichs Forderungen, namentlich die des Passes, waren der Art, „daß damit der Autorität und Glorie, der Monarchie des Hauses Oestreich ans Herz gegriffen“ wurde; und vielleicht ging der Uebermuth Frankreichs noch weiter, forderte noch Schimpflicheres; vielleicht war es Frankreichs Wille, mit dem Kaiser zum Bruch zu kommen. Und wenn „die große Begierde zum Particularfrieden“ den Wiener Hof jede Demüthigung hinnehmen ließ, „nun wohl,“ schreibt Crockow, „so wird er sich damit nur noch mehr ins Unrecht und uns in den Stand setzen, für unsere eigenen Angelegenheiten bedacht zu sein.“ In den stärksten Ausdrücken mußte Crockow darlegen, wohin der eingeschlagene Weg den Kaiser führe: „durch den westphälischen Frieden habe man den burgundischen Kreis vom Reiche getrennt; jetzt sei man im Begriffe, den westphälischen und niedersächsischen Kreis und die nordischen Alliirten dem Feinde Preis zu geben und sie wie faulende Glieder vom Körper des Reiches zu schneiden, da sie doch der rechte Arm des Reiches seien, dasselbe wie zugleich die östreichischen Erblande gegen Schweden zu vertheidigen.“ [596]) Freilich „die Jalousie,“ schreibt Crockow, „welche die kaiserlichen Minister gegen die zunehmende Macht Brandenburgs nehmen, liegt genug zu Tage; Herr von Hocher hat zum dänischen Gesandten, der von dem einseitigen Frieden gesprochen, in erhitztem Discurs endlich gesagt: Kais. Maj. sei nicht schuldig, den Krieg zu continuiren, um Andere groß zu machen.“ [597])

Der Kurfürst hatte allen Grund, „auf seine eigenen Angelegenheiten bedacht zu sein.“ Es galt, Preußen zu retten; er mußte der Sache dort ein Ende machen, bevor der Erfolg der Schweden dem polnischen Hofe den Muth zu einem Entschluß gab. Die Gefahr der französischen Invasion erschien ihm noch nicht dringend, so lange der Kaiser nicht den Frieden angenommen, den Paß zugestanden hatte. Und die Armee war in der Tüchtigkeit und dem Selbstgefühl, daß ihr eine außerordentliche Leistung zugemuthet werden konnte.

Die schwedische Macht in Liefland, nach Benedict Horn's Tod unter dem Befehl seines Bruders, des Feldmarschalls Heinrich Horn, angeblich 20,000 Mann, in der That etwa 16,000 Mann stark, war durch Curland und Samogitien vorgerückt, langsam, da der Herzog von Curland und der lithauische Feldherr Pac ihr zwar nicht den Weg verlegten, aber doch

vielerlei Schwierigkeiten machten. Mitte November hatte sie die preußische Grenze erreicht. [598])

Der Kurfürst hatte die Stände von Preußen, hatte namentlich Königsberg „zu rigoureusem Widerstand, bis er mit der Armee komme," aufgefordert. Er hatte dem General Dönhof, der in Memel commandirte, befohlen, die Festung „bis auf den letzten Mann und Blutstropfen" zu vertheidigen und in keiner Weise an Uebergabe zu denken. Der Statthalter, Herzog von Croy, hatte ein Corps von etwa 3500 Mann, freilich meist Lehnsaufgebot, Wibranzen und Jäger, nur etwa 300 Mann Soldaten, formirt, unter Obrist Hohendorf's Befehl den Paß bei Tilsit zu decken. General Görtzke war mit 5000 Mann erprobter Truppen seit dem 30. October auf dem Marsch; hatten diese nur erst Preußen erreicht — es konnte in fünf Wochen sein —, so schien die schlimmste Gefahr vorüber, die, daß der König von Polen sich mit dem schwedischen Heere vereinte; einstweilen mußte Hoverbeck in Warschau das Hülfscorps fordern, das laut den Bromberger Verträgen die Republik zu stellen hatte, wenn das Herzogthum Preußen angegriffen wurde.

Auf Memel wagten die Schweden keinen ernsten Angriff, selbst nicht, als eine Feuersbrunst einen Theil der Stadt zerstörte. Die Abziehenden wurden von Memel aus verfolgt, zahlreiche Gefangene ihnen abgenommen. Sie marschirten langsam in der Richtung auf Tilsit. Bei Kukernese gingen sie über die Memel, warfen die „Wildschützen," die dort standen; dann erreichten sie Tilsit, nahmen den Commandanten des Schlosses, der zum Unterhandeln kam, gefangen, besetzten Tilsit, gleich darauf Ragnit. Die auseinanderlaufenden Milizen trugen den Schrecken durch das Land; „der Feind geht geradeswegs auf Königsberg," schrieb man am 9. December von dort. Die Stadt war in größter Aufregung; es fehlte nicht an solchen, welche die Schweden herbeiwünschten, ja mit ihnen in geheimer Verbindung standen; man hat später beim Feind Briefe aus Königsberg gefunden, in denen die schwächsten Stellen der Stadt genau bezeichnet waren.

General Görtzke war ohne Hinderniß am 1. December über die Weichsel gegangen; am 8. oder 9. trafen seine Truppen in Königsberg ein. Den Feind von Königsberg fern zu halten, nahm er Stellung bei Wehlau; dorthin zog sich Hohendorf mit den Trümmern seines Corps zurück, während die Schweden in die reiche Gegend von Insterburg vorrückten. Dort lagen sie, wenn auch oft durch Görtzke's Partheien beunruhigt, bis die Gegend gründlich ausgeheert war; dann Mitte Januar

rückten sie weiter vor nach Friedland und Bartenstein, sich dort zu pflegen.

Indeß hatte der Kurfürst von den bewährten Regimentern des letzten Feldzuges je die Hälfte, 4000 Reiter, 1500 Dragoner, 3500 Mann Fußvolk, mit 34 Geschützen unter dem alten Derfflinger aufbrechen lassen (17. December); die Ausrückenden jubelten, bei den Zurückbleibenden „wurde Unmuth und Traurigkeit verspüret.“ [599]) So viel dagegen eingewandt werden mochte, daß der Kurfürst selbst, leidend und mit harten Brustbeschwerden behaftet, wie er war, die Wintercampagne mitmachte, er konnte nicht ansehen, „daß seine getreuen Unterthanen dergestalt vom Feinde gedrückt und unterdrückt würden, und daß derjenige, den er aus seinem Nest getrieben, sich in seinem nun einniste;“ sobald er hinaus durfte, folgte er dem Heer, der Kurprinz mit ihm.

Es war schweres Frostwetter, die Weichsel fest. Am 20. Januar rückte die Armee in Marienwerder ein, ein Marsch außerordentlicher Art: „man hat keinen murren hören, sondern sowohl Officiere als Gemeine haben eine unglaubliche Alacrität, an den Feind zu kommen, bezeugt; ja es sind Regimenter gewesen, welchen man kürzere Nachtlager hat assigniren wollen, haben aber solches ausgeschlagen, um bei den anderen zu bleiben.“

Auf die Nachricht, daß der Feind in weitläuftigen Quartieren an der Aller, seitwärts zwischen seinem und Görtzke's Corps stehe, beschloß der Kurfürst, sich schleunigst, den Feind überholend, über das gefrorene Haff mit Görtzke zu verbinden, um dann, etwa 16,000 Mann stark, Horn zur Schlacht zu zwingen; Görtzke sollte zu dem Ende sein Fußvolk in Königsberg sammeln, seine Reiter und Dragoner ihm nach Preußisch Holland entgegenschicken. Aber Görtzke meldete, daß der Feind auf die Nachricht von des Kurfürsten Ankunft an der Weichsel aufgebrochen sei, den größten Theil seiner Bagage verbrannt habe, rückwärts eile, daß er selbst mit 4000 Reitern und 1000 Musketieren ihm nachsetze. Sofort sandte ihm der Kurfürst einige Regimenter Dragoner und Reiter über das Haff zu, brach selbst mit dem übrigen Volke am 23. Januar auf, die Infanterie auf Schlitten, die schleunigst requirirt waren, nach Heiligenbeil, dann über das Haff, den Pregel hinauf; am 26. Januar wurde Königsberg erreicht. Hier erfuhr er, daß der Feind, rastlos von Görtzke gedrängt, schon über Insterburg zurück sei; unzählige Gefangene, Marodeurs, Ueberläufer, die eingebracht wurden, berichteten von dem traurigen Zustande in Horn's Armee, von Krankheiten, die in Folge der Winteran-

strengung und dann der Völlerei eingerissen; kaum 8000 Mann seien mehr fest bei einander. Auch Obrist Gustav Carlson, des Königs natürlicher Bruder, der verkleidet nach Danzig durchzukommen versucht hatte, war gefangen; der Kurfürst gab ihm Zimmer auf seinem Schloß zu Königsberg.

Er selbst blieb nur den zweiten Tag in Königsberg; es galt, den Feind einzuholen, zur Schlacht oder zur Capitulation zu zwingen. Konnte von demselben von Tilsit aus, wie es schien, unmöglich der Weg durch das höchst öde Samogitien gewählt werden, mußte er auf dem Wege, den er gekommen, an der Küste entlang, Curland zu erreichen suchen, so galt es jetzt, Alles daran zu setzen, daß er dort, bei Kukernese oder Heidekrug, den Weg gesperrt fand.

Am 28. Januar vor Tagesanbruch wurde aus Königsberg aufgebrochen, bis Labiau marschirt. Die ausgesandten Partheien meldeten, daß der Feind fast Tilsit erreicht habe, sich zwischen Tilsit und Ragnit setzen wollte. Also man war ihm auf neun Meilen nahe; man hatte bis Kukernese etwa acht, der Feind zwei Meilen. Zwei Corps, 1000 Reiter unter Obrist Henniges von Treffenfeld und 4300 unter General Görtzke wurden ihm nachgesandt, mit dem Befehl, sich an ihn zu hängen und ihn festzuhalten. Das übrige Heer eilte über das hart gefrorene curische Haff, die Infanterie auf Schlitten, den Dragonermarsch schlagend, „alles in Bataille rangirt," nach dem Dorfe Gilge, dann um vier Uhr früh „bei grimmiger Kälte" weiter nach Kukernese (30. Januar). Hier mußte Halt gemacht werden, „theils um die ermüdeten Pferde zu füttern und die fast erfrornen Menschen sich wieder erwärmen zu lassen, theils um von Henniges und Görtzke — Henniges meldete am Morgen, daß er im Gefecht sei — weitere Nachricht zu erwarten.

Sie kam so, wie man sie irgend wünschen konnte; Obrist Henniges selbst überbrachte acht Dragoner-Fähnlein, zwei Standarten, ein paar Heerpauken; er hatte beim Dorfe Splitter nahe bei Tilsit dem rechten Flügel des Feindes einen schweren Schlag beigebracht; „die in Tilsit haben nachmal ausgesagt, daß diese Action bei der ganzen schwedischen Armee, auch bei der Generalität eine solche Consternation verursacht, daß keiner gewußt, was er anfangen sollte"; in solchem Schreck brach der Feind, sobald es nur finster wurde, von Tilsit auf, ließ alles Getreide und andere Vorräthe zurück und marschirte die ganze Nacht über die Memel nach Coadjuten.[600])

Also auf den Weg zur Küste. Der nächste Marsch mußte ihn in die Gegend von Heidekrug führen. Dorthin marschirte der Kurfürst am 31.,

während Görtzke und Henniges dem Feinde in den Eisen lagen. Noch auf dem Marsch nach Coadjuten holte Görtzke die Nachhut, die Horn selbst führte, ein, schlug sie völlig; kaum daß sich der Feldmarschall rettete; ein schnell hergestellter Verhau deckte den Rest des Corps. Zugleich hatte Henniges weit streifend einzelne Partheien des Feindes aufgebracht; der Generaladjutant und die Kanzlei Horn's, in derselben die Correspondenz mit dem Könige von Polen, war in seine Hand gefallen.

Weitereilend erfuhr Horn, daß der Kurfürst eine Stunde seitwärts von ihm sei, während Görtzke hinter ihm drängte. Eine Schlacht zu wagen, war für ihn unmöglich; wollte er nicht die Waffen strecken, so mußte er den Weg ändern, sich durch die Einöden Samogitiens retten. In der Nacht zum 1. Februar marschirte er rechts ab in der Richtung auf Woinuta.

In derselben Nacht brach der Kurfürst auf, in der Absicht, ihn zu fassen. In der Dunkelheit, bei den völlig eingeschneiten Wegen kam er zu weit links ab. Das Versäumte nachzuholen, eilte er mit den Reitern allein dem Feinde nach; zahlreiche Leichen bezeichneten ihm den Weg. Die Angaben der Gefangenen, daß Horn nicht mehr 3000 Mann habe, die die Waffen führen könnten, mochten ihn bestimmen, die weitere Verfolgung mit seinem ganzen Heere aufzugeben; ein paar tausend Reiter schienen genug, die in Auflösung begriffenen Truppen des Feindes todt zu hetzen.

General Schöning wurde mit 1000 Reitern und 500 Dragonern dazu commandirt; am 4. Februar brach er auf. Nach drei Märschen durch das öde, fast dorflose Land, bisweilen „bei so grimmiger Kälte, daß kein Mensch auf dem Pferde bleiben konnte," holte er den Feind bei Telcze ein, selbst schon durch die furchtbaren Strapazen der Verfolgung bedeutend geschwächt. Verwegen griff er Horn, der fast noch doppelt so stark war, Infanterie und Geschütze hatte, an; die Schweden kämpften mit dem Muth der Verzweiflung; Pardon wurde nicht gegeben, noch genommen; erst die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende. Die Schweden hatten furchtbar verloren, namentlich Officiere in großer Zahl; Namen der ersten Familien zieren die lange Todtenliste. Horn eilte, seinen Rückzug fortzusetzen. Die völlige Erschöpfung der Brandenburger machte einen Ruhetag nothwendig; am 9. ging es wieder hinter dem Feind her; bis zwei Märsche von Riga kam die Vorhut. Aber der Rest der schwedischen Macht hatte bereits die rettende Stadt erreicht, „alle Kranken und Blessirten mit gerechnet," schreibt man aus Mitau 14. Februar, „nicht über 3000 Mann, darunter nicht 1000, die noch gut und gesund sind;" und ein anderer Bericht: „ihre Infanterie besteht nur ungefähr in 500 Mann und bleiben von ihnen viele auf der

Straße todt, und die noch leben, sind nur Schatten und keine Menschen;" und ein Bericht vom 19. aus Riga: „das Lamentiren und die Bestürzung sind unbeschreiblich; die Kinder weinen und schreien auf der Straße: der Kurfürst kommt! man begießt die Wälle mit Wasser, die Bürger jung und alt sind auf der Wache" u. s. w.

Städte zu belagern, war Schöning nicht ausgesandt. Der Untergang der liefländischen Armee war vollendet; er kehrte durch Curland nach Preußen zurück.

So endete dieser in der That staunenswürdige Feldzug.[601]) Der Kurfürst hatte in zwölf Wochen „in unbequemster Jahreszeit, in einer Kälte, dergleichen bei Menschen Gedenken nicht gewesen, einen Marsch von hundert Meilen gemacht, den Feind, wie er ihn erreicht, in zwei Tagen aus seinem Lande geschlagen, denselben bei vierzig Meilen Wegs in sein eigenes Land verfolgen lassen und seine Armee dergestalt ruinirt, daß von 18,000 Mann, mit denen er nach Preußen gekommen, nicht dreitausend, und darunter kaum tausend gesund zurückgekehrt sind."

Aber vor Ende des Februar, noch in Königsberg empfing Friedrich Wilhelm die Nachricht, daß der Kaiser mit Frankreich Frieden geschlossen habe.

Der Friede.

Noch bis in die Mitte Februar sprach man in Wien und bei den glücklichen Nachrichten aus Preußen mit wachsendem Eifer vom nächsten Feldzug;[602]) wenn Crockow einwandte, die Kaiserlichen in Nymwegen betrieben den Frieden mit Hast, auch für das Reich, ohne daß sie Mandate vom Reich hätten, so wurde entgegnet: sie unterhandelten nur, hätten aber nicht Vollmacht zu schließen ohne Vorbehalt der Ratification. Am 12. Februar sandte Montecuculi einen Officier zu Crockow, ihm den Feldzugsplan mitzutheilen; das Heer des Lothringers werde auf 36,000 Mann gebracht werden, er, der Generallieutenant, selbst mit 15,000 Mann Kaiserlichen an den Niederrhein gehen, sich mit den Alliirten, die er auf 20,000 Mann rechne, zu vereinigen.

Am Tage darauf kam Graf Rosenberg aus Nymwegen, den am 5. Februar mit Frankreich und mit Schweden geschlossenen Frieden zu überbringen.

Er war Seitens der kaiserlichen Gesandten auch im Namen des Reichs geschlossen. Er war geschlossen als Herstellung des westphälischen Friedens;

er ließ die verhängnißvolle Unklarheit desselben über die Ausdehnung der Souverainetätsrechte im Elsaß; er gewährte die volle Restitution Schwedens, wie sie Frankreich gefordert hatte; er sprach zwar von einem Waffenstillstand, während dessen man sich beiderseits bemühen wolle, die nordischen Alliirten zum Beitritt zu diesem Frieden zu bewegen; aber er übergab zugleich (Art. 26) den Franzosen als Etappenstraße acht Städte von der Maas bis zum Rhein und den weiteren Paß durch das Reichsgebiet, wenn es nöthig werden sollte, die Alliirten mit Waffengewalt zum Frieden zu zwingen; er verpflichtete Kaiser und Reich, den Alliirten keinerlei Hülfe zu gewähren, keinerlei Quartiere auf anderen Reichsgebieten zu gestatten; er stellte es dem Kaiser und dem Reiche frei, ihre guten Dienste, ihren Rath, ihre Hülfe mit Frankreich zu vereinigen, um den Krieg zwischen den nordischen Alliirten und Schweden sobald als möglich zu beendigen. Und zum Schluß verpflichtete sich der Kaiser, daß von Seiten des Reichsdirectoriums keinerlei Widerspruch oder Protestation gegen diesen Frieden angenommen oder für rechtsgültig erachtet werden solle.

Man war in Wien in einiger Verlegenheit, den so plötzlichen Abschluß zu rechtfertigen. Die Einen erklärten, die Gesandten hätten ihre Vollmacht überschritten; Andere, man habe schließen müssen, da Baiern, Sachsen, Kurpfalz durchaus den Frieden verlangten, man habe fürchten müssen, daß sich die Stände am Rhein, neuer Kriegsgefahr zu entgehen, ganz zu Frankreich schlügen; Andere sagten, der Friede sei zwar schädlich und demüthigend, aber der Kaiser sei von den Alliirten übel behandelt worden, man habe ihm niemals folgen wollen, weder in Betreff der Operationen, noch der Quartiere; es sei keine Aussicht, daß in dem Convent zu Frankfurt etwas zu Stande komme; die Alliirten hätten jeder für sich mit Frankreich Sonderhandlungen begonnen. Man zeigte die Schreiben der Kaiserlichen in Nymwegen, in denen es heißt: „es werde Verwunderung erregen, daß sie so schnell geschlossen, aber Meinders wäre nach Paris abgereist, und sie hätten nicht warten dürfen, bis er dort abgeschlossen; auch die Herzöge von Braunschweig, sowie Münster seien dicht vor dem Abschluß."

Aber Meinders hatte den Kaiserlichen in Nymwegen gesagt, daß er nach Paris reise, und sie hatten keinerlei Bedenken geäußert, sie hatten nach seiner Abreise noch den Brandenburgern die Versicherung gegeben, daß sie auf die französischen Bedingungen nicht eingehen, noch ohne vorgängige Communication mit ihnen abschließen würden. „Nur wegen der Neutralität Cleves," sagte Crockow, „sei seines Wissens Meinders nach Paris gesandt; aber gesetzt auch, daß er in Paris abgeschlossen und ganz

Pommern erhalten hätte, so würden die Kaiserlichen solche Bedingungen, wie sie jetzt angenommen, immer noch haben erhalten können.“ Auf die Frage: was er wünsche, daß jetzt noch kaiserlicher Seits für Brandenburg geschehe, antwortete er: „daß sie ja selbst erklärten, die Kaiserlichen in Nymwegen hätten ihren Auftrag überschritten, so setze er außer Zweifel, daß Kais. Maj. sie desavouiren und den Vertrag nicht ratificiren werde; wenn aber ratificirt werde, so werde die Welt nicht anders urtheilen, als daß die Gesandten nur gethan hätten, was sie zu thun Befehl gehabt.“ Der 35. Artikel, der den Kaiser zur Ratification innerhalb acht Wochen verpflichtete, erwies deutlich genug, daß sie „kraft habender genugsamer Vollmacht und ohne das angebliche Reservat“ geschlossen.

Freilich der Kaiser war bei den Glückwünschen zu dem geschlossenen Frieden in sich gekehrt und schwieg. Sein Schwager, der Lothringer, schrieb ihm, er wolle lieber nie seine Erblande besitzen, als unter solcher Bedingung.[603]) Selbst der Reichsvicecanzler hatte diesen Frieden als einen schimpflichen bezeichnet, selbst Strattmann in Nymwegen den Artikel 26 einen verhängnißvollen genannt. Nach den Siegesnachrichten aus Preußen empfand man doppelt die Unwürdigkeit, so geschlossen, die Demüthigung, dem höhnischen Uebermuth Frankreichs den siegreichen Brandenburger so Preis gegeben zu haben. Es gab einen Moment, wo man an die Versagung der Ratification dachte; mit Brandenburg, Dänemark, den Lüneburgern und Münster schien es möglich, der Macht Frankreichs die Stirn zu bieten; wenigstens beschimpft war der deutsche, der kaiserliche Name dann nicht, wenn die Waffen des Feindes das ertrotzten, was jetzt die Furcht vor ihnen nachgegeben zu haben schien.

In Celle hatte Graf Rebenac an demselben Tage, wo die Kaiserlichen in Nymwegen schlossen, den Frieden mit den braunschweigischen Herren zum Abschluß gebracht. Einige Wochen später folgte auch der Friede mit Münster.[604])

Wohl that man in Wien noch, als sei es noch weithin bis zur Ratification: „wenn Brandenburg und Dänemark nur den ersten Choc aushalten, so muß Kaiser und Reich wieder ins Spiel kommen.“ Aber der Einfluß der Jesuiten und Pfalz-Neuburgs war zu stark.[605])

In Regensburg drängte der kaiserliche Commissarius zur Genehmigung des Friedens; umsonst wendeten mehrere ein, daß sie nicht dazu instruirt seien; der Kaiser, war die Antwort, werde es bei ihren Principalen vertreten. Umsonst warnten die brandenburgischen Gesandten vor einem Beschluß, der dem Reich insgemein und jedem Stande bald genug beklagens-

werth erscheinen werde. Am 21. März wurde der Friede mit einem Dank für des Kaisers reichsväterliche Bemühungen angenommen. Kurbaiern und Kursachsen schlossen obenein einen Vertrag, zur Ausführung und Aufrechterhaltung dieses Friedens, sowie zur Abwehr aller weiteren Kriegspressuren 20,000 Mann kriegsbereit zu halten.

Am 29. März ratificirte der Kaiser.

Wenigstens einen und den anderen Gewinn konnte man in Wien mit diesem Frieden gemacht zu haben glauben.[606]) In einem großen völkerrechtlichen Act war es nun anerkannt, daß der Kaiser ohne Consenz oder Auftrag der Stände im Namen des Reichs Frieden schließen könne. Frankreich hatte die Sache der ungarischen Empörer aufgegeben, und man konnte nun desto gründlicher gegen die Evangelischen dort verfahren. Man fand in einem Artikel die Geltung jenes Gremonville'schen Artikels von 1671,[607]) auf den man in Wien das größte Gewicht legte, ausgesprochen: daß Frankreich gegen die Decrete des Reichshofraths niemandem im Reich Schutz geben wolle; und mit dem Reichshofrath als Hebel in der Hand konnte man auf die mittleren und kleinen Stände ungefähr nach Belieben drücken. Indem kein Artikel den Kaiser verpflichtete, seine Truppen aus den nicht östreichischen Territorien zurückzuziehen, so meinte man, damit das Recht gewonnen zu haben, sie ferner im Reich und auf Kosten des Reichs zu unterhalten, wie denn beispielshalber der schwäbische Kreis wöchentlich 100,000 Gulden und die Stadt Nürnberg täglich 1000 Thlr. weiter zahlen mußte. Man sah in dem Schlußartikel eine Steigerung der Reichsgewalt und eine Beschränkung, ja Vernichtung des freien Bündnißrechtes der Fürsten. Endlich, man hoffte durch die Friedensvermittlung zwischen Schweden und den nordischen Alliirten die Entscheidung in der nordischen Politik in die Hand zu bekommen und dieselbe so dirigiren zu können, daß die nordischen Alliirten, namentlich Brandenburg, nicht zu mächtig würden.

Was Oestreich an Ehre und Achtung, an europäischer Bedeutung, an gesicherten Grenzen gegen Frankreich verloren hatte, das schien es durch Steigerung der kaiserlichen Gewalt und Verkürzung der reichsständischen Souverainetät ersetzt zu erhalten. Und als Entschädigung für Freiburg, das bei Frankreich blieb, beantragte man demnächst beim Reichstag die Mediatisirung einiger schwäbischer Reichsstädte, etwa Offenburgs und Ueberlingens.

In Nymwegen begannen die Kaiserlichen, wie sie unterzeichnet hatten, sehr wohlwollend den vertragsmäßigen Waffenstillstand im Norden in Anregung zu bringen. Die Brandenburgischen und Dänischen dankten, und

ersuchten den Vermittler England, den französischen Herren mitzutheilen, daß sie über Waffenruhe zu unterhandeln bereit seien. Aber Schweden verwarf jede derartige Unterhandlung; und auch französischer Seits wurde erklärt, der Termin für einen Waffenstillstand sei verflossen, auch werde man eben so schnell mit einem Frieden, wie mit einem Waffenstillstand fertig werden. Inzwischen rückten die Franzosen bei 20,000 Mann unter General Calvau in das Clevische ein; ein Theil legte sich vor die Feste Calcar, andere in die Städte Cleve, Xanten, Orsoy u. s. w., ein dritter Theil wollte bei Ruhrort in das Ostquartier des Landes gehen, wurde aber von General Spaen zurückgeworfen.[608] Calvau hatte erklärt, daß er nur Quartier nehmen wolle, schrieb aber sofort neue Contributionen zu den alten aus, die, so sagte er, noch rückständig seien.[609] Er dehnte seine Erpressungen auch über das Ostquartier aus, das er noch nicht besetzt hatte.

Die Herren Staaten sahen mit Schrecken diese Truppenmacht hart an ihrer Grenze; sie legten schleunigst sechs Regimenter nach Schenkenschanz, „daselbst auf die Franzosen zu vigiliren." Auf die Forderung des vertragsmäßigen Schutzes für Cleve antworteten sie mit tiefem Bedauern, denselben jetzt nicht leisten zu können, da sie durch den Frieden mit Frankreich zur strengsten Neutralität verpflichtet seien.[610] Die Armateurs in Amsterdam rüsteten einstweilen fleißig Orlogschiffe für Schweden auf französische Rechnung.

Im Besitz des clevischen Landes, das wie ein Faustpfand für das schwedische Pommern dienen konnte, boten die französischen Herren in Cleve einen Waffenstillstand auf vier Wochen an (31. März), der auch angenommen wurde.

Meinders war bis Anfang März in Paris gewesen, aber er hatte nichts erreicht. Man hatte sich auf das Verbindlichste über den Kurfürsten und dessen glänzende Kriegführung geäußert, auch versichert, daß der König den lebhaften Wunsch habe, die alten freundschaftlichen Beziehungen wiederhergestellt zu sehen; aber ihn binde sein gegebenes Wort; Schweden müsse zurückerhalten, was es durch den Frieden von 1648 bekommen habe. Pomponne hatte die Andeutung fallen lassen, daß das, was drüber hinaus in dem Grenzreceß von 1653 auf der rechten Oderseite an Schweden gekommen sei, Gegenstand der Verhandlung sein könne. Louvois hatte mit der ihm eigenen hoffärtigen Art gesagt: „man werde erst Lippstadt nehmen, Minden werde keine Mühe machen, dann komme Halberstadt, Magdeburg an die Reihe, man werde endlich nach Berlin gehen;" und auf den Einwurf, daß der Feldzug über die Weser hinaus Schwierigkeiten haben werde:

„dafür sei auch schon gesorgt, es fehle dem Könige nicht an Bundesgenossen; auf Lippstadt habe Cöln ein altes Anrecht, für Minden, Halberstadt, Magdeburg sei mehr als ein Fürst bereit, sich dem Könige anzuschließen."

Die Sage von der deutschen Treue konnte den Berliner Hof wohl nicht veranlassen, an der Richtigkeit dieser Andeutungen zu zweifeln. Einen Gesandten des Administrators von Halle hatte Meinders in Paris gesehen und bemerkt, daß er mit dem Schweden überaus vertraulich war. Daß vom kursächsischen Hofe in Paris gewisse Erbietungen gemacht waren, wenn man seine clevischen Ansprüche zur Geltung kommen lasse, war unzweifelhaft. Von dem Herzog von Meklenburg war bekannt, daß er den französischen Herren seine Elbfestung Dömitz schon längst zur Disposition gestellt hatte. Von den braunschweigischen Herren hieß es, sie hätten sich darum so bald zur Rückgabe von Bremen und Verden verstanden und mit dem Pfandbesitz des Amtes Tedinghausen begnügt, weil ihnen Halberstadt und Minden zufallen sollten, wenn es an die Plünderung des Kurfürsten gehe.[611])

„Es drücke sein Herz," hat der Kurfürst einige Monate später gesagt, „daß er als Deutscher geboren sei, denn er sehe unter ihnen nichts als Ungerechtigkeit."[612]) Ludwig XIV. war sein Feind, und bei ihm hatte er wahrlich keinen Dank verdient; aber von diesem Kaiser Leopold, von den welfischen Herren, von der Gesellschaft in Regensburg so behandelt zu werden, machte sein Blut kochen. Er mußte erleben, daß ihm Hannover, daß ihm Celle und Wolfenbüttel für die Regimenter, die er nach dem Rhein senden wollte, den Paß durch ihr Land versagten: „sie hätten sich gegen Frankreich verpflichtet, sie in keiner Weise passiren zu lassen; auch müßten sie sich verbitten, daß er die ihm vom Kaiser auf Hamburg angewiesenen 100,000 Thlr. für Quartiere fordere, da die Stadt vom Kaiser unter ihren Schutz gestellt sei."

In den ersten Apriltagen meldeten die Zeitungen „vom Elbstrom:" Dänemark ziehe ein großes Lager bei Hamburg zusammen, werbe eifrig, man spreche von 20,000 Mann, die es fertig mache; acht Orlogschiffe lägen in der Elbe, auch Brandenburg lasse 21 Schiffe ausrüsten, von denen sechs zu 36 Kanonen; man habe eine Liste von 7600 Pferden, 3000 Dragonern, 19,000 Fußknechten, mit denen der Kurfürst in Gemeinschaft mit Dänemark den Franzosen die Spitze bieten werde.[613]) Und aus Hamburg 2. April: die brandenburgischen Regimenter seien in vollem Marsch nach dem Clevischen; da die Lüneburgischen sich verpflichtet, den Paß zu weigern,

die Brandenburgischen aber Ordre hätten, im Weigerungsfalle mit Gewalt durchzubrechen, so sei man gespannt, zu hören, was da passiren werde.

Den Friedliebenden wurde angst und bange. Von Kursachsen gesandt, meldete sich Herr von Burkersrode in Berlin an, Vermittlung zu versuchen; er solle willkommen sein, hieß die Antwort, wenn er nichts von den harten französischen Zumuthungen und von der halleschen Sache bringe. Der Kurfürst sagte ihm: er sei entschlossen, mit Dänemark gemeinsam den äußersten Widerstand zu leisten, und er wolle lieber Alles verlieren, als sich, wie „die französischen Fürsten" thun und leiden müßten, gebotsweise tractiren lassen. Bei den Ministern umherhorchend, erfuhr Burkersrode: der Kurfürst ziehe sich dies schwere Werk sehr zu Gemüth und bezeige nicht geringe Ungeduld, so daß sich niemand mehr ihm drein zu reden erkühnen möge; gehe das so fort, so werde es ein großes Blutbad und die höchsten Extremitäten für die brandenburgischen und die benachbarten Länder geben; man wünsche sehr, daß Sachsen und Baiern auf Frankreich einwirken möchten, mit einem Kurfürsten des Reichs nicht in so imperioser Manier zu verfahren. Der Kurfürst entließ ihn mit dem kühlen Dank: Kursachsen würde ein löbliches Werk stiften, wenn es je eher je besser seine guten Dienste an gehörigem Ort anzuwenden belieben wolle.[614])

Es wäre nicht nach der Art „des wetterfesten Steuermannes" gewesen, sich blindlings, um seinen Zorn zu kühlen, in ein hoffnungsloses Wagniß zu stürzen; er kannte das Fahrzeug, mit dem er es wagte, und er glaubte zu sehen, daß das Wetter im Begriff sei umzusetzen.

In fünf glorreichen Feldzügen war sein Heer hart, fest, vollkommen zuverlässig geworden; Offiziere und Mannschaft voll Ambition, voll Selbstgefühl, zum Kühnsten bereit; die tactische Kunst, die Marschtüchtigkeit, die Disciplin musterhaft; die Artillerie auf einer Stufe der Vollkommenheit, wie keine andere.[615]) Mit Generalen, wie Henniges von Treffenfeld, Schöning, Hallard, Spaen und dem alten Derfflinger an der Spitze, brauchte man selbst einen überlegenen Feind nicht zu scheuen. Wie die Stimmung unter den Offizieren war, zeigte die Aeußerung eines der jüngeren gegen den hannoverschen Gesandten, der dringend zum Frieden rieth — die welfischen Lande hatte der Krieg bisher verschont —: „Kaiser Karl V. habe gesagt: ich habe nichts, um 50,000 Mann zu unterhalten, aber genug für 100,000 Mann."

Sodann: man war der Ueberzeugung, Frankreich könne nicht einmal die clevischen Lande besetzen, ohne den größten Theil der Christenheit gegen sich zu haben.[616]) Aller Orten begann erkannt zu werden, wie Ludwig XIV.

den eben geschlossenen Frieden zu halten gedenke. Von der Räumung des Breisgau, der zehn Reichsstädte im Elsaß, der occupirten Plätze an der Saar war gar keine Rede; das cölnische, das jülichsche Land mit französischen Truppen überschwemmt, mit Contributionen überbürdet; mit den Generalstaaten sehr ernste Differenzen über die noch rückständigen Contributionen von Herzogenbusch, Breda, anderen Orten, schon die Drohung, französische Truppen einrücken zu lassen, um sie beizutreiben; Lothringen — denn der Herzog hatte den Frieden nicht unterzeichnen wollen — voll französischer Truppen und der Marschall von Crequi auf neue drei Jahr zum Gouverneur des Herzogthums ernannt; die französische Armee gegen den Oberrhein, bei 50,000 Mann, hieß es, zum Ausmarsch bereit; Schlettstadt, Colmar in drohende Festungen umgewandelt; man fürchtete einen Gewaltstreich gegen Straßburg, die Stadt machte eifrig Werbungen, neue Befestigungen; die Schweizer versprachen, ihr mit 30,000 Mann zu Hülfe zu kommen; sie hatten mit der Franche Comté ihr Bollwerk verloren: „alle schweizerischen Cantone sind ombragirt, mit Krieg überzogen zu werden." Auch in der Provence wurde ein Heer gesammelt; die Genueser fürchteten, daß es Savona gelte; in Rom war man in äußerster Sorge für Ferrara, in Wien für Casale; die Genfer glaubten, daß ihnen ein Bischof aufgezwungen, die reformirte Kirche vernichtet werden solle; die Berner, daß Frankreich für Savoyen das Waadtland reclamiren wolle. Drohender als Alles schien, daß Frankreich, die spanischen Niederlande langsam evacuirend, 40,000 Mann bei Dünkirchen zusammenzog, zugleich eine große Flotte im Canal sammelte; schon gab es Conflicte mit den englischen Kriegsschiffen; man glaubte zu wissen, daß England nach dem Haag gesendet habe, ein Schutz und Trutzbündniß anzubieten, „da die protestantische Religion in Gefahr sei," während d'Estrades sich nach Amsterdam begab, dort seine alten Freunde zum Bündniß mit Frankreich, wenigstens zur Neutralität zu bewegen. Man war in den Staaten äußerst besorgt; man brachte die Miliz wieder auf 72 Compagnien zu Pferde und 600 zu Fuß, außer des Prinzen Garde; man eilte die Fortificationen der Yssel und des Unterrheins zu verstärken. Selbst der Gouverneur von Brüssel ließ eifrig an seinen Festungen bauen.

So wenig brachte der geschlossene Friede den Frieden. Es schien unmöglich, daß die Staaten, daß England, daß selbst Kaiser und Reich die immer neuen Fußtritte des stolzen Königs hinnehmen könnten; schon hatte Frankreich die meisten italienischen Höfe am Seil; noch ein Schritt weiter, und Spaniens Stellung auch dort war gebrochen, und die östreichischen

Erblande vom Po her schwerer bedroht, als vom Rhein; wie gar, wenn zugleich Genf und das Waadtland militairisch in Frankreichs Hand fielen.

Der Kurfürst rechnete darauf, daß das Wetter umsetzen müsse, wenn er nur mit seinem Heere und mit seiner Politik die Dinge hinhielt und die Ungeduld Frankreichs zu immer gewaltsameren, maßloseren, empörenderen Schritten zwang.

Die Franzosen hatten während des Waffenstillstandes sich am Unterrhein fort und fort verstärkt, bei Ueberdingen eine Brücke über den Strom geschlagen. Den Antrag des Kurfürsten, staatische Truppen nach Wesel zu legen, hatten die Staaten abgelehnt; seine Aufforderung, ihm die nach dem Vertrage von 1678 schuldigen 10,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, ließen sie unbeantwortet.

Desto eher, meinte man im Haag, werde er sich fügen müssen. Jetzt meldeten sichere Nachrichten, daß Lippstadt, Sparenberg, Ravensberg geschleift, alles Geschütz, Munition und Proviant nach Minden gebracht werde. Also bis zur Weser wollte der Kurfürst dem Feinde das Land Preis geben. Dann waren die Staaten umgangen, dann war der Krieg im Herzen des Reichs.

Das Flüchten nach Bremen, nach Hamburg begann; wie war man auf den Kurfürsten erzürnt, der, um ein Stück Pommern zu bekommen, das Reich dem Untergange Preis gebe. Gegen ihn, nicht gegen Frankreich ballte der deutsche Patriot die Faust in der Tasche. „Was für eine Absurdität würde es sein," sagte Crockow in der Conferenz mit den kaiserlichen Ministern, „und was würde die Welt davon urtheilen, wenn eine kaiserliche Armee am Rhein stände, und solche Invasion mit gefaltenen Händen ansähe?"[617] Die kaiserlichen Truppen im Mainland erhielten Befehl, schleunigst nach Böhmen zurückzugehen; es hätten ja sonst die Franzosen auf sie treffen können.

General Spaen stand zwischen Rhein und Weser, das aufgebotene Landvolk mitgerechnet, 12,000 Mann stark. Am 1. Mai begannen die Franzosen überzugehen. Nach Spaen's Meinung gehörte der Tag noch zum Waffenstillstand; er sandte nach Nymwegen an den Mediator: wie er sich in diesem Falle zu verhalten habe.

Der Kurfürst hatte bereits (12. April) an Blaspeil nach Nymwegen die Weisung gesandt: da den drei Regimentern der Durchmarsch durch das Braunschweigische verweigert sei, da auch der Staat die Besatzung von Wesel zu verstärken abgeschlagen habe, so sei er gezwungen, von zwei Uebeln das Geringere zu wählen, und sich lieber auf gewisse Weise an Frankreich

zu ergeben, als sich länger von seinen eigenen Alliirten und Freunden so unverantwortlich behandeln zu lassen. Demgemäß solle Blaspeil dem französischen Gesandten erklären: der König beharre zwar auf der Rückgabe Pommerns, aber er habe sich gegen Meinders in solcher Weise geäußert, daß er, der Kurfürst, beschlossen habe, sich ganz seiner Großmuth anzuvertrauen; er überlasse ihm als Zeichen dafür Wesel und Schenkenschanz bis zum Abschluß des Friedens, mit der Bedingung, sie dann so, wie sie ihm anvertraut worden, zurückzugeben; auch Lippstadt, wenn es nöthig sei, solle er gewähren; die Sache müsse niemand, auch den staatischen Gesandten nicht, gesagt werden.

Auf dieser Grundlage wurde ein Vertrag in Xanten (3. Mai) abgeschlossen, der den Waffenstillstand bis zum 18. Mai verlängerte. Freilich zu kurze Frist, um die Regimenter aus Preußen heranzuziehen;[618]) aber Zeit genug, um im Haag und in Wien erkennen zu lassen, um was es sich handle.

Die Uebergabe von Wesel und Lippstadt machte unerhörtes Aufsehen; am Berliner Hofe — nur Anhalt, Derfflinger, Meinders waren im Geheimniß — wollte zuerst niemand die Nachricht glauben; dann hieß es: „sie wird mehr Lärm in der Welt machen, als irgend eine;“ die Einen fanden die Maßregel höchst gefährlich, Anderen schien sie ein Meisterzug. Wie die welfischen Herren, wie Sachsen, Baiern von dieser unerwarteten Wendung ihr Spiel gefährdet sehen mußten, liegt auf der Hand. In Regensburg fehlte wenig, daß man sie als Verrath an Kaiser und Reich auffaßte. In Wien verfaßte man eine Proposition an den Reichstag: zu berathen, wie man nach geschlossenem Frieden dem Kurfürsten die versprochene billigmäßige Satisfaction zu Wege bringen könne. Der Schwedenkönig mochte die beginnende Demüthigung Brandenburgs mit Freuden begrüßen, aber er war erzürnt, daß Frankreich auch diesen Waffenstillstand abgeschlossen, ohne ihn zu fragen, „daß es sich eine Autorität anmaße, die das Ansehen dictatorischer Gewalt habe.“ Im Haag fühlte man sich äußerst beklommen, zumal man erfuhr, daß Meinders in Nymwegen angekommen sei, um wieder nach Paris zu gehen; man glaubte nicht anders, als daß Brandenburg sich mit Frankreich zu einem Angriff auf die Staaten vereinen werde. Wie war man froh, als der französische Gesandte zwar die rückständigen Contributionen sehr ernstlich forderte, aber die Versicherung der Freundschaft seines Königs hinzufügte, auch mittheilte, daß der Kurfürst zwar auch die Schenkenschanz angeboten, der König sie aber nicht angenommen habe.

Der Kurfürst hatte nicht etwa auf die Großmuth Ludwig's XIV.

gerechnet; er kannte die Art der französischen Politik genug, um zu wissen, daß sie jeden Vortheil, der sich ihr bot, rücksichtslos auszubeuten für ihr Recht hielt.[619]) Und wenn er die beiden Festungen, das Land bis zur Weser Preis gab, um die Staaten, das Reich, den Kaiser aus der Erstarrung zu wecken, so wäre er thöricht gewesen, wenn er sich darauf verlassen hätte, daß es geschehen werde.

In dem Augenblick, wo er den Franzosen Wesel und Lippstadt übergab, mußte er bereits entschlossen sein, nöthigenfalls den Frieden auf die Bedingungen anzunehmen, die Frankreich forderte. Die Instructionen, mit denen er Meinders (29. April) nach Nymwegen und Paris sandte, enthielten die Reihenfolge von Vorschlägen, die er machen, nach denen er schrittweise nachgeben, endlich, wenn nichts anders übrig sei, alles Geforderte gewähren sollte; sie erwähnten auch Jägerndorfs und daß der Kurfürst bereit sei, „wenn Frankreich mit dem Kaiser gar brechen sollte, nach Schlesien zu gehen."

Die Franzosen waren in Wesel und Lippstadt stärker, als der Vertrag von Xanten besagte, eingerückt; fort und fort mehrte sich die Masse der Streitkräfte, mit der sie das Clevische und Märkische belegten; sie brandschatzten auf das Rücksichtsloseste; sie ruinirten beide Landschaften geflissentlich. Jeder Bericht von Meinders aus Nymwegen, dann aus Paris mußte den Kurfürsten überzeugen, daß Frankreich in nichts nachgeben werde. Dennoch befahl er nicht den Abschluß.

Marschall Crequi war an den Rhein gekommen, den Oberbefehl des Feldzuges zu übernehmen. Am 18. Mai, mit dem Ende des Waffenstillstandes, begann er die Feindseligkeiten; bei 30,000 Mann stark, zog er brandschatzend an der Lippe hinauf in die Mark.

Der Kurfürst wich auch jetzt noch nicht; es galt zu versuchen, ob nicht der wieder aufflammende Krieg, der Krieg im Innern des Reichs die ersehnte Wendung hervorbringe.

Er hatte Minden auf das Beste verwahrt; etwa 6000 Mann stark, stand General Spaen über die Porta hinaus; in zwei, drei Wochen konnte ein Theil der Regimenter aus Preußen heran sein;[620]) die dänische Armee stand in der Nähe von Hamburg marschbereit. Es wurde nichts versäumt, um in Wien und im Haag keinen Zweifel zu lassen, um was es sich handle. An beiden Orten gestand man, daß Frankreichs Uebermacht unerträglich werde, daß es rücksichtslos wie mit dem Messer auf Diejenigen, mit denen es so eben Frieden geschlossen, los gehe; schon forderte Ludwig der XIV., daß die kaiserlichen Truppen, die noch in Straßburg standen, zurückgezogen

würden, sonst werde er alle im Frieden zurückgegebenen Plätze besetzt halten. Er forderte von den Staaten, daß sie die Festung Mastricht, die sie nur als Pfand für die von Spanien schuldigen Summen inne hätten, dem Landesherrn (Lüttich-Cöln) zurückgeben sollten. Selbst Montecuculi betheuerte, sein Rath sei gewesen, den Franzosen bei der ersten Ueberschreitung des Friedens entgegenzutreten; es gab kaum einen unter den Ministern in Wien, der nicht beklagt hätte, daß man sich immer tiefer niedertreten ließ; die Straßburger Gesandten in Wien und Regensburg erklärten: „ihre Stadt sei in höchster Gefahr; wenn Kaiser und Reich die Befestigung von Colmar und Schlettstadt dulde, so sei Straßburg völlig eingesperrt und gezwungen, sich der Krone Frankreich zu unterwerfen.“ Da und überall mußte man erkennen, was es bedeute, daß in Brandenburg noch ein fester Kern des Widerstandes, noch die Möglichkeit zur Rettung sei.

Daß da Kraft und Wille sei, zeigte der Kampf, der sich in der Grafschaft Mark und im Ravensbergischen entspann. Die wackeren Markaner Bauern erhoben sich, es dem Beispiel der Altmärker von 1675 nachzuthun; sie überfielen namentlich aus den Pässen um Altena her die Proviantcolonnen des Feindes, vereinzelte Detachements wurden von ihnen niedergemacht, eine Gesellschaft von mehr als hundert Offizieren, die einen Vergnügungsritt in die Berge machten, todt geschlagen. Der General Calvau, der die mittlere Colonne befehligte, meldete aus Soest dem Marschall, er müsse mehr Truppen haben, er stehe sonst mit den Seinigen in Gefahr, von den Bauern todtgeschlagen zu werden.[621])

Der anrückenden Hauptmacht des Feindes hatte General Spaen eine Parthei über den Paß von Bielefeld entgegengesandt; es gelang ihr, des Feindes Vortruppen bis Brackwede heranzulocken, wo ein paar Hundert Reiter unter Obristlieutenant Heyden sich auf sie stürzten, ihrer viele niedermachten, den Rest bis an den Schlagbaum von Wetter,[622]) bis zum Lager des Feindes jagten (16. Juni).

General Spaen hatte seine Truppen aus Bielefeld und Herford in der Richtung auf Minden zurückgezogen. Am 18. Juni erreichte Marschall Crequi Herford, am 19. ließ er Bielefeld besetzen;[623]) aber als er den Sparenberg aufforderte, war die Antwort „Kraut und Loth;“ Obrist Cloth feuerte so in die Stadt hinab, daß bald kein Franzose mehr Lust verspürte, sich auf der Straße und dem Markt sehen zu lassen.

General Spaen stand am linken Weserufer bis Gohfeld, eine Meile oberhalb der Porta. Freilich weiter stromauf waren hannoversche Trup-

pen gelagert, und unterhalb Mindens ein cellisches Corps; gewiß nicht als Freunde, vielleicht als Feinde.[624])

Am 21. Juni früh Morgens begann Marschall Crequi, 12,000 Mann stark, bei Gohfeld den Angriff. Die Vorhut der Brandenburger zog sich, hartnäckig kämpfend, auf ihren Hauptposten, drei Reiterregimenter und Holstein-Dragoner, die im Paß der Porta bei Haus am Berge standen, zurück. Dort entspann sich ein hartes Gefecht; Marschall Crequi selbst hat gestanden, daß, wenn der Feind ihm an Zahl nicht so ungleich gewesen wäre, die Seinigen wenig ausgerichtet haben würden; fünf Stunden lang stand das Gefecht, auf beiden Seiten war der Verlust groß; von den vier Compagnien Dragoner, die den Rückzug deckten, kamen nur 104 Mann unter die Wälle von Minden zurück, wo Fußvolk und Artillerie sie aufnahm.

Die feindliche Armee ging auf Herford zurück. Erst am 26. Juni rückte sie wieder heran, schlug Brücken über die Weser; nach einem zweiten hartnäckigen Gefecht hatte sie auf dem rechten Weserufer festen Fuß; sie zog diesseits und jenseits sich näher an die Festung, in den nächsten Tagen langte auch ihre Artillerie an. Am 3. Juli sandte der Marschall einen Trompeter, die Festung aufzufordern. Statt des Angriffs, den man am folgenden Morgen erwartete, sah man den Feind aufbrechen, sein Lager in Brand stecken; plündernd und verwüstend zog er von dannen. Der Friede war geschlossen.[625])

Meinders war seit dem 29. Mai in Paris; seiner Weisung gemäß war er so zäh wie möglich gewesen. Jeder Vorschlag, den er zu machen hatte, erst das halbe, dann das ganze Cleve, dann Preußen für Pommern, dann Pommern bis zur Peene, Pommern bis zur Ucker, war zurückgewiesen worden. Die französischen Minister begannen ungeduldig zu werden. Die schwedische Gesandtschaft that, was sie konnte, es zum Abbruch der Verhandlungen zu treiben; sie wußte, daß Dänemark in Schonen mit ihrem Könige unterhandle; sie hoffte, es werde da zum Schluß kommen, dann war das Meer frei und in Liefland war schon von Neuem gerüstet; Brandenburg sollte die schwedische Rache zu fühlen bekommen. Meinders erfuhr, daß der Herzog von Celle bei der Belagerung von Minden zu helfen, als Lohn das Fürstenthum zu behalten gedenke. Freilich bemühten sich die staatischen und englischen Gesandten, des Brandenburgers Sache zu empfehlen, aber ihr Wort galt in Paris weniger, denn nichts; kaum gegen Kaiser und Reich hatte man da größere Verachtung, als gegen England, wo sich jetzt die Partheien mit der angeblich papistischen Verschwörung gegenseitig Wind vormachten, und gar gegen die Herren Generalstaaten,

die sich von Frankreich mißhandeln ließen und nur um so dienstbeflissener wurden. Die Briefe, die Meinders aus dem Haag erhielt, überzeugten ihn, daß man dort Brandenburg sterben und verderben lassen werde, ohne die Hand zu rühren.[626])

Und schon erklärte Pomponne, mit dem Meinders zu unterhandeln hatte (25. Juni), der König wolle keine weitere Zögerung; seine Alliirten hätten sich sehr ernstlich beschwert, daß Frankreich wider die Allianz handle, indem dem Minister eines feindlichen Hofes die Freiheit, hier zu weilen, gewährt werde. Um zu beschwichtigen, theilte Meinders mit, daß er Auftrag habe, für Stettin ein Aequivalent zu bieten; Pomponne beschied ihn zum Dienstag 27. Juni nach St. Germain, wo der König Hof hielt. Des Königs Antwort lautete: „der Vorschlag sei ungenügend; und da aus allen Umständen erhelle, daß die Unterhandlungen zu nichts führten, so könne Meinders sich verabschieden."

Meinders sah sich auf den Punkt gedrängt, die letzte Erklärung zu geben, zu der ihn sein Herr beauftragt hatte: Rückgabe Stettins mit der Voraussetzung, gewisse Nebenpunkte zugestanden zu erhalten. Pomponne anwortete: die Rückgabe nehme er an, über die Nebenpunkte wolle er dem Könige referiren. Er brachte nach einigen Stunden die Antwort: „auf diese sei nicht einzugehen; ob er ohne sie schließen könne? sonst sei die Verhandlung hiermit zu Ende."

Mit Mühe erhielt Meinders noch so lange Frist, nach Paris zurückzugehen, um die eingegangene Post zu empfangen. Pomponne entließ ihn mit der ausdrücklichen Erinnerung, daß er am folgenden Tage zurückkommen und schließen möge. Die Post brachte ihm einen Befehl des Kurfürsten, unter den bestmöglichen Bedingungen jetzt zu schließen.

So kehrte er am Mittwoch Nachmittag nach St. Germain zurück. Bis in die Nacht, dann am folgenden Morgen wieder von früh bis Nachmittags conferirte er mit Pomponne, der „ab und zu zu den anderen Ministern, zum Könige ging und öfters mit halber Ungeduld zurückkam, weil der König nicht mehr von dieser Sache hören, sondern sie auf die eine oder die andere Art abgethan wissen wolle." Die Schweden feierten nicht, auch jetzt noch wo möglich zu hindern; der Courier stand seit dem Morgen reisefertig auf dem Schloßhof, entweder die Nachricht vom Frieden oder den Befehl zum Sturm auf Minden an Marschall Crequi zu bringen.

Am 29. Juni um Mittag war der Vertrag unterzeichnet, ohne Zuziehung des schwedischen Gesandten, der vielmehr gegen einzelne Artikel Protest eingelegt hatte. Der Kurfürst gab seine Eroberungen in Pommern

auf; nur der Strich Landes längs dem rechten Oderufer, den Schweden erst in dem Receß von 1653 erpreßt hatte, blieb ihm mit Ausnahme der Festung Damm, die als Außenwerk von Stettin angesehen wurde, und der Stadt Gollnow, die Schweden mit einer Summe von 50,000 Thalern einlösen sollte; auch hörte Schwedens Theilnahme an den hinterpommerschen Licenten auf. Zum Zeichen „seines besonderen Vergnügens, die alten freundschaftlichen Beziehungen mit dem Kurfürsten wiederhergestellt zu sehen," verpflichtete sich der König, ihm als Ersatz der aufgewandten Kosten und erlittenen Schäden in den nächsten zwei Jahren 300,000 Thaler zu zahlen.

Meinders sandte mit dem Vertrage eine Denkschrift ein, sich darüber zu rechtfertigen, daß er jetzt geschlossen: es sei unmöglich gewesen, auch nur einen Tag mehr zu gewinnen; die Verhandlungen Frankreichs mit einigen deutschen Fürsten seien gleichfalls bis auf die Unterschrift fertig gewesen, und aller menschlichen Berechnung nach würde damit Magdeburg und Minden verloren gewesen sein; die Armee in Liefland stehe auf dem Punkte des Ausmarsches und würde eine sehr ernste Diversion gemacht haben; durch den Abschluß sei Zeit gewonnen, es seien hochgefährliche Pläne gekreuzt, und in des Kurfürsten Hand stehe es immer noch, den Vertrag anzunehmen oder zu verwerfen.

Der Kurfürst billigte Meinders Verfahren.[627]) Er ratificirte den Vertrag.

Er soll bei der Unterzeichnung gesagt haben: „daß ich nie schreiben gelernt hätte!" Besser beglaubigt ist ein anderes Wort von ihm: „nicht der König von Frankreich sei es, der ihn zum Frieden zwinge, sondern der Kaiser, das Reich, seine Verwandten und Bundesgenossen; dereinst würden sie es bereuen, wozu sie ihn gezwungen; und ihr Verlust würde so groß sein, wie jetzt der seine."

Nicht bloß, daß jede, auch die letzte Hoffnung auf diese Bundesgenossen dahin war, — selbst auf Dänemark, das trotz der Verabredungen von Dobberan im November 1678 ohne ihn mit Schweden Unterhandlungen pflog, die der französische Gesandte in Schweden, jener Feuquières, angeboten hatte,[628]) — selbst auf den Prinzen von Oranien, der oder wenigstens dessen Bevollmächtigte eine Anleihe zur Fortsetzung des Krieges nicht anders leisten zu können erklärten, als wenn das Herzogthum Cleve als Pfand gegeben würde.[629])

Noch ernstere Gefahren, als Meinders sah, waren im Anzuge.

Crockow hatte aus Wien gemeldet: wenn überhaupt an kaiserliche

Hülfe zu denken sei, so werde sie nicht auf Grund bisheriger Allianzverträge gewährt werden, die man mit dem Frieden vom 5. Februar für erloschen ansehe; man sei überhaupt Willens und erkläre es laut, daß man nicht mehr mit den Fürsten im Reiche Verträge auf gleichen Fuß schließen wolle;[630] das sei gegen des Kaisers Respect; man schmeichle sich jetzt mit der Hoffnung, daß die Fürsten und Stände des Reiches bei der Noth und Gefahr, die jetzt über sie komme, gezwungen sein würden, Kais. Maj. mehr Autorität, als sie bisher gehabt, und die absolute Direction in Kriegssachen zu überlassen; die Absicht des kaiserlichen Hofes gehe dahin, nach gemachtem Universalfrieden die Kurfürsten und Fürsten zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser, etwa nach Prag, einzuladen und da eine allgemeine „Reichsverfassung" zur Sicherung und Defension des Reiches zu beschließen.

Die Consequenz dieses Gedankens — er stammte von Pfalz-Neuburg — war, daß man dem Brandenburger recht viel Hartnäckigkeit gegen Frankreich wünschte, wo möglich so viel, daß er sich völlig ruinirt in seines Kaisers Arme werfen mußte.

Natürlich, daß auf denselben Fall seines Ruins die Benachbarten Speculationen anderer Art gründeten.

Es lag auf der Hand, daß die Polen jetzt, wenn Graf Königsmark mit dem liefländischen Heere vorging, sich beeilen würden, das nachzuholen, was sie im Winter versäumt hatten, und es war nur zu gewiß, daß französisches Geld in Masse in Danzig angewiesen war, dem Einfalle Königsmark's die Wege zu ebnen.

Daß Kurcöln, für so viele Einlagerung im Lüttichschen, im Hildesheimschen, im Erzstift, gern Lippstadt als Satisfaction erhalten hätte, war natürlich; und wer dachte noch an die Rolle, die der ehrwürdige Herr 1672 gespielt hatte? die Fürstenberge waren nun wieder oben auf und am Hofe zu Brühl wohl gelitten.

Wenn Kursachsen und der Administrator von Halle auf den Moment lauerten, wo sie dem zusammensinkenden Nachbarn die Taschen ausleeren könnten, so hatten sie wenigstens die Entschuldigung, die Jahre vorher nicht mit ihm gegangen zu sein.

Die braunschweigischen Herren waren nicht in demselben Falle; sie verfuhren wie Meister in der Kunst, aus fremden Trauben ihren Wein zu keltern. Wie hatten sie, gleich nach der Fehrbelliner Schlacht, in das Tempo zu stoßen, wie in geschickter Vertheilung der Rollen zwischen den Brüdern „nach beiden Seiten zu hangen" verstanden.[631] Man konnte

lächeln über ihren Eifer, den Titel Excellenz auch für die fürstlichen Gesandten durchzusetzen, wenn nicht ihre Prätension von der „Fürstengleichheit" und gegen die Präeminenz auch bei solchen, die nichts als den Titel hatten, gezündet hätte. Man hätte sie preisen mögen wegen ihres Eifers, als Kreisdirectoren den niedersächsischen Kreis vor aller Belastung und Schädigung zu hüten, wenn sie nicht, trotz der Reichsschlüsse und zum Schaden Anderer und der gemeinen Sache, ihren Bereich zu salviren, selbst das zweideutige Verhalten Hamburgs und Lübecks und das mehr als zweideutige des Gottorper Herzogs zu decken versucht hätten. Sie waren so weit gegangen, den Fürsten von Meklenburg, Lauenburg, Lippe, Schaumburg, dem Bischofe von Lübeck, den Städten Hamburg und Lübeck förmliche Garantie gegen die Quartieranweisungen, die der Kaiser dem Brandenburger oder den Dänen geben würde, zu leisten; sie beriethen auf den Kreistagen, wie der niedersächsische Kreis als solcher den Friedenscongreß zu beschicken, wie er dort zu verhandeln habe; sie klitterten sich eine Schutzgewalt, eine Hegemonie des niedersächsischen Kreises zurecht, die weder den Reichs- und Kreisordnungen gemäß, noch in ihrer Tendenz deutsch war, eine Hegemonie, deren Spitze sich sofort gegen Brandenburg gekehrt zeigte. Freilich von den schwedischen Conquesten blieb ihnen, als sie ihren Frieden vom 5. Februar machten, nichts als der Pfandbesitz des Amtes Tedinghausen; aber sie schlossen in diesen Frieden den ganzen niedersächsischen Kreis ein, als hätten sie ohne Vollmacht das Recht für ihn aufzutreten; sie ließen sich von Frankreich jene Garantien für Meklenburg, Lauenburg u. s. w. ausdrücklich anerkennen und gewährleisten.[632]) Wenn also der Kurfürst jene kaiserliche Assignation auf Hamburg im Betrage von 150,000 Thlr. seit drei Jahren in Händen hatte, so trat das Haus Braunschweig dem entgegen und zwar jetzt in Kraft des mit Frankreich geschlossenen Friedens; in Kraft desselben Friedens hatten sie den brandenburgischen Truppen den Paß geweigert. Und die Vorgänge bei Minden konnten des Weiteren zeigen, was man sich von ihnen zu erwarten habe.

Man sieht, warum der Kurfürst jenen Frieden genehmigte, so demüthigend er sein mochte. Er glich dem Lootsen, der, sein Ziel zu erreichen, verwegen in die Brandung, zwischen den Klippen vordringt und dann sein Fahrzeug in dem Moment, wo es zerschellen zu müssen scheint, mit fester Hand herumwirft und rückwärts steuert.

Freilich sein Ziel erreichte er nicht. Der schon drohende Verlust Straßburgs zeigte, daß es nicht bloß ein brandenburgisches Interesse gewesen wäre, wenn die Schweden für immer Pommern verloren hätten.

Durch den Einfall von 1674, den sie im Solde des Reichsfeindes unternommen, hatten sie ihr Recht verwirkt; gewonnen einst durch glänzende Waffenthaten auf deutschem Boden, war es durch eben so vollständige Niederlagen auf deutschem Boden zu Schanden geworden; Deutschland hätte gewonnen, was Brandenburg erwarb. Freilich nicht das Deutschland Oestreichs, nicht das Deutschland der Welfen, der Albertiner, der Wittelsbacher, nicht das Deutschland, wie Frankreich es wollte.

„Ganz Deutschland ist in Erstaunen, daß der Besiegte Alles behält, und dem Sieger nichts als Schande bleibt.“ 633) Wenn es Schande war, von den Freunden im Stich gelassen, vor dem übermächtigen Feinde sich zu beugen.

Demüthigungen schlimmerer Art folgten. Mit ihnen erkaufte der Kurfürst die Versöhnung des stolzen Feindes und seinen Schutz gegen Diejenigen, deren Treue oder Dank war, zu helfen, daß er scheiterte, um dann Strandrecht zu üben.

Der geheime Vertrag.

Am 2. Juli, als die Nachricht vom Abschluß des Vertrages noch nicht in Berlin sein konnte, schrieb der Kurfürst an Meinders nach Paris: „weil wir entschlossen sind, mit Ihro Majestät nach geschlossenem Frieden in nähere Allianz zu treten, so befehlen wir euch, vor fernerer Ordre nicht abzureisen und euch unter der Hand zu erkundigen, was für Bedingungen man von uns verlangen würde.“

Gleich darauf befahl er Crockow in Wien: wegen Jägerndorfs endlich Satisfaction zu fordern und sich bei dem Kaiser zu verabschieden.

Er sandte den Generalstaaten ein Schreiben, in dem er erklärte, sich in Betreff des Schadens, der ihm aus ihrer Versäumniß vertragsmäßiger Verpflichtungen erwachsen sei, „alles competirende Recht vorzubehalten,“ mit dem Wunsche schließend: „daß Gott ihren Staat inskünftige vor allem Unglück und feindlichem Ueberfall bewahren wolle, auf daß sie nicht einst zu ihrem Schaden gewahr werden möchten, was es nach sich ziehe, getreue Freunde zu verlassen.“ 634)

Die Staaten schickten ihm ein verlegenes und begütigendes Antwortschreiben. In Wien war man äußerst unzufrieden, daß er Frieden geschlossen; man sprach die Besorgniß aus, „daß der Friede geheime Punkte enthalten werde, die dem Hause Oestreich schädlich seien.“

Die Staaten hatten seit 1676, Spanien seit noch länger keine Subsidien bezahlt; fast zwei Millionen, die, so schien es, die Bundesgenossen damit erloschen glaubten, daß sie ihren Frieden gemacht. Raule legte ein Project vor, „wie man gegen die zwei bekannten Potentaten Execution thun könnte, namentlich gegen Holland." Mehrere der brandenburgischen Fregatten kreisten in der Nordsee, Hamburger Kauffahrer aufzubringen;[635]) denn Hamburg weigerte sich nach wie vor, die kaiserliche Assignation zu bezahlen; die braunschweigischen Herren hatten es ja der Zahlungspflicht entbunden und Graf Rebenac im cölnischen Vertrage ihr Versprechen garantirt. Alles, was Meinders erreichte, war, daß Frankreich die Vermittelung in dieser Frage zu übernehmen versprach.

Seine Eröffnungen jetzt über die nähere Allianz, die der Kurfürst wünsche, nahm man sehr kühl entgegen; am wenigsten war man gemeint, für diese Aussicht sich entgegenkommender oder nachsichtiger zu bezeigen. Es schien genug, daß der König dem Grafen d'Espense nach Berlin zu reisen erlaubt habe, um zu hören, was der Kurfürst wünsche.

Was mit dem Grafen verhandelt worden, ergiebt die Instruction vom 18. Juli, mit der er zurückeilte. Zunächst solle er bei Marschall Crequi, dann bei Colbert in Nymwegen sich bemühen, daß die Abführung der französischen Truppen aus Mark und Cleve möglichst beschleunigt, daß den entsetzlichen Brandschatzungen und Verwüstungen, die sie übten, Einhalt gethan werde.

Dem Könige hatte er zu erklären, daß der Kurfürst den Wunsch habe, sich unauflöslich mit ihm zu verbinden, daß er sich ganz den Interessen des Königs hingeben, die seinigen in dessen Hand legen wolle;[636]) der Kurfürst wünsche: sein Recht auf Jägerndorf, die rückständigen spanischen und staatischen Subsidien, Erleichterung des Handels mit Frankreich, Subsidien von Frankreich, um sein Heer und seine Fregatten zu erhalten, endlich, wenn Schweden nicht ratificiren wolle, sondern in Preußen einbreche, eine Entschädigung dafür.

Auf dieser Grundlage begannen d'Espense und Meinders zu unterhandeln; sie waren froh, daß Pomponne auch mit diesen Besprechungen beauftragt wurde, nicht Louvois. „Das Vornehmste, worauf man hier reflectirt, ist die Kaiserwahl," schreibt Meinders; er hatte schon bei seiner Sendung im Sommer 1678 Vollmacht erhalten, diese in Aussicht zu stellen.[637]) Er berichtete, daß Gefahr im Verzuge sei, da die Staaten, Dänemark, Hannover, Celle sich auf das Aeußerste um die nähere Allianz mit Frankreich bemühten.

Wie peinlich war des Kurfürsten Lage: „Von keinem Potentaten der Christenheit haben wir Beistand oder Hülfe zu erwarten, wenn uns etwas zustoßen sollte, es sei denn, daß Frankreich durch eine Allianz dazu verbunden werde; ja die meisten, besonders unsere Nachbarn, haben sich wider uns erklärt, so daß wir unsere Sicherheit nächst der göttlichen Hülfe durch Frankreichs Macht herzustellen suchen müssen. Wie der Kaiser und das Reich an uns gehandelt, liegt am Tage; weil sie uns zum ersten verlassen und der Willkühr unserer Feinde Preis gegeben, haben wir sie weiter nicht zu consideriren, als so viel unser eigenes Interesse mit sich bringt. Gegen Frankreich haben wir wohl nicht Ursache, einige Affectionen zu haben, noch weniger dessen Vergrößerung zu befördern, weil uns das französische Joch wohl bekannt ist; es ist aber durch die Separation der Alliirten, besonders des Kaisers, Spaniens und der Staaten, so weit gekommen, daß Frankreich bereits das Arbitrium in Händen und bei dem Friedenswerk vollständig geübt hat, so daß menschlichem Ansehen nach bei dieser Lage der Dinge keiner seine Sicherheit und sein Genüge finden wird, als in Frankreichs Freundschaft."

Er sah, wie Schweden und Andere Frankreichs Mißtrauen gegen ihn zu nähren, seine Bemühungen zu kreuzen suchten. Er drängte, daß Meinders ein Project verabrede: „vor Allem habt ihr dahin zu sehen, daß uns kein Anderer zuvorkomme." Er meldete ihm: zwischen Frankreich, Schweden und Dänemark werde ein Tractat verhandelt, daß Niemand außer ihnen Kriegsschiffe auf der Ostsee halten solle; er habe von guter Hand, daß man in Paris geneigt sei, das Haus Braunschweig vorzuziehen. Er erklärte, von Hamburg nichts als die Summe von 150,000 Thlr. fordern, auf die Zinsen verzichten zu wollen. Er befahl, keine weitern Hamburger Schiffe aufzubringen. Er wies Meinders an (15. August), Alles zu thun, „damit alle Diffidenz schwinde;" er fügte hinzu: „so sind wir auch Willens, einen oder zwei unserer Söhne als ein Pfand unserer Confidenz und Sincerität nach Paris zu schicken und selbige allda erziehen zu lassen."

Der König bezeugte über dies Entgegenkommen sein besonderes Vergnügen. Aber die französischen Truppen setzten sich sehr langsam in Bewegung; zuerst hatte Marschall Crequi von der Weser aus einen Zug in die dänischen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst gemacht, dort und gelegentlich auch in der Stadt Bremen gebrandschatzt; dann lebte die Armee weiter auf Kosten von Cleve und Mark, erpreßte nebenbei, was zu erpressen war; schließlich wurden „dem ganz ruinirten Herzogthum Cleve" noch 150,000 Thlr. alte und neue Contributionen abgefordert.[638])

Auch mit Dänemark hatte Frankreich für Schweden — trotz der Verhandlungen, die in Schonen gepflogen wurden — am 1. September Frieden geschlossen, zur äußersten Entrüstung des Schwedenkönigs „über die so ungebührliche, wie anstößige Methode.“ Louvois theilte (8. September) an Meinders diese Friedensnachricht mit, erfreut, wie er schreibt, daß nun schwedische Truppen über See kommen könnten, die Plätze in Pommern in Besitz zu nehmen; aber Wesel und Lippstadt müsse besetzt bleiben, bis beide Landschaften ihre Contributionen, und was zur Ernährung der französischen Armee befohlen sei, gezahlt hätten. Es scheint, daß die Zahlung geleistet wurde; Marschall Crequi räumte (Ende September) Lippstadt, verließ die Mark; aber die Kanonen der Festung führte er mit hinweg, den Pulvervorrath zerstörte er; die Truppen legten sich in's Clevische; Wesel, hieß es, müsse so lange besetzt bleiben, bis den Schweden Pommern übergeben sei.

Dies Alles gegen den Vertrag von Xanten so gut, wie gegen den Friedensvertrag. Ludwig XIV. hatte die Macht, völlig nach Belieben zu verfahren. Er ließ eben jetzt seine Reunionskammern in's Leben treten; ihm lag daran, den Unterrhein militairisch in fester Hand zu haben, um am Oberrhein desto dreister um sich greifen zu können.

Der Kurfürst mußte sich krümmen und winden, um nicht noch Schlimmeres zu leiden. Es erschreckte ihn, daß er für sicher erfuhr — auch Wilhelm von Fürstenberg sprach öffentlich davon — zwischen Schweden und Oestreich sei eine Allianz im Werke. Und zwischendurch legte sich der Dänenkönig mit 20,000 Mann vor Hamburg, von der Stadt den hergebrachten Treueid zu fordern, den sie auf Anreizung der braunschweigischen Herren eben so weigerte, wie die Zahlung der kaiserlichen Assignation an Brandenburg. Die Braunschweiger zogen ihr Kriegsheer bei Harburg zusammen; sie gaben über des Kurfürsten Forderungen eine Erklärung, welche in geflissentlich verletzendem Tone geschrieben war;[639]) sie beeilten sich, in Paris mitzutheilen, daß Brandenburg sich mit Dänemark zur Eroberung Hamburgs verständigt habe. Und wenn die Herren in Hamburg sehr wohl erkannten, wie sie in ungerechter Sache und zum größten Schaden ihres im Kriege so glücklich aufgeblühten Handels gegen Dänemark standen, so verstanden die Braunschweigischen bei der Bürgerschaft so zu hetzen und zu schüren, daß das Aeußerste zu befürchten stand.[640])

Von dänischer Seite wurde der Kurfürst allerdings aufgefordert, mit vorzugehen; aber zugleich bat ihn der Rath zu Hamburg um Schutz. Er ließ einige Truppen nach Meklenburg vorrücken; ihm lag vor Allem daran,

es hier nicht zu einem Conflict kommen zu lassen, den die Braunschweiger zu suchen schienen, um einen Schritt weiter auf der Bahn welfischer Größe zu thun, einen Conflict, der nur zu neuen Anmaaßungen Frankreichs, zu neuen Demüthigungen des erbarmenswerthen deutschen Wesens führen konnte; für ihn um so peinlicher, da man immer zugleich seine Forderung an Hamburg mit hineinzog, die leider durch den cölnischen Vertrag mit vor das Forum Frankreichs gezogen war; sprachen die französischen Minister doch schon von dieser Sache, „die den König bereits vier Monate langweilte," mit dem Tone gebieterischer Verachtung, die mehr als Alles zeigte, wie tief der deutsche Name gesunken war. Der ruhigen Haltung des Kurfürsten gelang es, in den nächsten Wochen die Sache zu Ende zu bringen, und indem sich der Hamburger Rath zu einem Theile der Zahlungen und Leistungen verstand, die er rechtlicher Weise nie hätte weigern sollen, entging er der weiteren Verantwortlichkeit für das, was er während der Kriegsjahre trotz Kaiser und Reich, wie er in Flugschriften darlegte, „zum Besten des deutschen Handels" Unverantwortliches gethan hatte.

Man war am französischen Hofe mit dem Benehmen der Braunschweiger in diesem Handel nicht eben zufrieden; man lobte Brandenburg desto mehr; aber in Betreff der näheren Allianz that man kühler, als je. Es sei ein weit entferntes Wesen, halb und halb eine Chimäre, äußerte sich Pomponne; der Kaiser sei gesund, jünger als der König; die Kaiserkrone bringe nichts als Verdruß und Verwirrung, wenig oder gar keinen Vortheil; das Erbieten des Kurfürsten sei erwünscht als Zeichen seiner aufrichtigen Hingebung; und so werde der König sich wohl bereit finden lassen, ihm ein jährliches Geld zu zahlen, nicht eigentlich als Subsidien, sondern als ein Pfand der Freundschaft; der Kurfürst möge es nehmen, als wenn ihm der König jährlich „einen Diamanten präsentirte;" wenn es zu wirklichen Rüstungen komme, werde man sich weiter verständigen; Graf Rebenac werde des Königs Aufträge mit nach Berlin bringen.

Es ward ein Project entworfen, dem Kurfürsten zugesandt; er erklärte sich mit allen Hauptpunkten einverstanden.

Das fand man vortrefflich, auch den Gedanken des Kurfürsten, daß der Regensburger Reichstag aufgelöst werden müsse; man habe Verjus in Regensburg in demselben Sinne instruirt. Aber von ebendaher, setzte man hinzu, werde berichtet, daß sofort ein Convent der Kurfürsten berufen werden solle, einen römischen König zu wählen, daß des Kaisers kaum einjähriger Sohn gewählt werden solle, und daß das Alles von Niemand eifriger, als von Brandenburg betrieben werde.

Dem war nicht so. Unter den Punkten, die Meinders zu beantragen hatte, war auch der, daß zur Beitreibung der staatischen und spanischen Subsidien brandenburgische Truppen nach Gelderland und an die Yssel gelegt werden könnten, bis Zahlung geleistet sei. Das war am französischen Hofe widerrathen worden, da der König jetzt von Krieg nichts hören, sondern seine Finanzen in Ordnung bringen wolle. Das Project war damit zu Ende. Aber man hatte sofort davon im Haag Kunde gegeben, und die Hochmögenden unterließen nicht, sich zur Sicherung an Diejenigen zu wenden, auf deren Rivalität gegen Brandenburg jetzt mehr denn je zu rechnen war. Was geschehen sei, zeigte sich, als die Regierung zu Hannover den brandenburgischen Regimentern, die in Cleve sein sollten, wenn die Franzosen abzogen, den Durchzug versagte.

„Wir können unmöglich dazu still schweigen," schreibt der Kurfürst. Ein Blick auf die trostlose Weltlage, der Gedanke an seine „armen Unterthanen in Cleve," welche die französische Occupation zu schinden und auszusaugen fortfuhr, mußte ihn lehren, ruhig zu bleiben und um jeden Preis „den ersehnten Ruhestand" zu schaffen. So lange er nicht Frankreichs gewiß war, stand er wie ohne Boden unter den Füßen.

Endlich, am 20. October wurde der Vertrag von Pomponne und Meinders unterzeichnet.[641]) Wenig genug und nur Allgemeines sicherte Frankreich zu: den Kurfürsten in allen Besitzungen und Rechten, die er im westphälischen Frieden, durch die Bromberger Verträge und den Frieden von St. Germain gewonnen habe, zu garantiren, ihn durch gute Dienste und Vermittelung beim Kaiserhofe in Betreff Jägerndorfs zu unterstützen. Dafür verpflichtete er sich, französischen Truppen, wenn deren ins Reich zu marschiren hätten, Durchzug zu gestatten, ihnen seine Festungen zu öffnen; er sagte zu, bei der Wahl eines Kaisers oder römischen Königs dem Könige, eventuell dem Dauphin seine Stimme zu geben und seinen Einfluß zu ihrer Wahl zu verwenden, wenn aber solche Wahl nicht durchzusetzen, jedenfalls nicht anders als im Einvernehmen mit Frankreich zu wählen. Als „besonderes Zeichen seiner Freundschaft" verspricht der König, ihm zehn Jahre lang jährlich 100,000 L. zu zahlen.

Nicht sofort folgte die ersehnte Räumung des clevischen Landes; auch nicht, als Mitte November die schwedischen Truppen in Pommern landeten und die Uebergabe des Landes und der Festungen erfolgte. Die Kanonen von Lippstadt hatte man entweder auf Reclamation des Kurfürsten, oder weil ihr Transport zu unbequem war, bei Soest stehen lassen; die von Wesel behauptete man mit vollstem Recht mitzunehmen; vergebens wurde

der Xantener Vertrag entgegengehalten.[642]) Der, hieß es, sei in dem Punkte irrig, da bei der Uebergabe der Festung 1674 vom General Spaen ein Schriftstück ausgestellt sei, in dem er sich Holland verpflichtet habe, die Kanonen in der Festung, meist in Holland eroberte und hier deponirte Geschütze, zu jeder Zeit, wenn es gefordert würde, zurückzugeben.[643]) Ueber diese Streitfrage wurde Wochen lang unterhandelt; der Kurfürst verstand sich dazu, daß ein Drittel der Geschütze aus Wesel abgeführt würde. Aber auch da noch nicht räumten die Franzosen das Land. Graf Rebenac, der inzwischen in Berlin eingetroffen war, fand immer noch Vorwände zum Zögern.

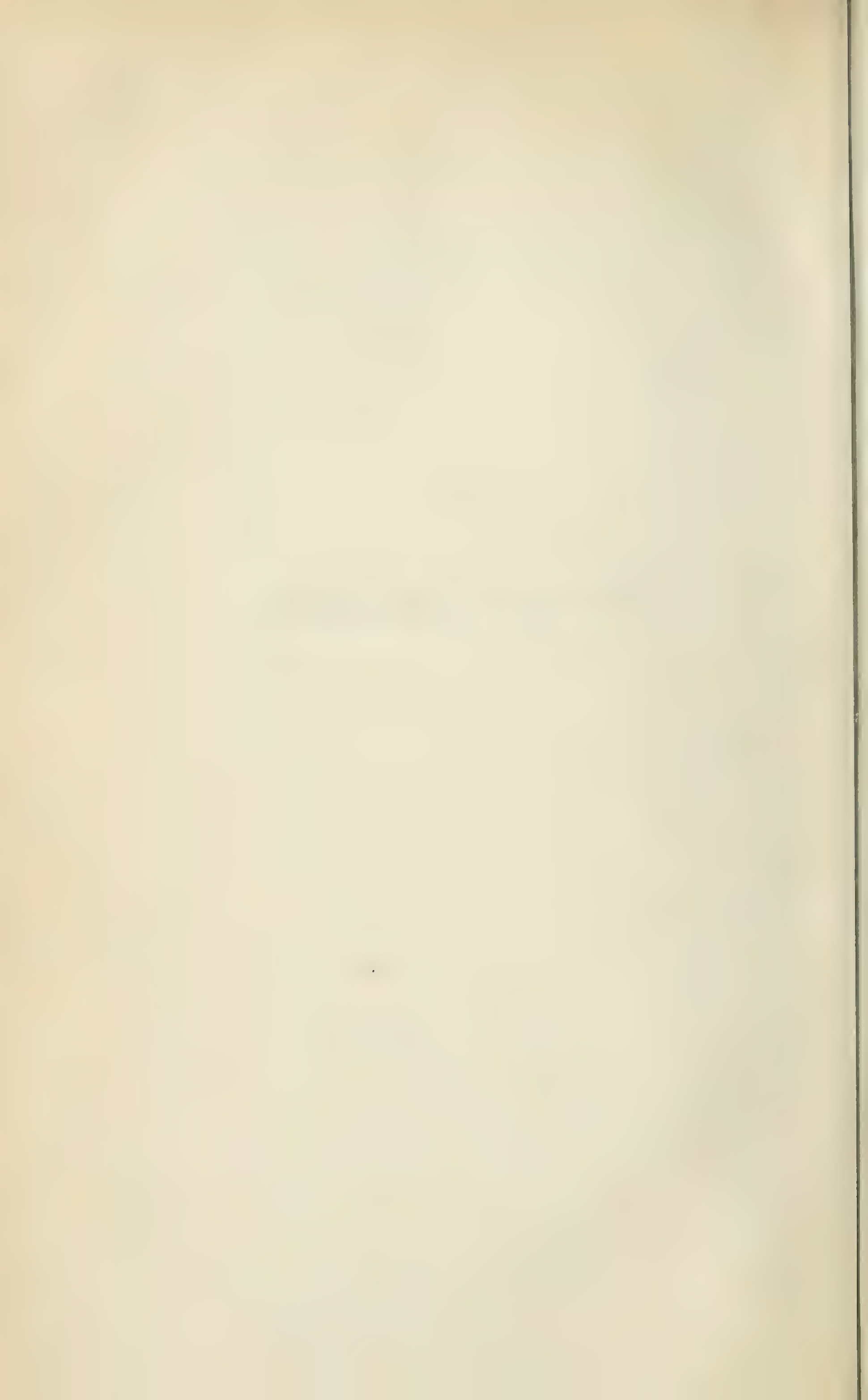
Es währte bis zum Februar 1680, ehe es in der Convenienz Frankreichs lag, das Clevische zu verlassen. Die Zeitungen meldeten aus Wesel 24. Februar: „nachdem die Franzosen das Land dergestalt ausgesogen, daß es fast nichts mehr aufbringen kann, und 400,000 Thaler Contribution, in Tonnen gepackt, nach Frankreich geschickt worden sind, haben sie diese Stadt quittirt.“ Und eine andere Nachricht: „in den zehn Tagen, daß Generallieutenant Spaen im Lande ist, haben sie bei 250,000 Thaler, so wie früher 150,000 empfangen, so daß sie bei 400,000 Thaler an Ducatons in Tonnen gepackt und mit sich nach Frankreich geführt.“

In ähnlicher Weise hunderttausende führten sie aus dem Erzstift Cöln und dem Jülicher Land ab. Im Herzogthum Luxemburg forderten sie rückständige Contributionen, die freilich schon einmal bezahlt waren; im Lothringer Lande erhoben sie eine extraordinäre Schatzung von 600,000 Gulden; die Dörfer diesseits des Rheins um Offenburg blieben mit französischen Truppen besetzt, bis die 700,000 Gulden rückständige Contributionen gezahlt seien. Von der Stadt Straßburg wurden 20,000 Thaler Schadenersatz gefordert; und jedermann sah, daß die Tage ihrer Reichsfreiheit gezählt seien. Nicht bloß Colmar, Schlettstadt, Hagenau, Landau wurden für französische Städte erklärt; die Reunionskammern erließen Citationen an jeden, auf den irgend Lehnsrechte der Bisthümer Metz, Toul, Verdün, Besançon oder der Landvogtei Elsaß zu finden waren; die Grafen von Mömpelgard, die Pfalzgrafen von Zweibrücken, von Veldenz, die Grafen von Salm, die von Nassau-Saarbrück, von Hanau, die Reichsritterschaft im Elsaß mußten als Unterthanen der französischen Krone huldigen, oder wenn sie es versäumten, wurden ihre Besitzungen als verfallene Lehen besetzt und eingezogen. „Man glaubt,“ hieß es demnächst in Briefen aus Paris, „der König werde den ganzen Rheinstrom von Basel bis Cöln mit allen Städten und Plätzen diesseits seiner Krone einverleiben.“

Und das Reich stand dem wie wehrlos gegenüber.

Es hatte die Stimme des getreuen Eckart nicht hören wollen; es hatte blindlings den Frieden angenommen. Und jetzt sprach man, als sei er an allem Unglück Schuld: „es war das Geschrei in deutschen Landen, der Kurfürst werde Deutschlands Verderben sein; es werde am besten sein, wenn er sich gar nicht mehr in deutsche Angelegenheiten mische.“

Das letzte Jahrzehend.



Leibniz schreibt gleich nach dem Abschluß in Nymwegen: „dieser Friede wird die Gestalt Europa's verändern."

Mehr noch als die Gestalt der europäischen Staatenwelt veränderte er die Principien, auf denen sie bisher sicher zu ruhen geschienen, die Tendenzen, in denen sie sich bisher bewegt hatte.

Der Krieg, den die Invasion von 1672 eingeleitet hatte, endete mit dem vollständigen Triumph derjenigen Macht, die Alles, was an dem Frieden, dem Völkerrecht, dem Gleichgewicht Europa's betheiligt war, mit jenem Gewaltact herausgefordert hatte. Die Coalition, die ihr entgegengetreten, war diplomatisch wie militairisch erlegen; selbst ihre Waffenerfolge im Norden hatten schließlich nur dazu gedient, die Ueberlegenheit Frankreichs in desto glänzenderem Licht erscheinen zu lassen. Einer Macht nach der anderen hatte Ludwig XIV. den Frieden dictirt; und jeder dieser Friedensschlüsse eröffnete ihm neue Wege, das, was er im Frieden noch nicht zu erhalten vermocht hatte, nachträglich zu nehmen. Es war sein Stolz, in unerhörten Willkühracten, die er Schlag auf Schlag folgen ließ, der Welt zu zeigen, daß er Herr in Europa sei. Gegen Freund und Feind in gleichem Maaße Gewalt und Willkühr zu üben, hielt er für königlich.

Wer hätte ihn hindern sollen? Daß man den Brandenburger nach seinem kühnen Feldzug in Curland, in seinem kühneren Vormarsch gegen die Weser zusammenbrechen ließ, zeigte, daß das alte Europa sich selbst aufgegeben.

Das Gleichgewicht der Macht hatte ein Ende. In der Hand Ludwig's XIV. lagen fortan die Geschicke der Staaten; oder, wie der bittere Ausdruck des Kurfürsten lautete: „mit der Erlaubniß Frankreichs leben wir in Ruhe."

Vor Allem zwei Momente sind es, die in diesem Gang der Dinge sich maaßgebend zeigen, die, wenn ich so sagen darf, den politischen Maaßstab verändert haben.

Allerdings hatte die Uneinigkeit in der Coalition, die gegenseitige Eifersucht der Alliirten, der Gegensatz ihrer Interessen die Erfolge ermöglicht, die Ludwig XIV. gewann. Aber doch nicht bloß in ihren Fehlern bestand seine Kraft. Daß er militairisch und diplomatisch Sieg auf Sieg gewann, war das Ergebniß der staunenswürdigen Anspannung aller Kräfte, die er seinem Land und Volk zumuthen durfte, des enthusiastischen Eifers, mit dem ihm von denjenigen Klassen der Gesellschaft gedient wurde, die anderer Orten den lähmenden Kampf der Libertät gegen das Staatsinteresse fortsetzten, der mächtigen Organisationen, mit denen er alle militairischen, finanziellen und geistigen Kräfte seines weiten Gebietes monarchisch in seiner Hand vereinte. Er hatte im letzten Kriegsjahr 280,000 Mann unter den Waffen, eine Machtentwickelung, die Alles überragte, was man bisher gekannt oder für möglich gehalten hatte.

Mochten andere Staaten in der Freiheit, in dem Wohlstand und Behagen ihrer Eingesessenen, in der Heiligkeit des Rechts und der Verträge sich sicher begründet glauben, in dem Frankreich Ludwig's XIV. galt als das Wesen des Staates Macht zu sein, Macht nicht bloß zu Schutz und Trutz, sondern Macht zu erobern, zu herrschen, mächtig über Andere und über Alle zu sein, Macht um der Macht Willen.

Wie rüttelte ein so neues Wesen das alte Europa auf. Mochte man es tyrannisch, abscheulich, gottlos nennen, es war da und in der ganzen Wucht seiner Ueberlegenheit wirksam. Entweder man beugte sich vor dem Gewaltigen und ertrug jede Willkühr und jeden Frevel seines stolzen Herrenthums; oder man hörte auf, sich mit dem faulen Spruch zu trösten, daß Recht doch Recht bleiben müsse, man that, was nöthig war, um sich, seine Lande und Unterthanen davor zu schützen, und lernte in Anspannungen und Machtentwickelungen gleicher oder stärkerer Art den Vorsprung, den Frankreich zu gewinnen verstanden hatte, einzuholen.

Nicht alle Staaten hatten die Kraft, sich so zu sammeln, umzuformen, zu verjüngen. Die es nicht konnten, begannen abzusterben.

Nur einen gab es, der sich auf eigene Art und auf anderen Wegen zu analogen Formen entwickelt hatte. Er kam an Gebiet kaum dem zehnten Theil Frankreichs gleich; er war an natürlichen Hülfsquellen ungleich ärmer; er lag in vielen Sprengstücken vom Rhein bis an den Niemen verstreut. Gegen Schweden hatte Brandenburg Sieg auf Sieg gewonnen, aber

vor der Uebermacht Frankreichs hatte es weichen müssen. Es hatte sich zuletzt gebeugt und am tiefsten beugen müssen, um nicht zerschmettert zu werden.

Denn — das ist der zweite Gesichtspunkt — die universale Politik Frankreichs war doch anderer Natur, als diejenige, auf welche das Haus Oestreich die „Universalmonarchie" zu gründen versucht hatte. Diese — schon seit Kaiser Friedrich III. — hatte Kronen auf Kronen zu erwerben getrachtet, aber sie kam nicht darüber hinaus, ein Conglomerat von Ländern zu sein, die, unter sich verschieden, fremd, zusammenhangslos, wie zufällig dasselbe Haupt hatten; während Frankreich wie von Einem Kern aus weiter wuchs, jedes Gebiet, das die Krone der Lilien gewann, dem Körper des Staates einverleibend und angliedernd.

Es geschah in eigenthümlicher Weise, zugleich administrativ und militairisch; und namentlich diese militairischen Formen sind lehrreich.

Wie lange hatte Frankreich gegen die erdrückende Uebermacht des Hauses Oestreich, von der es fast auf allen Landgrenzen eingeschlossen war, ringen müssen; eben da, in defensivem Kampfe hatte es diese gesammelte und concentrische Art der politischen Action ausgebildet; es war der Ehrgeiz Heinrich's IV., Richelieu's, Mazarins gewesen, dem Staat haltbare Grenzen zu schaffen, die offensiven Positionen dem Gegner zu entreißen, sie gegen ihn zu kehren. In der kühnen und gewaltsamen Politik Ludwig's XIV. blieb dieser Grundgedanke; jeder seiner Friedensschlüsse baute die militairischen Grenzen des Staates vollkommener aus; mit dem Nymweger Frieden und seinen unmittelbaren Folgen war das Wesentliche vollendet. Nun reichte Frankreich mit der Freigrafschaft bis an den Wall des Jura; bald nahm es Straßburg; es riß die reichsunmittelbaren Gebiete im Elsaß, in den „Districten" der drei Bisthümer aus dem Reichsverband; mit Freiburg und Breisach stand es diesseits des Rheins. In ähnlicher Weise wurden die Grenzen gegen Flandern, gegen Italien, gegen die Pyrenäen vorgeschoben und durch Festungen gesichert. Frankreichs militairisches Uebergewicht in Europa beruhte fortan darauf, daß es, selbst unangreifbar, jedem Nachbarn zu unmittelbarem Angriffe wie vor seiner Thür stand.

Die militairische Formung des französischen Gebietes war ein zweites vorwärts treibendes Princip. Mit Ausnahme Englands, das durch seine insulare Lage sicher schien, war kein Staat Europas von irgend rationaler Gebietsbildung, von irgend haltbaren Grenzen; und die alte Art der Landesbefestigung durch zahllose kleine Festen wurde in dem

Maaße unausreichender, als die Kriegskunst rascher fortschritt und sich freier entwickelte.

Seit die spanische Monarchie aufgehört hatte, militairisch etwas zu bedeuten, lag Holland, das Reich, die Schweiz, Italien dem ganzen Druck der französischen Macht offen. Weder das holländische System der Barrieren in fremden Gebieten hatte sich haltbar gezeigt, noch waren die vorderen Reichskreise mehr für Oestreich eine Deckung, noch Oestreich für den deutschen Westen ein sicherer Rückhalt, da die Türkenmacht, mit ihrer Grenze bis wenige Märsche von Wien vorgeschoben stets zum Angriff bereit stand.

Schon vor dem letzten Kriege hatte der Kurfürst auf das Festungswesen seiner Lande die größte Aufmerksamkeit gerichtet; in der sogenannten „Väterlichen Vermahnung," die er 1667 für seinen Sohn niederschrieb, sagt er: „darauf beruht nicht allein die Wohlfahrt eurer Lande, sondern euer ganzer Staat." Die Lage seiner Lande ergab das System: die Marken bildeten, so zu sagen, das Kernwerk, Berlin im Mittelpunkt; davor Spandau und weiter hin Magdeburg, die Elbe festzuhalten, künftig sollte auch Halle befestigt werden; gegen Süden Peitz vorgeschoben, eine zweite Südfestung sollte bei Mühlrose angelegt werden; nordwärts Löckenitz, um ins Schwedische „hineinzusehen;" gegen Osten die besonders stark befestigte Oderlinie: Cüstrin an der Mündung der Warte, und als Außenwerk dazu Driesen im Netzebruch, oberhalb Cüstrins die Schanze bei Göritz und „Stadt und Schanze zu Frankfurt," unterhalb Oderberg.[644]) Es war unmöglich, mit Preußen unmittelbare Verbindung herzustellen; es kam darauf an, das Herzogthum in seinem Kern durchaus sicher zu stellen; auf Pillau, Fischhausen, die Citadelle von Königsberg, und das vorgeschobene Memel concentrirte sich die Vertheidigung des Landes; der Kurfürst beabsichtigte, noch Wehlau und Labiau zu befestigen, damit Samland festgehalten werden könne; denn von dort aus könne man das ganze übrige Land, wenn es verloren sei, wieder nehmen.[645]) Mit den westlichen Gebieten fehlte zwar auch der unmittelbare Zusammenhang, und schon 1679 zeigte sich, wie nachtheilig es war, daß Hannover dazwischen lag. Aber dafür lehnten sie sich an die Niederlande an; Minden, der Sparenberg, Lippstadt, Hamm, Wesel, Calcar bildeten eine Festungsreihe, in der nur Eine Lücke war, die Dortmund ausgefüllt hätte; man sieht, warum der Kurfürst vom Reich als Satisfaction Dortmund forderte, warum Mühlhausen und Nordhausen, die Etappen von Halle zur Weser auf der Südseite des Harzes mit Umgehung Hannovers.[646])

Mit vollkommen richtiger Einsicht hatte der Kurfürst es als ein gemeinsames Interesse der Coalition, als die einzige Sicherung der Mitte Europas bezeichnet, daß den Schweden ihre deutschen Provinzen nicht zurückgegeben, daß ihre pommerschen Lande ihm gelassen würden. Es wäre damit ein norddeutsches Machtgebiet hergestellt gewesen, das, der Küsten Herr, die schlaffe Republik Polen im Rücken, mit seiner ganzen Spannkraft gegen Westen gewandt, den Druck Frankreichs auf den Oberrhein paralysirt hätte.

Daß Frankreich Alles daran setzte, es zu hindern, war begreiflich; desto unbegreiflicher, daß die Alliirten, der Kaiser und die Staaten in erster Linie, nicht das zu erzwingen suchten, was Frankreich so eifrig war zu hindern.

Je deutlicher der Kurfürst die militairische Lage Europas Frankreich gegenüber erkannte, desto furchtbarer mußte für ihn die Wendung der Dinge sein, die ihn zwang, das eroberte Pommern den so oft und so gründlich von ihm geschlagenen Schweden zurückzugeben. Nicht bloß, daß er damit von einer Höhe, die er bereits erstiegen hatte, viele Stufen abwärts stieg; nun setzte der erbitterte Nachbar ihm wieder den Fuß auf den Nacken, und er mußte auf dessen Rache gefaßt sein. Zugleich von den Weserlanden, von Pommern, von Liefland her konnte Schweden ihn fassen; vielleicht, daß der Polenkönig dann nachholte, was er 1679 versäumt hatte; vielleicht, daß die östreichische Politik mithalf, damit nur ja nicht „das neue Königthum der Vandalen“ zur Wahrheit werde.

Nicht Neigung, noch Erbitterung trieb den Kurfürsten, die Alliance Frankreichs zu suchen. Aber er stand völlig isolirt; er bedurfte eines Rückhaltes für den schlimmsten Fall, und es bot sich ihm kein anderer.

Aber mit dieser Wendung trat er vollständig aus der politischen Richtung hinaus, die er bisher verfolgt hatte. Er kam nicht bloß mit dem, was er sonst gethan und gewollt, in Widerspruch, sondern die schiefe Stellung, in die ihn die Gewalt der Umstände gebracht, machte sich ihm bei jedem weiteren Schritte auf das Peinlichste fühlbar. Von den großen deutschen und europäischen Interessen, die er bisher vertreten, war er auf das bescheidene Maaß der Selbsterhaltung reducirt; und eben damit war das Wesen seines Staates gelähmt; das, was ihn von den anderen deutschen Territorialbildungen unterschied, was ihn rechtfertigte, war dahin.

Für des Kurfürsten Art zu sein ein unerträglicher Zustand. „Er kann die Leidenschaftlichkeit nicht verbergen, mit der große Pläne in ihm

gähren," schreibt einer der fremden Diplomaten an seinem Hofe. Er suchte die Wege aus diesem Labyrinth falscher Stellungen hinaus in Wendungen, deren Kühnheit die Welt in Erstaunen setzte, mit einem Selbstgefühl der doch ungebrochenen Kraft, der doch bleibenden Bedeutung seines Staates, das diejenigen beschämte, die es bequem gefunden hatten, ihn allein in der Bresche zu lassen; nicht ohne einen scharfen Zug von Groll gegen sie, die nun rath- und hülflos, wie sie waren, ihn gerne zum zweiten Male für die gute Sache, die nur er retten könne, ins Feuer geschickt hätten.

Diese Wendungen der brandenburgischen Politik zu verfolgen, ist das Interesse, das die nächsten Jahre für unsere Betrachtungen haben.

Neue Bahnen.

Wie oft hatte Friedrich Wilhelm, wie eindringlich noch im Frühling 1679 seine Alliirten vor dem Frieden gewarnt, den sie zu schließen im Begriff standen, sie gemahnt, zu ihm zu stehen, da Frankreich den mit ihnen kaum erst geschlossenen Frieden schon mißachte und breche. Man hatte ihn nicht gehört; und er hatte die Waffen strecken müssen. Sofort begannen jene Reunionskammern ihre Thätigkeit; am Oberrhein, in den spanischen Niederlanden nahm auf Grund ihrer Entscheidungen Ludwig XIV. Gebiete in Besitz, die man gegen ihn sicher zu stellen eben jenen Frieden geschlossen hatte. Vergebens sprach Karl II. von England sein Befremden darüber aus; vergebens machte der kaiserliche Hof bemerklich, daß ein solches Verfahren gegen den Frieden sei, den man geschlossen; selbst in Holland, selbst in Amsterdam wurde die Stimmung gegen Frankreich kühl und mißtrauisch, doppelt mißtrauisch, als Louvois dringend, mit großen Verheißungen ein Bündniß anbot, mit der Bedingung, daß Holland nichts in den Weg lege, wenn er Spanien an den Pyrenäen oder in Italien angreife.[647])

Da glaubte der Prinz von Oranien — auch er wurde als Inhaber der Grafschaft Chiny vor die Kammer von Metz geladen — es möglich und an der Zeit, mit einem neuen Entwurf zu einer großen Allianz hervorzutreten, die sich um Holland und England schließen sollte. Man stimmte ihm in London völlig bei: es sei nothwendig, den Bestand der spanischen Niederlande zu retten. Auf den Kaiser, auf Dänemark glaubte man ohne Weiteres rechnen zu können, auch auf den Hof von Madrid, so drohend

er eben jetzt die endliche Rückgabe von Mastricht forderte. Vor Allem galt es, den Brandenburger zu gewinnen.

Im Januar, ungefähr gleichzeitig mit dem Grafen Rebenac, kam Herr von Amerongen nach Berlin; Rebenac, die engere Allianz, deren Grundzüge in St. Germain und Fontainebleau verabredet waren, zu verhandeln; Amerongen mit dem formellen Auftrag, das tiefe Bedauern der Hochmögenden und des Prinzen über die harten Schreiben, in denen der Kurfürst seine Unzufriedenheit gegen sie ausgesprochen, zu bezeugen.[648])

Die Art, wie Frankreich mit der Räumung Wesels verfuhr, die Prätensionen Schwedens in Pommern schützte, das Haus Braunschweig vertrat, die im Vertrage zugesagten Zahlungen verzögerte, gab nicht eben Beweise von großer Rücksicht auf die neu gegründete Freundschaft. Aber noch seltsamer war die Form, in der Amerongen die alte wiederherzustellen versuchte.

Natürlich war gleich die erste Forderung an Amerongen die Nachzahlung der Subsidien, die Holland von 1676 an schuldete. Er erklärte (18. Januar): zuerst handle es sich um Erfüllung des Tractates von 1678, nach dem Schenkenschanz an die Staaten übergeben, die geldrische Compromißsache und die hoefysersche Schuld in Güte verglichen werden sollten; wenn der Kurfürst diesen Tractat erfüllen wolle, werde der Prinz sich bemühen, daß die Subsidien von 1676, so schwer es den Staaten falle, nachgezahlt würden;[649]) zu Weiterem seien sie nicht verpflichtet, da sie im Ausgang des Jahres 1676 angekündigt hätten, sie seien außer Stande, weiter zu zahlen; auch jene Zahlung könne nur erwirkt werden, wenn durch sofortige Erfüllung des Vertrages von 1678 die öffentliche Meinung in Holland, die wegen der in Druck verbreiteten Briefe des Kurfürsten sehr aufgeregt sei, beruhigt werde.

Mit Recht war man über diese Art der Annäherung erstaunt. War denn damit die Vertragspflicht der Staaten zu Ende, daß sie einseitig erklärt hatten, sie von 1677 an nicht mehr erfüllen zu können? und die Subsidienschuld bis Ausgang 1676, die von ihnen selbst als eine liquide anerkannt war, durfte deren Zahlung an eine neue Bedingung geknüpft, sie selbst damit in Frage gestellt werden? und endlich: was Amerongen vorgebracht, war nur „particuläre" Aeußerung des Prinzen, verpflichtete die Staaten in keiner Weise.[650])

Die nächste Erklärung des Kurfürsten lautete: daß Schenkenschanz nicht übergeben werden könne, bevor die Staaten seine billigen Forderungen

befriedigt hätten. Es wurde her und hin conferirt; auch Briefe vom Rathspensionair Fagel trafen ein, die nicht anders sprachen, als wenn der Kurfürst froh sein müsse, daß die Staaten auch ihm zum Schutz sich Frankreich entgegenstellten; aber man könne die Eingesessenen nicht mit der Bezahlung jener Subsidien von 1676 beschweren, wenn man der Freundschaft des Kurfürsten nicht völlig versichert sei; das Mißtrauen gegen ihn sei nicht minder geworden, seit man zu wissen glaube, daß er geäußert habe, auf England und die Staaten sei kein Verlaß.[651]

Es lag dem Kurfürsten daran, sich mit den Staaten zu arrangiren; vor Allem darum, weil er wußte, wie er damit den Gegnern des Prinzen von Oranien, der ihm persönlich werth war und in dem er die Hoffnung Europas sah, das Spiel verderbe. Er erklärte sich bereit, vorerst mit der Zahlung von 1676 zufrieden zu sein, wenn die Zahlungspflicht auch für 1677 und 1678 anerkannt und terminweise Abzahlung zugesichert werde; er wolle dann sofort Schenkenschanz räumen. Amerongen hatte keine Instruction darauf; die Staaten ließen das Jahr zu Ende gehen, ohne zu antworten.

Gleichzeitig wurde mit Rebenac über die engere Allianz verhandelt; ein erster Entwurf wurde, wie es scheint, im April fertig. Man war einig über die wesentlichen Punkte für eine Defensivallianz, über den gegenseitigen Beistand, den Frankreich mit 12,000, Brandenburg mit 6000 Mann leisten werde, über die Fälle, in denen die Allianz wirksam werden solle; nur in Betreff der Defension dessen, was Frankreich durch den Nymweger Frieden gewonnen, gegen den Brandenburg protestirt hatte, ergaben sich Schwierigkeiten. Das Reich verstand diesen Frieden anders, als Frankreich, und Frankreich behauptete von den kaiserlichen Gesandten in Nymwegen Zugeständnisse erhalten zu haben, von denen der Reichstag durchaus nichts zu wissen erklärte; man dürfe, erklärte Meinders, um nicht offensiv gegen das Reich zu erscheinen, nur sagen, „was Frankreich durch den Frieden, wie solcher vom Reich approbirt und ratificirt sei, erlangt habe."

Im März und April kam auch der kaiserliche Gesandte Graf Lamberg, auch der englische Southwell nach Berlin; auch sie sofort thätig, dem französischen Einfluß entgegenzuarbeiten, Southwell mit dem positiven Antrag zum Eintritt in die „Association," die im Werk sei, der kaiserliche Gesandte zugleich mit der Einladung zu einer Zusammenkunft aller deutschen Kurfürsten und Fürsten, um die Aufstellung eines mächtigen Heeres zur Vertheidigung des Reichs zu berathen.

Der Kurfürst hatte es gegen sie kein Hehl, daß auch ihn die Uebermacht Frankreichs beunruhige; Frankreichs Absicht sei, die Bastille nach Deutschland zu bringen; er sei besorgt und erschrocken über das, was geschehe, und über das Aergere, was noch bevorstehe; aber er könne nach den Erfahrungen, die er gemacht, keinen ersten Schritt thun, der Frankreich beleidige, oder ihm mißdeutet werden könne; „meine Antwort an den Kaiser ist: waffnet euch selbst, bringt alle anderen Fürsten dahin, dasselbe zu thun, was ich bereits gethan habe; dann können wir mit Sicherheit zusammenkommen, kühn beschließen und unverzüglich unsere Macht aussenden, zu vollziehen, was wir beschlossen haben."

Er wußte nur zu gut, wie wenig daran zu denken sei; die Verhandlungen mit Amerongen zeigten ihm, wie man im Haag noch ebenso vom hohen Pferde spreche, wie sonst; aus Madrid berichtete sein Gesandter v. Roucq, daß noch weniger die Krone Spanien Anstalt mache, die Subsidien, die sie schulde, zu zahlen. Aber es war ihm erwünscht, daß man so um ihn warb; es lag ihm daran, dem französischen Hofe zu zeigen, daß er sich ihm keineswegs auf Gnade und Ungnade zu ergeben habe; er ließ Rebenac wissen, wie große Erbietungen er um der Freundschaft Frankreichs willen zurückweise.

Er begann Spielraum zwischen Beiden zu gewinnen. Graf Rebenac war unermüdlich ihm darzulegen, wie tief zerrüttet die inneren Verhältnisse Englands seien, wie auch in den Staaten des Prinzen Gegner das volle Uebergewicht hätten. Und wieder die Anderen zeigten, wie Gefahr im Verzuge sei, wie Frankreichs Uebermacht und Uebermuth mit jedem Tage entsetzlicher werde. Er wußte das Eine wie das Andere; war es seine Schuld, daß es dahin gekommen? Seine Ansicht war: „nur in Englands Macht sei das Gegengewicht gegen Frankreich zu finden;" aber am wenigsten der Politik der Stuarts hatte er Anlaß zu vertrauen; und Karl's II. Thronfolger war der Herzog von York, der Convertit: „nie werde das Volk von England einen papistischen König dulden; er erwarte dort nichts als Verwirrung." Die Mittheilung, daß England bereits mit Spanien in Allianz getreten, imponirte ihm nicht; weniger noch der Eifer der Kaiserlichen, ihre Hindeutung auf die Verfolgung der Hugenotten in Frankreich, von der Markgraf Hermann von Baden, der nach Berlin kam, der Katholik, die Stirn hatte zu sprechen, — als wenn in den kaiserlichen Landen die Lage der Evangelischen minder entsetzlich wäre. „Er argwöhne," sagte der Kurfürst zu einem der Gesandten, „ein falsches Spiel zwischen

dem Kaiser und Frankreich und daß ein Plan zur Zerstörung des Protestantismus im Werke sei."

Southwell, der die Lage des Kurfürsten den nach Rache dürstenden Schweden, den nach Preußen lüsternen Polen gegenüber würdigte, schreibt Ende Juni: „es ist kein Zweifel, daß der Kurfürst sich weder dem Kaiser, noch auch England auch nur einen Schritt breit nähern wird, so lange er nicht sieht, daß alle übrigen sich eingelassen haben und ihm keine andere Wahl bleibt; einstweilen ist er gegen plötzliche Ereignisse, die eintreten könnten, hinreichend gedeckt; er besitzt ein gutes Heer und ist im Stande, es zu erhalten; er lebt so gleichsam mit aufgezogener Zugbrücke, auf Bedingung der Ehre und Selbstvertheidigung." Er nennt ihn „eine tapfere und große Gestalt, obgleich der Vorzug seiner Stellung Andern zu einem gefährlichen Beispiel wird, welche vergessen, daß sie kein Preußen zu beschützen haben." Er sagt von den Ministern des Kurfürsten: „alle seien einig, daß er sich mit Frankreich weder einigen wolle, noch zu seinem Vortheil einigen könne, auch hoffe und verlange Frankreich nichts von ihm, als daß er neutral bleibe."

Die Beobachtungen Southwell's drangen doch nicht völlig auf den Grund. Am wenigsten des Kurfürsten Art war es, jenem buridanischen Thiere gleich zwischen den zwei Heubündeln unschlüssig zu hungern und zu verhungern. Man unterschätzte seine reale Macht ebenso, wie seine Thatkraft, wenn man glaubte, daß er hinter der aufgezogenen Zugbrücke stille sitzen werde, bis die Dinge an ihn kämen.

Eben jetzt gab der Tod des Administrators von Halle den ersehnten Besitz des Fürstenthums Magdeburg, der beiden wichtigsten Positionen Magdeburg und Halle, eine Stimme mehr auf dem Reichstage, das Mitdirectorium im niedersächsischen Kreise.

Fürst Bogislav Radziwil hatte ihm die Vormundschaft seiner Tochter Louise, seiner einzigen Erbin, anvertraut, mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß sie und ihre großen Besitzungen in Litthauen und Polen dereinst in das kurfürstliche Haus übergehen möchten. Es war bekannt, daß der Polenkönig sie für seinen Sohn Jacob Sobieski und für die katholische Kirche zu gewinnen wünsche. Der Kurfürst traf in aller Stille die Einleitungen, die junge Fürstin mit seinem zweiten Sohn zu vermählen, dem hellen, hochbegabten Markgrafen Ludwig, dem Liebling des Oraniers, der, selbst ohne Hoffnung auf Nachkommenschaft, von dem Kurprinzen auf ihn auch das Erbrecht ihrer oranischen Mutter übertragen zu sehen wünschte. Trotz aller Schwierigkeiten, die von Seiten des polnischen Hofes und der Seiten-

linien des Hauses Radzivil gemacht wurden, fand Anfangs 1681 die Vermählung statt. Die Erbitterung am polnischen Hofe war maaßlos; es genügte, daß man sie nicht fürchtete.

Tiefer schnitten andere Dinge ein, Dinge, die freilich die einfache Consequenz der bisherigen Vorgänge waren, nur daß die Betroffenen sehr entfernt waren, sich einzugestehen, daß dem so sei.

Begreiflich, daß das officielle Deutschland, wie es in Regensburg bei einander saß, über die Reunionen entrüstet war und mit seiner Entrüstung den populärsten Beifall fand. Man kam dort zu sehr tapferen Entschlüssen: man verfaßte einen feierlichen Brief an den König von Frankreich, einen andern an den König von England, den Friedensvermittler, die stricte Innehaltung des Friedens zu fordern. Der brandenburgische Gesandte, Gottfried von Jena, empfing die Weisung, nicht mit zu unterzeichnen, da Brandenburg an dem Nymweger Frieden keinen Theil habe und haben wolle. Man erstaunte, man nahm keine Rücksicht darauf; man wich auch dann nicht zurück, als Oestreich die Unterschrift weigerte, da der Reichstag nicht ohne den Kaiser mit auswärtigen Mächten correspondiren könne. Die Schreiben wurden abgesandt und blieben wirkungslos.

Oestreich hatte ein paar kleine Reichsstädte in Schwaben als Ersatz für Freiburg gefordert, das in nicht ehrenvoller Weise an den Feind verloren war. Der Kurfürst hatte einen anderen Rechtstitel, Schadenersatz vom Reich zu fordern. Das Reich hatte ausdrücklich die Garantie seiner rheinischen Lande übernommen und dann nichts gethan, sie zu decken; es hatte ihm gleich nach der Schlacht von Fehrbellin Garantie und Satisfaction gegen Schweden zugesichert und dann durch den Reichsfriedensschluß dazu gethan, daß er aufgeben mußte, was er erobert hatte. Jetzt forderte er, „daß ihm die versprochene Garantie und Satisfaction auch wirklich prästirt werde" (4. Mai). Münster und die braunschweigischen Herren, sagte Jena, hätten Aemter in Pfand erhalten, auf die sie kein Recht, als das der Eroberung besäßen, während der Streifen Land an der Oder entlang nur dem Wortlaut des westphälischen Friedens gemäß an Brandenburg zurückgekommen sei; der Kurfürst fordere nichts, was Anderen zum Schaden gereiche; er werde sich begnügen, wenn ihm etwa die Exspectanz auf Ostfriesland und ein paar kleine Reichsstädte, Dortmund, Nordhausen, Mühlhausen, gegeben würden. Man hatte hundert Gründe, ein so haarsträubendes Verlangen abzuweisen.

Man wird das in Berlin vorausgesehen haben; es mochte zweckmäßig erscheinen, das Reich daran zu erinnern, daß es in Brandenburgs Schuld

sei. Es gab im Reich kaum ein Territorium, das wichtiger, zerrütteter, gefährdeter war, als Ostfriesland, das Land mit dem besten Hafen der deutschen Nordseeküste. Der Kurfürst ließ es nicht mehr aus den Augen.

Wie Holland, so schuldete die Krone Spanien die Subsidien mehrerer Jahre, 1,800,000 Thlr. Die Staaten hatten wenigstens ein Angebot gemacht; am Hofe zu Madrid wollte man nichts davon hören, daß Pommern der Preis gewesen sei, für den Spanien das, was es in den Niederlanden verloren, zurückerhalten habe; man läugnete nicht, daß man das Geld schulde, aber man lehnte die Zahlung ab, mit dem sehr triftigen Grunde: man habe nichts. Der Kurfürst war nicht in der Laune, sich von der bettelstolzen Insolenz dieses Hofes zum Narren halten zu lassen; „er werde andere Maaßregeln ergreifen zu seinem Gelde zu kommen,“ ließ er seinen Gesandten in der Abschiedsaudienz erklären, dieselbe Erklärung durch General Spaen in Brüssel wiederholen. In Madrid, wie in Brüssel mochte man denken: weder Holland, noch Frankreich dulden einen Angriff auf Geldern.

Es gab noch andere Wege. Auch Frankreich, auch Holland hatten sich gelegentlich durch Aufbringen spanischer Schiffe für Geldsummen, die Spanien schuldete, bezahlt gemacht. Der Kurfürst ließ sechs Fregatten und einen Brander ausrüsten und unter Befehl von Cornelis Claſſen van Beveren in See gehen.[652]) Nur dem französischen und dänischen Hofe wurde Mittheilung von dem Plane gemacht; dem dänischen, um der Fahrt durch den Sund sicher zu sein und, da auch Dänemark drei Millionen zu fordern habe, es zur Theilnahme aufzufordern, die abgelehnt wurde; dem von Paris (25. Mai), um den brandenburgischen Schiffen „in den Porten, Seehäfen und Festungen der Krone Frankreich Sicherheit, Vorschub und Retraite“ zu erwirken, eine Vergünstigung, die bereitwilligst gewährt wurde: der König werde in solcher Execution keinen Bruch des allgemeinen Friedens sehen.

Wie erstaunte die Welt, als durch die Zeitungen die Nachricht lief, daß sechs Kriegsschiffe mit dem rothen Adler auf weißem Felde in der Flagge dicht vor Ostende ein reichbeladenes spanisches Schiff von 50 Kanonen aufgebracht hätten. Es war nur ein Anfang; während van Beveren den stolzen „Carolus II.“ durch den Sund nach Pillau führte, um ihn dort kriegsmäßig auszurüsten, kreuzte der Vicecommandeur Cornelis Reers mit fünf Schiffen im Canal, dem Herzog von Parma aufzulauern, der Villaharmosa als Gouverneur in Brüssel ablösen sollte.[653])

Nicht bloß der Hof zu Madrid war über diese „Insolenz“ einer Marine,

von deren Dasein man nicht einmal gewußt, außer sich; in England, Schweden, den Staaten zeigte sich eine Aufregung und Erbitterung, die nur zu sehr verrieth, wie ihr größtes Interesse sei, keine deutsche Marine emporkommen zu lassen. England sandte Kriegsschiffe aus, den Herzog von Parma zu schützen; die Schweden eiferten in Kopenhagen, im Haag überall, Brandenburg habe gar nicht „das Recht der Admiralität;“ von spanischer Seite erschienen die heftigsten Libelle gegen Brandenburg, die Aufforderung an die Staaten, den Verträgen gemäß Hülfe zu leisten.

Schon kam für die Holländer zu diesem Aergerniß ein zweites, das sie in ihrem eigenen Interesse traf.

Zugleich mit jenen Schiffen, mit drei anderen, die vorerst an der flandrischen Küste kreuzen sollten,[654]) hatte der Kurfürst zwei Fregatten, das „Wappen von Kurbrandenburg“ und den „Morian“, nach Guinea und Angola gesandt, „um daselbst Handel und Gewerbe, so zu niemandes Schaden gereiche, zu treiben.[655]) Es gelang dem dort kundigen Capitain Philipp Pietersen Blonck bald, mit einigen der Neger-Stämme Verbindung anzuknüpfen und sie zu bestimmen, daß sie den Kurfürsten von Brandenburg als ihren Herrn und Beschützer anerkannten.[656]) Das hieß nach der Meinung der Holländer nichts anderes, als ein Bruch der Privilegien ihrer westindischen Compagnie; sie erkannten sehr richtig, daß der Kurfürst, von dem kühn speculirenden und energisch ausführenden Benjamin Raule berathen, noch andere größere Dinge im Schilde führe, ihnen Concurrenz zu machen. Schon verlautete, daß in Königsberg und Colberg, wo Holz und Tagelohn billiger, als in Holland, der Schiffbau im Großen eingerichtet werden solle, daß Gesellschaften für den Holzhandel, daß eine Bank- und Feuerversicherungsgesellschaft, daß eine afrikanische Handelsgesellschaft, eine Expedition „nach Ostindien und dem Rothen Meere“ u. a. im Werke sei; jener Antrag auf Ostfriesland zeigte, wie weit hinaus der Kurfürst rechne.

Allerdings gingen seine Pläne so weit hinaus. Schon einmal, in seinen jungen Jahren, ehe der westphälische Friede ihm Pommern entriß, hatte er Anfänge zu einer ostindischen Handelsgesellschaft gemacht, den Kauf der dänischen Colonie Tranquebar eingeleitet u. s. w., Gedanken, die er nicht aufgehört hatte mit Vorliebe zu pflegen, wenn auch die Ungunst der Zeiten seine Handelspolitik nicht zu großen Ergebnissen hatte kommen lassen. Jetzt, wo die größte Colonialmacht Spanien sichtlich verfiel, wo Holland und England politisch im Sinken waren, schien es möglich, in der Reihe der Colonial- und Handelsmächte eine Stelle zu erringen. In diesen Richtungen, in Handel, Industrie, Schifffahrt, Colonien, in der activen

Theilnahme an dem Welthandel schien sich ihm ein Ersatz, und der für seine Lande segensreichste, für das zu bieten, was in der Politik der continentalen Uebermacht Frankreichs gegenüber aufgegeben werden mußte; in diesen Bereichen war nicht die Mißgunst Frankreichs zu fürchten, das vielmehr gern zu sehen schien, wenn den Holländern, Engländern, Spaniern Concurrenz gemacht wurde. Und wieder diese, wie unleidlich ihnen das Emporkommen deutscher Navigation und Commercien sein mochte, hatten allen Grund, Brandenburg, auf das sie in ihren Associationsplänen rechnen mußten, mit Discretion zu behandeln.

Im Herbst 1680, als die Aufregung wegen der brandenburgischen Flagge in hohen Wogen ging, als zugleich die Occupation des Stadtgebietes von Straßburg mit französischen Truppen, die Aufforderung an die Stadt, der Krone Frankreich den Treueid zu leisten, wie ein Schreckensruf durch Deutschland ging, machten die Gesandten von England, Holland und dem Kaiser einen neuen Versuch, den Kurfürsten zu gewinnen. Southwell stellte auf das Eindringlichste vor, was zu befahren sei, wenn man weiter zusehe; Graf Lamberg bot Satisfaction für Jägerndorf, reichliche Subsidien, das Generalat der Reichsarmee, wenn der Kurfürst sich erklären wolle. Es kam ein Gesandter von Herzog Ernst August, der nun nach des Bruders Tod Hannover und Osnabrück hatte und dafür galt, in dem Maaße sich den Verbündeten zuzuwenden, als sich Brandenburg von ihnen entfernte.[657]) Der Prinz von Oranien, der einen Besuch am hannoverschen Hofe machte, entschloß sich, selbst nach Potsdam zu gehen, wo man allerdings darauf gespannt war, ob er es für schicklich halten werde, es nicht zu thun.

Er wurde dort gern und mit ausgesuchter Aufmerksamkeit empfangen. Daß er mit dem Kurfürsten und dessen Ministern eingehende Besprechungen hatte, ist überliefert; über deren Verlauf und Ergebniß ist nur bekannt, daß er die Vermittelung mit Spanien anbot und vom Kurfürsten eine schriftliche Erklärung der Annahme erhielt.

Daß der Kurfürst mit ihm in der Ansicht über die allgemeine Lage der Dinge übereinstimmte, kann kein Zweifel sein; aber er wird ihm wie Southwell gesagt haben, daß er weder auf die Kraft Englands, noch auf den guten Willen der Hochmögenden „Staat machen" könne, daß Kaiser und Reich jetzt ebenso wenig und weniger als früher zum Kriege fähig seien; Straßburg sei in höchster Gefahr und der Kaiser thue weder selbst etwas, noch schlage er in Regensburg Mittel und Wege vor, die wichtigste Stadt am Rhein zu retten. „Er wird sich ruhig verhalten," schreibt South-

well, „bis wirklich Heere aufgestellt sind, welche, sobald er mit in die Waagschale tritt, Frankreich besiegen können."

Nicht folgen, sondern vorangehen sollte nach der Meinung der Alliirten Brandenburg. Es scheint, daß der Prinz von Oranien jene schriftliche Erklärung als ein Zeichen weiter gehenden Verständnisses mißbraucht habe; daß in Paris Mißtrauen erregt sei, zeigte sich darin, daß die Verstärkung der Besatzung im Clevischen, um einen etwaigen Angriff der Spanier abzuweisen, verbeten wurde. Es kamen Gerüchte, daß das sehr gelockerte Verhältniß Frankreichs mit Schweden wiederhergestellt, daß eine neue Allianz im Werke sei.

Am wenigsten dazu durfte Friedrich Wilhelm es kommen lassen. Und daß Ludwig XIV. jetzt noch daran gelegen war, sich mit ihm zu verhalten, zeigten die entgegenkommenden Erbietungen in Betreff der Defensivallianz, die seit Monaten geruht hatte.

Der Tractat wurde im December festgestellt, am 11. Januar unterzeichnet: eine Defensivallianz auf zehn Jahre, „denjenigen Mächten entgegenzutreten, die Krieg zu säen, und die Reichsstände zu Entschließungen zu bringen suchten, welche geeignet seien, den Frieden zu stören, den der König habe geben, dem er so große Opfer habe bringen wollen." Die Fassung in Betreff des Nymweger Friedens, die der Kurfürst gewünscht hatte, war abgelehnt worden; ein Artikel verpflichtete ihn, auf den Reichs- und Kreistagen dahin zu wirken, daß keine Beschlüsse gefaßt würden, welche den billigen Anforderungen des Königs entgegen seien, deren er „nach den Ergebnissen des Nymweger Friedens und den zwischen seinen und den kaiserlichen Gesandten gehaltenen Conferenzen" eigentlich bei Weitem größere zu machen berechtigt sei. Der König verpflichtete sich, wenn die Krone Spanien die brandenburgischen Repressalien zur See als Kriegsfall ansehen sollte, zu Wasser und zu Lande für den Kurfürsten einzutreten; er versprach, daß diese Allianz auch dann in Wirkung treten solle, wenn Brandenburg wegen der Vermählung der Prinzessin Radzivil angegriffen würde; er erkannte die oranische Succession der kurfürstlichen Prinzen erster Ehe an und versprach, sie auf alle Weise zu fördern; er zahlte 100,000 Thaler jährliche Subsidien in Quartalraten. Man verpflichtete sich, in den polnischen Angelegenheiten und namentlich bei einer neuen Wahl im Einverständniß zu verfahren, Dänemark wo möglich zum Eintritt in das Bündniß zu gewinnen, Kurbaiern, Kursachsen, die sächsischen und braunschweigischen Fürsten ebenso heranzuziehen. In den ersten Märztagen wurden die Ratificationen ausgewechselt.

Der Ton nicht minder, wie der Inhalt des Vertrages war demüthigend. Nicht bloß, daß Ludwig XIV. seinen Eingriffen in das Reichsgebiet keinerlei Grenze bestimmte; er verpflichtete den Kurfürsten für die Reichsangelegenheiten in einer Weise, die jede deutsche Politik für immer unmöglich zu machen drohte; er hatte in dem von Dänemark, Baiern, Kursachsen u. s. w. Gesagten eine Form gefunden, die für Brandenburg wichtigsten Allianzen gleichsam unter französische Controlle zu stellen; was er dafür gewährte, war der Art, Brandenburg seinen alten Beziehungen gründlich und für immer zu entfremden. Bei dem geringsten Schein, als könne es zu ihnen zurückkehren, war der Hof zu Paris allarmirt, und Graf Rebenac, lauernd, petulant, immer rührig und immer zäh, war der Mann dazu, den Kurfürsten fühlen zu lassen, daß ihm die Hände geschnürt seien; ein Gerücht, daß die Rückgabe von Schenkenschanz im Werke sei, genügte, ihn zu drohenden Aeußerungen zu veranlassen; daß in Regensburg auf des Kaisers Aufforderung vom 17. Januar, sich zur Erhaltung des westphälischen und Nymweger Friedens und gegen die drohende Türkengefahr in Verfassung zu setzen, auch Brandenburg sich bereit erklärt hatte, 2400 Mann bereit zu halten, machte förmliche Deductionen nöthig, um zu entschuldigen, daß es geschehen sei.

Mochte der Kaiserhof, mochte Kurpfalz, die Fürsten und Stände in den vorderen Kreisen, die so eifrig zum Frieden gedrängt, sich in Phrasen der Entrüstung und Projecten zu neuem Kampfe ergehen, das Mißtrauen Frankreichs bezeichnete, daß es auf Brandenburg ankomme; „kein Tag vergeht," schreibt Rebenac seinem Hofe, „wo ich den Kurfürsten nicht auf neue Proben stelle, und er wagt in keiner zu versagen; aber ich höre nicht auf, Mißtrauen zu empfehlen, und wenn man mir folgt, wird man nicht zur Dupe Brandenburgs werden ... mein Geschäft wird schwerer mit jedem Tage, und das um so mehr, weil es ein stummes Spiel ist, dem ich gegenüber stehe; ich habe Mühe, nicht in ihre groben Fangnetze zu fallen."

Er und andere fremde Gesandte bemerkten, daß des Kurfürsten „Respect" in Deutschland größer sei, als zu irgend einer früheren Zeit.

Die Association.

Die Vermählung des Markgrafen Ludwig wurde vollzogen, ohne daß polnischer Seits viel mehr als Geschrei darüber gemacht wurde.

Die Vermittelung mit Spanien, die der Oranier angeboten hatte, führte zu nichts. Die einmal begonnenen Repressalien wurden fortgesetzt.

Freilich die nach Westindien gesandte Escadre brachte in den vier Monaten, die sie dort kreuzte, nichts auf als ein spanisches Schiff[658]) und kehrte dann nach Europa zurück, beim Texel (im Mai 1681) verweilend, um die spanischen Schiffe abzufangen, die 60 Geschütze nach Amsterdam führen sollten, um die dort für spanische Rechnung segelfertig gemachten schweren Schiffe zu armiren; nach vergeblichem Harren segelten die Fregatten weiter nach Pillau, wo sie im Juni eintrafen. Dort war bereits eine neue Escadre ausgerüstet, die Ende Juli unter dem Commandeur Thomas Aldersen in See ging mit dem Auftrage, bei St. Vincent auf spanische Prisen, wo möglich auf die Gallionen der Silberflotte zu fahnden. Am 30. September kamen ihnen von Gallizien her segelnde Schiffe in Sicht, die sie für die Gallionen hielten; ihnen entgegeneilend, um sie anzugreifen, erkannten sie, daß es zwölf schwere Kriegsschiffe seien, sie konnten schon nicht mehr dem Gefecht ausweichen; mit Verlust von 10 Todten und 30 Verwundeten erreichten sie den Hafen von Lagos.[659])

Natürlich, daß das Gerücht immer ärgere Dinge von den Brandenburgern verbreitete, förmliche Seeräuberei sollte namentlich Capitain Lacher mit seinen Fregatten treiben, selbst ein holländisches Schiff angehalten und gebrandschatzt haben. Es war so, nur daß dieser Holländer spanische Seebriefe hatte, und „weil er ein armer Teufel", hatte Lacher ihm für 100 Thaler Schiff und Ladung wieder freigegeben. Dem wiederholten Drängen der Krone Spanien gaben die Hochmögenden so weit nach, daß sie ihren Eingesessenen — und die brandenburgischen Schiffe waren von solchen geführt und bemannt — fremde Dienste verboten. Aber tausende brandenburgischer Unterthanen, besonders aus Cleve und Mark, waren in staatischem Dienst; auf die Androhung gleicher Avocatorien brandenburgischer Seits fand man im Haag nöthig einzulenken. Desto dreister ging die westindische Compagnie vorwärts, um das brandenburgische Unternehmen auf Guinea, das guten Fortgang hatte, zu Grunde zu richten. Von den Compagnieschiffen dort wurde das „Wappen von Brandenburg" in offener See aufgebracht. Vergebens, daß der Kurfürst im Haag die Freiheit der Meere, die völkerrechtliche Befugniß zu friedlichem Handel in neutralen Gebieten geltend machte. Auch ein Paar Schiffe, die Raule für Guinea ausrüsten ließ, wurden confiscirt.[660]) Die Verhandlungen wegen der Subsidien standen still.

Unter den Gebieten, die Frankreich sich auf dem Wege der Reunionen angeeignet hatte, war auch Zweibrücken, in dessen Besitz jetzt nach Erbgang König Karl XI. von Schweden kam. Ludwig XIV. sprach ihm die Erwartung aus, daß er lieber von ihm, als vom Kaiser die Belehnung empfangen

werde. Aber seit Frankreich ihm jene Friedensschlüsse, einen nach dem anderen, octroyirt hatte, war Karl XI. voll tiefen Grolls gegen die Macht, die damit prunkte, ihn gerettet zu haben. Er wandte sich an den Kaiser, die Belehnung zu empfangen; er erbot sich im Haag zu einer Allianz (März). Im Herbst war sie fertig; dann trat der Kaiser, es trat die Krone Spanien der Association förmlich bei: dem Wortlaut nach nur eine gegenseitige Garantie des westphälischen und Nymweger Friedens, mit der Bestimmung im Fall streitiger Auslegung ein Schiedsgericht zu bestellen, dem sich jeder Betheiligte zu fügen habe. Da vorauszusehen war, daß sich Ludwig XIV. dem nimmermehr unterwerfen werde, war die Verbindung in der That eine Coalition gegen Frankreich,[661]) gegen die Universalmonarchie.

Mit der größten Spannung hatte der Kurfürst die schwedischen Verhandlungen verfolgt; es gab für ihn kein wichtigeres Interesse, als die Beziehung Schwedens zu Frankreich sich lockern, zerreißen zu sehen; er athmete auf, als es geschehen war.

Freilich die Spaltung, die Ohnmacht Deutschlands wurde um so größer, je mehr sich die östreichische Politik der Krone zuwandte, die für Norddeutschland das war, was Frankreich für das rheinische. Konnte die Coalition, die so unglücklich gegen Frankreich gekämpft, stärker zu sein hoffen, wenn in ihr das so oft besiegte Schweden die Stelle der Macht einnahm, von der es besiegt war? oder rechnete man darauf, Brandenburg um so sicherer zu gewinnen, nöthigenfalls zu zwingen?

Die Reunionen nahmen immer größere Dimensionen an, immer frivolere Rechtstitel wurden vorgewandt; weil das Kloster Weissenburg einst von König Dagobert gestiftet sei, wurde Stadt und Gebiet Weissenburg, und weil Germersheim vor Jahrhunderten dem Kloster gehört habe, auch Germersheim eingezogen; weil die Grafschaft Alost zwischen Brüssel und Gent von den Franzosen besetzt und nicht ausdrücklich im Frieden zurückgegeben worden sei, wurde als Aequivalent das Herzogthum Luxemburg nicht bloß gefordert, sondern sofort militairisch besetzt, die Belagerung der Festung Luxemburg begonnen; und in Straßburg wühlte, drohte, bestach man, um in Ermangelung eines Rechtstitels den der freiwilligen Unterwerfung zu gewinnen. Im Uebrigen hatte sich der König bereit erklärt, wegen der Reunionen, wenn nicht auf einen Schiedsspruch, wie der Reichstag vorgeschlagen, so doch auf eine Conferenz in Frankfurt einzugehen, um die Unbilligkeiten, die etwa vorgekommen sein möchten, abzustellen. Daß der Reichstag Monate lang über die Frage „ob," dann über die Frage „wie" u. s. w. verhandelte, gab Muße genug, die Reunionen

fortzusetzen; so lange diese Reichswirthschaft, diese Gespaltenheit und Zerfahrenheit des deutschen Wesens blieb — und sie war ja die ureigene Natur des deutschen Gemeinwesens —, war kein Schimpf so schwer und keine Gewalt so empörend, daß sie dem Reich nicht geboten werden konnten.

Nur eine Sorge blieb. Allerdings hatte Frankreich den Wunsch ausgesprochen, Brandenburg, Dänemark, das braunschweigische, das sächsische Haus zu verständigen; es hatte diese Verständigung vermitteln wollen, um sie in der Hand zu behalten; ihr Verhältniß zu Frankreich, so war die Meinung, sollte das Fundament ihrer Einigung bleiben. In solchem Sinn war ein Vertrag Brandenburgs mit Hannover im Januar geschlossen, wurde ein Vertrag mit Dänemark eingeleitet. Jetzt veranlaßte des Kurfürsten Reise in das Bad zu Pyrmont eine Zusammenkunft, die, nachdem die ersten ceremoniellen Schwierigkeiten beseitigt waren, in der Herzlichkeit und Vertraulichkeit eines deutschen Familientages verlief. Es waren der Kurfürst und der Kurprinz mit ihren Gemahlinnen, die herzoglichen Familien von Celle und Hannover, die Mutter des Königs von Dänemark und sein Bruder, Prinz Georg, anwesend; täglich sah und sprach man sich; man trennte sich endlich mit dem Gefühl gegenseitiger Befriedigung und Freundschaft.

Mit Erstaunen und Aerger sahen die französischen Diplomaten, wie weit hinaus diese persönliche Annäherung wirke und Hoffnungen erwecke, wie die fränkischen Markgrafen, die thüringischen Fürsten, mehr als einer vom Rhein sich dort einfanden, oder den Kurfürsten auf der Reise begrüßten.[662])

Schon hatte Rebenac zu melden, daß der Kurfürst sich von Neuem und lebhafter als bisher über die Verfolgungen seiner Glaubensgenossen geäußert habe, daß er durch die Reunionen beunruhigt sei; er habe gesagt: wenn nur irgend eine Grenze der Ansprüche des Königs abzusehen wäre selbst diesseits des Rheins, so würde man verhandeln, eins werden können, aber so wie die Sachen gingen, werde vielleicht bald Magdeburg und Berlin prätendirt werden. Er hatte theils durch Rebenac, theils durch Spanheim für Kurpfalz, für andere Geschädigte oder Bedrohte sprechen lassen; er hatte immer verbindliche Antworten erhalten; „aber dem Lauf der Justiz könne nicht Einhalt gethan werden; der König habe durch sein Erbieten zu den Frankfurter Conferenzen gezeigt, wie ihm die Ruhe des Reichs am Herzen liege; es sei nicht seine Schuld, daß es immer noch nicht dazu komme; noch immer sei es des Königs Wille, wie er in Regensburg habe

erklären lassen, seine Prätensionen auf den Besitz, den er am 1. August 1681 habe sammt der Stadt Straßburg, und was ihr gehöre, zu beschränken."

Die französischen Deputirten zur Conferenz waren am 23. Juni dorthin abgereist, warteten in Höchst auf die Ankunft der Kaiserlichen in Frankfurt; und wieder diese fanden es schicklich, daß sie empfangen würden, nicht empfingen. Als diese Schwierigkeiten beseitigt waren, behaupteten die Kaiserlichen, daß nur sie verhandeln dürften, die Reichsdeputation ausgeschlossen bleiben müsse; dann wieder wollten sie allenfalls nachgeben, daß dieselbe zur ersten und letzten Conferenz zugelassen würde.[663]) Ehe dann das Ceremoniel, das „Schema der Plätze," die Geschäftsordnung festgestellt war, vergingen weitere Monate.

Einstweilen war Straßburg „durch freiwillige Unterwerfung" eine französische Stadt geworden (28. September); man habe eilen müssen, Truppen hineinzuwerfen, erklärte Graf Rebenac in Berlin, weil Graf Mercy mit 6000 Mann Kaiserlichen auf dem Marsch gewesen, sie in Besitz zu nehmen; der König sei im Geringsten nicht gemeint, damit den Frieden des Reichs zu brechen.

Der Eindruck, den der Fall Straßburgs machte, war unermeßlich. „Oestreich ist nicht mehr fähig, das Reich zu behaupten, man muß sich einen anderen Kaiser suchen;" so der Mainzer; die Fürsten am Rhein begannen inne zu werden, daß sie schutzlos seien. Kursachsen, Hannover, Cassel wandten sich an den Kurfürsten; er verbarg nicht, „daß das, was im Elsaß und mit der guten Stadt Straßburg vorgegangen, ihm überaus zu Gemüthe gehe." Es folgten Besprechungen sehr eingehender Art. Aber war zu helfen?

Gewiß nie hat ein großes Gemeinwesen Schimpflicheres über sich ergehen lassen, als damals Kaiser und Reich. Die Mittel, die man dem kriegsgewaltigen Frankreich gegenüber wählte, Rechtsdeductionen, Proteste, Hülferufe, phrasenhafte Beschlüsse, zeigten die völlige Versunkenheit der Formen, die das Reich bedeuteten, zeigten den politischen Idiotismus derer, die nicht begriffen, daß sie, so verfahrend, zum Schaden auch den Spott verdienten. War es unmöglich, rasch und gründlich zu reformiren, unmöglich, die militairische Ohnmacht fast aller Glieder des Reichs in Macht zu verwandeln, unmöglich, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, so war es das Unsinnigste, zu zögern, wo Zögern nur neuen Schimpf und Schaden bringen konnte; es war albern, statt der eigenen Ohnmacht die Gewissenlosigkeit des stolzen Gegners anzuklagen, als hätte man dessen Moral zu verantworten.

Natürlich hieß es aller Orten, Brandenburg sei an dem Falle Straßburgs Schuld, Brandenburgs Freundschaft allein habe dem Könige die Reunionen möglich gemacht. Was da Heilloses geschah, war die Ausführung des Nymweger Friedens, wie ihn Frankreich deutete, jenes Friedens, gegen den der Kurfürst, freilich umsonst, protestirt hatte. Für ihn bestanden jene zweideutigen, schielenden, verhängnißvollen Artikel nicht zu Recht, die Kaiser und Reich so ungeduldig gewesen waren zu genehmigen, mit jenen sauberen Concessionen obenein, welche die Execution gegen Brandenburg in Frankreichs Hand gegeben hatten. Kaiser und Reich hatten ihn damals aus dem gemeinsamen Schutz und Recht des Reichs gleichsam ausgestoßen, um sich diesen Frieden zu erkaufen; jetzt hatten sie die Folgen dessen, was sie so klug gemacht zu haben glaubten, und warfen nach deutscher Art auf den mit Steinen, gegen den sie Unrecht hatten.

Das Verhalten Oestreichs in dieser furchtbaren Zeit wäre unerklärlich, wenn man dessen Motive da suchen wollte, wo sie allein hätten liegen dürfen. Wie einfach war die Alternative, zwischen der man zu wählen hatte: entweder Straßburg zu besetzen, bevor der Feind es nahm, auf die Gefahr eines neuen Krieges, oder wenn man diesen für unmöglich hielt, so schnell als möglich zu opfern, was nicht mehr zu halten war, und jene Conferenz zu beschleunigen, die wenigstens einen Abschluß und eine Grenzlinie für den fressenden Schaden gab. Die französischen Gesandten waren seit Mitte September in Höchst; so dringend die Stadt Straßburg noch in den letzten Tagen ihrer Freiheit um des Reiches Schutz bat, die kaiserlichen zögerten aus Gründen des Ceremoniels; und die französischen warteten, bis Straßburg in des Königs Hand war.

War es des kaiserlichen Hofes Absicht, durch Verlust und Noth die Reichsstände mürbe werden zu lassen, bis sie Reformen im östreichischen Sinne hinnahmen und Gott dankten, wenn kaiserliche Regimenter bei ihnen Quartier nahmen? Es standen deren noch zehn oder zwölf in Erfurt, Constanz, Philippsburg, am Main. Die von Oestreich proponirte Reichskriegsordnung war auf den Beifall der kleinen und schwachen Stände, auf die Majorität ihrer Stimmen berechnet; diese Majorität bewilligte 40,000 Mann und im Nothfall noch 20,000 Mann; kreisweise sollten sie gestellt werden. Alle Bedenken wurden überstimmt. „Die Kurfürsten," sagte Strattmann, der kaiserliche Commissar in Frankfurt, „sind nichts mehr als polnische Edelleute, die ja auch ihren König wählen;" die Art, wie man sich in Frankfurt der fürstlichen und städtischen Deputirten gegen die kurfürstlichen bediente, wie man in Regensburg das Collegium der Kurfürsten

hintenansetzte, ihre Präeminenz zur Seite stellte, ließ keinen Zweifel, daß die kaiserliche Politik in erster Reihe die zu Mächtigen im Reich zu treffen gedenke. Vom Wiener Hofe aus verbreitete sich das Gerücht, daß sich Brandenburg vom Reiche trennen, daß es mit Frankreich gegen die deutsche Freiheit Maaßregeln ergreifen wolle.

Aber an demselben Tage, da Straßburg gefallen, war die Festung Casale von dem Herzoge von Mantua französischen Truppen eingeräumt. Damit war der Schlüssel zum spanischen Herzogthum Mailand in Frankreichs Hand, und die gebrochene Macht Spaniens war nicht mehr ein Schutz für die italienischen Grenzen der Erblande. Wenn auch das schon blokirte Luxemburg fiel, so war den spanischen Niederlanden die Verbindung mit Deutschland entrissen, und sie standen wie in der Luft. Dazu gewann die Bewegung in Ungarn unter Tökely mit jedem Tage größeren Umfang; schon suchte er die Verbindung mit der Pforte, empfing von ihr den Titel König der Kurutzen; ein neuer Türkenkrieg war sichtlich im Anzuge.

Dinge, die den Kaiserhof mahnen konnten, daß es sich nicht mehr um die Beherrschung Deutschlands, sondern um die Existenz des Hauses Oestreich handle. Mochte es das Interesse des Wiener Hofes sein, nur um so weniger in Frankfurt nachzugeben, nur um so eifriger in Regensburg zu schüren und das Reich in die wilden Wagnisse der östreichischen Politik hineinzureißen, mochte Spanien, der Oranier, Schweden vorwärts treiben, und Waldeck im schwäbischen, fränkischen Kreise umherreisen, zu kühnsten Entschlüssen zu begeistern — mit Händen war es zu greifen, daß Deutschland jetzt einen neuen Krieg nur mit schimpflicheren Niederlagen und schwereren Verlusten führen werde.

Gewiß dann, wenn die norddeutschen Fürsten, wenn Brandenburg nicht mit in die Association trat. Freilich war es dem Kurfürsten nicht wohl in der Verbindung mit Frankreich; aber wie war ihm vom Kaiser, von Spanien und den Staaten mitgespielt. Er hatte es kein Hehl, wie ihn die Verfolgung der Hugenotten in Frankreich empöre; es war Kinderspiel gegen das, was den Evangelischen in Ungarn, in Böhmen und Schlesien geschah. Er fühlte den Schimpf, den die Vorgänge am Rhein dem deutschen Namen brachten; wie empörend das Unrecht war, das Frankreich that, empörender war es, daß man es dahin hatte kommen lassen, und nach seiner Meinung trug die östreichische Politik die Schuld. Er schrieb: „nicht allein diejenigen sündigen, die ungerechten Krieg anfangen, sondern auch die, welche in gerechter Sache die Waffen ergreifen ohne Hoffnung auf Erfolg, ohne den Ernst der Vorbereitung und Berechnung, die das furchtbare

Kriegsspiel fordert." Nach seiner Ueberzeugung — er sprach sie in den Verhandlungen mit Kursachsen und Hannover aus — war es vollkommen unmöglich, der Macht Frankreichs die Spitze zu bieten; „der Kaiser sei ungerüstet, er brauche Monate, um auch nur 20,000 Mann kriegsbereit zu haben; selbst die wenigen Stände des Reiches, die militairisch etwas bedeuteten, seien nicht zum Kriege fertig und ohne Mittel; auf die Hülfe des Auslandes sei kein Verlaß; Schweden wolle nur Zerrüttung des Reiches; der König von England sei so gut wie zurückgetreten; im Haag, wie in Brüssel wünsche man den deutschen Krieg nur, um auf Kosten Anderer seinen Frieden zu machen;[664] es gebe keinen anderen Weg, als jetzt mit Frankreich so gut und so fest abzuschließen, als irgend möglich, und das Weitere der Zukunft zu überlassen."

Allerdings hatte Ludwig XIV., in der sehr begründeten Meinung, seiner nicht auf alle Fälle gewiß zu sein, im December ihm Erbietungen bedeutsamer Art gemacht; er forderte ihn auf, sich in einem weiteren Vertrage zu verpflichten, daß er der Association nicht beitreten werde; er erbot sich, dann auf alle weiteren Reunionen zu verzichten, ja was er an befestigten Punkten auf dem rechten Rheinufer inne habe, schleifen zu lassen. Der Kurfürst ging sofort auf diesen Vertrag ein.[665] War nach seiner Ueberzeugung der Friede für ihn und das Reich durchaus nothwendig, so bot dieser Vertrag dazu eine sichere Basis; mit ihm hatte sich Frankreich in seinen Uebergriffen gegen das Reich eine Schranke gesetzt, und dem Kurfürsten war die Befugniß zugestanden, darauf zu achten, daß sie nicht überschritten werde. Wie hastig Oestreich zum Krieg drängen, wie lärmend ein billiger Reichseifer aller Orten Beifall rufen mochte, die Fürsten und Stände am Rhein, die, ungerüstet wie sie waren, das ungeheure Unheil eines neuen Kampfes zunächst zu empfinden bekommen hätten, harrten mit Sehnsucht des Führers aus der Gefahr hinaus.

Der Vertrag des Kurfürsten zeigte den Weg. Dänemark, das Schweden zu fürchten Anlaß hatte, war bereit, beizutreten; die braunschweigischen Herren schienen nur nicht gleich schlüssig werden zu können; die vier rheinischen Kurfürsten, zu denen brandenburgische Gesandte eilten, erklärten sich, Mainz und Cöln sofort, Kurpfalz und Trier zögernd, in erwünschtem Sinne.

Während in Frankfurt — am 2. Januar begannen die wirklichen Conferenzen — der französische Gesandte dieselben Erbietungen machte, die mit Brandenburg verabredet waren, und die kaiserlichen die Wege fanden, in immer neuen Weitläuftigkeiten sich immer weiter von der Verständigung

zu entfernen, begann in Regensburg das Kurcollegium — nur Baiern hielt zu Oestreich — mit steigender Schärfe der kaiserlichen Politik entgegenzutreten; und in dem Maaße, als in Regensburg die Ernüchterung Eingang fand, wurde kaiserlicher Seits verfahren, als wenn die Deputation vollständig und ausschließlich in den Fragen zu entscheiden habe, für die sie bestellt seit. Im Auftrage des Kurcollegiums sandte der Kurfürst seinen Rath von Roucq nach Frankfurt; es entspann sich zwischen ihm und den kaiserlichen Commissaren eine Reihe von Erörterungen, deren Ton bald bitter genug wurde. In Regensburg gab Jena im Fürstenrath für Magdeburg ein Votum ab, das in nackter Wahrheit die Ohnmacht des Reiches, die Unmöglichkeit, den Krieg mit Frankreich zu wagen, die unverantwortliche Frivolität derer, die trotzdem den Krieg wollten, darlegte. Wer konnte bestreiten, daß dem so sei; aber, sagten die Kaiserlichen, es sei unerhört und unverantwortlich, vor aller Welt die Schwäche des Reichs zu enthüllen. Man antwortete: es sei dieselbe Argumentation, mit der kaiserlicher Seits ebenso öffentlich die Nothwendigkeit, den Nymweger Frieden anzunehmen, dargelegt sei. Streitschriften her und hin zerrten die Sache weiter, machten den Zwiespalt ärger.

Und nun wurde bekannt, daß auf Waldeck's Betrieb viele Stände im fränkischen, schwäbischen, oberrheinischen Kreise eine Association und weiter mit dem Kaiser ein Bündniß, das am 10. Mai in Laxenburg unterzeichnet worden, geschlossen hätten; ein Kriegsbündniß in aller Form, mit der Bestimmung, unter kaiserlichem Befehl drei Armeen, am Oberrhein, um Coblenz, am Niederrhein, bis zu 60,000 Mann aufzustellen; ausdrücklich wurde gesagt, daß diese Defensionsverfassung und Particularzusammensetzung auch dann zur Ausführung kommen sollte, wenn das Hauptwerk auf dem Reichstage in's Stocken gerathe. Also ein kaiserlicher Sonderbund, dessen Zweck war, mit Hülfe einiger geringer Stände das Reich in den Krieg zu reißen, auch wenn die Majorität des Reichs, die mächtigeren Stände den Frieden wollten.

Die Dinge waren auf einen Punkt gekommen, der den Kurfürsten auf das Aeußerste beunruhigte. Wenn sie einen Schritt weiter gingen, so war er gezwungen, entweder die Verbindung mit Frankreich, in der er allein seine Deckung hatte, aufzugeben, oder derselben diejenige Folge zu geben, gegen die sich jeder Nerv in ihm sträubte.

Denn wenn er in den Verhandlungen mit Frankreich gelegentlich einmal von kriegerischen Unternehmungen auch gegen den Kaiser ein Wort hatte fallen lassen, wenn er Angesichts des bedenklichen Einverständ=

nisses zwischen dem Kaiser und den Schweden Pläne machte, wie nach Pommern, nach Schlesien vorzubringen sei, wenn man in Paris glauben mochte, er habe keinen anderen Gedanken, als an der Hand Frankreichs das zu erreichen, was er, gegen Frankreich kämpfend, vergebens zu gewinnen versucht hatte —, ihn drückte so schwer wie irgend wen die Uebermacht und der Uebermuth Frankreichs, und wie erzürnt er über den Wiener Hof sein mochte, er vergaß keinen Augenblick, daß, nachdem die spanische Monarchie so tief gesunken, nur noch Oestreich ein Gegengewicht gegen Ludwig XIV. sei.[666])

Auch er war der Ueberzeugung, daß Frankreich mit jenen Reunionen empörendes Unrecht begangen: „wenn, wie das Recht des Reiches, so auch die Macht vorhanden wäre, so würde Niemand sein, der nicht die Hand dazu biete, dem Unrecht zu wehren.“ Aber es jetzt auf die Gewalt stellen zu wollen, schien ihm für Deutschland und für Oestreich das Verderblichste, der sichere Untergang.

Der rücksichtslose Eifer Oraniens — in Frankreich bekämpfte er zugleich die ihm feindselige Parthei in Holland — hatte nicht bloß Schweden zu neuen Hoffnungen erhoben und durch die Sendung Waldeck's die vorderen Reichskreise entzündet, sondern er hatte auch die kaum eingeleitete norddeutsche Verbindung, aus der eine dritte Parthei hätte werden können, gesprengt. Nur zu gern hatte Ernst August von Hannover den Erbietungen, den Verbindlichkeiten des Prinzen Gehör gegeben; selbst die schriftliche Zusicherung, die der Kurfürst dem Herzog gab, dafür zu sorgen, daß für ihn eine neunte Kurwürde geschaffen werde, hatte das braunschweigische Haus nicht festzuhalten vermocht; es war kein Zweifel mehr, daß es zu der Sache der Association übergegangen sei. Und sofort hatten bei der Krone Dänemark diejenigen Einflüsse das Uebergewicht, welche sich lieber an der Seite Frankreichs zu Brandenburg, als an der Brandenburgs zu Frankreich stellen wollten. Nur zu deutlich war, daß Frankreich gern ernstere Verwickelungen im Norden gesehen hätte; es ließ in Berlin von Pommern, in Kopenhagen von Schonen und Bremen sprechen.

Und dazu waren des Kurfürsten Händel mit den Staaten — über die Subsidien, über Guinea, über die confiscirten und gekaperten Schiffe; namentlich das Verfahren mit dem Wappen von Brandenburg, und daß Monate vergingen, ohne daß man auf seine Beschwerden Antwort gab, erbitterte ihn — durch einen neuen Vorfall auf dem besten Wege, zu ernstem Zerwürfniß zu führen. Sie hatten nicht unbeachtet gelassen, wie er auf dem Reichstage Ostfriesland erwähnt hatte. Noch hatten sie dort Gar-

nisonen in Emden und Leerort; schon daß auf Anrufen der Stände in ihrem Hader mit der Fürstin Regentin der Kaiser eine Sauvegarde von 200 Mann nach Leer gelegt hatte, schien ihnen hochbedenklich; sie nahmen sich nun der Fürstin an, die, zugleich der Unterstützung des braunschweigischen Hauses gewiß, ihren Ständen so schroff wie möglich entgegentrat. Wieder wandten sich diese an den Kaiser, die Gefahr abzuwenden, die ihnen und dem Reich drohe, wenn die Staaten, wie zu erwarten, mit gewaffneter Hand für die Regentin einträten. Der Kaiser erließ an die Directoren des westphälischen Kreises ein Conservatorium: die Stände bei ihren Rechten und Freiheiten gegen jeden Angriff von Innen oder von Außen zu schützen. Sofort schrieb der Kurfürst nach dem Haag: da der Streit um Ostfriesland allein der Cognition von Kaiser und Reich unterliege, so ersuche er sie, sich nicht weiter einzumischen. Es entspann sich ein Schriftwechsel, dessen Ton sich bald verbitterte; auf das „ernstfreundliche Ansuchen" der Staaten, sie in ihrem vertragsmäßigen Recht nicht zu stören, antwortete der Kurfürst, daß er sich unschickliche Ausdrücke verbitte. Die Brutalität des staatischen Befehlshabers in Emden führte zu einem blutigen Conflict, in Folge dessen der Rath der Stadt den Offizier auswies. In der Besorgniß, daß nun von Seiten der Staaten Gewaltmaaßregeln folgen würden, da die verkommene kaiserliche Besatzung in Leer das Land zu schützen außer Stande war, ließ man sich die Vermittlung, die der Kurfürst anbot, sehr gern gefallen. Die Fürstin verwarf sie, auf die braunschweigischen Truppen hoffend, die ihr versprochen waren; während diesen Münster den Durchzug weigerte, nahmen die Stände mit Freuden das Erbieten des Kurfürsten an, Truppen zu ihrem Schutz in's Land zu senden. Von Glückstadt kommend, landete Obristlieutenant v. Brandt mit 200 Mann bei Greetsiel, nahm ohne Mühe die schlecht bewachte Feste in Besitz.[667])

Es war ein Anfang, in einem der wichtigsten Grenzgebiete des Reichs den inneren Frieden herzustellen und die Fremdherrschaft zu entfernen. Bald erkannten die Emder, deren Handel und Rhederei unter dem zu engen Anschluß an die Staaten fort und fort gesunken war, welchen Vortheil ihnen die Verbindung mit dem Kurfürsten, mit dessen Marine und Handelscompagnie bringen könne.[668]) Nur um so heftiger wurde das Gegenarbeiten der Staaten; als sie unter dem Vorwande, daß Esens und einige andere Herrschaften in Ostfriesland alte Lehen des Herzogthums Geldern seien, als wenn die Provinz Geldern der Rechtsnachfolger der alten Herzoge sei, Truppen zum Einfall rüsteten, natürlich um der Fürstin gegen die Stände zu helfen, da wurde auch die brandenburgische Besatzung ver-

stärkt, schon auch von der Stadt Emden über Aufnahme einer brandenburgischen Besatzung unterhandelt.

Die Staaten hatten so wenig, wie der Kurfürst Neigung, es zu einem ernsten Zusammenstoß kommen zu lassen; aber wenn die große Krisis einbrach, auf die Oestreich, Spanien, der Prinz von Oranien drängten, so war nicht mehr zu berechnen, zu welchem Unheil die Zerwürfnisse mit Holland, die Spannung mit Hannover, die erregte Stimmung in Schweden führen konnten.

Wie waren alle Verhältnisse verschoben; und mit vollendeter Meisterschaft verstand die französische Diplomatie, jede Spannung zu nähren und zu reizen, an den Höfen der Association vornehm, trotzend, drohend, an den befreundeten petulant, launisch, bei geringstem Anlaß auffahrend, immer beschäftigt, wie der beliebte Ausdruck lautete, auf die Probe zu stellen; vielleicht nirgend unleidlicher, als im Verhältniß zu Brandenburg. Liest man die lange Reihe von Berichten und Correspondenzen zwischen beiden Höfen, so ist in jedem dritten und vierten Briefe wieder etwas gut zu machen, wieder Anlaß zu argwöhnen, wieder ein Mißverständniß auszugleichen, und die lebhaftesten Versicherungen völliger Eintracht und Werthschätzung vertünchen dann für eine kurze Zeit den tiefen Zwiespalt, der gleich wieder hervorbrechen wird. Wie in Berlin, so überall konnte man keinen Augenblick vergessen, daß Frankreich Herr der Situation sei.

Ludwig der XIV. schien für jetzt mit dem gesättigt, was er gewonnen hatte. Nicht bloß, daß er in Frankfurt jene Erbietungen vom 2. Januar gemacht hatte; er gab im Frühling, als die Heere der Türken nach Ungarn zu marschiren begannen, die Belagerung von Luxemburg auf, um, so ließ er verkünden, den Schein zu vermeiden, als wolle er den Widerstand gegen sie hindern; er stellte die Entscheidung seiner Ansprüche gegen Spanien dem Schiedsspruch Karl's II. von England anheim.

Thatsachen, in denen diejenigen, welche den Krieg wünschten, Beweise sahen oder zu sehen vorgaben, daß Frankreich ihn fürchte, daß man es um so mehr zum Bruch treiben müsse.

Dem Kurfürst lag Alles daran, ihn zu hindern. Es kam ihm sehr erwünscht, daß er französischer Seits aufgefordert wurde, jemand nach Wien zu senden, der die Friedensbemühungen des dänischen Gesandten unterstützen könne. Er wählte Crockow dazu.

Accommodation oder Universalfriede.

Crockow's Instruction vom 30. Juni 1682 a. St. giebt ein völlig deutliches Bild von der Lage der Dinge, wie sie der Kurfürst auffaßte. „Man hat uns am Ende des Krieges im Stich gelassen; nichtsdestoweniger haben wir ein getreues Herz für unser Vaterland alle Zeit behalten. Man thut uns sehr Unrecht, wenn man uns der Separation vom Reich und als wollten wir auswärtigen Potentaten Vortheile in die Hände spielen, beschuldigt." Vor den Täuschungen, denen man sich hingebe, müsse er nach seiner Pflicht gegen Kaiser und Reich warnen, da ein treuer und verständiger Rathgeber nicht bloß, was er gern sähe, sondern auch die Schwierigkeiten, Gefahren, Nachtheile darlegen müsse. Die Frage sei, „ob man der Krone Frankreich das, was sie bis zum 1. August 1681 occupirt, nebst Straßburg lassen oder dasselbe mit Gewalt wieder fordern solle." Er hält es für unmöglich, den Krieg gegen Frankreich mit Erfolg zu führen: „England, das am meisten thun könne, rathe zum Frieden; von den Staaten seien die meisten und wichtigsten Provinzen durchaus nicht Willens, wieder die Waffen zu ergreifen; die Kurfürsten am Rhein, die am meisten interessirt seien, wollten Frieden, ebenso Dänemark; es fehle den Alliirten an Geld, Magazinen, Vorbereitung, Einigkeit; die Erblande seien von einem Türkenkriege bedroht. Er rathe dringend, die französische Proposition anzunehmen; sei es geschehen, so erbiete er sich zu einer speciellen Allianz mit dem Kaiser, zu einer Allianz gegen Frankreich wie gegen die Türken, der, wie man hoffen dürfe, auch Baiern, Kursachsen, Kurpfalz, die braunschweigischen Herren, Münster, Dänemark beitreten würden."

Crockow fand die Stimmungen am kaiserlichen Hofe leidenschaftlicher und entschlossener, als man erwartet hatte. „Der Kaiser selbst," erfuhr er, „hat sich ganz hoch und mit ungewöhnlichen Ausdrücken vermessen, daß er sein Aeußerstes daran setzen wolle." Man hatte die Ueberzeugung, daß Ludwig XIV. die deutsche Krone gewinnen wolle, daß er sich bereits der Mehrheit der Kurstimmen versichert habe; man glaubte, daß er die Türken zum Kriege treibe, wie ja die Rebellen in Ungarn fort und fort von ihm unterstützt seien; man zweifelte nicht, daß er, so wie er Frieden mit dem Reich habe, die Schweiz, ja Mailand und Genua nehmen werde; dann sei Italien ganz in seiner Gewalt, die spanische Monarchie breche zusammen und Frankreich habe „das dominium Europae;" „jetzt oder nie," das sei die Losung; die größte Gefahr für das Haus Oestreich sei, still zu sitzen;

wenn es nur noch einen Stoß bekomme, so sei keine Rettung mehr übrig; man werde mit den Türken auf alle Bedingungen Frieden machen, um alle Kraft gegen Frankreich wenden zu können.

Wenn Crockow einwandte: „man werde damit die Kurfürsten am Rhein in Frankreichs Arme treiben, Frankreich werde sofort Mainz, Coblenz, Cöln, den ganzen Rheinstrom nehmen," so war die Antwort: „daran sei nichts gelegen, das Reich werde alsdann endlich die Augen aufthun." Wenn er fragte, ob man sich militairisch stark genug fühle, auch nur gegen Frankreich das Feld zu behaupten, so versicherte man, „Frankreich sei erschöpft, die Minister dort in Zwiespalt, das Mißvergnügen allgemein; der Kaiser werde 65,000 Mann, die Staaten und das Reich ebenso viel und mehr ins Feld stellen; dazu komme Baiern, Kursachsen, Hannover, Schweden, mit denen man dem Abschluß nahe sei." Man gestand freilich, daß von jenen 65,000 Mann 30,000 erst noch geworben werden sollten; man gab zu, daß es der kaiserlichen Armee bisher an Disciplin, an Magazinen, an anderen Zurüstungen gefehlt habe; aber jetzt werde das alles vortrefflich werden.

Nicht der Verlust Straßburgs und die Reunionen hatten diesen Eifer hervorgebracht; man gab zu verstehen, daß man selbst Straßburg und Kehl gern verloren geben werde, wenn man einen universalen Frieden erhalten könne; „ihre ganze Sorge ist auf die Schweiz und Italien gerichtet." Auf den Einwand, daß weder die Schweiz, noch Italien irgend etwas im letzten Kriege gethan hätten, daß man das Reich nicht für Italien opfern könne, antwortete man: Mailand sei, wie Burgund, Reichslehen, und den Kaiser verpflichte seine Capitulation, keine Reichslande abkommen zu lassen.

Es war nur zu klar, daß das Hausinteresse Oestreichs jede andere Rücksicht schweigen ließ. Die jetzige Kaiserin, die Tochter Pfalz-Neuburgs, hatte bereits einen zweiten Sohn geboren, und für diesen hoffte man die Succession der spanischen Krone; des Kaisers Schwester war die Gemahlin des Herzogs von Lothringen, der sein Herzogthum unter den Bedingungen des Nymweger Friedens anzunehmen verschmäht hatte. Darum war der Einfluß des spanischen Gesandten so groß, der Eifer des kriegerischen Lothringens so ermuthigend, der kluge Pfalzgraf so thätig. Und die eigenthümliche Art der Geschäftsführung am Hofe, wo die verschiedenen Zweige der höchsten Verwaltung neben einander herliefen und nur zu oft rivalisirten und sich gegenseitig lähmten, gab solchen Einflüssen von unverantwortlichen Stellen her das weiteste Feld; nur daß damit die Führung der

äußeren Politik ebenso verworren und unberechenbar wurde, wie das Wesen im Innern. Am schlimmsten stand es bei dieser höchst unconcentrischen Art des Regiments um die Armee; der Pfalzgraf äußerte zu Crockow, er wünsche dringend, daß der Kurfürst sich bestimmen lassen möchte, den Kaiser etwa in Regensburg oder in Prag zu sprechen, um ihn zu bewegen, sein Ministerium sowohl wie seinen Militairstaat in andere Form zu bringen.

Er verzweifle, schrieb Crockow am 9. August, irgend etwas zu erreichen; er erhielt eine kaiserliche Resolution, die die gemachten Anträge als unannehmbar ablehnte; nicht schriftlich, sondern „bei einer Visite, gesprächsweise.“ Er nahm sie nicht an; der Kurfürst befahl ihm, abzureisen. Es machte doch einigen Eindruck, als Crockow (5. October) um die Abschieds-Audienz bat; man verzögerte sie.

Freilich hatte sich der Herzog von Hannover zu großen Dingen erboten, aber er machte noch größere Prätensionen; das Commando über die Armee am Niederrhein hatte man ihm zugestanden, freilich zur großen Kränkung des jungen Kurfürsten von Sachsen, (seit 1680) Johann Georg's III., der mit Eifer Soldat war; aber der Herzog forderte zugleich Quartiere in Norddeutschland von so weiter Ausdehnung, Quartiere selbst im westphälischen Kreise, auch in Ostfriesland, daß man Bedenken trug, sich darauf einzulassen. Und weiter: man glaubte nun vollkommen sichere Nachricht zu haben, daß die Wahl eines römischen Königs im Werke sei, daß Kurmainz einen Kurfürstentag ausschreiben, daß Frankreich entweder die Wahl des Dauphin durchsetzen oder die des Kurfürsten von Baiern empfehlen werde; so sehr man auf Baiern gerechnet hatte, man war, weil er „ein Herr von Esprit und Ambition“ sei, nicht zweifelhaft, daß er darauf eingehen werde.[669])

Man hatte darauf gerechnet, die Türken zum Frieden zu bestimmen; Geld in Masse war über Ragusa nach Constantinopel geschickt worden; man hatte Tökely Zugeständnisse gemacht, die ihn befriedigen zu können schienen; da kam die Nachricht, daß der feierliche Ausmarsch des Sultans statt gefunden habe, daß die Feindseligkeiten an den Grenzen begonnen seien.

„Man beginnt bedenklich zu werden,“ schreibt Crockow 24. September; selbst Hocher, selbst Königseck, die sonst so heftig gegen Frankreich gewesen waren, wurden kleinlaut. Aber der Kaiser blieb dabei, man müsse lieber Alles daran setzen, als Italien aufgeben; im Vertrauen gestand der eine und andere Minister, man riskire Glück und Reputation, wenn man sich anders äußern wollte. Der spanische Botschafter, der stolze Burgomanero,

setzte das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit daran, für den Krieg gegen Frankreich, das die Ungläubigen nach Ungarn gerufen, nur um so mehr zu entflammen, sonst werde die Krone Spanien sich ganz von der deutschen Linie des Hauses lossagen; und wo blieb dann die spanische Succession für den kleinen Erzherzog Karl? Es wurde behauptet, Frankreich habe den Türken die Theilung der Kron- und Erblande bereits angeboten, die Krone Böhmen sei zur Ausstattung des künftigen römischen Königs bestimmt, und Baiern mit diesem Preise vollständig gewonnen, Kroatien wolle Frankreich selbst „um Venedigs willen" nicht aus der Hand lassen, alles Andere solle den Ungläubigen überlassen werden. Man sandte nur noch mehr Geld nach Constantinopel; man bot Tökely selbst die volle Freiheit der evangelischen Bekenntnisse. Aber wenn es trotzdem nicht gelingen sollte, mit den Türken und den Rebellen zum Frieden zu kommen, so war man entschlossen, es zugleich mit ihnen und mit Frankreich aufzunehmen, dort defensiv, hier offensiv; „ob man in Ungarn einige Gespannschaften und Städte mehr oder weniger habe, sei nicht von großem Belang; gegen Frankreich handle es sich um Alles."

In Regensburg war bisher noch keinerlei Antrag auf Reichshülfe gegen die Türken gemacht worden; Crockow's Beschwerde, daß den Reichsständen nicht einmal Nachricht von einer Gefahr gegeben werde, die sie so nahe angehe, blieb ohne alle Wirkung; die vom Kurfürsten angebotene Türkenhülfe wies man zurück. „Sie fürchten, wenn sie die Türkengefahr eingestehen, werde man sie benutzen, den Kaiser von dem Wege, den er zu gehen entschlossen ist, abzubringen, und in Regensburg desto dringender den Abschluß mit Frankreich fordern; sie wiederholen, daß sie nichts lieber als den Frieden wollten, aber den universalen Frieden, von dem sie gewiß wären, daß ihn Frankreich nicht annehmen werde; sie schmeicheln sich, daß Frankreich, indem es einen so billigen Vorschlag zurückweise, sich ins Unrecht setzen und daß Alles, was Frankreich zu fürchten Anlaß habe, sich ihnen dann zuwenden werde; mit Jubel begrüßt man die Nachricht, daß Schweden mit Polen in Allianz getreten sei, mit England im Begriff sei, zu schließen; Brandenburg werde Grund haben, auf seiner Hut zu sein."[670]) Die Souverainetät Preußens, sagte Don Burgomanero, habe Polen noch nicht verwunden, sie stecke ihm noch in der Kehle.

Man gab Crockow schließlich eine schriftliche Antwort (31. October), die „Accommodation" war einfach abgelehnt.

Man kannte in Berlin die Macht und die Mittel Oestreichs genug, um zu wissen, daß es kaum den Türken, gewiß nicht Frankreich gewachsen sei;

daß es den Doppelkrieg wagen wolle, schien das Uebermaaß von Verblendung. Die ganze Kriegsmacht des Kaisers war bis zu diesem Augenblick in Ungarn 25,000 Mann, in den Kron= und Erblanden und im Reich 14,000 Mann. Man war, nachdem Geld in Masse nach Constantinopel gesandt war, so ohne Mittel, daß man sich zu einer Vermögenssteuer von einem Procent entschloß; freilich die großen Herren am Hofe taxirten sich sehr hoch, der schlesische Kanzler Graf Nostitz zahlte 10,000 Gulden, Fürst Schwarzenberg 30,000; aber ausdrücklich war zugesichert, daß die Taxe nur dieß eine Mal erhoben werden dürfe; und wie unermeßliche Ausgaben hatte man noch vor sich; auf die spanischen Subsidien, die versprochen waren, konnte kein Verständiger im Ernst Rechnung machen. Es war vorauszusehen, daß „die Quartiere im Reich" den Rest würden decken müssen. Wie aber, wenn dort Frankreich zuvorkam? Freilich hatten die Schweden zugesagt ein Heer nach Deutschland zu senden, die braunschweigischen Herren waren in starker Rüstung; aber beide hätten gewiß nicht Frankreich, sondern die Verbündeten Frankreichs, Brandenburg und Dänemark, angegriffen; und eine Diversion von Holland auf Flandern — die Herren Staaten versagten bisher jede Vermehrung der Truppen über den Friedensetat — hätte nicht das Gewicht gehabt, Ludwig XIV. zu lähmen; er hätte ins Reich eindringen können, so weit es ihm nöthig schien.

Mochte man in Wien die Gefahr der deutschen Fürsten und Stände gering achten, wenn die östreichische Politik Gewinn davon hatte, — das Reich hatte wahrlich nicht das Interesse, sich für sie zu opfern. Der Gang der Verhandlungen in Frankfurt zeigte, daß die Kaiserlichen nur zu zögern, nur den Schaden offen zu halten suchten. Als Crockow's Verhandlungen in Wien scheiterten, sandte der Kurfürst an Mainz, auf die Gefahr dieser Zögerung aufmerksam zu machen, zu erinnern, daß der Zweck der Deputation nicht gewesen sei, den Abschluß hindern zu helfen; Frankreich habe auf seinen Wunsch die Frist für die Annahme der Propositionen noch bis zum 30. November verlängert; die Deputation sei nicht hinlänglich bevollmächtigt, demgemäß neue Entschlüsse zu fassen; man müsse die Verhandlung an den Reichstag zurückbringen, das um so mehr, da das Kurcollegium, in dem fünf Stimmen für die Accommodation seien, durch die Art der Frankfurter Verhandlungen so gut wie zur Seite geschoben sei.

Kurmainz und die andern rheinischen Kurfürsten waren derselben Ansicht. Wie die östreichische Politik entgegenarbeiten mochte, es war ein Act von großer Bedeutung, daß ihr die Handhabe, trotz der bedeutendsten und der am meisten betheiligten Reichsstände ihr Spiel zu machen, ent=

wunden wurde.[671] Es geschah, indem die französischen Gesandten mit der Erklärung, daß die weiteren Verhandlungen am Reichstag geführt werden müßten, Frankfurt verließen (1. December).

Dies Verfahren war mit Brandenburg verabredet, zugleich auf des Kurfürsten Wunsch der Termin bis zum 1. Februar verlängert. Ebenso hatte Frankreich auf den Wunsch der Generalstaaten in den Differenzen mit Spanien den Termin für den Schiedsspruch Englands bis zum 15. Januar hinausgeschoben; sei bis dahin nicht der Abschluß gemacht, so werde das Werk der Reunionen seinen Fortgang haben; 50,000 Mann seien bereit, sofort das linke Rheinufer zu besetzen.

Seltsam, daß die Stadt Amsterdam ebenso lebhaft den Abschluß mit Spanien ohne das Reich, wie der Kurfürst den des Reichs ohne Spanien empfahl. Noch seltsamer, daß eben jetzt, wo staatische Truppen jenen Marsch nach Ostfriesland unternahmen, um die geldrischen Lehen dort zu besetzen, Oranien dem Kurfürsten in einem verbindlichen Brief Aufklärungen gab, deren günstigen Erfolg Amerongen in Berlin deutlich erkannte. Vielleicht am auffallendsten war, daß man in Wien mit Zuversicht äußerte: „der Kurfürst komme auf bessere Gedanken," daß man mit Spanien lebhaft unterhandelte, seinen Forderungen gerecht zu werden, ich weiß nicht, ob in der Form, die er vorgeschlagen hatte, durch Abtretung der Insel St. Trinidad. Es wurde ihm eine kaiserliche Einladung nach Regensburg gesandt, um dort Maaßregeln wegen der Türkengefahr zu berathen. Der Reichsvicecanzler fügte ein Schreiben hinzu, in dem er ihm „goldene Berge" versprach.

Der Kurfürst — er hatte so eben erst eine schwere Krankheit überstanden — bedauerte, nicht der Einladung Folge leisten zu können; aber er beschloß zwei Maaßregeln, welche die französische Diplomatie beunruhigten. Er verstärkte sein Heer, so daß er 16,000 Mann Feldtruppen marschfertig hatte. Und er sandte den jüngeren Schwerin nach Wien.

Die Instruction für ihn (18. Januar) empfahl von Neuem und auf das Dringendste die Accommodation; erst, wenn sie gemacht sei und ihm den Rücken sichere, könne er die Türkenhülfe leisten, zu der er mit Freuden bereit sei. Sie wiederholte die Beschwerden über das Laxenburger Bündniß, über die geschädigte Präeminenz der Kurfürsten u. s. w., den Antrag auf Satisfaction vom Reich; auch der Anspruch auf Jägerndorf wurde wiederholt; es trat ein neuer, bedeutsamer hinzu.

Der letzte Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau war 1675 gestorben. Gleich nach Empfang der Nachricht, auf dem Marsch nach Pommern

hatte der Kurfürst seinen Geheimräthen Befehl gegeben, über die Liegnitzer Erbverbrüderung das Nöthige aus dem Archiv zusammenzustellen, zugleich an seinen Gesandten in Wien Weisung gesandt, seinen Anspruch anzumelden und zu fordern, daß in Religionssachen dort keine Aenderung vorgenommen werde.[672]) Er hatte auf die Nachricht, daß nicht allein Namens des Kaisers Besitz ergriffen, sondern auch zu befürchten sei, daß in Sachen der Religion Aenderungen gemacht würden, dem Gesandten befohlen, dagegen Vorstellungen zu machen. Die trotz erneuter Vorstellungen rasch und scharf betriebene Bedrückung der Evangelischen dort — wie mochten sie nach dem Regiment des Kurfürsten verlangen — dann die Nachricht, daß der Hof zu Wien im Begriff stehe, eins dieser Fürstenthümer, gleich als wenn sie nicht bloß Lehen der Krone Böhmen, sondern im Besitze des Kaisers seien, dem Fürsten Schwarzenberg, „der eine Million Gulden baar liegen hatte," zu verkaufen, veranlaßten den Kurfürsten jetzt durch Schwerin seinen Rechtsanspruch bestimmt aussprechen zu lassen: „wir wollen zwar bei den gegenwärtigen gefährlichen Conjuncturen dieser unserer wohlbegründeten Prätension halber Kais. Maj. nicht beschwerlich fallen, leben aber daneben der Zuversicht, daß man uns seiner Zeit deshalb gerecht werde." Die Forderung war nicht etwa darauf gerichtet, diese Fürstenthümer aus ihrem Verbande mit Schlesien und der Krone Böhmen zu reißen; das Majestätsrecht (das dominium directum) blieb der Krone und nur das dominium utile, wie es jedem Inhaber von Fürstenthümern und Herrschaften in Schlesien zustand, forderte der Kurfürst; und er war für Crossen, Züllichau u. s. w. schon unter den Ständen Schlesiens.

Schwerin fand den kaiserlichen Hof in großer Aufregung und nicht geringem Zwiespalt der Ansichten. Aber einig waren Alle darin, daß Frankreich „um die universale Monarchie und die Kaiserkrone buhle, und daß es nicht eher Frieden machen werde, als bis es so Herr des Ganzen sei, wie es bis jetzt Theile gewonnen habe, und wenn es erst dieses Königs Kinder und Kindeskinder erreichten;" man sei kriegsbereit, habe 80,000 Mann unter Waffen, im Reich sei Volk genug, man habe mächtige Verbündete; der Türkenkrieg mache dem Kaiser keine Sorge, man könne da den Frieden haben, wenn man wolle; es wäre schimpflich, vor dem französchen Gesandten als Bittende zu erscheinen.

Freilich, im Vertrauen bekam Schwerin auch andere Aeußerungen zu hören. Man hatte bereits Andeutungen gegen den französischen Gesandten gemacht, daß man gern mit ihm hier über den Frieden unterhandeln werde, wenn er nur Vollmacht hätte. „Nur die Furcht vor dem spanischen Ge-

sandten, der mit dem päpstlichen Nuntius wetteifernd den Kriegseifer schüret," bemerkt Schwerin, „hält jeden zurück, zu bekennen, daß man ein hoffnungsloses Spiel spiele;" Alle würden von Herzen froh sein, wenn ein Beschluß des Reichs sie zur Accommodation zwänge; „sie kommen mir vor wie jene Jungfrau, die Ehren halber zu dem, wonach sie herzlich verlangt, gezwungen sein wollte." Dann wieder war man voller Hoffnung, da Baiern sich bereit erklärt habe, 8000 Mann zu senden, freilich für jährlich 400,000 Gulden während des Krieges; man sprach die Zuversicht aus, daß Brandenburg nicht neutral bleiben werde; nach den Berichten, die man aus Berlin habe, werde zu Ostern des Kurfürsten „Aenderung" erfolgen. Don Burgomanero versicherte, „auf den Kurfürsten sehe er mehr als auf Polen, Schweden, Braunschweig und viele andere; er bedaure die Mißhelligkeiten Spaniens mit Brandenburg; des Kurfürsten Forderung sei begründet gewesen, man habe ihn übel behandelt, es werde gut gemacht werden."

Aber freilich von dem, worauf es ankam, wollte Niemand etwas hören. Wegen Jägerndorfs wiederholte man (18. März) die oft zurückgewiesene Geldderbietung, über die Prätension wegen der drei Fürstenthümer „habe man sich billig zu verwundern" u. s. w., wegen des Friedens mit Frankreich wolle man sich allenfalls brandenburgische Mediation gefallen lassen. Der spanische Gesandte sagte: „das Haus Oestreich werde niemals einen ketzerischen Fürsten in der Mitte seiner Erblande Fuß fassen lassen, schon darum nicht, weil alle Ueberreste des evangelischen Wesens sich an denselben anschließen würden."

So sprach man, während mit jedem Tage die Hoffnung auf den Türkenfrieden mehr schwand; „wohl schon sonst," sagte Strattmann, „seien die Türken vor Wien und die Franzosen in Mitten des Reichs gewesen, und man habe darum doch nicht den Muth verloren; man werde dem Kurfürsten dankbar sein, wenn er einen Universalfrieden zu Stande bringe; wenn nicht, so sei Kais. Maj. entschlossen, das Aeußerste daran zu wagen, wie sie täglich und stündlich das Wort im Munde führten: si pereundum, gloriose pereundum."

Schon auf die ersten wenig erfreulichen Berichte Schwerin's hatte der Kurfürst befohlen: „wenn er keine Wahrscheinlichkeit des Erfolges sehe, solle er sich verabschieden, mit dem ausdrücklichen Bemerken," schreibt der Kurfürst, „daß wir alle Verantwortung für das Unglück, das unvermeidlich folgen wird, ablehnten; wir würden indeß bei dem Reich fest und beständig bleiben und uns dessen Conservation und Sicherheit äußerster Mög-

lichkeit nach angelegen sein lassen.“ Das weitere Verhalten des kaiserlichen Hofes, die Ablehnung jeder Erörterung seiner Forderungen setzte ihn in Erstaunen.

Und nun kamen die Herren Staaten mit ihren Erbietungen. Sie, die zum zweiten Mal den Antrag auf Vermehrung ihres Heeres zurückgewiesen, die statt der 24 Schiffe, zu denen sie sich im Vertrage mit Schweden verpflichtet hatten, nur 16 auszurüsten beschlossen hatten, sie boten dem Kurfürsten statt der Summen, die sie und Spanien ihm schuldeten, ungefähr die Hälfte ihrer Schuld, auch davon nur einen Theil in baaren Zahlungen; und dafür sollte er in Defensivallianz mit den Staaten und Spanien treten, auch mit Spanien, das eben so ungerüstet war, wie die Staaten, ebenso den englischen Schiedsspruch nicht wollte, sondern „entweder den universalen Frieden oder den universalen Krieg.“ Begreiflich, daß der Kurfürst diese Proposition ziemlich „pervers“ nannte; es wurde nicht besser, als Amerongen zu den 400,000 Gulden staatischer Zahlung noch 100,000 Gulden bot, statt des Defensivbündnisses den Eintritt in die Association vorschlug, Zahlung sofort beim Eintritt versprach. Der Kurfürst antwortete: er habe nicht Lust, sich für sein eigen Geld kaufen zu lassen.

Aber wie heillos war die Lage der Dinge: auf der einen Seite die Ohnmacht Spaniens, Oranien ohne Feldarmee, der Kaiser von den schon nahenden Türkenheeren bedroht; auf der anderen das kriegsgewaltige Frankreich, das jene wetteiferten zu einem Kriege herauszufordern, in dem sofort die spanischen Niederlande, das linke Rheinufer, der Norden Italiens verloren gewesen wären. Daß Frankreich für die Accommodation weitere Frist gab, schien ihren Kriegseifer nur zu erhöhen. Die Kaiserlichen schwiegen in Regensburg von der Türkengefahr; sie sprachen nur davon, daß es nicht der Würde des Reichs entspreche, sich den Befehlen Frankreichs zu fügen, daß man sich nicht freiwillig zum Sclaven machen dürfe. Sie hatten die Mehrheit im Fürstenrath; dort wurde beschlossen, gar keinen Schluß zu machen, um den Rechten des Reichs nichts zu vergeben. Dem widersprach das Collegium der Kurfürsten; es kam dort in Vorschlag, einen Separatfrieden aller Stände, die den Frieden wollten, mit Frankreich zu schließen, ein Antrag, den Brandenburg widerrieth, um nicht schon jetzt das Reich unheilbar zu spalten. Um so eifriger schien die östreichische Politik zum Bruch mit Frankreich zu drängen; eine kaiserliche Erklärung (Ende Juni) wiederholte: „nur der Universalfriede könne dem Reiche genügen, Alles, was Frankreich seit dem Nymweger Frieden occupirt, müsse zurück-

gegeben werden." Es fehlte nichts, als die offene Ankündigung des Reichskrieges.

Daß Schweden und die braunschweigischen Herren in der Association waren, bedrohte den Kurfürsten selbst mit einer ganz nahen Gefahr. Schon, so hieß es, seien 16,000 Mann Schweden in Liefland, um sich mit den Polen zu vereinigen und in Preußen einzubrechen; staatische Schiffe sollten andere Tausende nach Deutschland überführen. Daß unter diesen Umständen der Kurfürst auf eine nähere Allianz zwischen Frankreich, Dänemark, Brandenburg, die Ludwig XIV. anbot, gern einging, war sehr natürlich. Dieser Vertrag[673]) (vom 30. April) sagt: man habe allen Grund, einen neuen Einbruch der Schweden in's Reich zu fürchten, und da sie ihren Weg sichtlich durch Pommern zu nehmen gedächten, würden sich Dänemark und Brandenburg dem widersetzen. Ferner habe Hannover und die anderen braunschweigischen Herren unverhältnißmäßig stark gerüstet; gegen wen, könne nicht zweifelhaft sein; man werde sie auffordern und nöthigenfalls zwingen, ihre Truppen so weit zu mindern, daß sie keine weitere Besorgniß veranlaßten. Frankreich werde ein Heer von 40,000 Mann am Oberrhein aufstellen, um die Truppen der dem Laxenburger Bündniß beigetretenen Stände in Schach zu halten.

Dem Kurfürsten entging es nicht, daß zwischen Dänemark und Frankreich schon Weiteres verabredet sei, daß Dänemark nicht bloß die Schweden abwehren, sondern zugleich den Gottorper Herzog von Neuem austreiben, Bremen erobern wolle; schon begann man, ihm selbst Pommern in Aussicht zu stellen. Er erbot sich, es anzugreifen, wenn Dänemark und Frankreich gemeinsam gegen das braunschweigische Haus vorgehen wollten; man fügte dem Vertrage, wenn auch mit einigem Widerstreben Rebenac's, ein Concert über die militairischen Maaßregeln bei, nach dem ein französisches Heer nach der Weser marschiren sollte.

So weit ging der Kurfürst. War es wirklich seine Absicht, daß es geschähe? verblendete ihn die Begier, Pommern zu haben, so, daß er nicht bloß den Dänen auch die Wesermündung Preis zu geben, sondern die Macht Frankreich über den Rhein in das Herz Deutschlands zu führen sich entschließen mochte? und das in derselben Zeit, wo er in Regensburg die Accommodation auf das Dringendste empfahl, um den Krieg von Deutschland fern zu halten, und den Abschluß eines Sonderfriedens widerrieth, um nicht das Reich zu spalten, — wo er Crockow nach Warschau sandte, mit dem Könige über die wachsende Türkengefahr zu verhandeln und auch ihn zu überzeugen, daß die einzige Rettung sei, wenn der Kaiser den Frieden

mit Frankreich mache, — wo er Meinders nach Hannover sandte, eine Verständigung anzubieten, um Norddeutschland nicht der Rivalität und der Eroberungslust der Dänen und Schweden Preis zu geben?

Wenn, wie es scheint, jener Vorschlag eine der verwegenen Wendungen war, wie sie der alte Steuermann in gefährlichsten Momenten liebte, so erreichte sie ihren Zweck vollständig. Die braunschweigischen Herren gingen auf seine Anträge wenigstens so weit ein, daß sie eine Conferenz mit Brandenburg und Dänemark in Hamburg zu beschicken sich bereit erklärten. Während diese gehalten wurde (10.—15. Juni) und nicht ungünstig verlief, und Graf Rebenac, der nur eben als Beobachter mit anwesend war, den Dank Hannovers entgegennahm, daß Frankreich dem drohenden Conflict in Norddeutschland in so erwünschter Weise vorbeuge, lief aus Paris die Ratification jenes Vertrages vom 30. April ein, aber mit einer Aenderung im Vertrage, mit Ausschluß des Concerts. Graf Rebenac trug sofort auf die Auswechselung der Ratificationen an; der Kurfürst versagte sie, in höflichen Formen, aber er versagte sie.

Als Rebenac Ende Juni nach Berlin zurückkam, fand er die Lage der Dinge völlig verändert.

Der zwanzigjährige Waffenstillstand.

Friedrich Wilhelm hatte seine Rüstungen fortgesetzt; mehr als 24,000 Mann Feldtruppen standen marschfertig.

So innig seine Verbindung mit Frankreich scheinen mochte, am wenigsten war er blind gegen die verhängnißvolle Uebermacht Ludwig's XIV. und gegen den empörenden Mißbrauch derselben, der in Frankreich für glorreich galt.

Wer, wie er, den Krieg verstand, konnte unmöglich glauben, daß die Association des Kaisers und einiger Reichskreise, Spaniens, der Staaten, Schwedens im Stande sei, den Heeren Ludwig's XIV. besser zu widerstehen, als bis 1679, geschweige denn ihm das wieder zu entreißen, was er seit dem Frieden genommen hatte, wie gern sich die Erbitterung über das Erlittene und die Furcht vor dem, was noch folgen werde, der Täuschung hingeben mochte, als ob es möglich, jetzt schon möglich sei.[674]) Seit gar die Türkengefahr immer furchtbarer heranschwoll, schien nichts dringender, als alle Kraft des Reichs, ja der Christenheit zu sammeln, um dem Einbruch der Ungläubigen zu wehren. In diesem Sinne hatte Spanheim in Paris Vorstellungen machen, des Königs Hochherzigkeit anrufen müssen, das Reich, während es

als Vormauer der Christenheit schweren Kampf zu bestehen habe, nicht gefährden oder schädigen zu wollen.

Aber in Madrid und Brüssel wie im Haag, in Wien wie in Rom hatte man keinen anderen Gedanken, als Krieg gegen Frankreich. Jene kaiserliche Resolution, die Ende Juni in Regensburg verlesen wurde, war fast schon die Kriegserklärung; Graf Lambert kam mit neuen Erbietungen auch im Namen Spaniens nach Berlin zurück, nicht um Beistand gegen die Türken zu suchen, sondern um den Kurfürsten aus der französischen Allianz in die gegen Frankreich hinüberzuziehen. Amerongen drängte mit neuem Eifer, von Woche zu Woche ein Wenig mehr bietend, ein Wenig weniger fordernd: es genüge, wenn der Kurfürst nur Spanien gegen neue Schädigungen zu vertheidigen, nur Frankreich bei denselben nicht zu unterstützen sich verpflichten wolle; „aber man könne nicht länger warten; und wenn sich der Kurfürst nicht bald entschließe, zur guten Parthei überzugehen, werde man sich nach anderen Freunden umsehen müssen." In Wien wie im Haag war man über den Verlauf der Hamburger Conferenz sehr erfreut: „nun werde der Kurfürst bald mit Frankreich und Dänemark völlig brouillirt sein, und dann könne er seine Forderungen nicht mehr so hoch spannen;" in Wien fügte man hinzu: „es sei ganz nicht des Kaisers Interesse, des Kurfürsten Potenz zu befördern." Am wenigsten in Schlesien wollte man ihn eindringen lassen; man bot, da Fürst Schwarzenberg den Handel aufgegeben hatte, die Fürstenthümer dem polnischen Könige zu Kauf an und achtete des brandenburgischen Protestes nicht.[675])

Alle Versuche, mit den Türken ein Abkommen zu treffen, waren gescheitert. Man mußte marschiren lassen. Das stattliche Heer von 36,000 Mann, das am 7. Mai nach feierlichem Hochamt und Verkündigung des päpstlichen Ablasses auf 360 Tage an dem Kaiser vorüber nach Ungarn marschirte, erfüllte Alles mit Siegeszuversicht. Man meinte, die Ungläubigen mit einigen raschen Schlägen heimzusenden und dann spätestens in zwei Monaten mit dem siegreichen Heere gegen Frankreich zu marschiren.

Aber der Großvezier hielt sich nicht, wie man erwartet hatte, mit der Belagerung von Gran auf; er ging geradeswegs auf Wien. Ein erstes Gefecht gegen ein paar tausend Tartaren (6. Juli), schon auf deutschem Boden, nur durch Lothringens Energie endlich wenigstens nicht verloren, vermochte den ungeheuren Strom der feindlichen Heeresmacht nicht aufzuhalten; sie erreichten, während sich die Kaiserlichen auf das Nordufer zurückzogen, am 13. Juli Wien.

Schon als Flüchtlinge die Nachricht von jenem Gefecht nach Wien

brachten, am 7. Juli, flüchtete der Kaiser, der kaiserliche Hof; Unzählige, in immer wachsender Verwirrung, folgten in den nächsten Tagen. Don Burgomanero empfahl dem Kaiser auf dem Wege nach Linz, den Türken Ungarn für den Frieden abzutreten und das Heer nach dem Rhein marschiren zu lassen.

Mit Bestürzung hörte man in den deutschen Landen die Kunde von den Vorgängen an der Donau. Wie, wenn die Türken bei Wien vorüberzogen, wie sie bei Raab gethan? wenn sie das kaiserliche Heer auf der linken Donauseite erdrückten und sich weiter ergossen? es gab weit und breit kein Heer, das ihnen in den Weg hätte treten können; wie, wenn Ludwig XIV. den Moment benutzte und den Handschuh, den die Association ihm hingeworfen, aufnahm? wenn zugleich Dänemark, das höchst ungeduldig war loszuschlagen, Meklenburg occupirte und über die Elbe ging?

Die Nachricht von dem Gefecht am 6. Juli konnte am 16. oder 17. in Potsdam sein. Der Kurfürst sprach sofort seinen Entschluß aus, gegen die Türken marschiren zu lassen.[676]) Er hatte 12,000 Mann dazu bestimmt; Graf Lamberg, der wohl die Gefahr nicht für so groß hielt oder zu halten scheinen wollte, erklärte: der Kaiser wünsche nur 6000. Auch ein polnischer Gesandter war angekommen, für die Republik um Hülfe gegen die Türken zu bitten; ihm wurden 1200 Mann zugesagt. Wie lebhaft Graf Rebenac dagegen sprechen, wie sehr Dänemark, doppelt erregt durch die Ankunft der französischen Flotte im Sund, mit 6000 Mann an Bord, drängen mochte, jetzt auf die entmuthigten Freunde des Kaisers loszugehen, der Kurfürst beharrte bei seinem Entschluß. Er ersuchte den Fürsten von Anhalt, zum Kaiser zu eilen; schon am 23. waren dessen Instructionen unterzeichnet.

Sie sprachen das Bedauern des Kurfürsten aus, leidend, wie er sei, nicht in eigener Person und mit Daransetzung seines Blutes der Christenheit dienen zu können. Dringend bitte er, den Frieden mit Frankreich zu schließen, zumal da Dänemark sehr geneigt sei, mit Hülfe Frankreichs Schweden, ja auch wohl das Haus Braunschweig anzugreifen.[677]) Er erbietet sich, die vom Kaiser gewünschte Truppenzahl an der schlesischen Grenze bereit zu halten. Er erklärt sich mit den Subsidien, die Graf Lamberg im Namen des Kaisers (300,000 Thlr.) und Spaniens (500,000 Thlr.) angeboten, zufrieden.[678]) Er fordert Jägerndorf oder ein Aequivalent an Land und Leuten; die Frage wegen der drei anderen schlesischen Fürstenthümer wolle er zur Zeit ruhen lassen.

So die Instruction vom 23. Juli; aber jeder folgende Tag brachte

neue schrecklichere Nachrichten, wahre und falsche: daß die Ungläubigen bereits in Mähren eingebrochen seien, daß der Kaiser geflüchtet sei, daß Wien belagert werde. Aber auch eine, die Hoffnung schöpfen ließ: Ludwig XIV. hatte in Regensburg erklären lassen, daß er Angesichts der Gefahr, die über die Christenheit gekommen, nicht mehr auf seine Forderungen bestehen wolle; er biete die Alternative, entweder Frieden oder dreißig Jahre Waffenstillstand auf Grund seiner bisherigen Forderungen, nur mit der Bedingung der Annahme bis zum 31. August. Mochte das Drängen und die Haltung des Kurfürsten, mochten die Mahnungen aus Rom, mochte die mächtige Bewegung in der ganzen Christenheit ihn bestimmt haben, der Waffenstillstand war ein Ausweg, den der Kaiser mit Ehren annehmen konnte.

Am 2. August sandte der Kurfürst dem Fürsten von Anhalt die Weisung nach, auf das Beweglichste dem Kaiser die Annahme des Waffenstillstandes zu empfehlen; er sei in höchster Sorge, daß man versuchen werde, es zu hindern; dann sei es nur zu wahrscheinlich, daß Frankreich am Rhein, Dänemark an der Elbe losbreche, und er werde dann gezwungen sein, seine ganze Kraft zur Sicherung Norddeutschlands zu verwenden; nehme der Kaiser den Waffenstillstand an, so sei er bereit, mit 16—18,000 Mann zu Hülfe zu eilen. Am 3. August sandte er ein zweites Schreiben nach: Alles sei zum schleunigen Marsch eingeleitet, 18,000 Mann würden in kürzester Frist in Crossen an der schlesischen Grenze versammelt sein; es bedürfe nur eines Winkes vom Kaiser, so würden sie sofort in Marsch sein; er ließ den Kaiser beschwören, „den Evangelischen in seinen Landen endlich die Freiheit des Gewissens zu gewähren, deren Nichtachtung vor Allem Ungarn von ihm abgewandt habe."

Wegen Lübeck, in den Vier Landen waren die Dänen und die Braunschweiger im Begriff, auf einander los zu schlagen; dem Kurfürsten gelang es noch, sie aus einander zu halten. In Regensburg war niemand thätiger, als Brandenburg, die Annahme des angebotenen Waffenstillstandes zu bewirken. Die drei Collegien genehmigten den Antrag; aber die kaiserlichen Commissare machten Schwierigkeiten, stellten Bedingungen, forderten erst weitere Verhandlungen.

Anhalt war am 5. August in Passau angekommen; am 7. wurde die erste Conferenz gehalten. Zunächst war man voll Dank und Freude über des Kurfürsten edlen Entschluß; bald fand man die Forderungen, die er stellte, „exorbitant", aber man werde „in den sauern Apfel beißen müssen;" dann schien auch das nicht mehr so gar nothwendig.

Denn der Krieg nahm einen anderen Gang, als man hatte fürchten müssen. Die Türken lagerten sich um Wien, als wenn die Einnahme der Stadt Alles sei, oder, wie man am Kaiserhofe glaubte, durch den geheimen Vertrag, den sie mit Frankreich geschlossen haben sollten, verpflichtet, nicht weiter zu gehen. Aber Wien widerstand mit einem Heldenmuth, der des höchsten Ruhmes würdig ist. So gewann Lothringen Zeit, sich zum Entsatz der Stadt anzuschicken; täglich rückten neue Völker heran, 11,000 Sachsen unter Kurfürst Johann Georg, 11,000 Baiern unter Kurfürst Max Emanuel; 20,000 Polen unter ihrem Könige kamen durch Mähren.

Immer noch wäre die brandenburgische Hülfe erwünscht gewesen; aber Anhalt's Anträge einfach anzunehmen, schien nicht mehr möthig; man wollte, daß der Kurfürst in die Association eintrete, man legte Anhalt einen Vertragsentwurf in diesem Sinne vor.[679]) Dann erfuhr man aus München, daß dem französischen Gesandten dort Graf Rebenac geschrieben habe: er habe es dahin gebracht, daß der Kurfürst dem Kaiser nicht einen Mann zu Hülfe schicken werde, bis daß der Kaiser den Frieden oder den Waffenstillstand angenommen; des Kurfürsten Absicht sei, mit seinen Truppen Schlesien zu besetzen.[680]) Man glaubte die wohl berechnete Lüge; warum sonst hätte der Kurfürst es so gegen seine Art eilig gehabt, mehr Truppen angeboten, als man gefordert? Man entschloß sich, den Entsatz von Wien zu wagen ohne ihn. Man sandte nach Regensburg ein Decret, das von dem französischen Gesandten als Ablehnung des Waffenstillstands angesehen wurde.

Die brandenburgischen Truppen standen zum Abmarsch bereit. Daß sie zögerten, vielleicht auch Mittheilungen aus Passau beunruhigten den Polenkönig; seinem Gesandten in Berlin, der um eine offene Erklärung bitten mußte, antwortete der Kurfürst: „nicht an ihm liege die Schuld der Säumniß; der Vertrag, den man dem Fürsten von Anhalt vorgeschlagen, zeige, daß man seine Hülfe nicht wolle; da der Waffenstillstand mit Frankreich abgelehnt sei, müsse er besorgen, daß, wenn seine besten Truppen an der Donau anderer Herren Länder retten hülfen, seine Lande am Rhein und an der Elbe überfallen würden". Aber die Hülfstruppen, die er dem Könige zugesagt, wurden nicht zurückgehalten; sie eilten dem polnischen Heere nach.

Auf jenes Allianzproject, das Anhalt empfahl, antwortete der Kurfürst (19. August): es sei unannehmbar, es entspreche den Instructionen nicht, die er gegeben; der Fürst möge zurückkehren; wenn es Kais. Maj. gefalle, die Unterhandlungen durch Graf Lamberg in Berlin fortzusetzen, so werde ihm solches nicht entgegen sein.

Anhalt's Unterhandlung war gescheitert, nicht ohne seine Schuld; gut kaiserlich, wie er war, hatte er mehr nachgegeben, als er befugt gewesen. Er kehrte nicht sogleich zurück: der Kaiser habe ihn ersucht, ihn zur Armee zu begleiten. Er setzte auch jetzt noch die Unterhandlungen fort; er brachte, nach Wochen heimkehrend, ein zweites verbessertes Project mit.

Er mochte der Ansicht sein, daß der Kurfürst sich in dieser ungeheuren Gefahr des Reichs und der Christenheit dem Kaiser hätte fügen sollen. Und am kaiserlichen Hofe mag man darauf gerechnet haben, daß sich aus der Noth zu anderem Gewinn auch wohl der machen lasse, den Brandenburger nicht bloß für Nichts zu bekommen, sondern obenein ihn aus der Stellung zu schieben, die er bisher den Kaiserlichen gegenüber auf dem Reichstage und im Reiche eingenommen.

Nicht die Bedingungen, die der Kurfürst gestellt hatte, waren exorbitant; außer den Zahlungen, die Graf Lamberg angeboten, hatte er nur Jägerndorf und den Waffenstillstand gefordert, und Gerechtigkeit gegen die Evangelischen empfohlen; Jägerndorf oder Ersatz für Jägerndorf, eine Forderung, deren Rechtmäßigkeit der Kaiser unzählige Male anerkannt, deren demnächstige Erfüllung er schon so und so oft gleichsam in Rechnung gebracht hatte; den Waffenstillstand, ohne den das Reich weiteren Vergewaltigungen Frankreichs Preis gegeben, der schon dem Ausbruch nahe Krieg im Norden unvermeidlich, der Kurfürst seine Regimenter an die Donau zu senden außer Stande war; endlich Duldung für die Evangelischen, vor Allem auch in Schlesien, in den Gebieten, die, wie er Ansprüche auf sie geltend machte, so ein Recht auf seinen Schutz gegen Verfolgung hatten.

Der Einfluß des spanischen Gesandten auf den Kaiser läßt keinen Zweifel, welche Gesichtspunkte den Ausschlag gaben. Man sah die Türkengefahr für ein Zwischenspiel an, das dem Hauptwerke, dem Kampf gegen Frankreich, möglichst wenig Zeit und Kraft entziehen müsse. Man war entschlossen, so wenig jetzt den Waffenstillstand, wie früher die Accommodation anzunehmen. Nicht weil es unwürdig erschien, den Raub am Reich, den Frankreich gemacht, wenn auch nur auf eine Reihe von Jahren anzuerkennen; der Reichsvicecanzler sprach es offen aus, daß es nicht darauf ankommen dürfe, „wenn auch ein Paar Reichskreise ruinirt würden;" noch auch, weil man hätte hoffen dürfen, durch Festigkeit Frankreich zum Nachgeben zu zwingen. Man gestand gern ein, daß, nachdem man zwei Jahre lang vergebens an dem Universalfrieden gearbeitet, man jetzt gar

kein Mittel habe, Frankreich dazu zu zwingen, daß man vielmehr „das Reich ganz der Discretion Frankreichs exponire." Der politische Gedanke Oestreichs lag höher, schaute weiter hinaus. Mochten die Franzosen sich auf den Westen Deutschlands werfen, die Dänen und Schweden in den norddeutschen Kreisen ihren alten Hader ausfechten, — vielleicht rettete man so die spanischen Niederlande und Mailand, die spanische Erbschaft. Wenigstens vielleicht; sicher aber brachte man in dem Maaße, als es gelang, den Brandenburger ins Gedränge und in Schaden, um seinen Einfluß, zur endlichen Demüthigung vor seinem Kaiser und Herrn; oder wenn er fortfuhr, „undeutsch" zu sein und zu trotzen, so konnte man gegen ihn als den Genossen des Reichsfeindes verfahren, wie einst gegen Johann Friedrich von Sachsen und den Winterkönig, mit Acht und Aberacht; und Nachbarn genug, lutherische und katholische, hätten sich gefunden, sich an dem calvinistischen Ketzer um das Vaterland verdient zu machen.

Gewiß erschien Vielen im Reiche die Energie, die Entschlossenheit, mit der der Kaiser sich dem Hochmuth Frankreichs entgegenstellte, höchst preiswürdig, höchst reichspatriotisch, wenn auch Mancher staunen mochte, woher Oestreich zu alle dem die Mittel hernehmen werde; gewiß waren die Länder und Ländchen, die Städte und Städtchen im Reiche, je kleiner, desto lauter in ihrem Zorn, desto kühner in ihren Hoffnungen, desto hastiger und anmaaßlicher in dem, was sie von denen forderten, die etwas leisten konnten. Aber daß die östreichische Politik das Interesse des Reichs in dem Maaße vertrat, als sie Sympathie zu gewinnen suchte und verstand, wird man nicht behaupten können.

Das Interesse Deutschlands war nicht, sich für das Haus Oestreich auf das Glücksrad setzen zu lassen: es war nicht, auch den Rest des linken Rheinufers zu verspielen, damit Spanien in ohnmächtiger Hartnäckigkeit fortfahren könne, den englischen Schiedsspruch abzulehnen; es war nicht, der französischen Flotte in der Ostsee Anlaß zum Einschreiten für Dänemark, noch der staatischen den Vorwand zum Uebersetzen schwedischer Heere nach Deutschland zu geben, damit auch Norddeutschland unter die Füße komme. Das deutsche Interesse war Frieden mit Frankreich, Frieden im baltischen Bereich; der Kaiser selbst hatte nur dann Aussicht, nicht noch weiter, noch schimpflicher vor dem Halbmond weichen zu müssen, wenn der Frieden Deutschlands ihm den Rücken deckte und den deutschen Kriegsvölkern möglich machte, ihm zu Hülfe zu ziehen.

Der Kurfürst vertrat in dieser furchtbaren Zeit das deutsche Interesse, wenn er nicht that, was die östreichische Politik von ihm forderte, wenn er Alles daran setzte, in Regensburg dem Kaiser entgegen den Frieden mit Frankreich, in Norddeutschland Frankreich entgegen den Frieden mit Dänemark zu retten. Sein Verdienst, wie heftig er angefeindet, wie schwer er verläumdet werden mochte, der Gedanke seiner Politik in dieser Krisis war, das unglückliche deutsche Wesen nicht völlig ins Verderben treiben, es nicht für die behagliche Ruhe der Holländer, für die hochmüthige Ohnmacht der Krone Spanien, für die Vorschwebungen der östreichischen Politik als Opfer bluten und zerstückeln zu lassen.[681])

Die Aufgabe, an sich schon schwierig, wurde durch die gewaltige Bewegung der Dinge hüben und drüben unermeßlich schwieriger und gefährlicher.

Das Scheitern der Sendung Anhalt's schien nothwendig den französischen Impulsen in Berlin das Uebergewicht geben zu müssen. Amerongen machte noch einige Versuche, die begonnenen Unterhandlungen fortzusetzen; aber im Haag gab man die Hoffnung auf, den Kurfürsten für die gute Sache zu gewinnen.

Er hatte die schwereren Sorgen. Daß die französische Politik, nachdem der von ihr in Regensburg angebotene Waffenstillstand vom Kaiser nicht angenommen, der englische Schiedsspruch von Spanien zurückgewiesen, von beiden und von den Staaten jeder andere als der universale Friede abgelehnt war, nicht ruhen werde, war an sich klar und bestätigte sich durch die Bewegungen der französischen Land- und Seemacht. Aber wohin wollten sie sich entladen?

Am meisten war für den Rhein zu fürchten. Aber wenn auch nicht der Kaiser, die drei Collegien hatten den Waffenstillstand vor dem 31. August angenommen; wie wenn man auf dieser Grundlage weiter verfuhr? Der Kurfürst erbot sich gegen Graf Rebenac, mit den rheinischen Kurfürsten in Vollmacht des Reichs und auf die von Frankreich geforderten Bedingungen den Waffenstillstandsvertrag abzuschließen. Rebenac lehnte den Vorschlag ab: „sie seien nicht in der Lage, als wirklich unabhängige Vermittler aufzutreten;“ eine Doctrin vom Wesen und Stande des deutschen Fürstenthums, die man wenigstens von Frankreich zu hören bisher nicht gewohnt war.

Es mußte ein anderer Weg gefunden werden, Frankreich zu binden. Seit Wochen drängte Graf Rebenac auf den Angriff gegen das Haus Braunschweig, zum Abschluß eines Vertrages zu diesem Zweck; um so

eifriger, da nicht mehr zweifelhaft war, daß das braunschweigische Kriegsvolk nach den spanischen Niederlanden bestimmt sei. Der Kurfürst hatte sich in aller Stille dem Herzog von Hannover genähert, er wünschte den Kurprinzen — dessen Gemahlin war im Frühling gestorben — mit der Tochter des Herzogs zu vermählen, und noch eifriger wünschte es der Kurprinz selbst; aber daß Hannover Truppen nach Flandern senden wolle, war auch dem Kurfürsten nicht genehm. Hier bot sich eine Möglichkeit, Frankreich zu verpflichten; man konnte auf jenen Vertrag eingehen mit der Hoffnung, das für Frankreich maaßgebende Motiv im Voraus zu beseitigen, wenn es nur gelang, vorerst Dänemark von einem brutalen Schritt zurückzuhalten.

In den ersten Septembertagen rückte ein französisches Heer in die spanischen Niederlande ein: es werde da auf Kosten des Landes bleiben, bis die Krone Spanien, die den Schiedsspruch ausgeschlagen, des Königs Ansprüche befriedigt habe.

Die Aufregung darüber war in Holland fast noch größer, als in Brüssel. Oranien hoffte, die Hochmögenden mit sich zu reißen; er beantragte, sofort die pflichtmäßige Hülfe, 8000 Mann, nach Brabant zu senden, 16,000 Mann neues Volk zu erwerben, der Flotte Weisung zu schicken, daß sie nach Gothenburg gehe und die dort der Einschiffung wartenden 15,000 Schweden nach Deutschland führe. Aber von der Flotte, die schlecht ausgerüstet in See gegangen war, kamen zwei übel zugerichtete Schiffe nach dem Texel zurück: man könne der Herbststürme wegen nicht länger in See bleiben (9. September).

In denselben Tagen fielen die entscheidenden Schläge an der Donau; am 6. September gingen die christlichen Heere bei Tuln auf das rechte Ufer; am 12. nach schwerem Kampfe war Wien entsetzt und das Heer der Ungläubigen in vollem Rückzuge. Langsam zog man ihnen nach; nur der tapfere Polenkönig traf sie zum zweiten Mal, zwang, von den eben eintreffenden 1200 Brandenburgern tapfer unterstützt, Gran zur Uebergabe (21.); dann zog er über die Karpathen heim.

Uebel zufrieden mit der Art, wie ihm die Rettung Wiens gedankt war; nicht minder übel zufrieden kehrte der Kurfürst von Sachsen heim. Das östreichische Selbstgefühl wuchs in dem Maaße, als man inne wurde, welche Folgen dieser Sieg gewinnen könne. Nach dem Tage von St. Gotthard hatte man einen faulen Frieden gemacht; die Ueberlegenheit der abendländischen Kriegskunst, die man zum zweiten Male erprobt, ließ den Gedanken fassen, mit energisch fortgesetztem Kriege

ganz Ungarn wieder zu gewinnen, damit das Gebiet des Kaiserhauses zu verdoppeln.

Freilich die officielle Politik Oestreichs blieb noch im alten Geleise. Der spanische Gesandte gab noch den Ton an; Graf Waldeck eiferte dafür, daß man, da die Kaiserlichen und die Polen zum weiteren Kriege gegen die Ungläubigen genügend seien, die Reichsvölker nach dem Rhein führen müsse, den Niederlanden zum Besten; und dem Reichsvicecanzler war auch das nicht genug: „was habe die polnische Allianz nicht schon für Verlegenheiten bereitet, wie habe sie Kais. Maj. alle Concepte gegen Frankreich verrückt.“ So lebhaft in Rom und in ganz Italien der pflichtschuldige Eifer für den Krieg gegen die Ungläubigen sprach, der Papst, Venedig, die Fürsten der Halbinsel dachten in erster Reihe an Frankreich, sandten Geld über Geld, „damit der Krieg von Italien fern bleibe und den Deutschen auf den Hals geschoben werde.“

Der glänzende Tag von Wien gab der Krone Spanien, als wäre er ihr Werk, neuen Stolz; in feierlichster Form wurde in Madrid die Kriegserklärung gegen Frankreich verkündet. Der Oranier führte, ehe noch die Herren Staaten ihre Zustimmung gegeben, jene 8000 Mann nach Brabant. Es schien genügend, Fanfare zu blasen, um alle Welt auf den Kampfplatz zu rufen.

Auf die Mittheilung aus dem Haag: „es geschehe nur, um den allgemeinen Frieden zu erzwingen,“ auf die Frage: „was man sich von Brandenburg zu versehen habe, wenn die Staaten mit Schweden, Hessen, den Braunschweigern gemeinsam die spanischen Niederlande und das Reich vertheidigten?“ antwortete der Kurfürst: „er werde es ruhig geschehen lassen, obgleich er Friedensverhandlungen für erspießlicher halte; er werde seinerseits fortfahren, den Frieden im Reich, besonders in Norddeutschland, aufrecht zu erhalten.“

Hier stand es dicht am Aeußersten, da Dänemark zur „Demüthigung“ der Welfen drängte, Frankreich sie auch in Berlin fast drohend forderte, beide mit Berufung auf die Allianz, die man mit Brandenburg habe. Daß Hannover und Celle es darauf wagen zu wollen schienen, drohte den Conflict unvermeidlich zu machen.

Mit Dänemark, mit den Braunschweigern mußte fertig zu werden sein; es kam darauf an, Frankreich zu pariren. Den sofortigen Angriff lehnte der Kurfürst bestimmt ab; aber er erklärte sich bereit, wenn von irgend einer Seite her ein Angriff auf Dänemark erfolge, gegen Hannover in Action zu treten; dafür solle Ludwig XIV. sich verpflichten, binnen

Jahresfrist gegen das Reich nichts vorzunehmen In diesem Sinne wurde am 25. October ein Vertrag entworfen; der König genehmigte ihn mit Aenderungen in jenen beiden Artikeln, und wieder diese Aenderungen nahm der Kurfürst nicht an; man stylisirte neue Fassungen, ohne von der Stelle zu kommen.[682])

Die kaiserliche Politik nahm noch einmal — im November — einen Anlauf, versuchte den Kurfürsten mit den großen Phrasen des europäischen Interesses und der guten Sache in Bewegung zu setzen und für Spanien in's Feuer zu schicken; und der Fürst von Anhalt empfahl dringend die kaiserliche Allianz auf Grund jenes zweiten Projectes, in dem freilich von Jägerndorf wenig und von den schlesischen Herzogthümern nichts stand. Der Kurfürst antwortete (1. December): „er würde mit Freuden darauf eingehen, wenn er nicht in seinem Gewissen überzeugt wäre, daß bei dem jetzigen Zustande in und außer dem Reiche eine solche Allianz sowohl dem Kaiser und dem Reiche, wie seinen eigenen Landen höchst schädlich sein und eine allgemeine Convulsion und Verderben hervorbringen würde; er sei bereit, wenn mit Frankreich ein fester Zustand gewonnen sei, sich mit Kais. Maj. so genau und fest, als Kais. Maj. nur immer verlangen würde, zu verbinden." Im Januar kam Graf Lamberg mit neuen beweglichen Mahnungen: ob denn der Kurfürst nicht wenigstens Türkenhülfe senden, ob er nicht wenigstens zur Rettung des Reichs und seiner eigenen Lande in die Association eintreten wolle. Der Kurfürst erklärte sich zu Allem bereit, wenn der Kaiser erst den Waffenstillstand angenommen habe.

Schon war Ludwig XIV. in vollem Zuge, die Krone Spanien für die Kriegserklärung, die sie ihm so stolz hingeschleudert, zu züchtigen. Anfang November hatte er sich auf Courtray geworfen, in vier Tagen capitulirte die Festung; dann fiel Dixmuyden; ganz Brabant, selbst die Vorstädte von Brüssel wurden gebrandschatzt, Luxemburg umstellt.

Die wachsende Aufregung aller Orten wurde von der heftigen Publicistik mit Vorwürfen hier, Drohungen dort genährt und verbittert. Und hatten die Kaiserlichen, die oranischen Agenten nicht Recht, wenn sie den entsetzlichen Zustand der Dinge, das demüthige Herrenthum Frankreichs in den düstersten Farben schilderten? Schon war nicht bloß Dänemark, dessen Truppen bis Meklenburg hineinstanden, Jever besetzten, bereit, auf Frankreichs Wink loszubrechen; man hatte Grund, zu fürchten, daß Kurcöln, jetzt zugleich Bischof von Münster, verfahren werde, wie 1672. Wilhelm Fürstenberg, der durch Frankreichs Willen seines Bruders Nach-

folger im Bisthum Straßburg geworden war,[683]) leitete wieder die kurcölnische Politik, und ein Hader in der Reichsstadt Cöln war glücklich wieder arrangirt.

Noch hatte Friedrich Wilhelm mit Frankreich nicht geschlossen. Nur Ein Fehlzug in seiner deutschen Politik, und die Franzosen standen im Erzstift Cöln, zugleich die Staaten und Norddeutschland bedrohend. Schon nahm Frankreich die alten Verhandlungen wegen Dömitz wieder auf; der Herzog von Schwerin, der in Paris lebte, wurde genöthigt, einen Vertrag zu vollziehen, in dem er die Festung den Dänen überwies; und als er insgeheim nach Hannover die dringende Bitte sandte, dem zuvorzukommen, ließ man den deutschen Fürsten arretiren und nach Vincennes bringen. Ja in Berlin ließ man andeuten, wenn Hannover es zum Kriege treibe, werde es nöthig sein, nach Wesel und Lippstadt französische Garnisonen zu legen.

Einer der brandenburgischen Staatsmänner hat 1680 den Ausdruck gebraucht: „wir werden dem Tanze zusehen, wo er auch sei, und da stehen, wo der Steuermann steht, nämlich am entferntesten Ende des Schiffes."

Nicht zuzusehen, aber in dem wilden Wetter mit fester Hand das Steuer zu führen, war jetzt mehr als je des Kurfürsten Aufgabe.

Eine eben so undankbare, wie mühevolle Aufgabe. Aber die mit Frankreich eingeleiteten Verhandlungen gaben die Möglichkeit, sie zu lösen.

Daß Ludwig XIV. die lang hingezogene Verhandlung immer noch offen hielt, war ein Zeichen, was des Kurfürsten Entschluß ihm bedeute. Die Gefahr war auf dem Punkte, wo der Kurfürst nicht länger zögern zu dürfen glaubte; am 18. Februar wurde der Vertrag vollzogen. Ludwig XIV. verpflichtete sich, jenen deutschen Waffenstillstand, den der Reichstag angenommen, der Kaiser nicht genehmigt hatte, noch ein Jahr lang offen zu halten, wenn er seiner Seits assecurirt sei, daß das Haus Oestreich ihn oder seine deutschen Verbündeten nicht angreifen werde. In Betreff Spaniens ließ der König, damit conform, erklären: er biete einen Waffenstillstand auf zwanzig Jahre unter der Bedingung, daß die Staaten ihre Truppen für Spanien nicht außer den Festungen, in denen sie lägen, verwendeten; er sei bereit, Courtray und Dixmuyden zurückzugeben, wenn ihm als Aequivalent Luxemburg überlassen werde.

Auf dieser Basis glaubte der Kurfürst weiter handeln zu können. Es lag Alles daran, den allgemeinen Brand, den die unselige Kriegs-

erklärung Spaniens zu entzünden drohte, den der Kaiser und Oranien beabsichtigt hatten, auf seinen Ausgangspunkt zu beschränken, namentlich zu verhüten, daß er nicht den Niederrhein erfasse, sich nach Norddeutschland ausbreite; mochten die den Schaden büßen, welche mit dem Feuer gespielt hatten.

Der Kurfürst eilte, gleich nach dem Abschluß des Vertrages nach dem Haag, nach Cöln, nach Hannover zu senden, damit vorgebaut sei, bevor die Jahreszeit den zweiten Feldzug zu eröffnen gestattete. Er wählte Paul Fuchs zu dieser höchst schwierigen Rundreise.

Der wichtigste Punkt war der Haag. Dort fuhr Oranien fort, seinen ganzen Einfluß daran zu setzen, daß die Hochmögenden den Krieg Spaniens als ihre eigene Sache führten; bisher ohne Erfolg; sein Einfluß sank nur um so tiefer. Nicht ohne Bitterkeit antwortete er auf die Vorstellungen, die der Kurfürst ihm machen ließ.[684]) Es war wie gegen die Natur der Dinge, daß der Widerstand der Stadt Amsterdam gegen die Rüstungen, die er forderte, von brandenburgischer Seite gefördert wurde; Amsterdam — von dem, was die ganze Union aufzubringen hatte, zahlte die eine Stadt mehr als ein Viertel — weigerte jede Erhöhung des Kriegsetats, je drohender die Fortschritte Frankreichs wurden, desto hartnäckiger; sie ging so weit, zu erklären, daß sie sich von der Union lossagen werde, wenn man sich um Luxemburgs willen in den Krieg mit Frankreich stürze.

Auf der Hinreise hatte Fuchs mit Kurcöln und Fürstenberg verhandelt; er hatte, um nur Kurcöln aus der Umgarnung Frankreichs zu ziehen, einen Vertrag zu schließen, der in seinen geheimen Artikeln für den Fall, daß die Staaten gegen Frankreich die Waffen ergriffen, Möglichkeiten ins Auge faßte, wie sie vor der Invasion von 1672 geplant waren.

Am schwierigsten waren Hannover und Celle zu behandeln. Dort hatte man alle Segel aufgespannt, um mit dem günstigen Fahrwind der deutschen Sympathien und der kaiserlichen Huld statt Brandenburgs die norddeutsche Macht zu werden und zu diesem Zweck sich vor Allem und schnell besser zu arrondiren, als es Brandenburg war; es galt im Interesse der guten Sache gegen Cöln-Münster Hildesheim und Höxter zu besetzen, gegen Dänemark in Kraft des Kreisoberstenamts für Meklenburg und Holstein-Gottorp einzuschreiten, in Ostfriesland zum Schutz der Fürstin Regentin gegen ihre Stände festen Fuß zu fassen und das sich einnistende brandenburgische Wesen dort, Garnison, Handelsvertrag, afrikanische

Compagnie sammt der gefürchteten Exspectanz, abzuthun. Fuchs richtete da wenig aus; wie viel der Kurfürst sich des Weiteren bemühen mochte, dem Welfenhause die nächste Gefahr, das gemeinsame Interesse, die Nothwendigkeit des Zusammengehens darzulegen, es gelang ihm nur gleichsam von einem Tage zum andern zu beschwichtigen und hinzuhalten.

Aber das waren die kleineren Sorgen. Wenn nur jene spanische Schilderhebung zusammenbrach, so mußte sich auch Hannover beruhigen; und da auch Schweden sie mißbilligt hatte, behielt Dänemark keinen Vorwand zur Action gegen Norddeutschland; ein Congreß der Associirten im Haag, der der Welt zeigen sollte, daß es mit der Alternative: „Universalfrieden oder Krieg" Ernst sei, kam über die Berathung der Kriegsmittel bald ins Stocken.

Aber in Wien war man voll Eifer und Leidenschaft für diesen spanischen Krieg; die stolze Kriegserklärung des jungen Königs, die einen Krieg bis auf's Messer ankündigte, hatte man mit Jubel begrüßt; man that alles Mögliche, in Madrid zu ermuthigen und im Haag große Dinge hoffen zu lassen. Die großen Rüstungen, die man während des Winters machte, schienen nicht gegen die Türken, sondern gegen Frankreich bestimmt. Frankreich, hieß es in Wien, sei erschöpft, das Heer im Winterfeldzuge durch Krankheit und Hunger aufgerieben, ein allgemeiner Aufstand der Hugenotten, ein Bürgerkrieg ganz nahe; darum suche Frankreich so eifrig den Frieden, den man um so weniger gewähren müsse; habe man sich vor Frankreich nicht gebeugt, als der Kaiser flüchtig und die Kaiserstadt von Hunderttausenden umlagert gewesen sei, so sei nach solchen Erfolgen noch weniger daran zu denken; wenn dabei ein und der andere Reichskreis ruinirt werde, so müsse Brandenburg um seiner selbst willen eilen, sie zu retten; Gott habe nicht darum das Mirakel der Rettung Wiens gethan, damit das Haupt der Christenheit sich jetzt vor dem allerchristlichsten Könige, der ihm die Ungläubigen auf den Hals gehetzt, demüthige.

Oestreich rechnete auf Baiern, auf den fränkischen, schwäbischen Kreis; Weimar, Cassel, Gotha standen zum Ausmarsch nach Brabant fertig. Es galt vor Allem, die Frage des Waffenstillstandes in Regensburg nicht weiter kommen zu lassen; und seit dem Tage von Wien strahlte das Kaiserhaus in neuer Glorie, es trat dem Reich mit gesteigertem Selbstgefühl entgegen.

Neben dem Bischof von Eichstädt wurde jetzt Graf Windischgrätz, seit

nicht lange Convertit, als kaiserlicher Commissar bestellt. Es sei unerhört, hieß es am Reichstage, daß ein östreichischer Edelmann, nicht des Adels vom Reich, den Kaiser da vertreten wolle; die Ungarn hätten sich niemals einen solchen als Palatin gefallen lassen, solle das Reich es hinnehmen? Aber der Graf blieb, fuhr fort, im Sinne des verjüngten Oestreich zu wirken; namentlich war er eifrig, mit dem Fürstenrath das Drängen des Kurfürsten auf den Waffenstillstand zu pariren, wenn auch in Formen, die unerhört waren: daß er die Frage nicht auf den Ansagezettel kommen ließ, daß er, als sie darauf kam, die Besprechung hinderte, weil er noch Weisungen erwarte, weil Andere noch Instructionen erwarteten u. s. w. Selbst das Erbieten Frankreichs, statt dreißig Jahre für den Waffenstillstand zwanzig annehmen zu wollen (27. Februar), half nicht weiter, gab vielmehr Vorwand zu neuen Zögerungen, da man erst Instructionen darüber einholen müsse. Wohl machte Brandenburg im Kurcollegium, als über diese Frage abgestimmt werden sollte (24. März), darauf aufmerksam, daß „etliche wenige im Haag Versammelte“ sich unterwunden, ohne des Reichs ertheilte Vollmacht auch für das Reich ein Friedensproject aufzustellen; die vier rheinischen Kurfürsten stimmten bei, daß darüber bei Kais. Maj. Beschwerde zu führen; aber im Fürstencollegium kam die Frage gar nicht zur Ansage; umsonst klagte man, nie sonst habe das Directorium sich solche Gewalt angemaßt. Graf Windischgrätz verstand inzwischen die Gedanken anderweitig zu beschäftigen; oder war es ein Zufall, daß er bei einem Gastmahl, das er gab, Armstühle für die Einen, gewöhnliche Sessel für die Anderen hinsetzen ließ und darüber eine unbeschreibliche Aufregung entstand? genug, diese Stühle wurden das Signal zu einer Reihe von Controversen, die auch Freunde entzweiten und Feinde zu gemeinsamen Schritten vereinigten.

Schon hatte Ludwig XIV. den neuen Feldzug mit dem Bombardement von Oudenarde eröffnet; Anfang April wandte er sich nach Luxemburg; am 4. Juni ergab sich die mächtige Festung. Er bot im Haag den Waffenstillstand unter den früheren Bedingungen an, wenn er in bestimmter Zeit angenommen sei. Am 17. Mai hatte sich Admiral Duquesne vor Genua gelegt, durch ein furchtbares Bombardement die Stadt und die Republik gezwungen, sich zu demüthigen. Marschall Schomberg stand mit 20,000 Reitern im Elsaß. Frankreichs militairisches Uebergewicht war furchtbarer, denn je.

Im Haag wurde am 27. Juni von den Hochmögenden beschlossen,

den zwanzigjährigen Waffenstillstand anzunehmen. Spanien zögerte noch; es hoffte auf den Kaiser.

Man war in Regensburg wegen der Frage der Stühle vollauf beschäftigt, als die Nachricht vom nahen Fall Luxemburgs, von der Einäscherung Genuas kam, zugleich die Nachricht, daß französische Truppen vor Trier gerückt seien, die Abtretung der Moselbrücke, die Rasirung der nächstgelegenen Werke gefordert hätten „nach dem alten Schutzrecht Luxemburgs über Trier.“ Die Kaiserlichen begriffen, daß sie ein wenig einlenken müßten; es wurde im Fürstenrath der Waffenstillstand („die Frage: ob“) zur Berathung gebracht; dringend empfahl Jena für Magdeburg die Annahme: „hätte man sich früher entschlossen, so würde man viel Unheil gemieden haben; man trete ja nicht, wie in einem Frieden, definitiv ab, was man verloren habe; wenn jeder Stand des Reiches sich anspanne, wie Brandenburg, das das Fünffache seiner Matrikel in jedem Augenblick zu stellen gerüstet sei, so könne man hoffen, nach Ablauf des Waffenstillstands das Recht des Reichs wieder geltend zu machen.“ Er erinnerte an die Evangelischen in den reunirten Gebieten, deren bürgerliches und politisches Recht man im Vertrage sicher zu stellen die Pflicht habe. Burgund hielt es für angemessen, zu fragen: „in wessen Namen Magdeburg spreche, ob in dem des Königs von Frankreich?“ Es gelang ihm nicht, den Brandenburger aus seiner Ruhe zu bringen. Man beschloß, was der Kurfürst seit lange empfohlen hatte.

Acht Tage später theilte Graf Windischgrätz dem französischen Gesandten „die angenehme Nachricht“ mit, daß die vom Reichstag beschlossene Assecuration ihm vom Kaiser genehmigt zugegangen sei. Graf Verjus hielt für nöthig, das Schriftstück sich auszubitten, um es zuvor zu collationiren; er fand alle diejenigen Wendungen, welche die erfolgte Zustimmung, die weitere Mitwirkung der Kurfürsten, Fürsten und Stände aussprachen, gestrichen.[685] War es geschehen, um neue Zögerungen herbeizuführen, oder um wie im Nymweger Frieden ohne Controlle des Reichs für das Reich zu schließen, oder in einem neuen Act zu constatiren, daß der Kaiser über die auswärtigen Angelegenheiten des Reichs ohne die Stände bestimme, — die Enthüllung dieser Zweideutigkeiten, zu der Frischmann seine kaustische Feder lieh, verfehlte ihre Wirkung nicht.

Und nun kam die Nachricht, daß die Staaten ihren Frieden gemacht hatten. Waren früher viele Stimmen dafür gewesen, „die Frage: wie“ weiteren Verhandlungen zu überweisen, so sah jetzt Jeder, daß man eilen müsse, zu nehmen, was man noch bekommen konnte. Wer mochte sich

wundern, daß Verjus forderte, das ganze Werk müsse fertig sein, bevor die Zeit zu kriegerischen Unternehmungen verstreiche, bis zum 15. August; sonst könne der Kaiser seinen Frieden mit den Türken gemacht haben und seine Waffen gegen Frankreich kehren. Wie schwerfällig des Reiches Art sein mochte, — daß Marschall von Schomberg mit 20,000 Reitern im Elsaß stand und 40,000 Mann Befehl hatten, nachzurücken, mahnte zu geschwinden Entschlüssen. Am 8. August begann man auf Grund eines von Verjus gemachten, von den Kaiserlichen gebilligten Entwurfes zu verhandeln. Die Kaiserlichen hatten stehen lassen, daß die Reichsfürsten, von denen Gebietstheile reunirt waren, dem Könige huldigen sollten; dem heftigen Widerspruch der Fürsten gab Verjus nach, und der Artikel fiel. Nicht minder ungenügend war der, der die Evangelischen decken sollte, gefaßt; noch am Abend des 15. August wurde über ihn verhandelt; Verjus versicherte, daß der König den Evangelischen die freie Religion und ihre kirchlichen Güter lassen werde; aber wenn Mitternacht schlage und der Schluß sei nicht gemacht, so sei der ganze Handel zu Schanden. Kurz vor Mitternacht wurde abgeschlossen.

Mit dem Reich zugleich und in Anschluß an dasselbe vollzog auch Spanien den Waffenstillstand.

Es ist hergebracht, diesen zwanzigjährigen Waffenstillstand als eine Schmach für Deutschland zu bezeichnen und die brandenburgische Politik, die ihn am meisten betrieben, für diesen Schergendienst gegen Frankreich zu verdammen. Für glorreich hat ihn wahrlich auch der Kurfürst nicht gehalten, sondern nur für einen traurigen Ausweg, größeren Schaden und Schande zu meiden.

Aber hätte er nicht den großen Gedanken der Association ergreifen, ihm durch seinen Beitritt, durch seine Armee und seine bewährte Führung die Gewißheit des Erfolges geben sollen? Ich denke nicht, daß sein Mißtrauen gegen die kaiserliche Politik, gegen den Kriegseifer der Herren Staaten, von Spanien und dem Reich zu schweigen, durch das, was dann geschah, Lügen gestraft worden ist. Ob Frankreich mit den Türken im Einverständniß war oder nicht, mit beiden zugleich den Krieg zu wagen, konnte sich nur der frivolste Leichtsinn oder die gedankenlose Zuversicht auf göttliche Mirakel entschließen.

Die glückliche Wendung, die der Türkenkrieg genommen, war nur möglich durch die Ruhe, die trotz der östreichischen Politik dem Reiche bewahrt blieb; und der geschlossene Waffenstillstand gab dem Kaiserhause den

sicheren Rücken, den Kampf weiter fortzusetzen, einen Kampf, der unermeßliche Aussichten erschloß.

Nicht bloß, daß die östreichische Macht sich hier ein weites und reiches Gebiet wieder gewann; der ungeheure Druck, der auf dem Osten der Christenwelt gelastet, nahm ein Ende; die italienischen Staaten, vor allen Venedig, erwachten; bald kämpften die Venetianer siegreich in Dalmatien, in Morea, im ägeischen Meere; der Polenkönig, wieder von Brandenburg unterstützt, drang durch Podolien vor; der russische Czaar erreichte zum ersten Male die Krim. Die europäische Welt erlebte eine der staunenswürdigsten Umwandlungen; das Barbarenthum der Osmanlis hörte auf, Europa zu beängstigen; es wich weit und weiter zurück.

Der Vorkampf in dieser Richtung wurde Oestreichs Beruf. Nicht sofort ergriff, verstand ihn das Kaiserhaus; noch weniger begriff es, wie große Modificationen damit in den deutschen und europäischen Verhältnissen gegeben seien; am wenigsten sah es ein, daß in dem Maaße, als es dort größere Aufgaben zu erfüllen habe, die baltische und rheinische Politik Deutschlands eine Machtbildung forderte, welche das leistete, was die Kaiser aus dem Hause Oestreich entweder zu leisten versäumt oder in Mißformen, die schlimmer als das Versäumniß waren, zu leisten gesucht hatten.

Mißformen freilich, mit denen zunächst auch die glorreichen Erfolge in Ungarn geschändet werden sollten. Mit dem Tage von Wien begannen sofort jene frommen Grausamkeiten, die in dem befreiten Christenlande nichts als das unevangelische Christenthum übrig lassen sollten.

So groß in allem Andern der Gegensatz und die Rivalität Frankreichs und des Hauses Oestreich war, in diesem Eifer der Verfolgung waren sie eines Sinnes; nur daß Frankreich, dessen Bildung, dessen Politik, dessen Kraft in der Versöhnung des hugenottischen Geistes, wie sie einst Heinrich IV. im Edict von Nantes gegründet hatte, in dem Frieden der Confessionen erwachsen war, mit jedem neuen Schritt auf dem Wege der Verfolgung eine Stufe weiter von der Höhe seiner Ueberlegenheit herabstieg.

Mochte obenhin betrachtet die Souverainetät, wie sie Friedrich Wilhelm verstand und übte, dem unumschränkten Königthum Ludwig's XIV. gleichartig erscheinen, die Aufhebung des Edicts von Nantes gab Gelegenheit, zu erkennen, wie im Princip verschieden beide waren.

Das Potsdamer Edict.

Der doppelte Waffenstillstand schien endlich den Grenznachbarn Frankreichs Ruhe zu geben; wie theuer erkauft der Friedensstand sein mochte, wenigstens die krampfige Spannung der politischen Welt schien nun gelöst; es schien der französischen Macht jeder denkbare Vorwand zu Gewaltacten gegen das Reich und gegen Spanien entzogen.

Der Kurfürst reducirte seine Armee nicht. Er ließ Frankreich glauben, daß er den Krieg gegen Schweden wolle, auf den Dänemark drängte. Graf Rebenac war überzeugt, daß er mehr wie je Stettin zu haben wünsche, schon um der großen maritimen und Handelspläne willen, „die," so sagt er, „wohl dasjenige sind, was der Kurfürst vor Allem mit leidenschaftlichem Eifer betreibt." Und eben diese Dinge schienen ihn um so weiter von derjenigen Macht entfernen zu müssen, deren Verbindung mit ihm für Frankreich am unangenehmsten war. Wenn er den staatischen Einfluß völlig aus Ostfriesland verdrängte, wenn er seine africanische Handelsgesellschaft nach Emden verlegte, wenn er die ausgesprochene Absicht hatte, den rheinisch-englischen Handel von Holland hinweg nach Emden zu lenken,[686]) wenn er auf der Küste von Guinea, wo die westindische Compagnie von Holland jede neue Concurrenz fürchtete, sein Gebiet ausdehnte und die Zahl seiner Forts vermehrte, so schien da Aussaat genug zu endlosem Hader, zumal da die alten Subsidienhändel noch nicht abgemacht waren.

Des Kurfürsten Politik ging andere Wege, als Frankreich empfahl oder erwartete. Er hatte lange genug sich in den schiefen Richtungen bewegt, in die ihn der Nymweger Friede gezwungen hatte; mit dem Waffenstillstand war der Zwang zu Ende; er hatte wieder eine gemeinsame Basis mit denen, die jenen Frieden ohne ihn geschlossen hatten; der Waffenstillstand selbst war gleichsam ihr Protest gegen den unglücklichen Frieden, den er nie anerkannt hatte.

Graf Verjus, der in Regensburg Gelegenheit genug hatte, die Bewegung der deutschen Verhältnisse zu beobachten, schreibt später bei der Nachricht vom Tode des Kurfürsten: „seit dem Abschluß des Waffenstillstandes hat sich dieser Fürst bei Allem, was man gegen des Königs Majestät geplant oder in Bewegung gesetzt hat, an die Spitze gestellt."

Sein nächstes Bemühen war, den Frieden in Norddeutschland sicher zu stellen, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen, um ihrer gewiß den großen europäischen Kampf wieder aufzunehmen, zu dem Frankreich mit

immer neuen Willkühracten und mit der empörenden Petulanz ihrer Ausführung herausforderte, und der je länger versäumt, desto schwerer, aber auch desto unvermeidlicher wurde.

Ein erster wichtiger Schritt war, daß die in aller Stille eingeleitete Vermählung des Kurprinzen mit Sophie Charlotte von Hannover im October vollzogen wurde.[687]) Der Besuch des Herzogs Ernst August in Potsdam (December) gab dieser Familienverbindung sofort eine weitere politische Bedeutsamkeit. Und der Kurprinz war thätiger, als man von ihm erwartet hatte, die Innigkeit des Einverständnisses zwischen beiden Häusern zu fördern; nur daß mit dem Herzog von Celle über Hamburg, über die mecklenburgischen Quartiere Differenzen übelster Art blieben.

Mit Schweden hatte der Kurfürst jüngst noch über die Grenzregulirung in Pommern scharfen Hader gehabt, eben den, von welchem Dänemark und Frankreich den Anlaß zum erneuten Kriege erwartet hatten. Jetzt sandte er Pierre du Falaiseau nach Stockholm mit dem Antrag, „im allgemeinen Interesse die Differenz zu vertagen."

Auch dem Kaiserhofe versuchte sich der Kurfürst zu nähern, behutsamer, nicht um Frankreichs willen, sondern weil man in Wien ihm den „schimpflichen Waffenstillstand," den er allein verschuldet habe, nicht vergaß. Er machte (November) auf die Nothwendigkeit aufmerksam, das Reich zur rechten Zeit und besser als bisher in Verfassung zu setzen; er forderte, wie er schon auf dem Reichstag thun lassen, als das einzige Schutzmittel gegen weitere Uebergriffe Frankreichs, eine starke militairische Organisation des Reichs in der Art, daß die größeren Fürsten durch die Zahlungen der kleineren Reichsglieder in den Stand gesetzt würden, wirklich brauchbare Heere zu formiren und zu erhalten.

Vorerst hatte man in Wien nur Mißgunst und Mißtrauen gegen Brandenburg, doch sollte demnächst Baron Fridag von Gödens zu weiteren Verhandlungen nach Berlin kommen. Man hätte gern diese vortreffliche Armee gegen die Türken gewonnen, aber ohne irgend etwas dafür zu gewähren; man sah, „daß ohne den Kurfürsten nichts auszurichten sei und derselbe vor Allen zufrieden gestellt werden müsse;" aber man machte ihm Schwierigkeiten bei der Belehnung mit Magdeburg, Schwierigkeiten bei dem Titel Graf zu Hohenzollern, den er wieder aufnahm; und was die schlesischen Ansprüche betraf, war auch nicht einer unter den kaiserlichen Ministern, der sie auch nur hätte erörtern mögen, „wie sie denn in übler Affection gegen E. Kf. D. sich die Hände nicht übel bieten."

Vor Allem wichtig war dem Kurfürsten, sein Verhältniß mit den

Staaten und Oranien herzustellen. Es bedurfte da besonderer Vorsicht, theils weil auch die geheimsten Mittheilungen an die Hochmögenden, die Staaten von Holland oder welche Behörde sonst sofort von den Patrioten an d'Avaux mitgetheilt wurden, theils weil der Prinz und seine Parthei seit den letzten Verhandlungen gegen den Kurfürsten tief verstimmt waren.

Gleich die erste vertrauliche Mittheilung im September konnte d'Avaux wenige Tage später nach Paris berichten, auch daß der Reichspensionair geantwortet habe: man wolle doch nur den Staaten Geld aus der Tasche ziehen und sie dann im Stich lassen, der Prinz werde sich lieber mit Frankreich zu verständigen suchen.[688]) Amerongen wurde zurückberufen; der Kurfürst bat, ihn noch einige Tage in Berlin zu lassen; er gab ihm bei seiner Abreise eine Denkschrift über seine Ansprüche mit, „damit deren Beseitigung das nachbarliche Vernehmen und die beständige Freundschaft wieder befestige" (27. December). Mündlich hatte er den dringenden Wunsch auszusprechen, daß die Staaten ihre Truppen nicht reduciren möchten, in Privatgesprächen anzudeuten, daß der Kurfürst sich mit dem Gedanken eines Bundes der evangelischen Mächte trage. Seitens der Staaten erfolgte keine Antwort; der Hader zwischen Amsterdam und dem Prinzen steigerte sich in bedrohlicher Weise; d'Avaux setzte seine ganze Kunst daran, ihn unheilbar zu machen.

Es folgten Thatsachen, welche nur zu geeignet waren, auch dem blödesten Auge zu zeigen, daß Europa einer „universalen Revolution" nahe sei.

Seit in Frankreich die vier Sätze der gallicanischen Kirche festgestellt, der Gallicanismus als Staatsreligion proclamirt war (März 1682), mehrten sich die Bedrückungen und Verfolgungen der Hugenotten in rascher Steigerung; nach dem geschlossenen Waffenstillstand wurde dort so verfahren, daß kaum mehr ein Zweifel an der Absicht, die reformirte Kirche in Frankreich völlig auszurotten, übrig blieb. Bisher hatte man denen, die auswandern wollten, wenig Schwierigkeit gemacht; auch nach den Staaten des Kurfürsten hatten sich viele gewandt, wie denn seit 1672 in Berlin eine französisch-reformirte Gemeinde namentlich unter Zuthun des Grafen d'Espense gegründet war. Jetzt wurde auch auf Fürbitte des Kurfürsten nicht mehr auszuwandern gestattet. Alle sollten sich zur Religion ihres Königs bekehren.

Im Februar 1685 starb König Karl der II. von England. So unzweifelhaft das papistische Bekenntniß von der Thronfolge auszuschließen schien, Jacob II. wurde König; freilich zunächst mit den besten Versiche-

rungen, daß er keinerlei kirchliche Aenderung machen werde; aber war es denkbar, daß ihn der unvermeidliche Conflict mit dem evangelischen Geist seines Volkes nicht weiter, nicht in Ludwig's XIV. Arme treiben werde? Mit Zuversicht erwartete der Papismus diesen Moment; triumphirend verkündete er, daß es mit dem evangelischen Wesen bald ein Ende haben werde.

Wenige Wochen später starb auch der Kurfürst von der Pfalz. Sein nächster Erbe war Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, der Katholik, der Vater der Kaiserin; fortan waren im Reich fünf katholische Kurstimmen, und eine von den zwei evangelischen war die von Sachsen, die nach einem Jahrzehnt katholisch wurde.

Zugleich trat Frankreich in dem Uebermuth der Macht mit Projecten hervor, welche Furchtbareres drohten, als die Reunionen, die zu schließen so schwere Opfer gebracht worden waren.

Karl II. von Spanien, seit 1679 mit Ludwig's XIV. Nichte, Marie von Orleans, vermählt, war und blieb kränklich; im Anfang des Jahres schien sein Siechthum einen gefährlichen Charakter anzunehmen. Sofort, bereits im März, war ein französisches Memorial verbreitet, das die Universalsuccession des Dauphin in alle spanischen Reiche und Länder in Anspruch nahm. Und Spanheim berichtete, daß ein zweites Memorial, das die Cession der spanischen Niederlande an den Kurfürsten von Baiern vorschlage, nur noch erst dem König Jacob II. mitgetheilt werden solle, um dann in Madrid officiell überreicht zu werden.[689])

Zugleich erfuhr man auf nur allzu zuverlässige Weise, daß von Frankreich die Wahl eines römischen Königs, und zwar in der Person des Dauphin betrieben werde. Der Bischof von Straßburg hatte in einem Gespräch mit Waldeck geäußert: man deliberire in Frankreich nicht mehr, ob man für den Dauphin die Wahl suchen solle, sondern nur, wie man ihn zum römischen Könige zu machen habe; der König selbst inclinire mehr zu gütlichen Verhandlungen und ordnungsmäßiger Wahl, während seine Minister der Meinung seien, man müsse bei gegebener Gelegenheit die Wahl mit Gewalt der Waffen erzwingen, damit werde man der Reichsconstitutionen und der Wahlcapitulation erübrigt und könne die Erblichkeit der deutschen Krone proclamiren. Der geschmeidige Prälat hatte hinzugefügt: er rathe, bei Zeiten nach der Inclination des Königs zu thun, weil man so wenigstens die äußere Form des Reichs erhalten, die Rechte und Privilegien der Reichsstände durch Verträge sichern könne. Daß dieser Bischof Nachfolger des Kurfürsten von Cöln zu werden hoffe, daß er Ludwig's XIV.

Wort dafür habe, war bekannt. Kurmainz hatte sich gegen Waldeck geäußert: wenn der König von Frankreich die Mainzer Brücke von ihm fordere, so könne er sie nicht abschlagen, und wenn eine deutsche Armee unter einem evangelischen Haupte dahin komme, so werde er der erste sein, den König um Schutz zu bitten. Den Kurfürsten von Trier, der noch widerstand, mürbe zu machen, wurden allerlei drastische Mittel angewandt, unter Andern in Kraft des luxemburgischen Schutzrechtes Contributionen von seiner Stadt Trier gefordert. Und nun erhob Ludwig XIV. Namens der Gemahlin seines Bruders, des Herzogs von Orleans, der Schwester des jüngstverstorbenen Kurfürsten von der Pfalz, Anspruch auf die Allodialgüter des mit ihm erloschenen Hauses Pfalz-Simmern; „nicht bloß auf alle Mobilien, worunter man auch die Kanonen und Vorräthe der Festungen verstehen will, sondern auf Alles, was Kurpfalz links vom Rhein besitzt;" namentlich auf das Gebiet von Oppenheim, „wo an der Stelle der Schanze die Gustav Adolph erbaut, an der Mündung des Main ein großer Waffenplatz errichtet werden soll, so daß Speier und Worms, Mainz und Frankfurt der Discretion von Frankreich exponirt sein werden."[690])

Die evangelische Welt, die Freiheit der europäischen Staaten, das Reich war bedroht, wie nie zuvor.

In dieser schwellenden Krisis ergriff der Kurfürst die Initiative der Abwehr. Sofort nach dem Thronwechsel in England, mit dem sie einsetzten, begann er eine diplomatische Thätigkeit, die die großen Momente der Situation einfach und weiten Blickes faßte. An den geheimen Vertrag von 1679 hielt er sich nicht mehr gebunden, da die Lage der Dinge eine vollkommen andere geworden war, Frankreich selbst jene Verträge nichts weniger als gehalten hatte.

Wie vielerlei kleinlichen nachbarlichen Hader es in den deutschen und nordischen Verhältnissen geben mochte, es war das Erste und Dringendste, daß man sich darüber erhob und sich zu der gleichen Abwehr einigte. Mit Schweden waren Verständigungen angeknüpft, das Wort vom Bunde der evangelischen Mächte fand dort guten Boden. Und wenn Dänemark fortfuhr, den Gottorper Herzog zu mißhandeln und von Hamburg Huldigung zu fordern, wenn der Herzog von Celle fortfuhr, als niedersächsischer Kreisobrister über Hamburg seine schützende Hand zu halten und dem Brandenburger die mecklenburgischen Quartiere zu versagen, wenn in Celle wie in Kopenhagen die französische Diplomatie arbeitete, die Allianz gegen Schweden zum Abschluß zu bringen, so bot eben diese Allianzverhandlung, die in Brandenburgs Hand lag, die Handhabe, ihren Abschluß hinzuhalten.

Mochte sich Dänemark um so enger zu Frankreich halten, mochte König Christian's V. Bruder, Prinz Georg, mit der zweiten Tochter Jacob's II. vermählt, die Brücke zu einer politischen Verbindung bieten, welche der dänischen Macht eine große Bedeutung verhieß, — man hatte Dänemark nicht zu fürchten, so lange man es in den Herzogthümern zu fesseln vermochte.

Die Gefahr, die der deutschen Libertät und dem evangelischen Wesen zugleich von Frankreich her drohte, die schwellende Fluth furchtbarer Ereignisse mahnte auch die hartnäckigsten Particularisten, auch die starrste Beschränktheit dynastischer Eigenmacht, sich nach Hülfe umzuschauen; und jedermann bekannte, „in Deutschland könne und müsse Kurbrandenburg allein vor dem Riß stehen;"[691]) in immer weiteren Kreisen schwoll die bange Empfindung, „daß es sich um die Conservation dessen, was in der Welt das Größte ist, um die Staats- und Gewissensfreiheit handle." Wenn um die Gewissensfreiheit allein, so würde die katholische Welt jeden Sieg Frankreichs mit Jubel begrüßt haben; aber die ungeheure Aggression bedrohte in gleichem Maaß die katholischen Mächte, das Haus Oestreich vor allen; auch wider Willen mußten sie zur Rettung derer helfen, deren Untergang sie sonst gewünscht hätten.

So gaben sich dem Kurfürsten die Elemente einer Combination, welche endlich die großen europäischen Interessen fest zusammenzuschließen Aussicht gab. Es galt einer Seits eine Allianz der evangelischen Mächte zu schaffen, deren Kern die beiden reformirten, Brandenburg und Holland, bilden mußten, anderer Seits eine Allianz aller bedrohten politischen Existenzen in und außer dem Reich, deren Kern nur die beiden deutschen „Potenzen," der Kaiser und Brandenburg sein konnten.

Der Gedanke war einfach genug, die Verwirklichung schwierig und unberechenbar; und das Mißlingen, ja schon der Versuch der Ausführung konnte die Gefahr, der begegnet werden sollte, beschleunigen und verdoppeln. Es wäre Wahnsinn gewesen, wenn der Kurfürst auch nur einen Augenblick sein Verhältniß zu Frankreich hätte lockern wollen, bevor er seines Erfolges gewiß war; aber eben dies Verhältniß fesselte ihn bei jedem Schritt, den er für jenen Plan that, ließ ihn zweideutig erscheinen, wo er Vertrauen fordern mußte. Und doch hing Alles, um dessentwillen ihm sein Dasein werth war, es hing die Existenz seiner Kirche, seines Staates, Deutschlands daran, daß der Wurf gelang.

Er mußte gewagt werden. Alles kam auf den ersten Schritt an. Er

wählte den ihm vertrautesten seiner Räthe, den feinen und gedankenreichen Paul Fuchs, zur Sendung nach dem Haag.

Schon im Anfang des Jahres hatte der Prinz in tiefstem Geheimniß den Prediger Gaultier, der seit zwei Jahren Frankreich hatte verlassen müssen, zu ihm gesandt, die Schaffung des Bundes der evangelischen Mächte dringend zu empfehlen; der Kurfürst müsse sich an die Spitze stellen, er, der Prinz, werde ihm in Allem folgen, ihn mit allen seinen Mitteln und Kräften unterstützen. [692])

Gaultier war in Potsdam, als die Nachricht vom Tode Karl's II. eintraf. Der erste Gedanke des Kurfürsten war: „daß der Prinz sich zum Könige von England machen müsse; der Herzog von York sei als Katholik zur Succession unfähig, der Herzog von Monmouth, den man in Schottland erwarte, sei ohne jedes Erbrecht; den Prinzen habe das Parlament für den nächsten zum Thron erklärt; er sei es theils durch das Recht seiner Gemahlin, auf die das Recht ihres Vaters übergehe, theils als Sohn der Schwester Karl's II. und des Herzogs von York; wenn er mit 10,000 Mann in England lande, so werde ihm Alles zufallen; das zu der Expedition nöthige Geld solle ihm nicht fehlen." Ob es gelungen wäre, wenn der Prinz es hätte wagen wollen? Seine Gegner in den Staaten, die Stadt Amsterdam an der Spitze, hätten Alles gethan, ihn zu verderben; lieber mochte ein Katholik den englischen Thron haben, als der Oranier. Ohne alle Schwierigkeit war Jacob II. König geworden; er zeigte es gern, daß er mit dem Prinzen, seinem Schwiegersohn, in dem besten Einvernehmen stehe, daß er ihn mit Ludwig XIV. auszugleichen hoffe; um so sicherer entmuthigte er die Oppositionen in und außer dem Parlament.

Die Staaten waren in einem Zustand traurigster Lähmung. Politisch und religiös standen die Partheien auf das Schroffste gegen einander, politisch Amsterdam, Friesland, Gröningen gegen den prinzlichen Einfluß, kirchlich die reformirten Prediger und die größte Zahl der Gemeinden in heftigem Kampf gegen die arminianische Gleichgültigkeit, die in Amsterdam zum guten Ton gehörte. Die Vorgänge in Frankreich, die schrecklichen Berichte, welche die Flüchtlinge aus Frankreich brachten, mehrten die Aufregung und den Eifer der Frommen: „keine Kanzel, von der nicht die Gefahr der Kirche gepredigt werde; den Gemeinden werde gesagt und wieder gesagt, der Kurfürst sei allein noch die Stütze und Hoffnung der Religion, während die Regierung des Staates durch fleischliche Einsichten geblendet werde."

Fuchs ging zuerst nach Amsterdam. Er fand dort Gerüchte unerhör-

tester Art in Umlauf: der Kurfürst habe mit England und Frankreich ein Bündniß zur Theilung der Staaten gemacht; er betreibe einen Collegialtag, um dem Kaiser einen „Coadjutor“ zu bestellen; Fuchs werde gesandt, um mit dem Prinzen ein Attentat gegen Amsterdam, wie das von 1650, zu verabreden; es sei im Werk, die Erbstatthalterschaft auf Brandenburg zu übertragen; dann wieder hieß es, der Prinz habe, um seinen Vetter, den Statthalter von Friesland und Gröningen, zu gewinnen, demselben angeboten, ihn zu seinem Universalerben zu machen, ihm die survivance auf die Erbstatthalterschaft zu schaffen u. s. w.[693]) Gerüchte, die nachweislich von der französischen Gesandtschaft in Umlauf gesetzt wurden und bei der Erbitterung der Patrioten von Amsterdam den stupidesten Glauben fanden.

Der Prinz war in sehr gedrückter Stimmung: Frankreich suche ihn überall zu diffamiren und lasse ihm nicht einmal das Recht der Elenden, das, sich zu beklagen; er habe seit dem geschlossenen Waffenstillstand sich völlig still gehalten, Ludwig XIV. habe gewiß nicht den geringsten Grund, sich über ihn zu beschweren; trotzdem sei und bleibe Alles, was ihm auf französischem Gebiet gehöre, eingezogen, fast die Hälfte seiner Besitzungen, vor Allem sein Fürstenthum Orange, und man fordere noch, daß er für solche Behandlung danke, Abbitte thue; man lasse ihn nicht einmal wissen, was man eigentlich von ihm verlange, und doch dränge ihn der König von England, sich mit Frankreich zu accommodiren, während ihn hier auch nur der Schein einer privaten Verhandlung mit Frankreich um den Rest seines Credits und um das, was er noch besitze, bringen werde. „Es scheint,“ fügt Fuchs hinzu, „daß der Prinz über seine Lage sehr beunruhigt ist, und von allen Seiten einen Abgrund vor sich sieht.“

Fuchs war angewiesen, „Alles zu thun, damit in den Staaten die gute Harmonie und Eintracht wiederhergestellt werde.“ Er hatte Vollmacht, mit möglichstem Entgegenkommen in den Streitpunkten, die bisher die Staaten und Brandenburg getrennt, eine Verbindung anzutragen, die der Form nach die Verlängerung des Vertrages von 1678 sein sollte.

Der Gang der Ereignisse nah und fern arbeitete ihm in die Hand.

Daß das Unternehmen in Schottland und die Expedition Monmouth's scheiterte, ließ Jacob II. rascher und rücksichtsloser vorgehen, als Oranien's Gegner erwartet hatten; nicht sie hatten den Dank dafür, daß der Abentheurer, für den der gemeine Mann in Holland lebhaft Parthei genommen, von Seiten der Staaten nicht unterstützt war; auf den Prinzen, der sich in dieser Gefahr der englischen Krone so loyal verhalten habe, wandte sich der

Dank der höfischen und conservativen Kreise in England. Die Hetzereien, welche die Erbitterung des gemeinen Mannes in Amsterdam auch schon gegen die nicht hinlänglich entschiedenen Patrioten trieben, führten zu einem abscheulichen Attentat gegen Beuningen, das denn doch die irgend noch Verständigen entnüchterte. Man konnte nachweisen, daß es französisches Geld gewesen sei, mit dem Monmouth seine Rüstungen gemacht hatte; Rathsherren von Amsterdam nahmen nicht mehr Anstand, zu bekennen, daß d'Avaux sie belüge, daß er und seine Agenten die Stadt verwirrten, daß man ja auch nichts gegen den Prinzen habe, wenn er die Freiheiten der Stadt respectire. In anderen Städten, namentlich in Rotterdam, der zweiten Stadt Hollands, erwachte, Dank dem Eifer der Geistlichen, ein Wetteifer patriotischer Thätigkeit, der an die guten Tage der Befreiung erinnerte; und immer war der Refrain, daß Alles auf den Kurfürsten ankomme.[694]) Daß d'Avaux nun, in der Meinung, den höchsten Trumpf auszuspielen, verbreiten ließ: „der Kurfürst suche nichts als ein Religionsbündniß, er wolle den Religionskrieg hervorrufen," vollendete die Umkehr in der Stimmung; von allen Kanzeln wurde gepredigt: daß in Frankreich der Religionskrieg in vollem Gang sei, daß die Stunde gekommen sei, die Kirche Christi zu retten, der Kurfürst sei der wahre protector fidei.

Einstimmig, was seit vielen Jahren nicht vorgekommen, wurde in den Staaten von Holland und Westfriesland der Beschluß gefaßt, dem Kurfürsten endlich die so lange geweigerte Satisfaction zu geben. Der zweite entscheidende Erfolg, den Fuchs gewann, war, daß die Ausgleichung der Stadt Amsterdam mit dem Prinzen zu Stande kam; um so rascheren Fortgang gewann die Verhandlung der neuen Allianz. In der Frage über die Summe der Nachzahlung gab der Kurfürst nach, daß auf die früher von den Staaten angebotene Summe von 400,000 Thlr. zurückgegangen werde; als Entschädigung für das „Wappen von Brandenburg" wurden noch 40,000 Thlr. zugefügt. Am 23. August wurde der Allianzvertrag unterzeichnet; er bestimmte, daß die Defensivallianz von 1678 auf weitere zwanzig Jahre gelten, daß eine Commission beider Mächte die gegenseitigen Gebietsgrenzen auf der Küste von Guinea feststellen solle. Der Schwerpunkt des ganzen Vertrages wurde in unscheinbaren Worten nur eben angedeutet.[695])

Die französische Diplomatie war über dies Ergebniß äußerst betreten. In Berlin machte Rebenac darauf aufmerksam, daß gewisse Artikel des neuen Vertrages mit denen der französisch-brandenburgischen Allianz unverträglich seien. Brandenburgischer Seits nahm man die Art, wie

Frankreich die kurpfälzische Erbschaftssache betrieb, um so mehr übel, da der verstorbene Pfalzgraf dem Kurfürsten sein Testament übersandt und ihn zum Vollstrecker desselben ernannt hatte. Dazu kam gerade jetzt die Nachricht, daß ein brandenburgisches Schiff, der Morian, an der Küste von Africa durch die Kreuzer der neu begründeten französischen Senegalcompagnie aufgebracht sei; eine Sache, die man am Hofe zu Berlin so heiß wie möglich nahm oder zu nehmen scheinen wollte. Der König ließ die Zurückgabe des Schiffes „zum Zeichen seiner Freundschaft" zusagen; aber daß Spanheim ein Schreiben an den Kurfürsten, in dem er die französischen Prätensionen in Betreff der pfälzischen Lande widerlegte, veröffentlicht hatte, wurde in Paris höchst ungnädig vermerkt, um so mehr, da sich der König erboten habe, den Papst Schiedsrichter in dieser Sache sein zu lassen. Natürlich, daß der Kurfürst von einem Schiedsspruch des Papstes in einer rechtlich völlig einfachen Sache, die unter die Competenz des deutschen Reiches gehöre, nichts wissen wollte. Um so heftiger wandte sich Graf Rebenac gegen den holländischen Vertrag; er hatte die Weisung des Königs, dagegen zu thun, was er könne, ohne die Allianz mit Brandenburg, die für jetzt noch nicht aufgegeben werden könne, auf das Spiel zu setzen; der Graf schlug dem Kurfürsten vor, den Vertrag nicht zu ratificiren, er forderte wenigstens eine schriftliche Erklärung: daß er trotz des Vertrages alle seine Verpflichtungen gegen Frankreich nach wie vor für bindend halte und daß er künftig keine neuen Verpflichtungen eingehen wolle ohne Wissen und Theilnahme Frankreichs. Mit Entrüstung wies der Kurfürst diese „Declaration" zurück, sie sei beleidigend, ja entehrend für ihn; aber er sei gern bereit — denn auch er konnte noch nicht brechen wollen — dem Könige seine Gesinnungen auszusprechen; er sandte ihm einen Brief (28. Oct.), der ungefähr das umschrieb, was Rebenac gefordert hatte. Man nahm den Brief in Paris sehr gut auf: für den König genüge er vollständig, aber man müsse eine Erklärung wünschen, welche anderen Mächten über die Stellung Brandenburgs keinen Zweifel lasse.

Man hatte französischer Seits mit dem gespanntesten Argwohn die Schritte des kaiserlichen Hofes, die Verhandlungen des Baron Fridag in Berlin, die Aufmerksamkeit, mit der ihn der Kurfürst behandelte, verfolgt; schon im Anfang September wußte man in Paris, daß Fridag ein Wort vom Schwiebusser Kreise hatte fallen lassen; man erkannte ganz richtig, daß Oestreich das Zugeständniß einer territorialen Entschädigung, die es sonst principiell abgelehnt hatte, zu machen im Begriff sei.[696])

Der Türkenkrieg dieses Jahres war nicht ungünstig verlaufen, die Kaiserlichen hatten einen bedeutenden Sieg bei Neuhäusl (16. Aug.) gewonnen, sie beherrschten beide Donauufer bis Waitzen hinab; die Türken so wie Tökely boten den Frieden. Es gab manche Stimme in des Kaisers Umgebung, die ihn anzunehmen empfahl; nicht bloß der spanische Gesandte sprach in diesem Sinn; daß Pfalz-Neuburg, der Vater der Kaiserin, nun als Kurfürst von der Pfalz durch die Ansprüche Orleans die Hälfte seiner Kurlande einzubüßen in Gefahr war, gab der Parthei des Friedens großes Gewicht. Aber der Obersthofmeister Fürst Dietrichstein und seine Parthei, „der alle am Hof und die Vornehmsten im Lande zugethan," man darf wohl sagen, die östreichische Parthei, wollte durchaus nichts vom Frieden wissen, bevor ganz Ungarn erobert sei. Auch Herzog Karl von Lothringen, der persönlich allen Grund hatte, den Krieg gegen Frankreich zu wünschen, und seine Parthei, man darf sagen, die Militairparthei, war für die Fortsetzung des Krieges. Man war so weit, mit dem nächsten Feldzug den entscheidenden Stoß auf Ofen wagen, damit den Halt der türkischen Macht in Ungarn brechen zu können; freilich ein Unternehmen, zu dem man größere Streitkräfte, als die Lande des Kaisers stellen konnten, namentlich tactisch feste und geübte Truppen, wie die brandenburgischen, brauchte. Die Aussicht auf des Kurfürsten Hülfe, die Baron Fridag gab, entschied für den kühneren Entschluß; und die Erwerbung des ganzen Ungarns durfte mit einem Eckchen schlesischen Landes nicht zu theuer gekauft scheinen.

Denkwürdiger, als dieses Einlenken des kaiserlichen Hofes, ist, daß der Kurfürst darauf einging, für ein verhältnißmäßig kleines Aequivalent sein Recht auf Jägerndorf und seine sonstigen schlesischen Ansprüche aufzugeben, und obenein dem Kaiser zur Eroberung Ungarns die starke Hand zu bieten. Gewiß ein Beweis sowohl für den außerordentlichen Ernst der Weltlage, wie dafür, daß der Kurfürst sie nach andern Gesichtspunkten, als nach denen der bloßen Gebietserweiterung auffaßte.

Die Sendung des Legationsrathes von Roucq nach Wien im Laufe des September ließ auch die Nichteingeweihten erkennen, daß die Verständigung zwischen Brandenburg und Oestreich im vollen Zuge sei.

Und während Rebenac — das Terrorisiren mit jener geforderten Declaration war ohne Wirkung geblieben — Weisung erhielt, des Kurfürsten Begehrlichkeit nach Pommern wieder zu erwecken, den Abschluß mit Dänemark und Hannover-Celle zum Angriff auf Schweden zu beschleu-

nigen, erhöhte Subsidien für die Zeit des Krieges in Aussicht zu stellen, während dessen hatte Falaiseau in Stockholm mit Erfolg unterhandelt. Die schwedischen Minister, denen zumeist der ungeduldige Ehrgeiz Dänemarks Sorge machte, hatten sich nicht darauf einlassen wollen, der evangelischen Sache im Vertrage zu erwähnen;[697] jetzt ergriff König Karl XI. mit Ernst und Eifer die großen Gesichtspunkte, die der Kurfürst voranstellte. Es wurde ein Allianzvertrag entworfen (20. Februar) und demnächst vollzogen, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß er in allen seinen Artikeln durchaus geheim bleiben solle; ein Vertrag, der für den bevorstehenden schweren Kampf am Rhein Brandenburg und das Reich vor jeder Gefahr im Rücken sicher stellte, mochte auch Dänemark für Frankreich die Rolle, die nur zu oft Schweden gespielt hatte, zu übernehmen sich gelüsten lassen.

Noch war mit dem Kaiserhofe kaum ein erster Entwurf festgestellt; auch in den Staaten gab es noch bedenkliche Schwankungen; die Zusammenschließung der vier Mächte, die „Inclusion" Brandenburgs in die schwedisch-staatische Allianz (sie erfolgte am 27. April 1686) wurde noch erst vorbereitet. Da trat das Ereigniß ein, das in den Geschicken Frankreichs und Europas die Peripetie bezeichnet, die Aufhebung des Edictes von Nantes; am 18. October unterschrieb sie der König, am 22. wurde sie von dem Parlament in Paris registrirt.

Man weiß, welche Bedrückung und Verfolgung, welche Dragonaden vorausgegangen waren, wie Tausende und Zehntausende, der Gewalt sich beugend, ihren Glauben abgeschworen hatten, bis man dem Könige sagen konnte, es seien nur wenige Halsstarrige übrig, auf die man nicht mehr schuldig sei Rücksicht zu nehmen. Alle Kirchen und Schulen der Reformirten wurden cassirt, alle Prediger ausgetrieben: „wer sich noch nicht bekehrt habe, könne im Lande bleiben, bis es Gott gefalle, ihn zu erleuchten, aber ohne Gottesdienst, ohne Sacrament;" auszuwandern sollte Keinem von des Königs Unterthanen „der angeblich reformirten Kirche" gestattet sein bei Galeerenstrafe; den schon Geflüchteten wurde bei Verlust „von Gut und Leben" die Heimkehr in vier Monaten befohlen.

Es war ein Greuel unerhörter Art, um die Heuchelei des Bekehrens empörender, als was einst Philipp II. und Ferdinand II. sich vermessen zu thun, doppelt furchtbar, da es von demjenigen Hofe ausging, der für den Mittelpunkt europäischer Bildung und Gesittung gelten wollte und galt. Damals verlor die französische Marine ihren Admiral, den größten, den

Frankreich gehabt hat, Duquesne; damals gab Graf Schonberg seinen Marschallstab zurück und verließ Frankreich; kaum ihm und wenigen Anderen wurde die Auswanderung nachgesehen; die vielen Tausende aus allen Provinzen, die nicht ihren Gott zu verläugnen ertrugen, hatten alle Martyrien der verbotenen Flucht zu bestehen, um oft nur das nackte Leben über die Grenzen der Heimath zu retten. Auch in dem souverainen Fürstenthum Orange, das der König militairisch besetzt hatte, wurde das Edict in Ausführung gebracht; es wurde den Gesandtschaften evangelischer Staaten in Paris verboten, in ihren Häusern französischen Gottesdienst halten zu lassen.

Es mag in den neueren Jahrhunderten kaum noch ein Ereigniß zu finden sein, das so rasch und unmittelbar bis in die kleinste Dorfgemeinde hinab erschütternd und empörend gewirkt, der evangelischen Welt das lebendige Gefühl ihrer Gemeinschaft und ihrer Gefahr entzündet hätte. Die Flüchtigen fanden, wohin sie kamen, Aufnahme und Unterstützung; in Holland brachten ihnen auch die Juden von Amsterdam eine reiche Collecte; in England gestattete selbst Jacob II., sie aufzunehmen; im lutherischen Deutschland vergaß man für den Augenblick den alten Haß gegen die Calvinisten.

Mehr als Alle that der Kurfürst; nicht aus politischer Berechnung, sondern in einfacher und tiefer Erregung des Herzens, in dem lebendigen Gefühl einer frommen Pflicht.[698]) Unmittelbar nachdem das entsetzliche Edict vom 18. October in seine Hände gekommen, am 8. November, erließ er sein Gegenedict, eine Einladung an die in Folge „der Verfolgungen und gewaltsamen Proceduren" aus Frankreich flüchtenden Reformirten, zu ihm zu kommen; in allen seinen Provinzen und Landen sollten sie sichere und freie Zuflucht finden; zugleich verkündete er, „welche Rechte und Freiheiten und Vortheile er sie wolle genießen lassen, um ihnen einigen Trost und Hülfe in den Heimsuchungen zu gewähren, mit denen die Vorsehung Gottes einen so beträchtlichen Theil seiner Kirche habe treffen wollen." Er bezeichnete ihnen die Straßen über Holland und Hamburg, über Frankfurt, wo die kurfürstlichen Gesandten und Agenten angewiesen seien, für ihr Weiterkommen zu sorgen; er bestimmte eine Reihe von Städten, die zu ihrer Niederlassung am besten geeignet sein würden; er ordnete an, wie ihnen zum Bau ihrer Schulen und Kirchen, ihrer Wohnungen aus öffentlichen Mitteln Vorschuß und Hülfe geleistet werden solle, versprach den Bauern Land, den Handwerkern und Fabrikanten die Mittel, ihre Geschäfte zu be-

gründen, den Edelleuten die gleichen Ehren, Rechte und Freiheiten, die sie daheim gehabt, Verwendung in seiner Armee und seinem Civildienst.

Mehr als funfzehntausend Refugiés folgten dem rettenden Rufe, darunter Männer und Frauen aus den edelsten Familien Frankreichs, Geistliche und Gelehrte, zum Theil von europäischem Ruf, Geschäftsleute in großer Zahl, welche die fortgeschrittene Industrie Frankreichs ihrer neuen Heimath zuführten. Es waren nicht politische Flüchtlinge, die eine mißlungene Empörung über die Grenzen ihres Vaterlandes trieb, nicht Emigranten, die sich in der Fremde sammelten, mit Ungeduld des Tages der Heimkehr und der Rache zu warten; nur die stärksten Charactere, die ihres Glaubens Gewissesten, die Hab und Gut und Leben daran gewagt hatten, ihrer Ueberzeugung treu zu bleiben, waren ausgewandert, eine neue Heimath zu suchen.

Es ist rührend zu lesen, wie diese Flüchtlinge, auch die sonst reichsten nun arm, auch die vornehmsten den geringen nah und zu gegenseitiger Hülfe bereit, sich in der neuen Heimath einrichteten, wie namentlich in Berlin und am Hofe Alles wetteiferte, ihnen hülfreich zu sein, wie an diesem sonst so prunkreichen Hofe die Refugiés in ihren schmucklosen, oft dürftigen Kleidern bei der Cour, bei Tafel, bei den kleinen und großen Festen stets willkommen waren. Es war ein eigenthümlich neues Element, das diese an ernsten und erhebenden Erinnerungen so reichen „Colonien“ mit ihrem geschlossenen Gemeindeleben, ihren frommen Stiftungen, ihrem Schul- und Armenwesen, mit ihrer Bildung und ihrer Industrie der Stadt und dem Staate brachten; ein Zuwachs von unberechenbarer Bedeutung, ein Element, vielleicht nicht ohne Gefahr, da dies Fremde seiner Masse und seiner Art nach zu bedeutend war, um einfach resorbirt werden zu können; mit kühner Zuversicht that der Kurfürst, was er zu unterlassen für ein Versäumniß seiner Pflicht gehalten hätte.

Auch diejenigen, die sich der nächsten Gefahr ausgesetzt sahen, die evangelischen Cantone der Schweiz, wandten sich an ihn, mit dem Wunsch und Erbieten, ein Bündniß mit ihm zu schließen. Er sprach sich so entgegenkommend, wie ihm für jetzt möglich war, gegen sie aus; er empfahl ihnen, sich zugleich an die Staaten zu wenden, aber es müsse so geheim als möglich bleiben, „theils um kein Gegenbündniß der Katholischen, daraus leicht ein Religionskrieg entstehen könnte, zu veranlassen, theils um den König von Frankreich, mit dem er schon wegen der mit den Staaten geschlossenen Allianz sehr übel stehe, sich nicht zu frühe und bevor er in der gehörigen Verfassung sei, auf den Hals zu ziehen.“ [699])

Er machte sich auf Alles gefaßt; es galt „die Gewissensfreiheit und Independence“ — diese Worte wiederholen sich immerfort in seinen Schreiben aus dieser Zeit — zu retten. Er eilte, Wesel zu verstärken; „viel Volk darf ich jetzt nicht dahin schicken, um keine unzeitige Ombrage zu geben; aber ich lasse noch ein Regiment in Westphalen errichten, halte mich auch allezeit fertig, auf den Nothfall eine gute Mannschaft dahin zu senden,“ so schreibt er an Oranien, 5. Februar; „und wenn man ja eine Surprise vornehmen wollte, so vertraue ich, E. L. werden versprochener Maaßen die Nothdurft an Volk, welches ja in einem Tage geschehen kann, dahin werfen.“ Und der Prinz sprach seinen Dank und seine Freude darüber aus, daß er dem „väterlichen Freunde,“ dem „Schützer und Führer seiner Jugend“ beweisen könne, wie er ihm in Allem gern folge und hülfreich sei.

Es mag dahingestellt bleiben, ob Ludwig XIV. in dem Uebermuth der Macht sich darin gefiel, die halbe Christenheit in ihren heiligsten Gefühlen mit Füßen zu treten, oder ob es ihm genug war, das Beifallslächeln seiner Maintenon, auch einer ehemaligen Hugenottin, mit seiner königlichen That verdient zu haben. Wenigstens am französischen Hofe war die Meinung, daß der große König mit der Vernichtung der Ketzer der Kirche Größeres geleistet habe, als der Kaiser mit dem Siege über die Ungläubigen; und wahrlich, es war eine Großthat ohne Beispiel, daß ein König um des Glaubens willen 1,200,000 treue und fleißige Menschen — so hoch geben französische Schriftsteller die Zahl an — aus dem Lande jagte.

Um so mehr war man dort entrüstet, daß ein deutscher Fürst, der die Ehre der französischen Allianz habe, sich erdreistete, den großen König und die große Nation mit jenem Potsdamer Edict zu beleidigen, ja in demselben den König der Verfolgung und harter Maaßregeln zu beschuldigen. Noch empörender fand man es, daß er in gleicher Weise, wie seinem Gesandten in Paris geschehen war, dem Grafen Rebenac untersagen ließ, fortan anders als französisch in seinem Hause predigen zu lassen. Und obenein erlaubte sich Spanheim auf seines Herrn Weisung auch bei diesem Anlaß daran zu erinnern, daß das Fürstenthum Orange souverain sei, daß weder der Prinz von Oranien, noch dessen nächster Erbe, der Kurfürst, auf dasselbe jemals verzichtet hätten, daß das Einschreiten gegen die reformirte Kirche des kleinen Landes in keinerlei Weise rechtlich begründet sei. Es wurde dem Kurfürsten von Paris aus zu erkennen gegeben: er habe mit jenem Edict sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs gemischt, wie es Frankreich nie im Interesse der Katholiken in den brandenburgischen Landen gethan; er habe sich als Protector derer hingestellt, die in Frankreich

Verbrecher seien; es sei das mit der französischen Allianz schwer zu vereinigen; zu spät werde er bereuen, daß er sich der Freundschaft Oestreichs zuwende. Der Kurfürst antwortete rücksichtsvoll, aber fest: das Wort Verfolgung habe er mit Recht gebraucht; wenn er je seine katholischen Unterthanen in ähnlicher Weise behandle, werde er nichts gegen die Intercession des Königs einwenden.

Für jetzt löste er seine Allianz mit Frankreich noch nicht; und Frankreich ebenso hütete sich, ihn aus der Hand zu lassen; selbst gegen eine Türkenhülfe, ließ der König sagen, wolle er nichts einwenden. Graf Rebenac war der festen Ueberzeugung, daß in den Verhandlungen zwischen Wien und Berlin von nichts Weiterem die Rede sei.

Allerdings war der Vertrag wegen der Türkenhülfe bereits am 4. Januar unterzeichnet, und nach allerlei nachträglichen Aenderungen in Wien und Gegenänderungen in Berlin, die nur zu deutlich zeigten, wie man gegenseitig behutsam sein zu müssen glaubte, im Februar ratificirt. Der Kurfürst verpflichtete sich zur Stellung von wenigstens 7000 Mann, deren Sold und Verpflegung er selbst übernahm; er cedirte dem Kaiser 300,000 Thaler von seiner spanischen Forderung, der dafür 150,000 Thaler in Terminen zu zahlen sich verpflichtete. [790])

Der Kurfürst gewährte diese bedeutende Hülfe in der ausgesprochenen Erwartung, daß diese Campagne entscheidende Erfolge über die Türken und dann den Frieden bringen werde; er sandte Grumbkow nach Wien, seine weiteren Gedanken dem Kaiser zu eröffnen: „früher habe Frankreich die Gewissensfreiheit gegen Spanien geschützt und damit seine Macht in Europa emporgebracht; jetzt habe es sich durch eine Verfolgung unerhörter Art über die Maaßen und dergestalt geschwächt, daß es in mehr denn hundert Jahren an Volk und Mitteln so nicht abgenommen und sich bei allen Protestanten damit zum höchsten in Haß gesetzt habe; jetzt sei es in des Kaisers Hand, alle protestirenden Puissancen dergestalt zu verbinden, daß sie Alles für Kais. Maj. aufzuopfern bereit sein würden."

In der That war die Ansicht wenigstens der zur Zeit einflußreichsten Parthei in Wien und des Kaisers selbst für den Frieden; der Hofcanzler Strattmann sprach sich „im tiefsten Vertrauen" dahin aus, „daß man nach dieser Campagne Frieden machen wolle und müsse; es wären von den Türken gute Offerten gethan, sie seien bereit, Alles, was ihnen abgenommen sei, abzutreten."

Den Verhandlungen über die Türkenhülfe zur Seite gingen die über die endliche und definitive Ausgleichung der schlesischen Differenzen. Der

Kurfürst war zu großen Zugeständnissen bereit; aber die Abtretung des Schwiebusser Kreises für das Recht auf Jägerndorf und den Anspruch auf Liegnitz, Brieg und Wohlau fand beim Kaiser selbst den hartnäckigsten Widerstand; und der Fürst von Anhalt, dem der Kaiser sein Interesse in dieser Sache an's Herz legte, bemühte sich vergebens, den Kurfürsten zu weiterem Nachgeben zu bestimmen. Auch darüber sollte Grumbkow in Wien sprechen, namentlich mit Strattmann, „der besser als irgend ein Anderer wissen und begreifen werde, wie hoch dem gemeinen Wesen Deutschlands und Europas an Stiftung eines vollkommen guten Vertrauens zwischen dem Kaiser und Brandenburg gelegen sei." So ernsten Gründen schien endlich der Kaiser nachzugeben; durch Strattmann empfing Grumbkow die ersehnten Zusicherungen des Kaisers: „Baron Fridag habe bereits die nöthigen Weisungen empfangen."

In der That wurde im März ein zweiter höchst geheimer Vertrag von Fuchs und Fridag entworfen und unterzeichnet. Als Zweck desselben war angegeben: den Kaiser und den Kurfürsten, auch deren Erben und Nachkommen durch das Band einer unauflöslichen Freundschaft und Zusammensetzung dergestalt an einander zu knüpfen, daß sie gleichsam für einen Mann stehen und Wohl und Wehe mit einander theilen sollen (Art. 13). Zu dem Ende setzen sie sich über die bisher streitigen Fragen in der Art aus einander, daß der Kurfürst den Schwiebusser Kreis erhält, „anders nicht, als wie er die Mark und andere Länder vom Kaiser zu Lehen hat;" zugleich wird ihm vom Kaiser die liechtensteinsche Schuldforderung auf Ostfriesland cedirt, mit der Zusicherung des Kaisers, „ihm zu vollkommenem Genuß derselben zu helfen und dabei zu schützen;" dagegen wird der Kurfürst, „sobald die ganze Sache zu vollkommener Richtigkeit gekommen," seine Ansprüche auf Jägerndorf, auf Liegnitz, Brieg, Wohlau nebst Beuthen aufgeben (Art. 16); er verspricht für sich und seine Nachkommen, bei der Kaiserwahl für das Haus Oestreich zu stimmen; er wird, da ihm nicht weniger als dem Kaiser und den Staaten an der Erhaltung der spanischen Niederlande gelegen ist, sofort, wenn sie gefährdet werden, sich mit Beiden zu deren Schutz verständigen, wogegen der Kaiser Spanien veranlassen wird, seine rückständigen Subsidien zu zahlen oder ein Land dafür in Pfand zu geben; er wird, wenn das Reich zum Kriege gegen Frankreich kommt, die Herstellung Lothringens nach Möglichkeit befördern u. s. w.[701])

Da die Uebergabe des Schwiebusser Kreises und der liechtensteinschen Schuld nicht geheim bleiben konnte, wurde (Art. 23) bestimmt, noch einen „communicablen" Vertrag zu unterzeichnen, der hinreiche, das, was offen=

kundig geschehen, zu erklären." [702]) Auch in diesem blieb, daß die beiderseitigen Gesandten aller Orten, sowohl zu Regensburg, als auch anderswo in und außer dem Reiche, Hand in Hand gehen sollten (Art. 1), daß diese Defensivallianz zum gemeinen Besten und besonders zur Erhaltung und Beschützung des Reichs und der beiderseitigen Lande geschlossen sei, und zum Fundament die Erhaltung des Friedens von 1648 und des zwanzigjährigen Waffenstillstandes habe (Art. 3), endlich, daß beiderseits sämmtliche Lande, auch die, welche künftig ihnen durch Succession oder sonst zuwachsen möchten, einbegriffen seien, so daß bei jedem Angriff, an welchem Ort er auch geschehe, der casus foederis existire (Art. 7). [703])

Nachdem die Ratificationen ausgewechselt waren, begann das nach Ungarn bestimmte Corps, 7000 Mann Fußvolk und 1200 Reiter unter General von Schöning, nachdem sie der Kurfürst selbst bei Crossen gemustert (27. April), den Marsch nach Ungarn.

In den nächsten Wochen folgte die Uebergabe des Schwiebusser Kreises, die Renunciation des Kurfürsten auf seine schlesischen Ansprüche, die Auslieferung der Documente, auf denen diese Rechtsansprüche beruhten.

Das nächste bedeutsame Ereigniß war, daß der Kurfürst sich entschloß, nach Cleve zu reisen, um dort mit dem Prinzen von Oranien eine Besprechung zu haben. [704]) Das Gerücht verbreitete sich und wurde geglaubt, daß die oranische Erbschaft und die Anwartschaft auf die hohen Chargen in den Niederlanden auf Markgraf Philipp, des Kurfürsten ältesten Sohn aus zweiter Ehe, übertragen werden sollten.

Der Kriegsplan.

Es giebt eine Aufzeichnung von des Kurfürsten Hand, in der er darlegt, wie nach geschlossenem Türkenfrieden der Krieg gegen Frankreich zu führen sei. [705]) Er berechnet die Zahl der Truppen, die das Reich aufstellen könne, mit Einschluß von 40,000 Kaiserlichen und 22,000 Brandenburgern, auf 154,000 Mann, „welcher Numerus noch durch gute Patrioten vergrößert werden kann;" dazu 35,000 Mann unter Commando des Prinzen von Oranien, 10,000 Spanier; die Schweden läßt er außer Rechnung, da man noch nicht wisse, was Dänemark und Polen thun würden, gegen welche Schweden den Rücken decken müsse. Sein Operationsplan ist, daß die kaiserlichen und oberdeutschen Truppen, in drei Armeen formirt, sich am Oberrhein sammeln, von denen die eine nach Burgund, die andere nach Loth-

ringen einbrechen, die dritte als Reserve bei Philippsburg bleiben werde, daß die westphälischen und niedersächsischen Truppen mit den Spaniern sich vereinigen, endlich daß die staatischen und brandenburgischen, etwa 60,000 Mann, „zusammen den geraden Weg nach Frankreich und auf Paris gehen;" sie sollen auf dem Marsch in der strengsten Zucht gehalten werden, um durchaus nicht „zu irritiren." Er spricht die Ueberzeugung aus, daß auch die römisch-katholische Bevölkerung Frankreichs gern von der Tyrannei befreit wäre, mit der sie behandelt wird, „ja daß sowohl die Prinzen von Geblüt, als auch Andere solches gern sehen, daß die Parlamente, welche ganz ihrer Autorität beraubt seien, sich für die Befreier erklären würden." Man müsse je eher je lieber das Unternehmen beginnen, „da Frankreich durch die Verfolgung der Evangelischen geschwächt sei und bei entstehendem Kriege inneren Bewegungen unterworfen sein werde; sowohl die Katholischen, als die zwangsweise Convertirten würden sich erheben, um sich des tyrannischen Jochs zu entledigen.

Der Entwurf ist undatirt; er gehört nach den Umständen, die er berührt und nicht berührt, dem Herbst 1686 an.

Die blutige Belagerung und endliche Erstürmung Ofens (12. September), bei der die Brandenburger unter General v. Schöning „mit unglaublicher Courage und Grimmigkeit" gekämpft und außerordentlichen Ruhm, freilich auch mit ungewöhnlich schwerem Verlust erworben hatten,[706]) darauf der Fall von Essek, Fünfkirchen, Szegedin entmuthigte die Türken; sie machten Friedensanträge.

Nach den früheren Verabredungen und nach der am Wiener Hofe herrschenden Stimmung schien es unzweifelhaft, daß im Laufe des Winters der Türkenfriede geschlossen sein werde. Dem fast auf ein Drittel zusammengeschmolzenen brandenburgischen Corps gewährte der Kaiser die erbetene Heimkehr, „da fast zu besorgen steht," fügt Fridag hinzu, „daß künftiges Jahr man mehr für das Reich, als für Ungarn zu sorgen haben wird."

Anlaß zum Kriege gab Frankreich jeden Tag vollauf; und die Verhältnisse lagen so, daß man ihn wagen konnte.

Der höchst bedrohliche Hamburger Conflict — schon im Frühjahr hatte Dänemark den Angriff gedroht — war durch die Bemühungen des Kurfürsten vorerst beigelegt.

Und König Jacob II. schien weder mit Frankreich so einverstanden, noch bei den wachsenden inneren Schwierigkeiten so Herr seiner Action, daß man von ihm Schritte zu Gunsten Frankreichs hätte besorgen dürfen;

daß er sich in Paris lebhaft für die Restitution Oranges verwandte, schien ein Zeichen, wie wichtig es ihm sei, die Verbindung mit seinem Schwiegersohn aufrecht zu erhalten.[707]

Man darf wohl voraussetzen, daß in der Zusammenkunft des Prinzen mit dem Kurfürsten (1. August) jenes Kriegsproject, sowie die Berufung Schonberg's in den brandenburgischen Dienst besprochen worden ist.[708] Gleich darauf ließ der Prinz bei den Staaten von Holland Anträge auf die Erhöhung der Landarmee, auf Anwerbung von 9000 Matrosen einleiten.

Im Reich trat, nachdem auf Antrag Baierns — Kurfürst Max Emanuel kämpfte in Ungarn mit höchstem Ruhme — aus dem früheren laxenburgischen Bündniß das Anstößige entfernt war, Baiern, bald Kurpfalz, der ganze Süden Deutschlands, dann auch Spanien für Burgund, Schweden für seine deutschen Lande diesem „Augsburger Bunde" (29. Juni) bei.

Drei, vier Jahre früher hatte der Kurfürst es für unmöglich gehalten, den Kampf gegen Frankreich zu wagen. Man wird nicht sagen dürfen, daß er damals Unrecht hatte. Jetzt war die Lage der Dinge anders; nicht bloß, daß der wachsende Druck der französischen Uebermacht endlich die Trägen aufrüttelte und den Feigen den Stachel in's Herz drückte; durch die Frevel gegen die evangelischen Unterthanen hatte Frankreich unermeßlichen Verlust an Wohlstand, Industrie, Intelligenz erlitten; hunderte seiner besten Offiziere hatte der König nicht bloß verloren, sondern sie verstärkten nun die Reihen seiner Feinde. Und zugleich war die Macht Oestreichs um den besten Theil des ungarischen Landes gemehrt; in vier glänzenden Feldzügen war aus den kaiserlichen Kriegsvölkern eine kernfeste Armee geworden; um den Herzog von Lothringen hatte sich eine Schule trefflicher Offiziere, Prinz Eugen an ihrer Spitze, gebildet. Im Wetteifer mit diesen, den brandenburgischen, den bairischen Regimentern hatten auch die Contingente des schwäbischen und fränkischen Kreises Zucht und Tüchtigkeit gewonnen; kursächsische und hannoversche Truppen erfochten den Venetianern in Morea ihre Siege. Jetzt konnte es die deutsche Kriegsmacht mit Frankreich wagen.

„Gerades Weges auf Paris," das war der militairische und politische Gedanke jenes Kriegsplanes. Er war kühn, wie einst der Zug nach Fehrbellin oder wie der Wintermarsch nach Preußen; er war psychologisch richtig, denn den Nimbus der Ueberlegenheit, der stolzen Zuversicht, der Initiative Frankreich entreißen, hieß es moralisch besiegt haben.

Der Kurfürst hatte viel von seinen gerechten Ansprüchen geopfert, um mit den Staaten zum völligen Verständniß zu kommen. Er gab mehr als

seinen Lieblingswunsch auf, indem er mit Schweden abschloß. Er verzichtete auf Jägerndorf, auf die drei schlesischen Fürstenthümer, um mit Oestreich völlig und für immer in fester Gemeinschaft sein zu können; er mag nicht ohne ernsten Gewissensscrupel daran gegangen sein, die Evangelischen in jenen Landen bei Oestreich lassen zu müssen und ihnen den Rücken zu wenden. Und wenn sich ihm an die liechtensteinsche Schuld eine für seine maritimen Pläne wichtige Aussicht knüpfte, da das Fürstenhaus in Ostfriesland wohl kaum an die Abzahlung derselben denken konnte, so war das doch kein Ersatz für das, was hingegeben wurde, am wenigsten ein sofortiger und sicherer.

Es galt Größeres zu retten; und er scheute die Opfer nicht, die dafür zu bringen waren.

Vor mehr als zwanzig Jahren hatte der Kurfürst einmal geschrieben: „lieber unter dem Türkenjoch, als in französischer Dienstbarkeit.“ Was hatte er seitdem von Frankreich hinnehmen, wie sich durchwinden, wie sich beugen müssen, auch wenn sein fürstliches, sein deutsches, sein evangelisches Gefühl bis auf das Aeußerste empört war. Er war nun alt, gichtbrüchig, von Asthma und Steinschmerzen geplagt; nur noch selten und mit Mühe bestieg er ein Pferd; als er jenes „geraden Weges auf Paris“ schrieb, hat er vielleicht gehofft, an diesen Feldzug die letzte Kraft seiner greisen Glieder zu setzen.

Je mehr er von diesem Gedanken, dieser letzten und größten Aufgabe seiner Politik erfüllt war, desto behutsamer, zurückhaltender wurde er, desto mehr hatte er zu dissimuliren. Vielleicht nur Fuchs und Anhalt wußten, was im Werke sei, vielleicht auch sie nur zum Theil. Die andern Räthe und Generale sahen nur, daß Vieles und Wichtiges vorging, höchst seltsame Dinge: Unterstützung des Kaisers, während man mit Frankreich in Allianz war, gegen Ludwig XIV. der Affront des Potsdamer Edicts und seiner Wirkungen, und für Oestreich diese ungarische Expedition, die tausende der besten Soldaten kostete, obenein der Verzicht auf das halbe Schlesien, wofür der Schwiebusser Kreis als Ersatz wie ein Hohn war. War das noch die feste Hand, der klare und gewisse Geist, der sonst den Staat geleitet? wurde nicht, was der alte Herr that, mehr und mehr unbegreiflich? oder vielmehr aus andern Motiven und Interessen, als den politischen, nur zu begreiflich?

Es gab am Hofe Flüsterungen, Mißurtheile, Spaltungen und Spannungen in Fülle. Auch sonst schon hatte es da, wie überall, wo politische Action ist, an Differenzen, an oft heftiger Erregtheit, an einem gewissen factiosen Wesen nicht gefehlt; aber die ruhige und wuchtige Hand des Kur-

fürsten hatte gesorgt, daß die freie Bewegung der Meinungen und Interessen nicht über die Stränge schlug, und die Factionen und Rivalitäten hatten nur die Kräfte gespannt und die Leistungen gesteigert. Jetzt war der Kurfürst vielleicht, wie es den Alternden geschieht, für die kleinen und feineren Dinge in seiner Umgebung gleichgültiger, mit dem Bedürfniß häufiger Pflege denen, die sie ihm leisteten, nachsichtiger und zugänglicher, zufrieden, wenn das Tägliche und Nächste in der hergebrachten Gewohnheit verlief. Um so heimlicher und emsiger wurde jenes Flüstern und Frondiren; und es fand dies schlimmste Gift der Höfe, von der französischen und kaiserlichen Politik nur zu geschickt gefördert und mißbraucht, jetzt Spalten und Risse, da einzudringen, wo die Wirkung am verderblichsten werden mußte.

Nur so weit die Politik des Staates — denn sie ist die Aufgabe unserer Darstellung — von diesen persönlichen Verhältnissen afficirt wird, will ich von ihnen an dieser Stelle sprechen; geflissentlich ohne den Reiz, den Dinge der Art für Viele gewinnen, wenn sie ihnen den beruhigenden Beweis liefern, daß in der Geschichte das Große eigentlich klein und das Kleine eigentlich groß ist.

Der englische Gesandte berichtet 1680 von einem Vorgange, der sich kurz vorher im Geheimenrath ereignet hatte. Es sollte über eine besonders wichtige Sache berathen werden; der Kurfürst trat ein und sagte: sie müsse so und so entschieden werden, und er halte jeden für einen Verräther, der ihm einen andern Rath zu ertheilen wage. Der alte Oberpräsident Schwerin, der den Vorsitz führte, eröffnete die Berathung mit der Erklärung: S. Kf. D. habe durch das eben Gesagte seinen getreuen Räthen nicht die Freiheit nehmen wollen, ihre Ueberzeugung auszusprechen. Darauf legte er seine Ansicht über die Frage dar und votirte gegen die des Kurfürsten; von den Räthen sprachen sich mehrere in demselben Sinne aus und votirten wie Schwerin. Und der Kurfürst wich den Gründen seiner Räthe; er bestätigte einen Schluß, der seiner ursprünglichen Meinung entgegengesetzt war.

Schwerin war 1679 gestorben; kurz vor ihm der Canzler von Somnitz, bald nach ihm Fürst Johann Moritz von Nassau; Hoverbeck, Blaspeil, Köppen, Friedrich von Jena, Raban v. Canstein starben in den nächsten zwei, drei Jahren. Dem Kurfürsten blieb von den Genossen seiner Jugend- und Mannesjahre keiner; ein jüngeres Geschlecht umgab ihn.

Die heftigen Krisen der brandenburgischen Politik, die dem Frieden von Nymwegen folgten, der höchst eifrige und mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln arbeitende Wetteifer der französischen und kaiserlichen

Diplomatie, in Berlin den größeren Einfluß zu gewinnen, auch die oft sehr gewundenen, oft sehr hazardirten Wege, die der Kurfürst einschlagen zu müssen glaubte, um durchzukommen, konnten wohl auch erprobte Diener irre machen und treuen Herzen Aergerniß geben. Namentlich in den militairischen Kreisen war bei aller pflichtschuldigen Parition — und der Kurfürst hielt mit äußerster Strenge auf sie — ein unzweideutiges Mißbehagen über die mit Ostentation gepflegte Verbindung mit derjenigen Macht, welche gleichsam die Trophäen der Armee durch einen Federstrich niedergebrochen hatte. Der alte Feldmarschall Derfflinger, der wenig von Politik verstand, aber durch und durch deutsch empfand, gab ziemlich rücksichtslos seinem Aerger Ausdruck, und wer irgend in dem Verdachte stand, von den Gaben und Gnaden, die aus Paris flossen, mit zu genießen, mochte sehen, wie er seinem catonischen Eifer entging.

Schon darum, weil der alte Derfflinger so war, hielt Hans Adam von Schöning das Gegenspiel, der glänzendste unter den jungen Generalen der Armee; stolz, medisant, ein Verächter der Meinung Anderer, von ächt märkischem Nativismus, wie er war, gefiel er sich darin, die altfränkische Anhänglichkeit für Kaiser und Reich sehr lächerlich und das aufgeklärte, glänzende, stolze Wesen Frankreichs bewunderungswürdig zu finden; mit Graf Rebenac stand er in nur zu vertrauter Beziehung, und für die, wie ihm schien, excentrische Glaubenstreue der Refugiés hatte er nur ein Achselzucken. Der Kurfürst schätzte seine militairische Tüchtigkeit, „aber man muß ihn genau beobachten und kurz im Zügel halten, damit er nicht die andere Seite, auf welcher er nichts taugt, hervorkehrt."

Persönlich nahe stand ihm Fürst Johann Georg von Anhalt, der Statthalter der Marken, dem er einst, als noch die Kurfürstin Louise lebte, deren jüngere Schwester vermählt hatte. Schon damals, als die Kurfürstin starb und deren Verlassenschaft geordnet wurde, mehr noch, als der Kurfürst sich in zweiter Ehe vermählte, hatte sich der Fürst und dessen Gemahlin nicht immer in rücksichtsvoller Weise der kurfürstlichen Kinder erster Ehe angenommen;[709] ihnen war von dieser Seite her früh Sorge um ihre Erbschaft, und daß der Vater zu Gunsten ihrer Stiefgeschwister testiren, daß die Stiefmutter immer mehr für diese erwirken werde, eingeflößt worden.

Der Erstgeborene, der helle, tapfere, charactervolle Karl Emil hätte, wenn er zu reiferen Jahren gekommen wäre, diese Thorheiten hinter sich geworfen. Aber seit ihn ein früher Tod dahingerafft, war Friedrich Kurprinz. Wie wenig glich er dem Bruder; als Kind kränklich und reizbar,

als Knabe scheu, leitsam, von der Mutter verzogen, blieb er heranreifend ohne feste eigene Art, dem Schein und Prunk zugewandt, zugleich mißtrauisch und bestimmbar; je länger, je mehr entfremdete er sich dem Vater, er fühlte sich ihm gegenüber gedrückt, und statt durch Thätigkeit und Tüchtigkeit seine Achtung zu verdienen, war er zufrieden, wenn er ihn meiden konnte; er sah in der Stiefmutter die Urheberin der Zurücksetzung, die er zu erleiden glaubte.

Gewiß war die Kurfürstin Dorothea der stillen, gütigen, tief frommen Louise nicht gleich; sie war aus derberem Stoff, stattlich, umsichtig, resolut; aber dem Gemahl fest und treu, voll Sorgfalt für ihn, im Feldlager selbst in den Winterfeldzügen an seiner Seite, dem oft krankenden eine unermüdliche Pflegerin. Das Verhältniß des Kurfürsten zu ihr bezeichnet der Dank für diese Pflege in seinem Testament und die Anordnung, daß man ihn an der Seite seiner ersten Gemahlin beisetzen solle.[710]) Sie hatte ihm vier Söhne und zwei Töchter geboren; natürlich, daß der Kurfürst auch für deren Zukunft sorgte.

Schon in seinem Testament von 1664, als ihm ein zweiter Sohn, der jetzige Kurprinz, geboren war, hatte er für diesen als künftige Dotation das Fürstenthum Halberstadt und das Amt Egeln mit Sitz und Stimme auf den Reichstagen, mit fast völliger Selbstständigkeit im Innern bestimmt; er hatte, als ihm 1667 ein dritter Sohn, Markgraf Ludwig, geboren war, diesem Lauenburg und Bütow in gleicher Weise zugewiesen. Die Kurfürstin Louise hatte besonders zu jenem Testament von 1664 gedrängt, es war lange im Geheimenrath erwogen worden, alle Räthe waren für diese „Disposition“ gewesen, obschon sie den Hausgesetzen nicht entsprach. Den jüngeren Söhnen eine selbstständige Existenz zu gründen, schien nothwendig, „damit sie sich dereinst verheirathen könnten, da das Kurhaus seit lange auf wenigen Augen stehe.“ Denn wenn es in männlicher Linie ausstarb, so fiel freilich die Kur mit den Marken, Pommern und den Aequivalenten für das schwedische Pommern an den Markgrafen von Baireuth; aber Baireuth mußte wieder als Secundogenitur abgegeben werden; er erbte auch Preußen, aber ohne die Souverainetät, die nur dem Kurfürsten und seiner männlichen Descendenz verliehen war; und Cleve, Mark und Ravensberg gingen auf des Kurfürsten Schwester, die Herzogin von Curland und deren Descendenz über. Die Zukunft des Staates war an die Erhaltung der Kurlinie geknüpft.

Es bedurfte, zumal nach dem Tode Karl Emil's, wohl nicht besonderer Künste Seitens der Kurfürstin Dorothea, es dahin zu bringen, daß, wenn

nun Markgraf Ludwig in die Secundogenitur einrückte, ihr Erstgeborner, Markgraf Philipp, statt seiner die Tertiogenitur erhielt; sie mag bemüht gewesen sein, daß es nicht bei diesen beiden Dotationen, wie sie das Testament vom 27. Januar 1670 bestimmte, blieb, sondern auch ihren jüngeren Söhnen eine Existenz gesichert wurde, zumal seit das Verhältniß des Kurprinzen zu den Stiefgeschwistern und der Stiefmutter übler wurde und der Gedanke an den Wechsel der Regierung näher trat. Seit dem Frieden von 1679 wurde das Testament des Kurfürsten eine Hauptfrage der höfischen Heimlichkeiten, und die Diplomatie unterließ nicht, zu horchen und zu flüstern, für und wider zu schüren. Es kamen bald Geschichten unglaublichster Art in Umlauf, als denke die Kurfürstin, auf welchem Wege immer, ihrem Erstgebornen die Succession zu gewinnen, als scheue sie keinerlei Mittel, diejenigen zu beseitigen, die dem im Wege stünden, als habe sie selbst Gift versucht.[711])

Was den Kurfürsten zur Verbindung mit Frankreich geführt hatte, ist dargelegt worden; „der Geheimerath," sagte er ein paar Jahre später, „habe einstimmig den Beschluß gefaßt, daß man diese Bahn einschlagen müsse;" er sagte es, als durch die Reunionen und den Fall Straßburgs die deutschen Stimmungen hoch aufgeregt waren und Alles als Verrath brandmarkten, was nicht gut kaiserlich war. Daß die Kurfürstin, von Frankreich bestochen, ihren Gemahl bestimme, auf französischer Seite zu stehen, oder auch, daß Frankreich ihr in der Sache des Testaments zu Gunsten ihrer Kinder beiständig sei, damit sie dafür ihres Gemahls Groll gegen den Kaiser nähre und unheilbar mache, galt ihren Feinden am Hofe für ausgemacht. Und als dann beim Anmarsch der Türken auf Wien der Fürst von Anhalt mit den früher erwähnten Aufträgen an den kaiserlichen Hof gesandt wurde, erlaubte er sich, weit über seine Instruction hinaus einen Vertrag zu entwerfen, der die brandenburgische Politik und Macht zur Verfügung Oestreichs gestellt hätte, wenn der Kurfürst ins Garn gegangen wäre. Anhalt kehrte erst nach Monaten zurück, und der Kurfürst ließ ihn empfinden, daß er wenig erbaut von seinem Verhalten sei. Der Fürst wurde um so östreichischer, zumal, da er als regierender Herr für sein Ländchen vom Kaiser Gunst und in kleinen Besitzstreitigkeiten auch gegen Brandenburg Förderung zu gewärtigen hatte.

Anhalt galt dafür, mehr als irgend wer sonst des Kurprinzen Vertrauen zu haben, der sich im Uebrigen geflissentlich zurückzog und gern bemerkbar machte, daß er außer den Geschäften stehe. Sein früherer Lehrer, Eberhard Dankelmann, war auf Befehl des Kurfürsten bei ihm ge=

blieben und sein vortragender Rath, ein strenger, entschlossener, weit blickender Mann, dem der Kurprinz sich wegen großer Dienste verpflichtet fühlte, auf dessen Meinung er auch viel gab, nur daß er dann auch den Dritten und Vierten hörte, nur zu oft solche, die ihm schmeichelten, die ihm zu gefallen glaubten, wenn sie tadelten, was die Regierung that.

Er hatte sich schon 1678, eben zwanzigjährig, mit seiner Muhme, der jüngsten Prinzessin von Cassel, vermählen dürfen. Sie hatte ihm eine Tochter geboren; vor der zweiten Entbindung, die sie erwartete, starb sie (Juni 1683); „ihr Leben," sagt der Freiherr von Canitz, „war wie ein Licht, in welchem kein menschliches Auge etwas Unreines fand." Wenige Wochen später, bei jener Zusammenkunft in Pyrmont, sah der Kurprinz die sechszehnjährige Prinzessin von Hannover, die anmuthige, heitere, geistvolle Sophie Charlotte, zu der er die lebhafteste Neigung faßte. Wie erwünscht dem Kurfürsten diese Verbindung war, ist früher erwähnt worden; schon im October 1684 wurde die Vermählung gefeiert.

Es war dem Kurfürsten die größte Freude, als die junge Mutter am 6. October 1685 ihm einen ersten Enkel gebar.[712]) Bald darauf folgten jene Geschicke der französischen Hugenotten, die den Hof in so tiefer Weise erregten, die ersten Schritte zu der innigen Allianz mit Oestreich. Daß der Kurfürst, der Frankreich äußerst thätig sah, Hannover zu sich herüberzuziehen und auch den Landgrafen von Cassel, den Schwager des dänischen Königs, für die französisch-dänische Liga zu gewinnen, den Kurprinzen nach Hannover und Cassel sandte, diese Bemühung zu kreuzen, und daß es dem Kurprinzen in der That gelang, schien zwischen Vater und Sohn ein näheres und herzlicheres Verhältniß, als bisher bestanden, zu begründen.

Wenigstens der Sohn empfand nicht so. Verzeihlich, wenn seine Gemahlin sich in das harte und angespannte Wesen, wie es hier Hof und Stadt und Land hatte, nicht eingewöhnte; sie war und blieb Hannoveranerin. Es mag ohne ihre Absicht geschehen sein, daß ihr Gemahl, statt sie für seines Hauses Art zu gewinnen, vielmehr ihrer Vorliebe für ihr altadlig Hannoverland folgte; der welfische Hof, wo man ihm stets so verbindlich und zuvorkommend war, die feine, weltkluge Herzogin Sophie, seine Schwiegermutter, und der stattlich galante Herzog Ernst August, sein Schwiegervater, den man den ersten Edelmann Deutschlands nannte, die Grote und Platen, Staatsmänner von doch ganz anderer Art, als die Fuchs und Meinders in Berlin und obenein „von Stande" — wie hätte

er sich da nicht wohl fühlen, wie da nicht Alles besser und schöner finden sollen, als an dem Hofe seines Vaters; wie hätte es nicht seinem Selbstgefühl schmeicheln sollen, wenn man dort es ihm gelingen ließ, jene Bemühungen Frankreichs zu kreuzen, wenn man sich von ihm überzeugen ließ, daß die wichtigsten Interessen Hannovers, die Erreichung der Kurwürde, die Sicherung der cellischen Erbschaft, die Gründung der Primogenitur die Verbindung mit dem Kaiser forderten, welche er empfahl.

Möglich, daß er mit den Staatsmännern von Hannover auch Weiteres, auch brandenburgische Dinge besprochen; sagte man doch damals, er werde, wenn er Kurfürst geworden, Grote als seinen Minister berufen. Gewiß ist, daß er unmittelbar nach seiner Rückkehr einen Schritt höchst bedenklicher Art that.

Er wußte, daß die Unterhandlungen mit Oestreich im vollen Zuge seien, daß es sich darum handle, die schlesischen Ansprüche Brandenburgs gegen Schwiebus aufzugeben. In dem Geheimniß dieser Verhandlungen war außer Fuchs nur der Fürst von Anhalt. Dieser im Verein mit Baron Fridag verstand ihn glauben zu machen, daß an Schwiebus das ganze Werk zu scheitern in Gefahr sei, daß sein Vater von den französisch Gesinnten bestimmt werde, so hartnäckig auf diese Forderung zu bestehen, da sie wohl wüßten, daß der Kaiser durch den Eid, den er als König von Böhmen geschworen, außer Stande sei, diese Forderung zu erfüllen, daß kein Verständiger von dem Kaiser fordern könne, jenen Kreis für ungegründete Prätensionen hinzugeben. Auch die Aussicht auf die Königskrone für Brandenburg-Preußen scheint in den Bethörungen, die man für zweckmäßig hielt, nicht gefehlt zu haben. Nach öftreichischen Angaben hat der Kurprinz sich mit einigen Vertrauten, namentlich mit dem Prinzen von Anhalt, berathen und Baron Fridag inständigst bitten, ja beschwören lassen, „das Eis zu brechen" und den Kaiser dahin zu bestimmen, daß er seinem Vater, so lange derselbe lebe, den Schwiebusser Kreis abtrete; „die Begierde," so schreibt der Kurprinz später selbst, „die wir dazumal hatten, unseres Vaters Gnaden von den mit Frankreich gemachten Engagements ab und in Kais. Maj. und des Reiches, folglich auch unseres Kurhauses wahrhaftes Interesse gezogen zu sehen, machte, daß wir den Vorschlägen, so dabei vorkamen, Gehör gaben und daß wir insonderheit, da man auf das Inständigste von uns begehrt, wir möchten gegen keinen einzigen Menschen etwas davon gedenken, auch nicht gegen den einzigen Minister, den wir damals hatten, den von Dankelmann davon erwähnt haben." Er sagt, daß ihm damit alle Mittel entzogen worden seien, sich zu informiren; er bekennt, daß er endlich dahin

gebracht worden, dem kaiserlichen Gesandten Baron Fridag erst mündlich, dann auch durch einen schriftlichen Revers zu versprechen: er wolle den Schwiebusser Kreis, sobald er zur Regierung gekommen, dem Kaiser zurückgeben und wieder einräumen; er spricht es bestimmt aus, der Revers sei nicht von ihm oder von einem seiner Diener geschrieben, sondern ihm „unter die Hände gesteckt, er sei mit ungegründeten Vorstellungen zur Unterzeichnung desselben verleitet worden."

Der Kurprinz unterzeichnete am 28. Februar a. St. diesen Revers.[713]) Man kann zweifeln, ob man mehr über sein Verfahren oder über das der kaiserlichen Staatskunst erstaunen soll.

In Wien mochte man mit dem, was so leichten Kaufs erreicht war, höchlich zufrieden sein. Mit dem kurprinzlichen Revers in der Tasche schloß man unbedenklich jenen Vertrag vom 22. März, in dem man dem vortrefflichen Bundesgenossen eben das als ein größtes Zugeständniß anrechnete, worauf sein Herr Sohn die Güte gehabt hatte, im Voraus zu verzichten. Wie er es verantworten könne, mochte er sehen.

Dieser junge unerfahrene Herr hatte sich dazu hergegeben, nicht bloß völlig ohne Information und außer dem Zusammenhang der staatlichen Geschäftsführung und Verantwortlichkeit einen Act zu vollziehen, der dem Staatsvertrag, der noch erst geschlossen werden sollte, im Voraus sein Fundament nahm; was er so mit einer fremden Macht verhandelnd that, war ein Act zugleich gegen das Staatsoberhaupt und gegen den Vater, das eine wie andere um so unentschuldbarer, als der Sohn und Nachfolger die Pflicht und das Recht gehabt hätte, an gebührender Stelle, im Cabinet und im Geheimenrath, die Politik, die er für verderblich hielt, mit Gründen zu bekämpfen, um entweder seine bessere Einsicht durchzusetzen oder der besseren des Vaters sich unterzuordnen. Das Verfahren, zu dem er sich entschloß, zeigt weder Gradheit, noch Tapferkeit, weder Staatsgefühl, noch Ehrerbietung, noch Selbstachtung.

Die Tradition sagt zur Entschuldigung des Kurprinzen: ihm sei von dem kaiserlichen Gesandten Kenntniß von dem neuen, ihm ungünstigen Testament des Vaters gegeben worden, und er habe für jenen Revers die Zusicherung erhalten, daß es nicht zur Ausführung kommen solle. Und in der publicistischen Controverse von 1741 hat Oestreich nach einem Bericht Fridag's vom 21. Jan. 1686 erzählt: „die französischgesinnten Räthe des Kurfürsten hätten denselben bestimmt, sein Testament dem Könige von Frankreich zuzuschicken; darauf habe sich der Kurprinz an Fridag aus freien Stücken gewendet, seinen großen Widerwillen bezeugt, daß sich sein Vater

so gleichsam dem guten Willen einer fremden Macht unterwerfe, und habe Fridag gebeten, Alles anzuwenden, um diesen gefährlichen Streich zu hintertreiben; und in Folge des so ermöglichten Vertrages habe der Kurfürst sein Testament geändert."

Allerdings hat der Kurfürst ein Testament am 16. (26.) Januar vollzogen, es am 31. Januar (10. Februar) an den Kaiser eingesandt, mit der Bitte, daß es bis zu seinem Tode durchaus secretirt bleiben möge; der Kaiser hat eine Commission seiner vornehmsten Minister bestellt, es zu prüfen, und dann am 8. April dasselbe confirmirt. Ob die kaiserliche „Versicherung der Geheimhaltung" es nicht ausschloß, Kenntniß von dem Inhalt an Fridag und durch ihn an den Kurprinzen gelangen zu lassen, muß dahingestellt bleiben. Sollte man ihn zur Ausstellung jenes Reverses damit bestimmt haben, daß man ihm auf die Beseitigung des ihm nachtheiligen Testamentes Hoffnung gab, so würde die östreichische Politik verstanden haben, zugleich mit dem Betruge gegen den Vater den Sohn für den Betrug, den sie durch ihn gespielt, mit gleichem Betruge zu strafen.

Davon, wie von dem Inhalt dieses Testamentes vom 16. Januar 1686 wird in den Anfängen Friedrich's III. zu sprechen sein. Den Gedanken dieses Testamentes legte der Kurfürst einige Monate später in Cleve dem Bischof Burnet in folgender Weise dar: „Die fürstlichen Familien im Reich hätten sich so geschwächt, daß sie nicht mehr im Stande seien, die Freiheit des Reichs gegen das Haus Oestreich, das nun durch seine Siege wieder mächtig emporsteige, zu behaupten; die Häuser Sachsen, Pfalz, Hessen, Braunschweig hätten sich mit der Dismembrirung ihres Gebietes für jüngere Linien fast bis auf nichts heruntergebracht. Er habe sich deshalb entschlossen, alle seine Lande in einer Hand zu lassen, das werde sein Haus zum Gegengewicht gegen Oestreich machen, von dem das übrige Reich abhangen müsse. Er lasse deshalb die Kurfürstin auf alle Weise sich bereichern und für ihre Kinder sorgen, da er ihnen keinen Theil von seinen Herrschaften und Landen geben wolle."

Der im Herbst geborene Prinz, bis jetzt des Kurfürsten einziger Enkel, starb um eben diese Zeit. Die Ehe seines zweiten Sohnes, des Markgrafen Ludwig, war kinderlos; er hatte wohl daran zu denken, daß das Kurhaus „auf wenigen Auge stehe." Dieselben Motive, welche ihn zu dem Testament von 1664 bestimmt hatten, durften noch jetzt für ihn maßgebend sein. „Zugleich," sagt er in dem Testament, „sei es von Wichtigkeit, durch angemessene Dotationen die Ungelegenheiten zu verhüten, welche in anderen fürstlichen Häusern ein und der andere jüngere Fürst mit Veränderung der

Religion und anderem schädlichen Vornehmen zu ihres Hauses höchstem Schaden und Nachtheil verursachet."

Er gab seinen fünf jüngeren Söhnen Fürstenthümer als erbliche Dotationen, aber nicht mit der Fülle von Rechten, mit der im Testament von 1664 Halberstadt ausgestattet gewesen war; er ließ ihnen im Grunde nichts als deren regelmäßige „Auf- und Einkünfte," für die sie im jährlichen Etat angesetzt waren. Am wenigsten war er der Meinung, mit diesen Bestimmungen die Einheit des Staates gelöst, die Souverainetät gelähmt, seinen Erstgeborenen verkürzt zu haben; wie er denn demnächst, als er vor dem versammelten Geheimenrath sein Regiment gleichsam abschloß, den Kurprinzen und nur ihn als den künftigen Souverain des Staates bezeichnete.

Die letzte Wendung.

Der Kurfürst hatte, als er mit dem Kaiser den Vertrag vom 22. März schloß, keine Ahnung von dem, was zwischen seinem Sohn und Fridag vor sich gegangen. Die freudige Stimmung, mit der er seine Truppen in Crossen vor ihrem Abmarsch nach Ungarn begrüßte, die Befriedigung, die ihm die Huldigung des Schwiebusser Kreises gewährte, zeigte, daß er mit dieser östreichischen Allianz ein großes und heilvolles Werk geschaffen zu haben glaubte. Er war der Zuversicht, mit dem Kurprinzen in vollstem Einvernehmen zu sein; er übertrug für die Zeit seiner Reise nach Cleve ihm die Führung der Geschäfte.

Er rechnete darauf, daß Oestreich nach dem glänzenden Feldzug dieses Jahres mit den Türken Frieden schließen, daß Oranien die Staaten zu umfassenden Rüstungen bewegen werde; mit Freuden hörte er, daß Schweden in voller Thätigkeit sei, Truppen nach Deutschland herüberzusenden. Die Zudringlichkeiten und Uebergriffe Frankreichs steigerten sich ins Unerträgliche; mit dem nächsten Frühling hoffte er 190,000 Mann gegen Frankreich ins Feld rücken zu sehen.

Man scheint in Paris gemeint zu haben, daß es der Prinz von Oranien sei, der diesmal „die Trommel rühre;" man glaubte nicht, daß die antifranzösische Bewegung in Deutschland von Bedeutung sei; eine Drohung schien genug, den Reichstag in heilsamer Furcht zu erhalten. Graf Verjus forderte am 24. März 1686 von dem Reichstag die Erklärung: daß die kurpfälzische Besitzergreifung der von der Herzogin von Orleans beanspruchten Gebiete ihrem Rechte nicht präjudiciren solle; wenn diese Erklärung nicht gegeben werde, so sei der König genöthigt, unbeschadet des Waffen-

stillstandes der Herzogin Recht mit Gewalt der Waffen zu behaupten. Aber die Antwort auf diese Forderung war jenes Augsburger Bündniß, das in wenigen Wochen eine in der That imponirende Ausdehnung gewann und ohne Weiteres dreißigtausend Mann am Oberrhein aufstellen konnte.

Auf das Aeußerste mißfiel in Paris des Kurfürsten Verständigung mit dem Kaiser, deren ganzen Umfang man noch nicht kannte, aber argwöhnte. Man hoffte den Conflict zwischen Dänemark und Hamburg, zwischen Hamburg und Celle, zwischen Dänemark und Gottorp so weit treiben zu können, daß Brandenburg und ganz Norddeutschland darüber den Rhein vergessen müsse. Mit unsäglicher Mühe — ich übergehe die Einzelheiten dieser Verhandlungen und Vermittelungen — gelang es dem Kurfürsten, die hier wieder aufschlagende Flamme niederzuhalten und den Frieden im Norden zu sichern.

Im Herbst war in Paris und überall bekannt, daß Oranien im nächsten Frühjahr 30,000 Mann in einem Lager an der Maas vereinigen wolle; man erfuhr, daß die Werke von Wesel verstärkt und erweitert würden.

Frankreich hatte in Regensburg gegen den Augsburger Bund, gegen die dann gefaßten Beschlüsse zur Securität des Reichs protestirt; es hatte erklären lassen, da der Kaiser, wie man sicher erfahren, den Türkenfrieden zu schließen eile, um seine Waffen gegen Frankreich zu wenden, so sei der König gezwungen, seine Maaßregeln danach zu treffen. Er hatte eine bedeutende Truppenmacht im Elsaß concentrirt; die Brücke und der Brückenkopf bei Hüningen, das Fort St. Louis, die erweiterten Werke bei Kehl, die neuangelegte Festung Saarlouis, die rasch wachsende Befestigung bei Trarbach machten ihn zum Herrn des Oberrheins und bedrohten den Mittelrhein. Er ließ, als vom Reichstag ein beschwerendes Schreiben über die fortgesetzten Uebergriffe auf das Reichsgebiet an ihn zu senden beschlossen wurde (November), erklären: „daß das Schreiben wegen der unangemessenen Ausdrücke, die es enthalte, zurückzunehmen sei, widrigenfalls sein Gesandter Regensburg verlassen werde."

Man sieht, die Controversen mehrten und steigerten sich. Wenn der Kurfürst seine Gesandten in Paris und Regensburg beruhigend sprechen ließ, wenn er sie anwies, möglichst der Ruptur vorzubeugen, so war das eine Vorsicht, die im Interesse des großen Zweckes selbst nothwendig war, so lange Oestreich noch nicht den Türkenfrieden geschlossen, Oranien noch nicht seine Rüstungen vollendet hatte. Der Reichstag zu Regensburg, wo so zu sagen Politik für das Publikum gemacht wurde und wo die querelles d'Allemand[714]), deren auch Brandenburg hinlänglich hatte, den Vorder-

grund der diplomatischen Bühne füllten, war die geeignete Stelle, die Welt zu überzeugen, daß Brandenburg nach wie vor mit Frankreich in bestem Einvernehmen und damit in der Lage sei, „seinen Credit bei Frankreich für die Erhaltung des Reichs und der deutschen Freiheit zu verwenden." Gottfried von Jena fuhr fort, mit Graf Verjus in vertrautem Verhältniß zu stehen.

Wie die Dinge lagen, mußte es überraschen, daß Verjus an Jena die Mittheilung machte: der König sei nicht abgeneigt, ferneren Mißhelligkeiten durch den immer noch verschobenen „Limitentractat" vorzubeugen, oder auch den Waffenstillstand in einen Frieden zu verwandeln. Hatte Frankreich die Absicht, mit dem Erbieten des Friedens zu verlocken? suchte es den Conflict, ehe der Kaiser freie Hand hatte und Holland gerüstet war? Es schien nur um so mehr geboten, sich in dem Sinne, wie der große Kriegsplan für 1687 bestimmt hatte, schnell fertig zu machen.

Im Haag schienen die Dinge im besten Gang. Dort machten die großen Seerüstungen Frankreichs und Englands sehr ernsten Eindruck; allerlei alte Forderungen, die König Jacob II. hervorholte, ließen vermuthen, daß er einen Conflict suche; in Ungnade hatte er im November 1685 das Parlament vertagt; er ging kraft seiner königlichen Autorität rascheren Schritts vorwärts. Bischöfe und Lords, die er England zu verlassen zwang, fanden in Holland die beste Aufnahme. Aus Frankreich kamen immer neue Refügié's, oft unter unerhörten Gefahren nach schrecklichen Erlebnissen; Dinge, welche die öffentliche Meinung in allen Provinzen in äußerster Aufregung erhielten. Des Prinzen Anträge auf Erhöhung der Land- und Seemacht fanden jetzt selbst in Amsterdam Beifall. Dijkfeld, der als staatischer Gesandter nach London ging, die Versicherung aufrichtiger Freundschaft der Staaten für das Volk und die Krone von England zu erneuen, brachte zugleich vom Prinzen Empfehlungsschreiben an die Häupter der Opposition, deren Eifer in dem Maaße wuchs, als der König rücksichtsloser seine papistischen und absolutistischen Tendenzen verfolgte. Weder Ober-, noch Unterhaus, noch das Volk von England ging mit ihm; er hatte nur die Armee, die er mit katholischen Officieren zu füllen eilte und eben damit zerrüttete und lähmte. Man durfte hoffen, daß für den großen Kampf, der im nächsten Frühling beginnen sollte, die Macht Englands gebunden sein werde.

Der kaiserliche Hof hatte allerdings noch nicht mit den Türken Frieden geschlossen; der Abschluß aber schien nur verzögert zu werden, um für die Rüstungen, die mit Eifer betrieben wurden, einen Vorwand zu haben.

In den ersten Januartagen empfing der Kurfürst ein kaiserliches Schreiben (vom 21. December), in dem auf die „bedrohlichen Aeußerungen" des Grafen Verjus, auf die hochgefährlichen Negociationen Frankreichs in und außer dem Reiche, auf die Arbeiten bei Hüningen, St. Louis u. s. w. hingewiesen, der Kurfürst um vertrauliche Mittheilung seiner Ansicht ersucht wurde.

Die Antwort auf jenes kaiserliche Schreiben war Fuchs beauftragt zu entwerfen; er fügte in einer Nachschrift hinzu: „so eben komme Nachricht, daß Frankreich erklärt habe, wenn man nicht zu Friedenstractaten schreiten wolle, werde es seine Convenienz auf andere Art suchen; man müsse besorgen, daß Frankreich sich nicht mehr mit dem Limitentractat werde hinhalten lassen, daß es bei noch nicht beendetem Kriegsstande gegen die Türken den definitiven Frieden desto heftiger fordern werde, um, wenn er geweigert werde, ferneren Einbruch und Vergewaltigung vorzunehmen, wobei leicht der Rheinstrom verloren gehen könne; ob es nicht räthlich sei, daß Kais. Maj. sich zu einem Anfang der Friedenshandlung bereit erkläre, jedoch mit dem festen Vorsatz, sich keine Bedingungen vorschreiben, noch Termine für den Abschluß setzen zu lassen." Der Kurfürst, schreibt sein Cabinetssecretair 19. Januar an Fuchs, habe diese Nachschrift verworfen, „weil zu besorgen, daß Frankreich, wenn es das Geringste von diesem S. Kf. D. Sentiment und Anrathen penetriren sollte, diesen Anlaß nehmen möchte, den Frieden um so viel mehr zu forciren."

Der Kurfürst wußte wohl, daß es am Wiener Hofe eine einflußreiche Parthei gab, die den Türkenkrieg fortzusetzen, die Eroberung Ungarns zu vollenden drängte; aber er rechnete darauf, daß der Herzog von Lothringen und seine Freunde, daß die Kaiserin und die Einflüsse von Heidelberg das jetzt wichtigere Project gegen Frankreich emporhalten würden. Er hatte bereits (November) den Marschall Schonberg, der sich nach Portugal zurückgezogen, eingeladen, nach Berlin zu kommen, und dessen Zusage erhalten.

Wenn die französischen Refugiés im Brandenburgischen, in der Schweiz, in Holland, England mit einander in lebhaftem Verkehr standen und gleichsam die Brandfäden für die große Explosion bildeten, die bevorstand, so arbeiteten dem gegenüber die Jesuiten, die Curie, Alles was zur Propaganda gehörte, nur desto eifriger dahin, daß Oestreich und Frankreich sich verständigten, damit die kaiserliche Macht in Ungarn die Ungläubigen und die Ketzer zugleich vernichten, Frankreich König Jacob II. bei der im vollen Zuge begriffenen Untergrabung des parlamentarisch-ketzerischen Wesens unterstützen und decken könne.

Die Monsignoren nahmen das Friedenswerk in die Hand. Ein kaiser-

liches Schreiben (10. Februar) theilte dem Kurfürsten mit, daß der Cardinal d'Estrées Namens des Königs von Frankreich in Rom Friedenspropositionen überreicht, daß der Cardinal Pio und der päpstliche Nuntius Cardinal Bonvisi in Wien sie befürwortet hätten; der Antrag gehe dahin, daß der zwanzigjährige Waffenstillstand vor Ausgang März in einen ewigen Frieden verwandelt und bei Frankreich Alles, was es occupirt habe, gelassen werden solle. Der Kaiser fügte hinzu: es sei ein unrichtiges Vorgeben d'Estrées, daß die Anregung dazu von dem Cardinal Ranucci ausgegangen sei, der in Paris seine, des Kaisers, Geneigtheit zur Errichtung eines beständigen Friedens allerdings ausgesprochen, aber auch angedeutet habe, daß in Wien die Absicht sei, sich gegen Frankreich zu wenden, wenn mit den Türken Frieden geschlossen sei.

Es war ganz schön, daß der Kaiser versicherte, er habe seinen Gesandten in Paris beauftragt, zu erklären, daß auf solche Grundlagen, wie d'Estrées vorgeschlagen, nicht verhandelt werden könne; aber was Cardinal Ranucci gethan, wie weit seine Aufträge gereicht, war damit keineswegs aufgeklärt. Die Berichte aus Regensburg ergaben, daß man dort über die Art, wie der Kaiser mit Bonvisi's Anträgen hinter dem Berge halte, in großer Aufregung sei, daß man aus dem Termin, den Frankreich setze, das Schlimmste muthmaße, daß man einen Abschluß ohne Zuthun des Reiches fürchte; der kursächsische Gesandte dort zeigte ein Schreiben aus Wien, in dem es hieß: der Kaiser könne unbedenklich die Hand zu einem definitiven Frieden bieten, weil, was das Reich an dem einen Ende verliere, die Kirche am anderen Ende gewinnen werde. Die Mittheilungen, die von päpstlicher Seite an die katholischen Kurfürsten kamen, blieben nicht ohne Einfluß; es handle sich, sagte man, ja nur darum, Frankreich darüber zu beruhigen, daß es keinen Angriff von Seiten des Kaisers zu fürchten habe; und das Reich habe ja kein höheres Interesse, als daß es nicht zur Ruptur komme.

Der Kurfürst befahl seinen Gesandten am Reichstag, zu erklären: „einen Termin setzen, wie Frankreich gethan, heiße nicht verhandeln, sondern sich zum Gebieter machen wollen; sie sollten dahin wirken, daß man möglichst einstimmig sich Maaßregeln widersetze, die einen Abschluß ohne Zustimmung und Mitwirkung des Reichs besorgen ließen."

Indeß war zwischen Verjus, Jena und dem mainzischen Gesandten berathen und ein Auskunftsmittel gefunden worden: es solle dem Reichstag vorgeschlagen werden, die Unterhandlungen über den definitiven Frieden sofort vorzunehmen, an Frankreich die Versicherung zu geben, daß bis zum Abschluß des Friedens der Kaiser unter dem Vorwand der Gravamina

keine Feindseligkeiten gegen Frankreich unternehmen werde. Der mainzische Gesandte ging so weit vorzuschlagen, daß man einige Sicherheitsplätze auf dem Boden des Reichs an Frankreich überweisen könne.

Auch ohne die Sicherheitsplätze hätte Frankreich damit Alles bekommen, was es nur wünschen konnte; das Reich hätte definitiv aufgegeben, was es früher noch in der Form des Waffenstillstandes vorbehalten hatte, und eine Garantie übernommen, daß der Kaiser die Einbußen des Reichs und so vieler Reichsstände wieder einzubringen nichts unternehmen dürfe; das Reich hätte sich im Nothfall für Frankreich gegen den Kaiser zur Wehre setzen müssen.

So schroff, wie sonst nicht seine Art war, trat der Kurfürst diesem Vorhaben entgegen. Er sprach gegen Jena sein ernstes Mißfallen aus; er enthob ihn seines Gesandtschaftspostens und befahl ihm, sobald für ihn ein Nachfolger ernannt und angekommen sei, zurückzukehren.[715]) Der eingeleitete Antrag war damit beseitigt. „Wenn der Kurfürst nicht die Bahn gebrochen," sagte der Reichsvicecanzler in Wien, „so würden die meisten Vota in Regensburg ohne Zweifel zur Annehmung eines disreputirlichen Friedens ausgeschlagen sein."

Die Abberufung Jena's machte unerhörtes Aufsehen. Die französische Diplomatie sah darin nicht viel weniger als einen Affront; die Kaiserlichen triumphirten; sie meinten jetzt erst des Kurfürsten völlig gewiß zu sein.

Gerade jetzt (Februar) war der Kurfürst schwer leidend; die Beine begannen ihm anzuschwellen; er selbst glaubte, daß sein Ende nahe sei, da die Geschwulst schon die Schenkel erreicht hatte. Am Hofe machte sich die unruhige und schwüle Stimmung eines nahen Wechsels fühlbar. Der Kurprinz äußerte zu Graf Rebenac, daß er kaum mehr Hoffnung für das Aufkommen des Vaters habe, daß er seiner Seits auf das Lebhafteste wünsche, des Königs Majestät möge die Fortdauer der Allianz gewähren, wie er an deren Verbindlichkeiten auf das Treulichste festhalten werde.

Der Kurfürst erholte sich in den nächsten Wochen; aber in den schlimmsten Tagen seiner Krankheit hatte er jene entscheidenden Schritte gethan; Schritte, die doch schroffer gegen Frankreich waren, als man von seiner Behutsamkeit hätte erwarten sollen. Denn zur Abwehr des „disreputirlichen Friedens" hätte ein einfacher Befehl an Jena genügt.

Die Motive des Kurfürsten sind deutlich genug. Jener römische Friedensantrag war nichts anderes als ein Versuch, die beiden großen katholischen Mächte trotz ihrer sonstigen Rivalitäten in dem Interesse zu einigen,

das sie beide mit gleichem Eifer verfolgten; und die fünf katholischen Kurfürsten hatten nichts dagegen, eben weil sie katholisch waren; mochte das Reich verlieren, wenn nur die Kirche gewann. Mit jenem schroffen Schritte wehrte der Kurfürst nicht bloß diesen Frieden vom Reiche ab; es galt zugleich, die große katholische Combination zu sprengen, die am Wiener Hofe sichtlich viele Freunde gefunden; es galt, den Kaiser bei den Verabredungen festzuhalten, in Folge deren der Kurfürst seine schlesischen Ansprüche aufgegeben, seine Truppen nach Ofen gesendet hatte.

Canitz, der damals interimistisch Resident in Wien war, berichtet (27. März), wie überaus huldreich und dankbar sich der Kaiser über das hochrühmliche Benehmen des Kurfürsten geäußert habe: „dermaßen setze er sein ganzes Zutrauen auf den Kurfürsten, daß er sich gern mit demselben in Wollen und Thun conformiren würde." Und Don Burgomanero erzählte selbst: er habe vor einigen Tagen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Baiern, als von Brandenburgs Maaßnahmen nach dem Nymweger Frieden die Rede gewesen, gesagt: man möge sich die Moral daraus nehmen, daß der Kurfürst ein Herr wäre, der nicht mit sich scherzen lasse, sondern dem man aufrichtig, und wie billig wäre, zu begegnen habe.

Man war auf dem besten Wege, das Gegentheil zu thun. Der Kurfürst hatte sich, so schien es, mit der Abberufung Jena's so gründlich gegen Frankreich compromittirt, daß man nicht mehr viel draufzuzahlen brauchte, ihn festzuhalten.

In Betreff der Entlassung Jena's äußerte man sich, als habe der Kurfürst nur gethan, was er längst hätte thun müssen. „Man habe," sagte ein kaiserliches Schreiben vom 3. April, „von dessen schädlicher Conduite und höchst nachtheiligen, dem französischen Gesandten gegebenen Rathschlägen längst Kunde gehabt, der ganze Reichstag habe gewußt, daß er dessen rechte Hand sei, und daß dieser durch ihn fast Alles durchzubringen sich getraut." In Betreff des Schwiebusser Kreises fanden sich allerlei Anstände, welche die vollständige Uebertragung verzögerten; wegen der liechtenstein'schen Schuld ließ man anfragen, ob der Kurfürst geneigt sei, ein Aequivalent anzunehmen. Einige Wochen später (24. April) hatte der Kurfürst bereits über Indiscretionen zu klagen: „es ist nöthig, daß man meine conduite und consilia etwas mehr menagire und dasjenige, was ich eine Zeit her im Vertrauen reden, schreiben und thun lasse, nicht, wie bisher sofort und dem Ansehn nach mit Fleiß geschehen, weiter trage und kund mache; damit ich nicht gar inutil gemacht, und die Dienste, die ich zu Kais. Maj. und des Reichs Bestem nicht ohne guten Erfolg angewandt,

fruchtlos und ohne ferneren Effect, wie es fast das Ansehen gewinnen will, gemacht werden." Er fügt hinzu, „daß er in Folge dessen gar harte und bedrohliche Vorrückungen hören müsse, so daß man ihm nachsage und öffentlich schreibe, er bezeuge eine größere Animosität und Opposition, als der Kaiser und die Krone Spanien."

Natürlich fuhr man in Wien fort, die herzlichsten Worte zu machen; man wünschte des Kurfürsten Unterstützung für einen Antrag auf 100 Römermonate. Aber wenn dann die Zusage an die Bedingung geknüpft wurde, daß endlich die entsetzlichen Verfolgungen der Evangelischen in Ungarn aufhören möchten, wenn sich der brandenburgische mit den übrigen evangelischen Gesandten in Wien verabredete, gemeinsame Vorstellungen darüber beim Kaiser zu machen, so hieß es, „der Kaiser wolle in dieser Sache nicht belästigt sein;" es wurde ihnen keine Audienz gewährt. Mit den Türken wurde noch um den Frieden unterhandelt; aber die fromme Ansicht, daß man mit den Ungläubigen und den Ketzern zugleich in Ungarn für immer ein Ende machen müsse, stand in Wien bereits fest; und die Cardinäle Collonitz und Bonvisi fanden einigen Schaden am Reich, Frankreich zu begütigen, nicht der Rede werth, wenn dafür der Krieg in Ungarn fortgesetzt werden könne. „Mit Furcht und Hoffnung" erwartete man Antwort auf den nach Paris gesandten Vorschlag, durch eine gegenseitige Declaration den Fortbestand des Waffenstillstandes zu sichern. Endlich kam der Courier mit der Antwort: „sie sei zwar," sagte der Reichsvicecanzler zu Canitz, „etwas auf Schrauben gestellt, doch führe sie zum Beschluß dieses im Munde, daß der König, obschon er sich von den kaiserlichen Ministern nicht viel Gutes versehen könne, doch der Versicherung Kais. Maj. trauen wolle; er erbiete sich, den Waffenstillstand nicht allein die zwanzig Jahre hindurch zu halten, sondern auch nachher, so lange man diesseits ihn nicht angreife, ihn fortzusetzen; doch sei er des Willens, die schon angefangenen Fortificationen zu Ende zu bringen." Von Spanien, von der kurpfälzischen Sache enthielt die französische Antwort nichts; trotzdem, meinte der Reichsvicecanzler, scheine es Frankreich aufrichtig zu meinen; sonst würde es die Zeit des noch nicht geschlossenen Türkenfriedens benutzen.

Diese Erklärung des Königs vom 6. März hatte Lücken und Hinterthüren in Menge; sie nahm alle die Ueberschreitungen des Waffenstillstandes, die Frankreich bisher gemacht hatte, als zugestanden an, und gewährte dafür nichts, als die Versicherung, während des Türkenkrieges den Kaiser nicht anzugreifen. Der Kurfürst empfahl (24. April), wenigstens den Vorbehalt zu machen, daß, wenn die Unterhandlung nicht zum Ab=

schluß käme, der Waffenstillstandsvertrag in seiner vollen Geltung bleibe. Der kaiserliche Hof meinte, es sei besser, eine förmliche Garantie dieser gegenseitigen Declarationen zu veranlassen, und namentlich den König von England dazu aufzufordern. Ludwig XIV. war natürlich dazu gern bereit und formulirte sofort eine Garantieacte, welche jenes Recht der Fortificationen noch weiter ausdehnte.

Also die zwei katholischen Mächte wollten die dritte zum Garanten und im Fall des Streites zum Schiedsrichter darüber annehmen, ob den Fürsten und Ständen am Rhein noch weiterer Schaden gethan werden dürfe. Wenigstens diese Garantie gab der kaiserliche Hof auf die Vorstellungen des Kurfürsten auf; aber es blieb bei den Declarationen, und dem Reichstage wurde durch ein kaiserliches Commissionsdecret vom 2. April einfach davon „Part gegeben," daß die für den Augenblick wichtigste auswärtige Frage des Reichs ohne das Reich entschieden sei.

Die östreichische Politik hatte ganz Recht, wenn sie den Kurfürsten gegen Frankreich compromittirt glaubte. Der Hof in Paris würde gern Schritte gethan haben, ihn des Königs Ungnade empfinden zu lassen, wenn nicht in Regensburg und sonst in und außer dem Reich des Kurfürsten Einfluß zu bedeutend gewesen wäre, als daß man ihn hätte mißachten dürfen. Man versuchte einen anderen Weg.

Man ließ ihn fürchten, daß man mit Hannover und Celle eine Allianz abschließen werde, die den Ersatz der seinigen gebe. Herzog Ernst August hatte im April in Aachen eine Zusammenkunft mit dem höchst gewandten Gourville, in der selbst von der Conversion des Hauses Hannover die Rede war. Es kam der Streit wegen der Herrschaft Gartow dazu, die der Herzog von Celle als zum Lüneburgischen gehörig unter seine Lehnshoheit nahm, während der Kurfürst geltend machte, daß sie von dem Heermeisterthum in Sonnenburg zu Lehen gehe; der Kurfürst legte eine Besatzung dorthin, ein bewaffnetes Schiff auf die Elbe; um so heftiger wurden die Entgegnungen; der Herzog von Hannover äußerte: „der Kurfürst habe so viel Recht auf Gartow, wie das Haus Braunschweig auf Berlin." Es schien hier ein sehr ernster Conflict im Anzuge, um so ernster, da der Streit zwischen Dänemark und Gottorp noch in vollem Gange war, der wegen Hamburgs leicht wieder aufbrechen konnte, schon auch Kursachsen in eifriger Verhandlung mit Hannover stand.

Noch war Jena in Regensburg, da ein Nachfolger für ihn noch nicht berufen war; was der Kurfürst mit dem harten Schritte gegen ihn beabsichtigt hatte, war zum Gegentheil ausgeschlagen. Jene drohende Ver-

wickelung im niedersächsischen Kreise und die dreiste Art, wie die östreichische Politik das Verfahren gegen Jena ausbeutete, bestimmten den Kurfürsten, mit der Sendung eines Nachfolgers noch weiter zu zögern, Jena einstweilen weiter fungiren, in den Schreiben an ihn Aeußerungen über Verjus einfließen zu lassen, die diesen begütigten und seinem Hofe für eine Recantation galten.

Ende April traf der Marschall von Schonberg in Berlin ein; er war über Holland gekommen; er hatte mehrere Tage beim Prinzen von Oranien zugebracht; es kann kein Zweifel sein, daß er Mittheilungen wichtigster Art mitbrachte, wenn auch nichts Näheres darüber vorliegt.[716]

Die Berufung Schonberg's, seine glänzende Ausstattung, seine Ernennung zum General en chef der brandenburgischen Armee und Statthalter von Preußen brachte in die militairischen und Hofkreise zu allen vorhandenen Aergernissen neue Erbitterung. Der alte Derfflinger verbarg seine Verwunderung nicht, daß seine „treugeleisteten, unterthänigsten, langwierigen Dienste" zu Ende sein sollten. Hans Adam von Schöning, der den nächsten Anspruch auf den Marschallstab zu haben glaubte, frondirte um so lauter und intriguirte um so eifriger, mit nur zu gutem Erfolg beim Kurprinzen.[717] Und wie hätte der Fürst von Anhalt nicht die Erkaltung der kaiserlichen Freundschaft empfinden, wie Baron Fridag und Graf Rebenac nicht wetteifern sollen, zu schüren und zu verwirren.

Ich vermag nicht zu sagen, wie viel die Jahre daher von solchen giftigen Dünsten bis zu dem Haupte des Staates emporgestiegen war. Hatte der alte Kurfürst bisher, hoch darüber hinweg den Blick in's Weite gewandt, seines Amtes gewaltet, so traten jetzt Dinge ein, die ihn persönlich trafen und erschütterten; als müsse auch er von der Tragödie des Alters seinen Theil erleben.

Sein zweiter Sohn, Markgraf Ludwig, war die Zierde des Hofes; in ihm schien sich das Bild des Vaters zu wiederholen. Ihn drückte die Thatlosigkeit, in der er seine Jugend verbringen müsse; er hatte oft gesagt, daß er früh sterben werde, obwohl er völlig gesund und in der Kraft der Jugend erschien. Jetzt erkrankte er, fieberte heftig; es zeigten sich rothe Flecken auf seinem Körper. Die Aerzte sahen keine Gefahr. Auf seine Bitte, daß der Vater zu ihm kommen möge, damit er ihm zum letzten Male die Hand küssen könne, kam der Vater nicht, um nicht durch eine Abschiedsscene die Aufregung des Kranken zu steigern: „es sei nicht tapfer, gleich den Tod zu fürchten; er möge auf Gott vertrauen." Unmittelbar darauf folgte der Tod. Der alte Fürst war auf das Tiefste gebeugt; auf

diesen begabten, kühnen, charactervollen Sohn hatte er für die Zukunft gerechnet.

In wenigen Tagen begann ein unheimliches Flüstern am Hofe und in der Stadt: der Prinz sei an Gift gestorben. Bald war man nur noch uneins darüber, wer es gemischt habe; je nach der Parthei beschuldigte man die heimlichen Jesuiten, deren als Musiker, Tanzmeister, Perückenmacher so viele in der Stadt seien, oder polnische Emissaire, die so für ihres Königs Sohn, den Prinzen Jacob, die Hand und die Güter der jungen Markgräfin frei zu machen gedacht hätten, oder die Prinzessin von Holstein, deren Hand einst der Markgraf verschmäht haben sollte, und sie war die Verwandte der Kurfürstin. Graf Rebenac meldete seinem Hofe mit größter Bestimmtheit, daß der Tod des Prinzen völlig natürlich sei, daß ihn das Fleckfieber hingerafft habe.

Die Verstörung zu steigern, verbreitete sich das Gerücht, daß auch der Kurprinz sich krank fühle; — „wenn er krank ist," schreibt Graf Rebenac, „so ist er es von den vielen Pulvern und Gegengiften, die er nimmt." Der Kurprinz reiste mit seiner jungen Gemahlin nach Carlsbad, wo ihm nach Weisungen aus Wien die größte Aufmerksamkeit erwiesen wurde. Es mußte im hohen Maaße auffallen, daß er dann nicht nach Berlin zurückkehrte; er bat vielmehr den Vater, sich nach Cleve begeben zu dürfen, nicht ohne Hindeutung auf die für ihn und seine Gemahlin bedenklichen Verhältnisse am väterlichen Hofe.[718]) Er glaubte seine Gemahlin guter Hoffnung;[719]) er ging mit ihr nach Aachen, dann nach Hannover, — in diesem Augenblick ungefähr so viel als in das feindliche Lager; eben jetzt war der Streit wegen Gartow's in vollster Hitze, eben jetzt war die französisch-hannoverische Allianz bis auf die Ratification fertig.

Von welcher Seite her, durch welche Zwischenträgereien und Aufreizungen der Kurprinz sich so weit hatte verwirren und seiner Pflicht entfremden lassen, ist nicht mehr nachweisbar. Er gab sich dazu her, gleichsam vor den Augen Europas diesen Scandal, der die Ehre seines Vaters und seines Hauses auf unerhörte Weise verletzte, auf's Aeußerste zu treiben. Dankelmann war bei ihm; es ist unmöglich, daß er gut geheißen, was sein junger Herr that; er wird umsonst gesprochen haben.[720])

Endlich war die Langmuth des Vaters erschöpft; „bei Strafe seines Zornes" befahl er die Rückkehr. Und der Sohn wagte zu antworten: „noch seien die Mörder seines Bruders nicht gestraft." Landgraf Carl von Cassel bemühte sich auszugleichen; Marschall Schonberg that, was er irgend konnte. Wie es scheint, von den Staatsmännern von Hannover

berathen, versuchte der Kurprinz eine förmliche Capitulation zu erhandeln. Als sein Vater und Souverain befahl ihm der Kurfürst peremtorisch, sich zu stellen. Ende October folgte die Rückkehr.

Die Rückkehr und, wie es scheint, die Versöhnung. Wie gern wüßte man mehr davon.[721]) Aus der Mitte November wird berichtet, daß eine lange Besprechung zwischen dem Kurprinzen und der Kurfürstin zu Aufklärungen geführt habe, „welche beide Theile befriedigt haben." Der Kurprinz erscheint wieder in den Sitzungen des Geheimenrathes; er unterzeichnet im Namen des Vaters;[722]) er ist demnächst in das Geheimniß des großen Planes eingeweiht, der den Kurfürsten in den letzten Monaten seines Lebens beschäftigte und von dem niemand sonst als Schonberg wußte.

Es handelte sich um die größten Interessen der Politik und der Religion; und der Kurfürst fühlte, daß seine Tage gezählt seien, daß er das begonnene Werk hinauszuführen dem Sohne überlassen müsse. Wie hätte ihm nicht daran liegen sollen, ihn noch an sich zu ziehen, sein Herz und seinen Geist mit dem zu erfüllen, was ihn selbst so tief bewegte.

Und der Kurprinz — wenigstens liegt etwas Versöhnendes darin, es vorauszusetzen — mochte erkennen, daß er lernen müsse, von seinem Vater größer zu denken als bisher.

Des Kurfürsten Ende.

Der Kurfürst hatte die Allianz mit dem Kaiser in der Ueberzeugung gesucht, daß er mit ihm Frankreich gegenüber das gleiche deutsche und europäische Interesse habe.

Die östreichische Politik rechnete anders. Der große Instinct der Macht zog sie nach dem Osten; dort gewann sie Größeres, als sie im Westen verlieren konnte, eine unermeßliche Zukunft. Wenn es auch von Seiten des Kaisers geläugnet wurde, in seinem Auftrage hatte Cardinal Ranucci jene Andeutungen in Paris gemacht, in Folge deren Ludwig XIV. sich mit seinen Friedensanträgen nach Rom wandte. Denn Frankreich blutete an tausend inneren Wunden; es bedurfte, wie machttrotzend es nach Außen zu erscheinen fortfuhr, wenigstens einiger Ruhe, sie verharschen zu lassen. Wie weit immer der gallicanische Katholicismus Frankreichs von dem curialen Oestreichs entfernt sein mochte, der stolze König vergab sich nichts, wenn er im Interesse der kämpfenden Kirche gleichsam in die Hand des heiligen Vaters das Werk der Ausgleichung zwischen den beiden Hauptmächten der katholischen Christenheit legte.

Das Fundament jener Declarationen, die im Frühjahr 1687 der Kaiser und Frankreich austauschten, war die Solidarität des katholischen Interesses. Mochten sie nur einmal aufhören zu rivalisiren, so war der Sieg der Kirche über die Ketzer und Ungläubigen so gewiß, wie ihre Rivalität seit zwei Jahrhunderten den Garten der Kirche dem Einbruch der Ungläubigen und dem Unkraut der Ketzerei Preis gegeben hatte. An ihrem Frieden hing es, ob König Jacob das begonnene Werk der Umkehr in England vollenden würde. Gelang es ihm, so war der nächste Plan, das Unternehmen von 1672 zu wiederholen, das damals nur an der östreichisch-brandenburgischen Verbindung gescheitert war; es hat nachmals der Hofcanzler Strattmann zu dem holländischen Gesandten gesagt: „sie seien nicht schlecht unterrichtet gewesen, wenn sie eine Verbindung zwischen Jacob II. und Ludwig XIV. gegen sich geargwöhnt hätten; der Sinn der beiden Könige sei auf eine Zerstörung der Republik gegangen, und das sei der wahre Grund gewesen, warum Frankreich die Fortsetzung des türkischen Krieges ruhig angesehen habe, damit nämlich der Kaiser anderweit beschäftigt bleibe; dem Kaiser selbst habe man Eröffnungen über die Vereinigung der Häuser Bourbon, Oestreich und Stuart gemacht.“[723])

Seit jenen Declarationen konnte der Kurfürst sich nicht mehr darüber täuschen, daß er sich mit seiner östreichischen Allianz von 1686 vollständig verrechnet habe. Der kaiserliche Hof fuhr noch fort, ihn mit den alten Phrasen zu behandeln; nach dem Türkensiege im August sagte man ihm: „nun, da man im Stande sei, einen vortheilhaften Frieden zu schließen, möchten sich die Consilia der bevorstehenden Gefahr am Rhein ändern, zumal wenn der Kurfürst durch seine kräftige Unterstützung es dahin bringe, daß die vornehmsten Reichsfürsten 30,000 Mann am Rhein aufstellten.“ Das hieß, wie der brandenburgische Resident hinzufügt, „sie incliniren keineswegs dazu, mit den Türken Frieden zu machen;“ und wenn Deutschland nicht weitere Verluste am Rhein erleiden wollte, so mochte Brandenburg, und wer sich sonst dazu bemüßigt fühlte, es hindern.

Der Kurfürst hatte in Folge jener Allianz nicht Geringes geleistet, er hatte, um sie zu ermöglichen, Großes geopfert. Von dem, was Oestreich für diese Opfer als Gegenleistung versprochen, hatte es ihm die eine Hälfte im Voraus escamotirt; um die andere Hälfte hatte es die Ehrlichkeit, ihn offen zu betrügen.

Die ganze Bedeutung der liechtensteinschen Schuld bestand für den Kurfürsten, wie er ganz bestimmt ausgesprochen hatte, darin, daß sie ihm die Aussicht auf den Pfandbesitz von Ostfriesland gab; es war des Kaisers

Sache, die Schulddocumente von dem Hause Liechtenstein zu beschaffen. Bald hieß es, man habe zwar mit dem alten Fürsten Hartmann den Handel eingeleitet, aber der sei im Herbst 1686 gestorben, und seine Erben erklärten nun, die Forderung gehöre zum Fideicommiß des Hauses und sei unveräußerlich; der Kaiser erbot sich, die Summe der Forderung auszuzahlen und zu conniviren, daß die brandenburgische Besatzung in Greetsyl bleibe. Man forderte, daß dies schriftlich versprochen werde; das schien den Herren in Wien bedenklich. So wurde her und hin verhandelt; der Kurfürst gab endlich 30. September a. S. 1687 seine Zustimmung; ob das Geld, etwa 240,000 Thlr. gezahlt worden, weiß ich nicht.[724])

Es war gewiß nicht ohne Zusammenhang mit diesen Dingen, daß der Kurfürst seine Forderung der Satisfaction vom Reich eben jetzt in Regensburg erneuern, daß er namentlich auf die Gewährung der Expectanz auf Ostfriesland antragen ließ; einstweilen ließ er, wie er nach Wien meldete, eine Escadre seiner Orlogschiffe nach Greetsyl und Emden gehen.[725])

Der Kurfürst hatte das Seine gethan, damit die Macht der Ungläubigen gebrochen werde; er hatte gehofft, daß, nachdem das Reich dem Kaiser Ofen hatte erobern helfen, der Kaiser dem Reich seine rheinischen Lande werde retten helfen. Wie sehr im östreichischen Interesse es sein mochte, weiter und weiter zu dringen, — bald trat die Donaumündung und Constantinopel in den Bereich der Hoffnungen — deutscher wurde Oestreich damit nicht, daß es die Donau hinab sich ausdehnte; so mächtig anschwellend, erhob es sich um so höher und anmaßlicher über die Fürsten und Stände im Reich.

Mit dem Siege bei Mohacs im Juli 1687 war das Land bis zur Draumündung befreit; gleichzeitig wurde Tökely's Macht jenseits der Theiß gebrochen, Siebenbürgen gewonnen. Der Landtag in Preßburg gab das Wahlrecht zur Krone auf, proclamirte die Erblichkeit des ungarischen Königthums im östreichischen Mannsstamm. Die letzten Monate des glorreichen Jahres füllte das Blutgericht von Eperies mit rastlosen Hinrichtungen der „Genossen einer Verschwörung, die aus den Zeiten Ferdinand's I. herstamme:" es war die evangelische Kirche, die man unter diesem Titel ausrottete. Es war das Seitenstück zu dem, was Ludwig XIV. für sein größtes Werk hielt.

Wie ermuthigend das Beispiel Leopold's des Großen, wie man ihn seit dem Nymweger Frieden nannte, auf die Katholischen im Reich wirkte, davon gab, was der Abt von Kempten im Allgäu that, was in des Grafen Pappenheim Territorien geschah, gab die Austreibung der Evangelischen

aus dem Erzstift Salzburg und ihr trauriger Zug über Augsburg und die Donau den Beweis. Und wenn auch der alte Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg als Erbe von Kurpfalz tolerant genug begann, er war eben auch katholisch, Zögling und Freund der Jesuiten, denen er in Heidelberg sofort Aufnahme und Dotation gab.

Die Welt bekam zu empfinden, daß die beiden großen katholischen Mächte sich mit einander verständigt hatten.

Das Evangelium in Piemont und Savoyen war verstummt; die Reformirten in Genf, Bern, Basel sahen das Schwert über ihrem Haupte. Auch in den Städten des Elsaß, für die das Reich, als es sie dahingab, wenigstens die Freiheit ihres Kirchenwesens vorbehalten, auch in den kurpfälzischen Territorien, die der Herzogin von Orleans zugefallen sein sollten, verdrängte der Meßpriester den Prediger und die Firmelung die Kinderlehre; Jacob Spener's fromme Gemeinde in Straßburg wurde gepreßt und umgarnt. In den alten Provinzen Frankreichs war das Werk so gut wie vollbracht; Tausende und aber Tausende hatten ihren Glauben abgeschworen, freilich am wenigsten einen neuen damit gewonnen; der blinde Hochmuth der Gewalt, der sie dazu gezwungen, ahnte nicht, welche Frucht aus dem so verwüsteten Boden schon der zweiten, welche gar der dritten Generation nach ihr erwachsen werde. Einstweilen schwellte sich Frankreichs Macht weit und weiter auf; wie das Heer des Königs, so wurde seine Flotte die erste der Welt; der Doppelkreis der Festungen an der Nord- und Ostgrenze schloß sich immer dichter; Hüningen, Breisach, Kehl, St. Louis griffen auf das rechte Rheinufer hinüber; vor ihnen das mächtig befestigte Freiburg setzte an den Pässen des Schwarzwaldes zur Donau wie ein Keil auf; Montroyal bei Trarbach, „eine Perle von Festung," bedrohte Coblenz und Cöln. Und in Cöln wurde der alte Kurfürst veranlaßt, von seinem Capitel die Wahl eines Coadjutors zu verlangen; der Candidat Ludwig's XIV. war kein anderer, als der Bischof von Straßburg, jener Wilhelm von Fürstenberg, dem er bereits den Cardinalshut besorgt hatte. Mochte der bairische Kurfürst sich für seinen Bruder, den Bischof von Regensburg, der pfälzische für seinen Sohn, den Bischof von Breslau, den Bruder der Kaiserin, bemühen, von den neunzehn hochadligen Domherren zu Cöln stimmten achtzehn für den ihnen wohl bekannten Verräther an Kaiser und Reich.

Während so die katholische Reaction mit wachsender Heftigkeit vom Rhein und der Donau her gegen das evangelische Deutschland heranschwoll, war eben dies evangelische Deutschland in sich zerfahrener und tiefer in kirchlicher Spaltung und dynastischer Rivalität, denn je; die „Abjura-

tionen," die an den Höfen von Paris und Wien Gnade und Ansehen brachten, waren in den jüngeren Linien der Albertiner, der Pfälzer, Darmstädter, Holsteiner, von den Häusern der kleineren Fürsten und Grafen im Reich zu schweigen, so im Schwange, wie nur in den hoffnungslosen Zeiten vor Gustav Adolph's Landung, zum erschreckenden Zeugniß, daß der Geist der Reformation in seiner Heimath trotz der Concordienformel und der Invariata, trotz rastloser dogmatischer Klopffechterei ersterbe. Mehr als ein lutherischer Hof, mit besonderem Eifer die Staatsmänner und Denker in Hannover, waren damit beschäftigt, eine Formel zu finden, in der ihre und die römische Kirche sich wieder vereinigen könnten, und mit gallicanischen und römischen Bischöfen und Abbé's erörterten sie fleißig, wie man die Ubiquität und die sola fides den tridentinischen Lehren accommodiren könne. Nur die reformirte Kirche in ihrem eifrigeren Geist und ihren lebensvolleren Formen schien noch den Muth und die Kraft zum Widerstande zu haben, der Brandenburger und der Oranier politisch an ihrer Spitze; jener, so tolerant er gegen andere Confessionen war, völlig fest und treu und freudig in seinem Bekenntniß; dieser, so schroff er an den schroffsten Formen seines Bekenntnisses hielt, staatsklug genug, um sich auch mit den Arminianern und Episcopalisten zu verständigen.

Es ist früher erwähnt worden, daß bei der Nachricht vom Tode Karl's II. der erste Gedanke des Kurfürsten war, daß der Prinz von Oranien nach England gehen und der Krone, die Niemandem als ihm gebühre, sich bemächtigen müsse; der Prinz hätte damals eine klare Sache gehabt, die, der englischen Nation die protestantische Erbfolge zu retten. Wir sahen, wie der Prinz lange die Ueberzeugung fest hielt, daß der König, sein Schwiegervater, nicht mit Frankreich im Verständniß sei, nicht das kirchliche System Englands stören wolle, mit der episcopalen Majorität des Parlaments, die durch die Verwerfung der Exclusionsbill seine Thronbesteigung ermöglicht hatte, Hand in Hand gehen werde. Mit dem guten Willen des Königs, der ohne Söhne war, hoffte er einst dessen Nachfolger auf dem englischen Throne zu werden und so den Schotten und Engländern ein evangelisches Königthum wiederzugeben.

Jacob II. schlug andere Wege ein. Er hielt es für recht und klug, das formelle Recht der Krone, die Institutionen des englischen Staatswesens, das große Princip der Toleranz mit zäher Hypokrisie zu dem Gegentheil von dem zu verwenden, was ihr lebendiger Inhalt war. Kraft seiner königlichen Prärogative dispensirte er von den Eiden, welche den Ausschluß der Katholiken von den Staatsämtern und den Officierstellen zum Zweck

hatten; kraft des Supremats übte er, der Katholik, die Jurisdiction in der Episcopalkirche gegen die Bischöfe und Geistlichen, die seinen Plänen entgegen arbeiteten; im Namen der Toleranz, welche der aufgeklärte Geist des Jahrhunderts fordere, verkündete er seine Absicht, die Schranken, durch welche Staat und Kirche von England sich hochkirchlich geschlossen hatten, zu beseitigen, um den Katholiken das Parlament, die Aemter, die Leitung des Staates in die Hand zu geben. Um ein Parlament — seit dem Herbst 1685 war es nicht berufen — in diesem Sinne wählen zu lassen, wurden diejenigen amtlichen Stellen, welche Einfluß üben konnten, die Magistraturen der Städte, der Grafschaften, die Gerichte purificirt; der König hoffte, im Laufe des Jahres 1687 zum Ausschreiben der Wahlen schreiten zu können.

Er hatte von dem Prinzen von Oranien und dessen Gemahlin die Zustimmung zu seinem Dispensationsverfahren und zur Aufhebung der Testacte gefordert; sie hatten dieselbe in der bestimmtesten Weise abgelehnt. Am Hofe des Prinzen fanden sich die geflüchteten Lords und Bischöfe zusammen; er wurde das Haupt der wachsenden Opposition in England, und sie wuchs in Hoffnung auf ihn doppelt mächtig. Jacob II. sah in ihm mit Recht seinen schlimmsten Gegner, den, an welchem sein Werk früh oder spät scheitern werde. In dem Successionsrecht der Princessin von Oranien lag der Schwerpunkt der Gefahr; wie, wenn es dem Könige gelang, seine zweite Tochter und deren Gemahl, den Prinzen Georg von Dänemark, zu gewinnen, ihnen die Thronfolge zuzuwenden für den Preis der Abjuration. Des Prinzen Bruder, König Christian V., den immer noch die Friedensbemühungen Brandenburgs und die Kriegsdrohungen Schwedens abhielten, den vernichtenden Schlag gegen den Gottorper zu führen, hätte sich nichts Besseres wünschen können, als, von Jacob II. und Ludwig XIV. unterstützt, endlich losbrechen zu können. Und wenn der Krieg in Norddeutschland entbrannte, so waren die Streitkräfte dort gelähmt, die einzigen, auf die Oranien rechnen konnte. Eifrig empfahl Frankreich die Unterstützung Dänemarks; „es komme nicht darauf an, wer in jenem schleswig-holsteinschen Streit Recht habe, sondern nur darauf, daß man die Machinationen einer großen europäischen Gegenparthei zerstöre."

Zwischen Oranien und dem Kurfürsten war bei der Zusammenkunft in Cleve und seitdem die Lage Englands ein Hauptpunkt ihrer vertraulichen Erörterungen. Es ist nur wie zufällig Einzelnes davon in den Acten erhalten; das Wichtigste wurde mündlich durch vertraute Personen, den

Prediger Gaultier, den Obristen von Heyden, den jungen Lord Leven, der einige Zeit brandenburgischer Officier war, durch General von Spaen und Andere ausgerichtet. Mittheilungen besonders wichtiger Art wird der Prinz dem Marschall von Schonberg im Frühjahr 1687 mitgegeben haben. Dann im Sommer folgte die Sendung des Pensionair von Amsterdam, Hop, unter dem Vorwand, gewisse Geldgeschäfte zu ordnen; es ist ein Actenstück über dessen Anwesenheit in Berlin erhalten, von Meinders Hand geschrieben; es giebt an, wie die zur Verhandlung mit Hop bestimmten Räthe wochenlang ihn vergeblich zur Conferenz erwartet, vergeblich aufgesucht, vergeblich in der endlich eingeleiteten Besprechung zu bestimmten Aeußerungen zu veranlassen versucht haben. Nicht mit den Räthen, sondern mit Schonberg, mit dem Kurfürsten zu sprechen, war der Zweck seiner Sendung.[726])

Schon im August schrieb d'Avaux nach Paris: „die Maaßregeln, die der Prinz treffe, ließen keinen Zweifel, daß er eine Expedition nach England in Absicht habe und daß die Arbeiten zur Ausrüstung der Flotte für nächsten Frühling im vollen Gang seien." Unter den staatischen Truppen, die unter des Prinzen Befehl standen, befanden sich die drei englischen uud drei schottischen Regimenter, welche die Krone England 1678 nach Flandern gesandt hatte; der Prinz hatte die katholischen Officiere, denen der König Patente für diese Regimenter gab, mit Berufung auf die Testacte zurückgewiesen, so daß dieser Theil der englischen Armee durchaus protestantisch blieb, während die Armee daheim mehr und mehr papistisch wurde. Auch der Kurfürst verstärkte sein Heer; damals sind die vorerst zwei Compagnien Grand-Mousquetaires für Refugiés von Adel, die Grenadiere zu Pferde für Refugiés, die in Frankreich Unterofficiere und Sergeanten gewesen waren, eine Compagnie Jäger für die emigrirten Piemontesen gebildet worden.

Schwer genug zogen sich die Wetter zusammen. Seit Jacob II. gewiß war, daß seine Gemahlin guter Hoffnung sei, in der Zuversicht, daß Gott ihm einen Sohn gewähren werde, mit dem dann die katholische Succession gesichert sei, ging er mit seinen Maßnahmen rascher und energischer vor. Und jene Aussicht schien den Widerstand zu entmuthigen; „es laufen aus England," meldet Diest Ende November aus dem Haag, „sehr bedenkliche Zeitungen ein, daß der König daselbst fast sehr in Etablirung des Papstthums Erfolg habe und daß jetzt mehr Apparence als jemals sei, daß er ein Parlament berufen und ein solches nach seiner Intention erhalten werde." In Holland drückte eine zweite Nachricht die Stimmung noch

tiefer; vier englische Kriegsschiffe hatten ein staatisches in See angehalten, um zu visitiren, ob es englische Matrosen an Bord habe; und der holländische Capitain hatte sich diese Insulte gefallen lassen, einige Leute ausgeliefert. Man sah, daß dieser Fall außer dem Schimpf für die staatische Flagge ein Präcedenz auch für die französischen Schiffe sein werde, das Durchsuchungsrecht zu üben, um die vielen auf staatischen Orlogschiffen dienenden Refugiés zu ergreifen. Man glaubte zu wissen, daß die englische und französische Flotte sich, sobald die Winterstürme vorüber seien, vereinigen würden. Selbst in Amsterdam war man sehr dankbar, daß der Prinz jetzt, mitten im Winter, sechs Schiffe aus dem Texel gehen ließ, deren Bestimmung man aus der Masse von Bomben, Geschützröhren, Balken, anderem Material zur Erbauung eines Forts wenigstens vermuthete.

Wie weit angelegt das französisch-englische Project sei, erkannte man aus der Allianz Hannovers mit Frankreich, von deren Abschluß man Ende November sichere Kunde erhielt,[727] aus der Wahl des Cardinal von Fürstenberg zum Coadjutor in Cöln, die für die Staaten eine so furchtbare Bedeutung hatte. Und Dänemark hielt mit geschickten Weitläufigkeiten die Verhandlungen, die den Gottorper Streit schlichten sollten, offen, um, wenn der Frühling die ersehnten Conjuncturen brächte, sofort losbrechen zu können. Wohl gab es unter den Politikern im Haag noch solche, die auf Oestreich rechneten; auf den Wunsch der Hohen Pforte, daß Holland die Mediation zwischen dem Kaiser und dem Sultan übernehmen möge, wollte man nicht eingehen, so lange man nicht wisse, ob es dem Kaiser genehm sei, man dürfe sich nicht einem Refus aussetzen. Aber aus Wien kam die sehr positive Nachricht, daß der Kaiser den Krieg gegen die Türken fortsetzen, die nicht minder positive, daß er sich nicht einmischen werde, wenn ein Krieg gegen Holland begonnen werde; die kaiserlichen Agenten sprachen unverhohlen ihre Hoffnung für die allerheiligste Kirche aus, die jetzt die entscheidenden Siege zu erringen im Begriff sei.

Hatte jener Kriegsplan von 1686 darauf rechnen können, die ganze Kriegsmacht des mittleren Europas, Oestreich und das Reich auf dem linken, die Staaten und Brandenburg auf dem rechten Flügel, Schweden als Hinterhut, zum Angriff auf Frankreich zu vereinen, den Heeresmassen, die durch Burgund, Lothringen, von Brabant aus einbrechen sollten, Paris zum Rendezvous zu geben, so war jetzt die Lage in unheilvollster Weise verwandelt.

Der Kaiser und Süddeutschland wandten der Gefahr des Westens den Rücken, um die Türken an der Donau weit und weiter hinab zu treiben,

die zugleich Venedig mit seinen deutschen Miethstruppen aus Morea und über den Isthmus drängte, zugleich der Polenkönig über den Dnjeper in die Moldau zurückwarf, während die russischen Heere die Steppen der Ukraine durchzogen; eine osteuropäische Coalition, deren unermeßliche Erfolge die Ponderation des bisherigen Staatensystems vollkommen verwandeln mußten.

Und in Westeuropa standen Frankreich, England, Dänemark-Norwegen, schon mit dem Hause Braunschweig und mit Kurcöln verbündet, in höchst drohender Rüstung und wie zum Schlage bereit; Dänemark und die Braunschweiger, zumal wenn Kursachsen mit ihnen ging, stark genug, den Kurfürsten zu lähmen und Schweden abzuziehn, während England und Frankreich sich, wie 1672, auf die Niederlande warfen.

War es den beiden reformirten Mächten möglich, sich zu behaupten, wenn sie die furchtbare Combination sich entwickeln ließen und sich auf die Defensive beschränkten? Und wenn sie die Offensive ergreifen wollten, hatten sie auch nur im Entferntesten die Macht dazu?

Der Schwerpunkt der Gefahr lag darin, daß sich die Krone England von Neuem, jetzt mit dem ganzen Eifer der papistischen Reaction, der Gewaltpolitik Frankreichs anschloß.

Eben dieser papistische Eifer hatte das evangelische und parlamentarische England in unbeschreibliche Gährung gebracht. Die immer neuen Gewaltsamkeiten Jacob's II. steigerten sie fort und fort; auf den Oranier, den zur Zeit noch nächsten Erben der Krone, wandte sich alle Hoffnung; von den Häuptern der Kirche wie der Nobilität dort kamen ihm Andeutungen, Aufforderungen, Mahnungen, die wohl den Gedanken eines großen Wagnisses zu fassen möglich machten.[728])

Der Prinz hatte November 1687 selbst nach Berlin gehen wollen; die drohende Lage der Dinge, so scheint es, bestimmte ihn, das Land nicht zu verlassen. Er sandte den Obristen Pettekum mit mündlichen Aufträgen.

Im Januar kam der junge Lord Leven nach Berlin zurück, dem Kurfürsten im Namen der schottischen Lords mitzutheilen, daß die Lords von England darauf drängten, das Werk der Befreiung zu beschleunigen, und daß sie der Meinung seien, der Moment, sie zu unternehmen, sei gekommen. Nach dem Wunsch Oranien's hatte er auch den Kurprinzen und dessen Rath Dankelmann von dem Zweck seiner Sendung, der sonst durchaus geheim bleiben sollte, zu unterrichten.[729])

In aller Stille wurden die nöthigen militairischen Anordnungen getroffen. General von Spaen ging nach dem Haag, mit dem Prinzen das

Einzelne zu verabreden. Dem gemäß wurden zunächst 9000 Mann im Clevischen zusammengezogen, „um den unteren Rhein und die staatische Grenze zu decken, wenn ein Theil der staatischen Truppen anderweitig verwendet würde.“[730] Zu derselben Zeit bewilligten die Generalstaaten vier Millionen, um Nymwegen, Campen, die Festungen an der Scheldemündung zu verstärken; sie lehnten die Rücksendung der sechs englischen Regimenter ab, die Jacob II. forderte. Zwanzig Schiffe lagen zum Aussegeln fertig. In England selbst erwartete der Hof wie das Land, freilich mit sehr verschiedenen Empfindungen, die Landung des Prinzen; es konnte scheinen, daß sie beschleunigt werden müsse, bevor die, wie viele meinten, fictive Schwangerschaft der Königin dem Lande einen Prinzen von Wales brächte.[731])

Mochte man bei der Lage der Dinge in England auf das Gelingen der Expedition rechnen dürfen, jedenfalls noch gewisser war, daß sofort der Gegenschlag am Rhein und von Dänemark her folgen werde; und auf Brandenburg fiel die ganze Wucht desselben.

Doppelt schwer, wenn es der französischen Diplomatie gelang, den Polenkönig vom Türkenkriege abzuziehen und gegen Brandenburg zu kehren. Nur zu deutlich war, daß sie dahin arbeitete; ihr Köder war, daß sie den lebhaften Wunsch des Königs, die Hand und die Güter der jungen Wittwe des Markgrafen Ludwig für seinen Erstgeborenen zu gewinnen, auf alle Weise zu unterstützen versprach. Wie leicht hätte der Kurfürst, dem die junge Fürstin unbedingt zu gehorsamen gewohnt war, selbst den Dank Sobiesky's gewinnen können; aber um keinen Preis hätte er die Hand dazu geboten, sie zu einer Ehe zu bestimmen, in der sie ihr reformirtes Bekenntniß hätte daran geben müssen; der von dem Fürsten von Anhalt eingeleiteten oder doch geförderten Intrigue, die Markgräfin für den zweiten Prinzen von Heidelberg, den Bruder der Kaiserin, zu gewinnen, trat er mit der gleichen Entschiedenheit entgegen. Mochte der Marquis von Bethune in Warschau fortfahren, zu Gunsten des Türkenfriedens und gegen Oestreich zu intriguiren, seine nächsten Erfolge waren Zerwürfnisse in der königlichen Familie selbst, wachsendes Mißvergnügen der Großen gegen den zu monarchischen König und über den mörderischen Türkenkrieg, Hader zwischen den königlichen Söhnen, der Ausbruch blutigen Zwiespaltes auf dem Reichstag (Februar), endlich die, so schien es, ganz nahe Thronentsagung oder Entsetzung des in so vielen Kriegen bewährten Königs.

War die Republik Polen so mit ihrer innern Anarchie vollauf beschäf-

tigt, so hatte Schweden damit die Hand frei, Dänemark zu beschäftigen, falls König Christian V. es nicht vorzog, sich ruhig zu verhalten, wenn er Jacob II. wanken und vielleicht fallen sah.

Von Frankreich aber mußte man erwarten, daß es zur Rettung Jacob's II. sich mit ganzer Wucht auf die Staaten stürzen werde, und zwar aller Berechnung nach vom cölnischen Gebiet her. Ob dann, wenn Brandenburg dieser Invasion den Weg sperrte, wenn selbst im Clevischen und gewiß bald auch zwischen Rhein und Weser gekämpft wurde, der Kaiser und Süddeutschland Gefahr für das Reich sehen und sich anschicken würden, ihr zu begegnen, war mehr als zweifelhaft. Kurtrier war völlig von Frankreich umspannt, Mainz fast so gut französisch, wie Cöln, und in Regensburg wurde die Mißstimmung gegen Brandenburg in dem Maaße lebhafter, als die Krisis näher kam; das officielle Deutschland fand in der erneuten Satisfactionsforderung Brandenburgs eine vortreffliche Gelegenheit, sich in reichspatriotischer Entrüstung zu ergehn und die wahren Grundsätze des deutschen Gemeinwesens darzulegen, wie denn die Braunschweiger mit ihren Dupliken und Tripliken in dieser Sache den Dank des Vaterlandes zu erwerben verstanden.

Es ist bezeichnend genug, daß gerade jetzt Brandenburg diese Forderungen so schroff in den Vordergrund stellte; auch Nordhausen forderte es, wo immer noch hannoverische Besatzung lag, auch Mühlhausen, das, wie Nordhausen, unter dem Schutzrecht Kursachsens stand; auch Lockum reclamirte es, das, obschon zum früheren Bisthum Minden gehörig, noch von Celle occupirt war.

Ob der Kurfürst im Sinne gehabt, diese Forderungen als Hebel zu benutzen, ob er darauf rechnete, daß, wenn sich die Krisis weiter entwickelte, das Haus Braunschweig, wie schon sonst, bei dem vorletzten Schritt umkehren werde, wenn es Ernst sähe, das ist nicht mehr erkennbar.

Es war ihm nicht beschieden, das Unternehmen, auf das so Großes gestellt war, zu erleben; und vielleicht war die Voraussicht seines nahen Todes ein Grund neben andern, daß es nicht, wie es geboten schien, sofort mit dem Frühling begonnen wurde.

Seit dem Anfang des Jahres hatte sich des Kurfürsten Leiden zu einer Wassersucht entwickelt, deren Fortschreiten die ärztliche Kunst bald nicht mehr zu hemmen im Stande war. Er fuhr fort, die Geschäfte zu leiten, Berichte zu lesen, Befehle zu dictiren; aber er fühlte, daß der Tod nahe sei, näher, als die Seinigen glaubten; in aller Stille bestellte er sein Haus. Am 15. April, dem Charfreitag, empfing er in gewohnter Weise das Abend-

mahl. Gleich nach den Ostertagen kamen schwere Schmerzanfälle, Ohnmachten; er selbst äußerte, am 7. oder 8. Mai werde es wohl zu Ende sein.

Zum 7. Mai, wie immer am Freitag, kamen die Geheimenräthe nach Potsdam zur Sitzung. Der Kurfürst hatte eine qualvolle Nacht durchwacht; er ließ sich völlig ankleiden, früher als sonst die Räthe berufen, da einige von ihnen noch nicht zur Stelle waren, nach ihnen schicken, daß sie eilen möchten. Der Kurprinz, Schonberg, Schwerin, Grumbkow, Enyphausen, Fuchs, Rhetz waren anwesend. Dann sprach er mit schon matter Stimme, zum Kurprinzen gewandt: „er fühle, daß er zum letzten Mal dem Geheimenrath beiwohne; durch Gottes Gnade habe er eine lange und glückliche, aber auch mühvolle Regierung voll Krieg und Unruhe gehabt; jeder wisse, in wie trauriger Zerrüttung das Land gewesen, als er die Regierung begonnen; durch Gottes Hülfe habe er es in besseren Stand gebracht, sei von seinen Freunden geachtet, von seinen Feinden gefürchtet worden; er übergebe dem Prinzen nun die Regierung, und er ermahne ihn, sie in denselben Grundsätzen zu führen, die ihn geleitet hätten; er möge den Ruhm, den er ihm vererbe, bewahren und mehren." Dann wandte er sich zu den Räthen, dankte ihnen für ihre treuen Dienste, die sie, so hoffe er mit Zuversicht, auch seinem Sohne leisten würden; er wisse wohl, daß seine Unterthanen schwere Lasten zu tragen hätten, aber die Ungunst der Zeiten habe es ihm unmöglich gemacht, sie zu mindern.

Der Kurprinz antwortete unter Thränen, was ihm der ergreifende Moment „und die Verehrung für einen guten und großen Vater" eingab. Dann sprach Schonberg in tiefster Bewegung: „nie werde er aufhören, wie dem Kurfürsten, so seinem Nachfolger und dem Hause Brandenburg mit der ganzen Hingebung eines dankbaren Herzens zu dienen." In gleichem Sinn, mit gleicher Bewegung sprachen die Räthe der Reihe nach. Der Kurfürst war erschöpft; sein freundlicher Blick bezeugte, wie wohl ihm diese Aeußerungen gethan.

Dann, nach einer Pause, folgten die gewöhnlichen Vorträge; der Kurfürst verfügte „mit eben so viel Ruhe und Gelassenheit, als wenn er in voller Gesundheit wäre." Nach beendeter Sitzung ließ er sich in sein Schlafgemach zurücktragen, dann den Kurprinzen allein zu sich bescheiden; er legte ihm noch einmal ans Herz, dem zu folgen, was er ihm aus wahrer väterlicher Liebe gerathen habe, dann werde der väterliche und Gottes Segen auf ihm ruhen. Der Kurprinz kniete vor ihm nieder, gelobte, Alles treu zu halten. Mit feierlichen und rührenden Worten, mit freudigem Angesicht segnete ihn der Vater.

Gegen Mittag begannen die Schmerzen des nahenden Endes; er ertrug sie ohne Klage. Er ordnete, was noch zu ordnen war, beschenkte die Dienerschaft und die Beamteten des Cabinets. Zu der Kurfürstin, die weinend an seinem Bette saß, sagte er mit fester Stimme: er habe genug gelebt, Gott habe ihn mit Wohlthaten überhäuft, wenn es Gottes Wille sei, ihn abzurufen, so sei er bereit.

Gegen Abend ließ er die beiden Prediger, die ihm die Communion zu reichen pflegten, rufen, mit ihnen zu beten und in frommen Gesprächen sich auf das Sterben zu rüsten. Dann waren seine Kinder, die Kurprinzessin, die Markgräfin Louise aus Berlin angekommen; er ließ sie an sein Bett kommen, sprach mit ihnen fromm und väterlich, segnete sie, auch das Kind, das die Kurprinzessin unter ihrem Herzen trug. Es wird erwähnt, er habe der Kurprinzessin „absonderlich eine höfliche Entschuldigung gemacht, daß er das Haupt nicht entblößen könne," und daß sie in tiefster Bewegung ihm für die Segensworte gedankt habe, die er über sie und ihr Kind gesprochen.

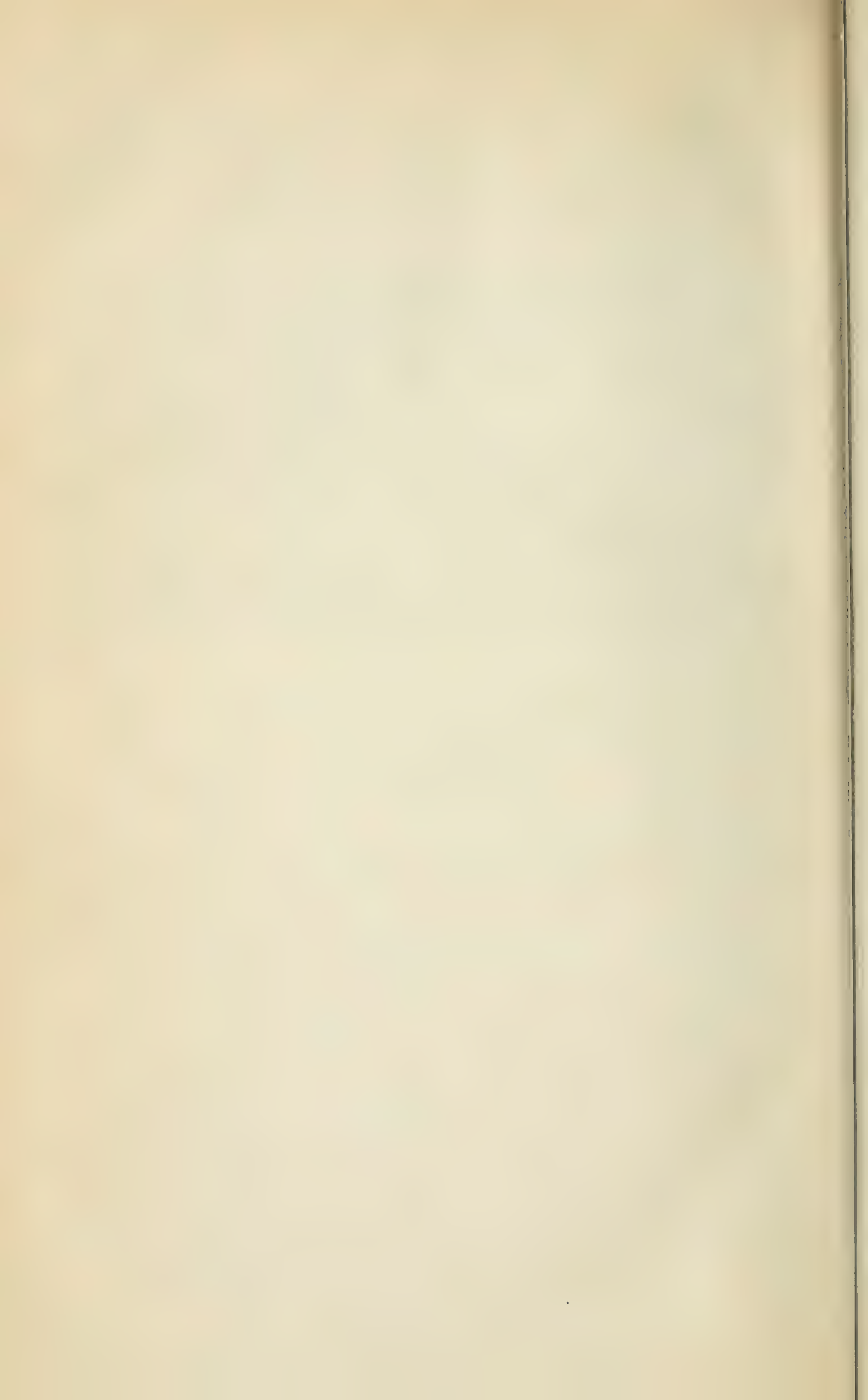
Nach einer qualvollen schlaflosen Nacht — nur der Kurfürstin hatte er gestattet, im Zimmer zu bleiben, es mußte ihr Bett hineingetragen werden; er hatte ruhig ohne Klagen gewacht, sie nicht zu stören — in der Frühe ließ er die Prediger hineinrufen, mit ihnen zu beten und von frommen Dingen zu sprechen, von der gewissen Zuversicht der göttlichen Gnade, von der Vergebung seiner Sünden, die er in tiefster Reue bekenne; er schloß mit dem Spruch: ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Tief erschöpft, sank er zurück; es währte lange, ehe er aus der Ohnmacht erwachte. Er verlangte, noch einmal seine Kinder zu sehen, er nahm zum zweiten Mal von ihnen Abschied; vor Allem der Kurprinz war auf das Tiefste erschüttert, küßte wieder und wieder des Vaters Hand. Sie standen weinend um sein Bett; dann fiel sein Blick auf die junge Markgräfin Wittwe; er rief sie heran, er sagte zu ihr: sie wisse, daß ihr Vater ihr in seinem Testament bei seinem Segen geboten, daß er selbst sie oft und vom Herzen ermahnt habe, in ihrem Glauben treu zu bleiben, auf daß Gott sie und ihr Haus segne; in dieser letzten Stunde stelle er den Segen und den Fluch vor sie hin, sie möge wählen. In des Sterbenden Hand, unter Thränen gelobte sie Treue zu halten; alle Anwesenden knieten nieder und sprachen: „Amen, das helfe Gott." Er gedachte dann derer, die er wie seine angenommenen Kinder ansehe, der französischen Flüchtlinge, die er der Sorge des Sohnes empfahl; er sprach seinen Schmerz über den Mangel an Duldung aus, der zwischen den Evangelischen herrsche.

Am Abend dieses Tages, 8. Mai, gab er dem eintretenden Officier der Leibgarde noch einmal die Parole; es war „Amsterdam," wie am Abend vorher „London." Es folgte eine zweite, qualvollere Nacht; noch heftigere Beängstigungen, die er ohne einen Laut der Klage ertrug, schienen den Beginn des Todeskampfes zu bezeichnen.

Sein Sterben war langsam und schwer; am 9. Mai in der Frühe — es war der Sonntag „der Barmherzigkeit Gottes" — nahm er den letzten Abschied von den Seinen: „das Bild des Patriarchen Jacob schwebe vor seiner Seele, wie er seine Söhne gesegnet." Dann rief er: „Komm, Herr Jesus, ich bin bereit." Dann wieder den Spruch Hiobs: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich auferwecken aus der Erde." Noch war es nicht zu Ende; er klagte mit schwacher Stimme, daß er einen so schweren Tod habe und daß sein Herz nicht brechen wolle. Endlich gegen 9 Uhr Morgens war er verschieden.

Paul Fuchs schreibt: „ganz sanft und selig, ohne einige Veränderung der Gestalt, hat er selbst mit Neigung des Hauptes die Augen geschlossen."

Und Schwerin schreibt: „die Seinen haben hier lernen können, wie man sterben muß."



Anmerkungen.

Zwölf Friedensjahre.

1. (S. 6.) Wenigstens die ersten, die mit Namen nachzuweisen sind; sie wurden geführt von Lucas Adrian Bock und Lorenz Johann Rock. Sie heißen in einem Verzeichniß brandenburgischer Schiffe, die 1664 in See sind: navis bellica dicta Ducatus Cliviae und navis bellica dicta Comitatus Marcae; im März 1670 wird her und hin verhandelt, ob es nicht rathsam sei, „S. Kf. D. Schiff das Wappen von Cleve zu verkaufen;" es wird bemerkt, daß es viele Stücke führt und sich wohl defendiren kann, daß es aber für das Königsberger Fahrwasser zu tief geht und zum Kaufhandel zu köstlich ist. (Hille und Heydekampf an den Kurfürsten, 4. März 1670.) Schon 1661 heißt es in einem Schreiben des Fürsten Radziwill, Königsberg 14. März, daß die Weisungen „wegen Anfertigung und nächster Fortschickung dero Jagd und Fregatte" befolgt seien. Am 9. August 1661 befiehlt der Kurfürst, daß, da „unser Schiff, so neulich aus Frankreich gekommen", schadhaft sei, dasselbe nach Spanien gehn, da verkauft werden soll, „es soll aber in Holland ein neues gleich diesem gekauft werden." Dieß Schiff segelt im Decbr. 1661 nach Spanien ab, um verkauft zu werden.

2. (S. 8.) Es sind die Ansichten, die dann Samuel von Pufendorf (Mozambano 1667) so beredt gegen die Doctrinen Hippoliths vertritt. Wenn Hippolith die exstirpatio domus Austriacae fordert, so sagt Pufendorf VIII. 3.: hoc est carnificem, non medicum agere.

3. (S. 9.) Rescript des Kurfürsten vom 15. Juni 1658. In einem früheren Rescript, 28. Mai, weist er seine Gesandten an: „das Werk so zu thun, daß wir nicht den Namen haben, als abrumpirten wir dasselbe." s. Pr. Pol. III. 2.². p. 300 u. 506.

4. (S. 9.) Rousset Louvois 1. p. 62. Der französische General Coligny schreibt 26. August 1664 . . . nous ne savons où est cette caisse ni qui la gouverne ni à qui parler.

5. (S. 9.) Von den 25 Mitgliedern der ordentlichen Deputation waren in Frankfurt: die drei geistlichen Kurfürsten, Würzburg, Bremen-Pommern, Braunschweig-Wolfenbüttel, Würtemberg, Hessen-Cassel, die wetterauschen Grafen. Von den übrigen 16 folgte wenigstens die Hälfte dem Ruf nach Regensburg.

6. (S. 10.) Diese Unterredung, die er mit dem Landgrafen gehabt, meldete der Kurfürst von Cleve aus, 13. Jan. 1661, an den Kaiser.

7. (S. 11.) Darüber wird erst das Jahr 1660 hindurch her und hin geschrieben, dann im Juni 1661 in Cöln ein Tag gehalten; Verhandlungen, die, so fruchtlos sie verlaufen, für die Aufklärung der deutschen Verhältnisse von größtem Interesse sind.

8. (S. 11.) „Neutralis similis ei, der im mittelsten Stock wohnt, der wird von dem untersten beraucht und von dem obersten urina perfundiret." Bei Klopp I. p. 169.

9. (S. 12.) So schreibt der Kaiser an Brandenburg mit dem Dank für seine Bemühungen um eine deutsche Föderation, 5. Jan. 1660: „damit man nicht nach dem

Exempel von Dänemark, wenn man nach vollzogenem Frieden des intendirten Ruhestandes am besten zu genießen meint, ohne vorgegangene Clarigation urplötzlich infestirt und vergewaltigt werde."

10. (S. 12.) Des Kurfürsten eigenhändiges Schreiben an Schwerin, Cleve 17. Mai 1661: „Von der Schweden desseins habe nur so viel Nachricht, daß es nicht auf Bremen, sondern auf Minden und diesen Orten abgesehen ist."

11. (S. 12.) Die Stimmung des französischen Hofes bezeichnet, was der Cardinal Mazarin, der diese Aeußerung des Kurfürsten an Brandt mittheilte, hinzufügte: „Il y auroit bien plus de lieu de prendre ce discours pour une ménace, si les grands Roys auroient accoustumé de se picquer pour des petits emportements de cette nature; mais on sera bien aise d'espargner à Mr. l'Electeur la dépense de ce présent par la conclusion d'une bonne paix, s'il y veut coopérer de sa part, ce qui est en son pouvoir." Brandt's Bericht vom 20. Febr. 1660 u. Mazarin's Schreiben an Brandt, 12. März, 1660. UA. II. p. 236.

12. (S. 12.) Aus der Unterredung mit dem kaiserlichen Gesandten de Goes Königsberg 3. Juni 1669, die auf des Kurfürsten Wunsch der mit anwesende Strattmann, damals pfalz-neuburgischer Rath, aufzeichnete.

13. (S. 13.) Aus den Protokollen der Verhandlungen mit Lesseins, 29. März 1662 und zur Erläuterung der Situation des Mémor., das Lesseins mit seinem Bericht vom 4. April einsendet. UA. II. p. 271.

14. (S. 14.) Schreiben Karl's II. an den Kurfürsten, 28. Juli 1660: Die Aeußerungen des kurf. Botschafters von Pöllnitz „confirment l'opinion que j'avois, que de tous mes amis il n'y en auroit point à qui le changement de ma fortune donneroit une plus veritable joye qu'à V. A. E." Daß der Kurfürst für Karl II. ein Regiment von 1200 Mann geworben und unterhalten (1654), ergiebt sich aus gewissen Verhandlungen von 1664.

15. (S. 15.) Die Instruction ist datirt: Cleve 1. Febr. 1661. Die Prinzeß Hoheit war gleichfalls in Cleve.

16. (S. 15.) „Ja weiln Oestreich mit J. Kf. D. sehr genau gealliirt, so würde auch dieses große Haus absque invidia und tanquam aliud agendo angebunden und bei der Partei gehalten."

17. (S. 16.) Für den König ein goldenes Service an Werth 300,000 Gulden, jedem seiner beiden Brüder 30,000 Thaler, für die Prinzeß Royal die Kauffumme eines lit de camp, 100,000 Gulden, außerdem „die Tapeten und was sonst zum Ameublement eines königlichen Zimmers gehört."

18. (S. 16.) „Tout ce qu'il vous plaira, Sire, de nous y ordonner, nous obéirons sans hésiter." Bericht des Kanzlers Weimann an den Kurfürsten, 8. Jan. 1660.

19. (S. 16.) Der Ausdruck scheint von de Witt zu stammen, und in seiner Besprechung mit der Prinzeß Royal gegen Ende Juli 1660 gebraucht zu sein. Der staatische Gesandte in London de Nassau van Bewerwaert meldet 30. Juli aus Westminster, daß er demgemäß zu dem Könige gesprochen: „qu'il seroit plus avantageux pour le Prince qu'il fust nourry et élevé comme un enfant de l'Estat."

20. (S. 16.) Copes Schreiben an den Kurfürsten, 5. Okt. 1660. Das Schreiben der Prinzeß Royal, bei Aitzema IX. p. 966, enthält dem Wortlaut nach nicht ganz so viel.

21. (S. 17.) Ik bidde S. M. meest specialyck om een Protecteur ende Tuteur van hem ende syne interesten to wesen u. s. w. De Witt's Brieven IV, p. 74.

22. (S. 18.) „Nergens voer staen to blyven." Rechtfertigungsschreiben von Fürst Moritz und Weimann, 17. Juni 1661.

23. (S. 18.) 17. Mai 1661, abgedruckt in Aitzema X, p. 61. v. Moerner, p. 252.

24. (S. 19.) So der Bericht von Copes, Haag, 4. Okt. 1661. Der Beschluß vom 30. Sept. 1661 lautet: „dat alle de selve (die früheren Resolutionen) sullen werden geholden als nich genommen“ und daß man sich des Weiteren als re integra zu verhandeln vorbehalte. Secr. Resol. (zu de Witt's Brieven) II, p. 331.

25. (S. 19.) Den Wortlaut dieses auf zehn Jahre geschlossenen Traktates nebst Secretartikel hat Pufendorf IX., §. 27. v. Moerner, p. 254.

26. (S. 20.) Brandt beschreibt in dem Bericht vom 12. April 1661 diese Wahlen der „Parlamentsherren“; ein solcher reite von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf sammle sich Stimmen, und stelle sich dann den Livremans (den Wählern) vor mit Angabe der eingesammelten Stimmen. Der Gewählte werde von zwei Leuten auf die Schultern genommen, herumgetragen, sein Name ausgerufen „und das nachlaufende Volk autorisirt ihn gleichsam durch ein allgemeines Geschrei.“

27. (S. 22.) Brandt, Bericht vom 22. Nov. 1662, führt unter den Gründen an: „daß man am Hofe den alten englischen Irrthum habe, daß England als eine besondere Welt zu consideriren sei, und weil es deswegen an den auswärtigen Intriguen keinen Theil, auch nicht nöthig habe, auf einige advantages außerhalb Landes einige Unkosten zu verwenden.“

28. (S. 23.) Außer den Berichten Brandt's an den Kurf. vom 7. Sept., dann vom 19. Sept. 1662, liegt über diese Verhandlungen auch die Nachricht vor, die derselbe an v. Blumenthal über deren ganzen Verlauf nach Paris sendet, d. d. London 11. Mai 1663. Sie ergänzen sich gegenseitig.

29. (S. 23.) Crockow, Stockholm 7. Febr. 1663. „. . . und befürchten dasselbe für Pommern; jenes sagen sie überlaut und daß Oestreich zu dem Zweck die Armee halte; welche Gedanken, was sie für Geblüt setzen, ist leicht zu judiciren.“

30. (S. 23.) Der geforderte Revers lautete: „M. l'Electeur secondera les bonnes intentions du Roy dans l'Empire pour le bien d'iceluy et appuyera de ses suffrages dans les diètes tout ce qui convenant aux interests de l'Empire se rencontrera dans ceux de Sa Maj. comme un veritable et sincère allié.“ Blumenthal's Rel. XI, 20/30. März 1663.

31. (S. 24.) So Brandt's Bericht, 17. April 1663. Das wahre Verhältniß erkennt man aus Turenne's Briefe an Schonberg, s. Grimoard Collection I, p. 367 ff.

32. (S. 24.) Turenne an Blumenthal, 18. Jan. 1663: le Roy a creu, qu'il n'y avait rien à faire d'avantage pour la conclusion du traité. Dieser Brief fehlt in Grimoard Collect.; doch ist sachlich der an den schwedischen Residenten in Berlin, 13. Jan. 1663 (I, p. 381), damit übereinstimmend.

33. (S. 25.) Kurf. Rescript an Blumenthal, 16. März 1663, der den Auftrag erhält, falls dem so sei, „Protest gegen den Tausch unserer Herzogthümer Jülich und Berg einzulegen,“ mit Berufung auf König Heinrich IV., „der unseren Vorfahren für den einigen Erben declarirt.“

34. (S. 26.) Aus des Kurfürsten Schreiben an den Kaiser, Cleve 13. Jan. 1661, in dem er von einer Besprechung mit dem Landgrafen in Bielefeld über seine und des Reiches Lage dem Kaiser Nachricht giebt, und „zu Kf. M. Nachdenken stellt, was da weiter zu thun.“

35. (S. 26.) Kaiserliches Schreiben an den Kurfürsten, Laxenburg 14. Mai 1661: einen Reichstag auszuschreiben sei nicht rathsam, „bevor vermöge letzten Reichstagsabschiedes neben den casibus restituendorum auch die zu einem Reichstag praeparatorie verwiesene Reichs-Defensions-, Executions- und Polizei-Ordnung nicht gezeitigt, die Kreisberichte und Gutachten in puncto moderandae et integrandae matriculae (ohne die kein rechtes Defensionswerk) eingeschickt worden.“

36. (S. 28.) Aus dem Schreiben des Kurfürsten an den Kaiser, 2. April 1662; daß der kaiserliche Plenipotentiarius Trautmannsdorf sich in Oliva so geäußert, steht in dem Concept des Schreibens, ist aber für die Reinschrift gestrichen.

37. (S. 28.) Es waren: Claus Ernst von Platen, Christoph Casper von Blumenthal, Curt Asche von Marenholz, Geh. Räthe, und Professor Gottfried von Jena, Friedrich's von Jena Bruder. Ihre Instruction ist vom 23. Juli 1662.

38. (S. 30.) Verhandlungen mit dem Freiherrn Franciscus de Lisola, dessen Instruction d. d. Wien 26. Mai 1663 ist. Die Zahlung leistete der Kurfürst durch Abtretung einer liquiden Schuld der Krone Spanien. Dankschreiben des Kaisers, Wien 23. Sept. 1663.

39. (S. 30.) Kurf. Rescript, Königsberg 6. Juli: „Daß Frankreich wegen des Elsaß Session fordern wolle, darüber hätten seine Gesandten in privatis keine Meinung zu äußern, und publice bei der Umfrage sich defectu instructionis zu entschuldigen."

40. (S. 30.) Diese Anträge meldet der Bericht der brandenburgischen Gesandten vom 19/29. Juni; die von den Alliirten eingereichte Erklärung steht bei Londorp VIII p. 977. Die Annahme derselben erfolgte am 11. Juli, vollzogen einerseits von dem kaiserlichen Commissarius, Erzbischof von Salzburg, anderseits von den Fürsten des Rheinbundes. Es ist von Interesse, zu beachten, daß bereits Gravel's Instruction, vom 28. März 1661, ziemlich genau dieselben Bedingungen für Türkenhülfe dem Erzbischof von Mainz zu fordern anempfiehlt. (Bei Guhrauer, Kurmainz im Jahre 1672 II, p. 302 ff.)

41. (S. 32.) Bericht des Reichstagsgesandten 7/17. Aug. 1663.

42. (S. 33.) Schreiben Lisola's an den Kurfürsten, Königsberg 1. Sept. 1663.

43. (S. 33.) Der erste Einfall der Tartaren in Mähren ist in der ersten Septemberwoche, der zweite vier Wochen später. Der Marsch Holsteins beginnt 17. Sept. Lisola schreibt dem Kurfürsten 19. Sept.: „Je me viens jeter aux pieds de V. A. E. pour la supplier au nom de Dieu par le zèle, qu'Elle a du bien public, et pour le propre intérest de Sa gloire d'expédier aussitost des ordres les plus pressants qu'il se pourra à Ses officiers, afin qu'ils fassent toute la diligence possible de marcher à grandes journées le plus qu'ils pourront, quand mesme ils devoient arriver un peu harrassés" u. s. w. Und der Kurfüst antwortet, 20. Sept.: . . . „was Unsere Truppen betrifft, ist euch genugsam wissend, daß dieselben den ganzen Sommer parat gewesen, sobald man der conditionen halben . . . welche ziemlich lang außen blieben, einig worden, ist ihnen die ordre zum Marsch zugesandt worden." u. s. w.

44. (S. 34.) Der Kurfürst an den Kaiser, 7. Oct. 1663: . . . „Ich zweifle daneben nicht, habe auch das sichere Vertrauen zu E. Kf. M., sie werde endlich meiner gerechten Jägerndorfschen Sache ihr abhülfliche Maaße geben, und mich dadurch zu Dero Dienst noch freudiger machen."

45. (S. 34.) Der Herzog von Holstein an den Kurfürsten, Sternberg 30. Nov. 1663.

46. (S. 35.) Leibniz, der es wissen konnte, sagt: „il fut abandonné au ressentiment des François."

47. (S. 35.) Die Instruction des Königs für Robert de Gravel, 28. März 1661, sagt: „Il seroit à la verité à désirer, qu'elle (l'alliance du Rhin) pût être augmentée d'un Prince de cette considération, pourvu que cela seroit à le détacher sincérement des grands engagements, qu'il a pris avec l'Empereur, et on croit, que ce seroit aussi un bon moyen pour raccommoder S. A. l'Electeur et M. de Neubourg par l'entremise de S. M. qui en ce cas n'y omettroit aucune diligence possible." Guhrauer, Kurmainz II, p. 308.

48. (S. 37.) Aus dem Rescript des Kurfürsten an seine Gesandten in Regensburg, Cöln a. S. 30. Dec. 1663, auf Grund des Schreibens vom Erfurter Rath an den Kurfürsten, d. d. 2. Nov. 1663. Ueber die rechtlichen Verhältnisse, um die es sich bei Erfurt handelte, hat eingehend v. Tettau „Die Reduction von Erfurt" in der Einleitung und in einem 1860 gehaltenen Vortrage gehandelt.

49. (S. 37.) Aus den Protokollen der Torgauer Zusammenkunft, 18./28. Dec. 1663.

50. (S. 38.) Extract Schreibens aus dem Haag, Juli 1663, von der clevischen Regierung eingesandt: Holland sei mehr als je gegen die Allianz, suche sie nur „illusoir te maecken ende daer entegen met andere Potentaten neffens Franckryck een ligue opterichten".

51. (S. 39.) Blumenthal, Paris 11/21. Dec. „Derselbe ist das ganze und einzige Fundament nicht allein der preußischen Garantie, sondern auch der Prorogation des Königsberger Vertrages, und ohne denselben kann E. Kf. D. kein Alliirter Frankreichs sein oder bleiben, noch auch sonst einiger Freundschaft sich zu versehen haben."

52. (S. 39.) Der König verspricht „de garantir à M. l'Electeur tout ce dont il est en possession et de promettre ses offices sur ce qu'il peut prétendre et qu'il ne possède point." (Schreiben Türenne's „ce mardi soir" d. i. 27. Nov. 1663.) Aber Lionne erklärt: „Mais pour la restitution d'Elbingue le Roy ne pouvant pas avec raison promettre qu'il rompra avec la Pologne à cause des raisons susdites, S. M. promettra de rendre tous ses offices, afinque la chose se termine au contentement de M. l'Electeur."

53. (S. 39.) So schon im Gutachten Schwerin's 10/20. Nov. 1662, und in des Kurfürsten Instruction für die Cölner Verhandlungen, Cleve 20. Jan. 1661: „es müsse uns billig bedenklich sein, in ein Bündniß, wo man uns so traktiret, jetzt gerade einzutreten und gleichsam ein accessorium zu sein."

54. (S. 39.) Die sehr verclausulirte Declaration, Cöln a. S. 30. Dec. 1663 (9. Jan.), lautet: „Cum Rex Christmus testatus sit, se conservandae solum pacis causa cum Electoribus et Principibus nonnullis Imperii foedus vulgo dictum Rhenanum iniisse, Ser. S. Elect. eodem pacis et concordiae servandae et stabiliendae voto ad demonstrandum quoque singularem suam in Reg. Maj. Christ. omnesque foederatos affectum promittit cum iisdem, quum primum de loco et tempore tractandi conficiendique hujus negocii conventum statutumque certi aliquid fuerit, foedus societatemque inire."

55. (S. 40.) Besonders bezeichnend ist ein Schreiben Türenne's, das Blumenthal mitbrachte; aus diesem sind die Worte, die Pufendorf (IV §. 58. valedicenti Rex dicebat u. s. w.) dem Könige in den Mund legt: „Que le Roy ayant une estime particulière pour la personne de V. A. E., estime beaucoup son amitié et que les choses soyent mises en estat dans ce traité qui ne se puisse bien glisser par la suite du temps, qui la puisse alterer y ayant diverses choses par le passé, qui ont un peu eloigné les esprits. Je crois que V. A. E. ne doit pas tesmoigner de froideur dans le commencement de cette union" u. s. w. Die gesperrten Worte sind unsicher, da Türenne's Hand sehr undeutlich ist.

56. (S. 40.) Kurf. Rescript an Crockow, 23. Nov. 1663, lectum in consilio praesentibus S. Kf. D., Fürst Anhalt, Graf Dohna, Hoverbeck, Platen, Canstein. Pufendorf IX, 68 ist in den Angaben über diese Verhandlungen ungenau.

57. (S. 40.) . . . „et quia in dicto foedere quaedam conditiones extant, in quibus S. Ser. El. non invenit omnem securitatem, quam cupere possit, S. Majas, ut demonstret, quanti ipsius monita faciat, promittit, se operam daturum, quantum a Sua facultate dependet, ut ipsi eam securitatem procuret, qua alii Sui foederati gaudent." Declaration vom 25. Mai 1664.

58. (S. 40.) Kurf. Instruction an von Marenholz und Gottf. von Jena in Regensburg, 21. Sept. 1664.

59. (S. 40.) d. d. 16/26. Feb. 1664, lectum in consilio praes. Serenissimo, Fürst von Anhalt, Löben, Hoverbeck, Platen, Canstein.

60. (S. 40.) In einem späteren Schreiben des Kurfürsten heißt es: er sei eingetreten, „um alles zum Besten zu kehren, die Devotion gegen Kais. M. zu erhalten und vieles abzuwenden .... welches Kais. M. damals nicht zuwider gewesen" (an Blaspeil, 22. Oct. 1667). Die Aeußerungen des kaiserlichen Hofes in diesem Sinne habe ich in den Acten von 1664 nicht gefunden; sie werden wohl bei weiterem Nachforschen zu entdecken sein.

61. (S. 41.) Die Connexität dieser Verhandlung mit Frankreich und der mit Mainz erhellt daraus, daß der Mainzer Baron von Reiffenberg, Boyneburgs Rival, diesen Handel mit Gravel abmachte. Die Versicherung Kursachsens lautete: „de ne rien faire ..., qui puisse estre contraire ou tourner au préjudice du service du Roy et de sa couronne, et promet de donner en toutes choses son suffrage ... dans les dites assemblées conformement aux bonnes intentions du Roy, lesquelles luy seront tousjours sincèrement confiées de la part du Roy." Regensburg, 2/12. April 1664. (Dresd. Arch.)

62. (S. 42.) Des Herzogs von Holstein Bericht, St. Creuz, 18. Mai 1664.

63. (S. 47.) Das Project findet man bei d'Estrades Mém. I, p. 216, und in den folgenden Briefen Weiteres über die Verhandlungen. Den Vortrag de Witt's an die E. G. M. und deren Beschlüsse in den Secrete Resolutie II, p. 413.

64. (S. 48.) I. P. M. 12. 87. „In ea libertate et possessione immedietatis erga Imperium Romanum, qua hactenus gavisae sunt, relinquere."

65. (S. 48.) Dies bezeugt Pomponne II, p. 69: „et de porter ainsi sa domination sur toute la mer Baltique." Gemeint ist der Hafen von Ribnitz, der freilich erst angelegt werden mußte, ein Antrag, den der Herzog im Dec. 1662 in London vergebens gemacht hatte. Brandt's Bericht, 12. Dec. 1662.

66. (S. 49.) Schreiben von Herzog Ernst, vom 28. Oct. 1663. Von seinem Kanzler Veit von Seckendorf ist eine der wichtigsten Streitschriften in diesem Handel, die Justitia protectionis Saxonicae.

67. (S. 50.) Dankschreiben von Erfurt an den Kurfürsten, 11. März 1664.

68. (S. 50.) Der König an Kurbrandenburg, 24. Juli (präs. 30. Aug.), mit dem Beifügen: „que Je ferois bien volontiers la mesme chose, si jamais Vous en auriez le mesme besoin." In dem Schreiben an den Kaiser sagt der König, er sende seine Truppen „pour le service et sous le commandement du dict Electeur (de Mayence)."

69. (S. 50.) Kurmainz an Sachsen, 28. August. Der ausgelassene Passus lautet: daß er „denjenigen, so bishero die Erfurtischen Aechter fomentirt und in ihrem Ungehorsam durch ihre theils Bediente gehalsstarriget haben, der Gebühr nach zu begegnen entschlossen sei." Eingehender handelt über das Verhalten Kursachsens ein Aufsatz von Helbig im Archiv für sächsische Geschichte III, p. 392.

70. (S. 51.) v. Tettau, p. 199, nach der handschriftlichen Narratio, fol. 88. Dies zur Beseitigung des Zweifels, den Kirchhoff in seinem lehrreichen Aufsatz (Zeitschrift für Pr. Gesch. 1871, p. 182) geäußert hat.

71. (S. 51.) Die Verhandlungen des Kurfürsten in Thüringen führt „unser Oberst und Schloßhauptmann von Berlepsch," der von seinem Gute Uhrleben aus bald in Erfurt, bald in Gotha, bald im mainzischen Hauptquartier war. Dies zur Berichtigung der Angabe bei von Tettau, „Die Reduction von Erfurt," p. 195.

72. (S. 51.) Eigenhändiges Schreiben von Johann Philipp von Mainz, Neustadt 19. Sept. 1664.

73. (S. 53.) Er nennt sich „commandant des trouppes de S. Maj. de S. A. E. de Mayence et des Princes pour l'exécution du Ban de S. M. I. contre la ville d'Erfurt," in dem Vertrage vom 5/15. Oct. 1664.

74. (S. 53.) Herzog Bernhard von Jena, in dessen Begleitung Paul Fuchs ins Lager ging; von Fuchs Hand ist die sehr anziehende Besprechung vom 10. Oct. niedergeschrieben, die er dann (14. Oct.) an Schwerin einsendet.

75. (S. 53.) Sie schreiben (s. d.) sie hätten sich entschlossen, „de nous jetter aux pieds de S. M. Très Chrestienne et de rendre la ville à ses justes et équitables mains comme en dépôt, avec offert de suivre Ses ordres et résolutions pour sortir de ce labyrinthe." Sie fügen gleich ein Schreiben an den König bei.

76. (S. 55.) Paul Fuchs schreibt in der oben erwähnten Aufzeichnung: der Mainzer Rath Greifenklau habe zu Herzog Bernhard gesagt: „que si la maison de Saxen eust été à ceux de la ville de la façon, que l'Electeur de Brandenbourg l'avoit fait, que l'affaire seroit déjà vidée."

77. (S. 55.) Foederatorum Principum epistola, vom 31. Aug. (10. Sept.) 1664; bei Londorp IX, p. 229. Die Namen der Betheiligten sind da nicht mitgetheilt; es werden namentlich Schweden, Hessen, das Haus Braunschweig gewesen sein.

78. (S. 56.) Crockow's Bericht aus Stockholm, 5. Oct.: „es wird hier große Reflexion darauf gemacht."

79. (S. 57.) „Nostri aequatores," sagt Boineburg in einem Brief an Conring, 18. Febr. 1664; es ist der bekannte Partheiname der englischen Rebellion (Levellers), den er auf die deutschen Fürsten überträgt.

80. (S. 61.) Aus des kaiserlichen Gesandten Fricquet's Eingabe, 23. Nov. 1661; der Kaiser ersucht die Hochmögenden „d'estre plus attentifs à ne pas désobliger les Princes de l'Empire, leurs voisins, estant facile de concevoir, que la bonne intelligence avec le Chef de ce grand corps ne peut pas durer longtemps, si les membres, qui le composent, sont mal traités, comme en effect tous les Princes pensent l'estre, se plaignant du tort, qu'on leur faict non seulement en retenant les biens, qu'ils croyent leur appartenir, mais encore en la forme de proceder leur semblant que l'on adjouste le mépris à l'injustice et que ce mépris ne regarde pas seulement leurs personnes, mais tout l'Empire, et par effect il arrive souvent, que Vos Seig. ne font poinct de réponses ni aux lettres, qu'on leur escrit, ni aux mémoires, qu'on leur présente" &c.

81. (S. 62.) „Een Kercke ende een Guarnison daer in te krygen." Aitzema.

82. (S. 62.) Aitzema, der diese Dinge als Agent der Stadt Münster im Haag sehr genau kannte und herzlich partheiisch darstellt, braucht hier von de Witt's Friedensbemühungen den trefflichen Ausdruck: „Ne nihil fieri videretur, aliquid fieri debebat." Ich kenne diese Dinge namentlich aus Weiman's Correspondenz, der in den Verhandlungen sehr thätig war.

83. (S. 64.) Nach den Berichten des Obristlieutenant Copes im Haag. Auch in diesen Dingen ist Aitzema nicht correct.

84. (S. 64.) So Brandt's Bericht, London 31. Juli 1664.

85. (S. 64.) Der Proceß über die Herrlichkeit in diesem Landstrich ist die sogenannte geldrische Compromißsache, deren Verlauf lehrreich ist als Beispiel einer Justizverwaltung, die elender und gaunerischer war, als die verrufenste im Reich.

86. (S. 65.) Aus einem Memorial von 1641: „Die Werbung ist also zu der Staaten Nutzen geschehen, die Spanier haben nun stille liegen und weiter auf staatisches Gebiet zu kommen aufgeben müssen; S. Kf. D. zum Besten ist nicht ein einziger Ort damit eingenommen worden."

87. (S. 66.) So in dem Vortrage Brandt's an den König von England, 23. Sept.

1664: „Und müsse man fürchten, Holland warte nur, bis die vermeinte Schuld so hoch gestiegen, bis die Zinsen davon den jährlichen Ordinargefällen des Herzogthums Cleve gleich zu rechnen, um die gänzliche Possession des Herzogthums zu ergreifen."

88. (S. 66.) Die Commission hatte am 25. Mai 1661 verhandelt, am 28. Mai wurde ihr Antrag (bei Aitzema p. 243) den H. M. vorgelegt, unterschrieben von allen neun Mitgliedern der Commission, von denen vier schon vor dem 25. Mai verreist und am 28. noch nicht zurück waren. Unter den Anwesenden war de Witt.

89. (S. 67.) „Dat' I. Ho. Mo. even wel tot een soo grooten tort ofte onbevoeghenis niet hebben willen verstaen."

90. (S. 68.) In dem Vortrage von Blaspeil und Copes, 9. Mai 1664. Das Schreiben des Kurfürsten ist datirt Cöln a. S. 14. April 1664. Beide stehen auch in Aitzema p. 657.

91. (S. 68.) „Pro communi defensione statuum, ditionum, terrarum, arcium locorumque quorumvis, quae utraque pars in Imperio R. possidet, vel ad quaecumque in eodem jus aliquod habeat, sive titulo successionis ab antecessoribus vel ex cessionibus factis per I. P." Bei den Verhandlungen Blumenthal's war ausdrücklich die clevische Sache hier ins Auge gefaßt worden.

92. (S. 68.) Copes schreibt, 13/23. Sept. 1664: „Zu geschweigen, daß Frankreich ohne viele große Mühe und Spesen die zwei Nationen in Zank erhalten, und derselben und gleichsam der ganzen See arbiter sein könne, da sonst, wenn dieselben sich zusammengeschlagen, kein einziger Potentat, ja sie alle zugleich nicht gegen sie zu Wasser aufkommen könnten."

93. (S. 71.) Von den ersten Eröffnungen meldet Brandt, 29. Sept. 1664. Er stellt voran, daß der Kurfürst in den Besitz der clevischen Plätze kommen müsse. Der König antwortete u. a.: „er könne noch nicht abseh'n, ob auch einige europäische Interessen mit auf die Bahn kommen möchten, und wenn solches nicht geschehe, werde es desto schwerer fallen, das Clevische mit einzuschließen."

94. (S. 71.) Brandt, 30. Dec. 1664. Vorher (19/9. Dec.) schreibt er: „Man will Brandenburg in jalousie mit Holland bringen, und möglichst selbst nichts thun."

95. (S. 71.) Brandt, 24. Jan. 1665. Des Kurfürsten Handschreiben an Karl II. (Concept s. d.) sagt: „Mes deux vaisseaux de guerre, que j'ai fait nouvellement bastir en Hollande, nommés" u. s. w.

96. (S. 71.) Kurf. Rescr. an Brandt, Cöln a. S. 15. Febr. 1665.

97. (S. 72.) Lionne an d'Estrades, 17. April 1665 (Mém. d'Estrades p. 138), und des Königs Schreiben, 29. Mai (p. 172), 12. Juni (p. 184).

98. (S. 73.) So die Berichte Crockow's, namentlich vom 8. März 1665. Daß in Pomponnes Memoiren diese Dinge in sehr anderer Gestalt erscheinen, wird niemanden irre machen.

99. (S. 74.) Diesen Ausdruck gebraucht der Kurfürst in einem Rescript an Jena, Potsdam 18. Juni 1665.

100. (S. 74.) Aus einem Schreiben von Copes, 27. Juni 1665.

101. (S. 75.) „Ich bin gut schwedisch," sagte Herzog Georg Wilhelm bei diesem Anlaß zu Jena, „aber ich wüßte nicht, wessen ich mich resolviren würde." Jena's Bericht vom 4. Sept. 1665.

102. (S. 76.) Das Actenstück vom 1. Aug. 1665 bei v. Moerner p. 267. Des Kurfürsten Vollmacht zum Compromiß für Blaspeil, Romswinckel und Copes ist 17. Jan. 1665 ausgestellt; „auf unnachlässiges Antreiben des kaiserlichen Residenten Fricquet," berichtet Blaspeil 31. Jan., „hat de Witt endlich angelobt die zur Aufrichtung eines

Compromisses zu Papier gebrachten Artikel seinen Principalen, den Staaten von Holland, ... vorzutragen und zu recommandiren ....

103. (S. 76.) Nach dem kurf. Rescript an Werner Wilhelm v. Blaspeil Cöln a. S. 25. Juli 1665, der diese Unterhandlungen im Haag führte.

104. (S. 77.) Der Entwurf dieser „Resolution" ist undatirt; der Kurfürst antwortet eingehend darauf, Potsdam 18. Aug. 1665.

105. (S. 77.) So beurtheilt Jena den Abschluß, Hildesheim 18. Aug. 1665: „es müssen andere Leute aus andern Fundamenten, die uns nicht bekannt sind, gearbeitet und Herzog Georg Wilhelm bestimmt haben."

106. (S. 78.) So Copes in dem Bericht vom 2/12. Sept. Ich unterlasse, aus der überreichen publicistischen Literatur der Zeit Einzelnes anzuführen.

107. (S. 78.) Bericht von Copes 17/27. Oct. 1665.

108. (S. 78.) Blaspeil schreibt an Schwerin, 23. Oct. (3. Nov.): „Waldeck hat mit den Leuten von der widrigen Parthei seinen Handel geschlossen, und es ist kein Zweifel, daß deren vornehmster Zweck dabei gewesen, S. Kf. D. Assistenz auszuschließen und den Herrn Grafen in diesem Staat als eine Opposition von Oranien und Nassau zu introduciren."

109. (S. 78.) Des Kurfürsten Rescript an Copes, Cöln a. S. 23. April 1665: „Wir vermerken zwar, daß sich die Staaten auf die mit Braunschweig geschlossenen Tractate verlassen und sich einbilden, daß sie unsre Freundschaft nicht eben nöthig haben, doch dürfte diese bei dem guten Vernehmen zwischen Brandenburg und Braunschweig wohl noch fehlschlagen."

110. (S. 78.) Schon 4. Aug. ist eine Resolution dazu von de Witt beantragt und angenommen, Secrete Resolutien II. p. 214.

111. (S. 79.) Schreiben des Königs an d'Estrades, 30. Oct.: „Je remets à votre prudence la conduite de cette affaire, qui est la plus grande, qui se puisse jamais présenter." Mém. d'Estrades II, p. 426.

112. (S. 80.) Blaspeil berichtet, 3/13. Nov., d'Estrades habe ihm de Witt's Aeußerung mitgetheilt: „Nous creverons plustost que d'accorder à S. A. E. aucune chose qui ne soit profitable à l'Estat ou contre la réputation, puisque nous sommes assurés de l'assistance du Roy de France."

113. (S. 80.) Bericht 13/3. Dec. 1665. Das Project ist jetzt abgedruckt UA. III. p. 160. Von hohem Interesse sind die eben da abgedruckten Correspondenzen zwischen Colbert Croissy und dem Minister; wenn sie auch mehr den Hochmuth der französischen Diplomatie als die Politik des Kurfürsten zur Anschauung bringen.

114. (S. 80.) Die Meldung geschieht durch den Hofrath Hans Adam von Schöning, d. d. Groningen (bei Halberstadt) 16. Oct. 1665. In dem Concept des Schreibens an den Bischof steht: „Einige Regimenter („ein Corps von etwa 8000 Mann" ist durchstrichen), dem in Kurzem, und zwar in 6 Wochen, noch mehr nachfolgen werden."

115. (S. 81.) „Omtrent Nimwegen hadden de Franschen alreede de Boeren seer qualijk getrackteert ende de Boerinnen al te wel apparent Marti quam sit amica Venus." Aitzema, p. 1375. Die Syphilis grassirte, wo sie Quartier gehabt. Rousset (Louvois I. p. 90) sagt nach den Berichten des Intendanten der französischen Truppen: il est triste de voir à quels excès se livrait l'élite des troupes françaises non pas en pays ennemi, mais en pays allié; vol, fausse monnaye, viol, meurtre.

116. (S. 81.) „Par ordre des Estats et contre la volonté de l'Electeur de Brandebourg." d'Estrades an den König, 13. Nov. 1665.

117. (S. 81.) „Mais en effet principalement pour sonder ses sentiments et pour découvrir, en quelles dispositions il s'étoit approché de ces quartiers avec un corps de

troupes qu'on disoit être considérable, tant à l'égard de la guerre . . . que sur toutes les autres affaires qui peuvent regarder le dedans de l'Empire et la maison de l'Autriche." Der König an d'Estrades, 18. Dec. 1665.

118. (S. 83.) „Il faut donc que Vous étudiez sans affection à ôter de l'esprit de l'Electeur ces vaines craintes." Der König an d'Estrades, 8. Jan. 1666.

119. (S. 83.) Colbert-Croissy kam am 27. Jan. nach Cleve; die Instruction für ihn 12. Jan. 1666, UA. II, p. 320; er war über den Haag gereist. Die reichen Geschenke Frankreichs, denen Stenzel (II, p. 278) einen so wesentlichen Einfluß auf die Verhandlungen zuschreibt, sind von Colbert erst nach dem Abschluß gewisser Verhandlungen im März übergeben worden, wie sich aus Schwerin's Tagebuch 19. März (bei Orlich II, p. 38) ergiebt. Ein Verzeichniß derselben findet sich im Diar. Eur. XIV, p. 302; die Werthsumme, die Stenzel angiebt, finde ich in den von ihm citirten Stellen nicht. Wie hier der König dem Kurfürsten, so hatte vorher der Kurfürst dem Könige reiche Geschenke, u. a. einen kostbaren Zug Pferde geschickt.

120. (S. 84.) „L'Electeur étoit pour lors à Cleves, recherché de toutes parts et se laissant entendre qu'il prendroit le parti où il trouveroit mieux son compte." Des Grafen Guiche Mem. p. 168. Und ähnlich Pomponne, Mem. II, p. 25.

121. (S. 86.) „Qu'il prenoit le chemin de la monarchie universelle, cela est altera manu orientem, altera occidenten contingere." Aus einer Broschüre von 1667: Advis d'un bon patriot &c., wo u. a. berichtet wird, daß mit diesem Ausdruck Ludwig XIV. die Gefahr, die von Spanien drohe, bezeichnet habe.

122. (S. 87.) Die repetita constitutio publica de anno 1607, concernens electionem vivo rege von 1661 verbot solche Wahl ausdrücklich.

123. (S. 89.) Leider liegen diese Verhandlungen nicht vor, da sie zum größten Theil mündlich gemacht worden sind. Aus Aeußerungen Blumenthal's bei seiner Sendung nach Wien (Bericht vom 30/20. Jan. 1667) ergiebt sich, daß Fricquet und Lisola, aus der Instruction für ihn (16. Dec. 1666), daß de Goes die Wahl Neuburgs vorgeschlagen. Wiederholentlich wird in den Erörterungen von 1669 angeführt, daß der Kaiser das ganze Werk angefangen.

124. (S. 90.) Schreiben von Copes, 12/2. Jan. Der Plan sei, „den Prinzen von Oranien unterzuhalten."

125. (S. 91.) Eine Uebersicht dieser Verhandlungen mit Münster giebt des Kurfürsten Instruction für Fr. v. Jena 12/22. Febr. 1666, wo auch die Sendungen von Schöning, Gen. Eller, dem Prior von Werden u. s. w. angeführt werden, die ich übergehe.

126. (S. 91.) Des Kurfürsten eigenhändiges Schreiben an Schwerin, 13. Dec. 1671: „Ich erinnere mich, daß bei den Tractaten, so zu Cleve fürgingen, ich um Orsoy anhielt, da baten sie mich, ich möchte doch bei diesen Conjuncturen nichts davon gedenken; wenn sie wieder Ruhe hätten, wollten sie mir vollkommene Satisfaction thun."

127. (S. 92.) Die Verträge der „Defensivallianz" und der „näheren Zusammensetzung", die am 4. Febr. 1666 concipirt waren, und am 16. Febr. vollzogen wurden, Pufendorf X, 12, 13; v. Moerner p. 272, 274.

128. (S. 93.) Colbert-Croissy an Ludwig XIV. Cleve 16. März UA. II, p. 366.

129. (S. 93.) Blaspeil, Haag 12. März, de Witt sage: es sei dem Staate nicht disreputirlich, also gewiß auch dem Bischof von Münster nicht, sich der Mediation zu fügen und Einiges nachzugeben, man dürfe nicht Alles auf die Goldwage legen wollen u. s. w.

130. (S. 93.) Copes Bericht vom 6/16. März. De Witt an Beuningen, 16. März: die Deputirten von Holland hätten die Unschicklichkeit anerkannt, „dat een uytheemsch Prins sigh by publike Memorien soude ingereren in saecken, die desen staed in 't particulier concerneren ende puer domestick syn."

131. (S. 96.) Bericht von Blumenthal, 5. März (25. April) 1666, über sein Gespräch mit dem Obersten Podewils (er stand in französischen Diensten, hatte als marechal de camp unter Coligny den Feldzug nach Ungarn mitgemacht), „der sehr deutlich merken ließ, daß er nicht von sich allein spreche." Derselbe hatte schon 16/26. Febr. gemeldet, daß Colbert „zur Schließung eines genaueren Bündnisses mit dem Kurfürsten" beauftragt sei.

132. (S. 96.) Der Vertrag datirt vom 27. März a. St.; v. Moerner p. 277. Der Kurfürst sendet seine Ratification 15/25. Mai 1666.

133. (S. 97.) Vertrag vom 10. Mai 1666, v. Moerner, p. 279; es ist nicht gerade „ein allgemeines Bündniß", wie man hervorgehoben hat, noch weniger enthielt es, daß der Kurfürst „sich auch ferner an Kaiser und Reich halten wolle." Daß von den Verhandlungen, die zu diesem Tractat führten, keine Acten mehr vorliegen, ist oben bemerkt.

134. (S. 98.) Darüber u. a. d'Estrades Brief an den König, 22. April 1666; an Lionne schreibt er: „Ce prince a de l'esprit et aura de mérite; il est fort dissimulé et n'oublie rien pour venir à ses fins."

135. (S. 99.) d'Estrades an den König, 13. Mai 1666. de Witt an Beuningen, 13. Mai: „Le Sieur de Witt n'est pas trop satisfait de l'éloignement de ses troupes sans aucun concert."

136. (S. 100.) Das erste Schreiben von Bremen an den Kurfürsten ist vom 4. März 1665; dann geht Syndikus Dr. Wachmann nach Berlin zu weiteren Verhandlungen. Ich verfolge diese nicht im Einzelnen, so viel Anziehendes, besonders über den Speckhahnschen Tumult (Dec. 1665) und die Satisfaction dafür (März 1666) sie enthalten.

137. (S. 100.) „Bis zum letzten Augenblick hat man den clevischen Frieden gar nicht glauben wollen; man bezeugt ein überaus großes Vergnügen, daß E. Kf. D. die Ehre gehabt, das Werk zu vollbringen und ein gefährlich Feuer zu dämpfen; aber sie können den Widerwillen nicht verbergen, den ihnen der Friede verursacht." Crockow's Bericht.

138. (S. 101.) Ueber das Ottonianum s. Benjamin Leuber: Disquisitio plenaria stapulae saxonicae (1658) §. 1515 ff., und das Privilegium selbst §. 1182. Der etwas ältere Wittenberger Publicist Petrus Heigius hat gesagt: „Tot esse vulnera istius privilegii, ut illa sanare volenti omnis labor inanis futurus sit." Ein Ausspruch, der in den Acten jener Zeit einige Male citirt wird.

139. (S. 102.) Die Instructionen für Sparr, für Jena und Platen sind datirt, Cleve 9. Mai. Den Abmarsch der Infanterie aus Lippstadt, am 24. Mai, der Cavallerie aus Lünen, 26. Mai, meldet Sparr d. d. 27. Mai.

140. (S. 102.) In Dresden ist man „sehr allarmirt," hat gemeint „es könne ein groß Feuer daraus entstehn." Jena's und Platen's Bericht vom 19/29. Mai, präs. Cleve 4. Juni.

141. (S. 103.) „Da man nicht wissen können, was etwa für innerliche motus und Tumult wider diesen oder jenen, nicht nach ihrem Willen votirenden, entstehen können." Aus einem Schreiben des brandenburgischen Residenten in Hamburg, Otto von Guericke, Sohn des magdeburgischen Bürgermeisters, d. d. Hamburg 12/2. Juni 1666.

142. (S. 104.) Mit vielem Anderen habe ich den Antheil, den der Bürgermeister Otto von Guericke im brandenburgischen Interesse an diesen Dingen genommen, übergehen müssen.

143. (S. 105.) Diese Notizen sind aus dem Bericht des Residenten Neumann in Wien, d. d. 6/16. Juni, dem der Kurfürst ein Notificationsschreiben für den Kaiser, vom 2/12. Mai, und 2000 Ducaten für den Reichshofrath zugesandt hatte. „Die 2000 Ducaten werden sehr gut thun," schreibt Neumann.

144. (S. 106.) Aus einem Schreiben Blaspeils s. d. „die starken Inquisitionen, welche man über Buat gethan und noch thun lassen, sind besonders dahin angesehen, ob nicht Brandenburg und Oranien mit Buat unter einer Decke gelegen, und part in den consiliis halten, daraus Herr de Witt alsdann Ursach und Anlaß nehmen könnte, den Prinzen von Oranien vollends darunter zu bringen."

145. (S. 106.) Copes 5/15. Oct.: „Ich konnte genugsam bemerken, daß Holland die schleunige Conclusion des Werkes sehr beeifert; an der andern Seite spüret man, daß die sämmtlichen Provinzen vor allen E. Kf. D. consideriren und sich befürchten, die Fürsten von Lüneburg möchten andere Gedanken bekommen, und sich anstatt hiesiger Allianz etwan mit Schweden setzen, und so das ganze Werk in Confusion bringen."

146. (S. 107.) Das ist der wesentliche Inhalt einer Besprechung, zu der die Herzöge von Celle und Osnabrück den Kurfürsten (6/16. Aug.) auffordern. Die Besprechung findet zu Bielefeld, Anfangs September, statt; anwesend für Brandenburg Frhr. v. d. Heiden, für Osnabrück Marschall von Hammerstein, für Hannover v. Eltz, für Celle v. Grobbendorf, für Wolffenbüttel v. Heimbrug.

147. (S. 108.) Der Kurfürst hatte zu dem schwedischen Residenten Kley in Cleve gesagt, wie man Crockow mittheilte: „es sei res iniquissima et pessimi exempli, wobei J. Kf. D. sowohl, als alle Reichsfürsten interessirt wären, wenn der Kaiser sich der Gewalt arrogiren sollte, der Reichsfürsten Recht und Gerechtigkeit dergestalt zu kränken, und zu ihrem Präjudiz ihre Landstädte zu Reichsstädten zu machen."

148. (S. 108.) In der Instruction für Ledebur und Dr. Beyer, 23. Juli: „Weil wir eines Theils dafür halten, daß der Krone Schweden eine so weitläuftige Commission, und daß so viele Stände sich in dies Werk mischen sollten, nicht eben anständig sei, und anderer Seits auch der Stadt mit so großen Weitläuftigkeiten nicht gedient sein möchte."

149. (S. 109.) „Capienti dabitur," sagte Fürst Lobkowitz zu Palbitzky. Crockow's Bericht vom 6/16. Oct.

150. (S. 112.) Das vielfach corrigirte Concept des kurfürstlichen Schreibens (d. d. Cöln a. S. 25. Jan. 1667) bleibt endlich bei der Formel: „Comme le traité a esté arresté par mon entremise, ainsi je tacherai aussi de le faire consommer."

151. (S. 112.) Mem. de Guiche II. p. 168.

152. (S. 113.) Viele Aeußerungen darüber in den Mem. d'Estrades, besonders III, p. 481, in dem Schreiben des Königs an d'Estrades, 5. Nov. 1666. „C'est maintenant une chose faite, mais je considère fort bien que peut-être jamais affaire ne s'est conclue, qui puisse dans la suite me devenir plus préjudiciable, si les pensées, qui prendra là-dessus la maison d'Autriche et dont j'ai eu quelque avis, réussissoient."

153. (S. 113.) Bericht von Gottfr. v. Jena und Marenholz aus Regensburg, 24. Februar (4. März) 1667. Die Erneuerung mußte sechs Monate vor Ablauf der Allianz (5. August) erfolgen.

154. (S. 114.) In dem Vortrag des Wladislaus Los, dapifer Plocensis, dessen Creditiv von Breslau 19. März 1666 datirt, heißt es: „hoc remedium a persona V^{ae} S^{tis} exspectatur, ad quam omnium bonorum civium tantopere inclinati animi, omnium conversi oculi."

155. (S. 116.) Der Vertrag wird beiderseits am 17. Juni ratificirt. Bei Puf. X, 48. fehlt Art. XII. über die Sicherung der Evangelischen, sowie ein Artikel (XI.) über das Successionsrecht der fränkischen Markgrafen in Preußen. Der Abschluß des „Erbvergleichs" (Londorp IX, p. 465 ff.) erfolgt zu Cleve 9. Sept. 1666. (Die ganze Reihe dieser Verträge jetzt bei v. Moerner p. 285—307.) Der König von England sagte: „C'est un grand coup que j'ai souhaité d'apprendre il y a longtems et dont ceux qui

souhaitent la désunion du cercle de Westphalie ne seront pas bien aises." Brandt's Bericht, 29. Oct. 1666.

156. (S. 117.) „Ein vornehmer kaiserlicher Minister hat gesagt, daß der Kaiser lieber sehe, daß ein französischer Prinz zur Krone käme, als daß er zwei benachbarte Könige aus dem Hause Pfalz habe." Crockow's Bericht, 27. Oct. 1666.

157. (S. 118.) Vertrag vom 21. Juli 1666 bei Mignet II, p. 21; Art. IV. „qu'il sera dans le dernier secret."

158. (S. 119.) „Und daß Polybius (Kursachsen) den Paß dazu verstatten werde, so der Administrator von Halle bisher poussirt hätte," schreibt der Kanzler Giese an seinen Fürsten, den Pfalzgrafen, aus Wien, 31. März 1667. (Düsseld. Archiv.) Man glaubte, es gelte Magdeburg. Ein kurf. Rescript an Blumenthal in Wien, d. d. 14/24. Jan. 1667: „.... daß die consilia am kursächsischen Hofe sich sehr beginnten zu ändern, und viele fremde weitaussehende Dinge deshalb spargirt werden"

159. (S. 119.) Crockow 23. Dec. Er schließt: „daß sie Frankreich nicht choquiren, aber auch nicht zugeben, viel weniger etwas thun wollen, daß ein französischer König in Polen, sondern auf beiden Schultern tragen, dem französischen König flattiren wollen" u. s. w.

160. (S. 119.) So nach Lubomirski's Instruction für Graf Krenski an Pfalz-Neuburg s. d. (Dec. 1660.) „.... denn die Republik erwählet sich nicht allein einen König, sondern domum regnatricem."

161. (S. 120.) „Daß man nunmehr und nach einer solchen Probe sich des Fürsten fast beständig zu versichern habe," der Kurfürst an den Pfalzgrafen, 12. Dec. 1666. Daß er den Polen „für einen falschen Mann, bilinguis oder gar trilinguis" galt, schreibt der neuburgische Kanzler Giese aus Wien, 27. März 1661. (Düsseld. Arch.)

162. (S. 121.) Pufendorf datirt diese Verhandlungen mit Johann Gninski auf den 6. Januar. Ich habe die betreffenden Acten nicht selbst gesehen, sondern entnehme die Angaben im Text zum Theil aus des Kurfürsten Schreiben an den Pfalzgrafen, 23/13. Febr., in dem Gninski (wohl in zweiter Sendung) erst erwartet wird.

163. (S. 121.) Kurf. Rescript an Blumenthal, 14/24. Januar 1667: „sollte Schweden mit Frankreich in diesem negotio einerlei consilia nehmen, so würden auch wir andere mesures nehmen müssen." Daß es um Weihnachten mit Frankreich dicht am Schluß gestanden, hat Crockow später erfahren. (Bericht vom 30. Mai 1667.)

164. (S. 122.) In Pomponne's Mem. (II, p. 361) erscheinen diese Dinge in anderem Lichte. Die im Text gegebene Auffassung begründet sich auf Briefe von Desnoyers in Warschau, von denen Copes im Haag, 12/2. Febr., an Schwerin Kenntniß giebt, und auf die Aeußerungen von Gninski in Stockholm, von denen Crockow, 18. Mai, berichtet: „Scilicet alii res nostras magis curant, quam nos ipsi; certe regem nos ipsi eligemus, nemo alius nobis imponet" u. s. w.

165. (S. 123.) Schlackenwalde, 16/6. Febr.: „allein es wird hier wohl heißen: excusatio non petita est accusatio manifesta."

166. (S. 123.) Rescript vom 30. Jan. (9. Febr.) 1667 an Crockow; im Concept ist am Rande geschrieben: „Wiewohl wir auch dazu ganz nicht incliniren, sondern dieses nur zu solchem Ende thun, damit wir erfahren mögen, wohin man dort desfalls ziele, und was man auf einen und andern Fall zu thun gemeint sei." Die an den kais. Gesandten de Goes gemachte Eröffnung meldet das kurfürstl. Rescript an Blaspeil, 6/16. Febr. 1667: „wir wollten Kais. Maj. kein Maaß oder Ziel darin setzen, dieselbe werde uns aber auch nicht verdenken, daß wir auch unsere Sicherheit und Interesse in Acht nehmen .... und daß wir mit anderen unsere consilia conjungirten, wie wir denn

endlich auch bei Frankreich, wenn wir dessen Intention secundiren wollten, genugsam finden würden."

167. (S. 123.) Crockow, 13. April: „die Schweden werden in ihren eigenen Lügen gefangen."

168. (S. 124.) Colbert Croissi an den König, Cleve 16. März, und des Königs Antwort darauf 26. März 1666: j'ai eu très grand plaisir d'apprendre ce que l'Electeur vous a dit u. s. w. UA. II, p. 369, 380.

169. (S. 126.) Die beleidigenden Worte lauten: „Et ainsy pour parvenir à une bonne paix il sera nécessaire, que V. M. se résolve à un traité commun avec nous et nos alliés conjointement et qu'Elle s'en explique et qu'ensuite Elle se dispose à consentir à une place neutre." Brandt's Bericht vom 14. Dec. 1666.

170. (S. 127.) „Daß dafern andere, und sonderlich die interessirten Stände des Reichs, diesen Marsch durch ihre Lande verstatten, und der König von Polen neben der Republik unanimi consensu den Succurs begehren würde, er alsdann die passage und transitum innoxium J. K. M. auch nicht verweigern werde." So lautet die Antwort nach dem kurf. Rescript an Crockow, 6/16. Mai. In der Antwort des Kurfürsten an Millet heißt es: „en cas que les autres Electeurs, Princes et Estats de l'Empire ne se refuseront point et si le Roy et la République de Pologne demanderont ce secours en quoy il y a lieu de douter fort raisonnablement aus den und den Gründen." Schon am 23. April (3. Mai) antwortet der Dresdener Hof dem Kurfürsten auf eine Anfrage, wie man sich auf Millet's Antrag erklären werde. Das Recreditiv für Millet ist vom 8. Mai 1667. Millet scheint nicht abgereist zu sein; wenigstens schreibt er 8. Juli aus Berlin UA. II, p. 443.

171. (S. 128.) Goffinski's Bericht an den Pfalzgrafen, 9. Juni: Omnes sunt generosi et fervidi pro republica . . . adversarii non otiantur, primas personas trahunt liberalibus largitionum hamis. Nec mors Reginae, ut putavimus, Regem revocat; exprobratur enim illi, si desistat, illum mundus uxorium fuisse et judicabit et illudet, hocque est fortissimum ad Regem obstinandum argumentum." (Düsseld. Archiv.)

172. (S. 129.) Pomponne selbst berichtet davon in seinen Memoiren II, p. 430 ff.; er hat kein Bedenken, die Dinge so darzustellen, als ob Millet's Anträge in Berlin gar nichts mit der Truppensendung nach Polen zu thun gehabt hätten; in seinem Aerger schreibt er: „Toute cette fable, que l'habilité des ministres de Br. avoit bien plus accommodée à la passion et à la crédulité de la Suède, qu'à la vraisemblance, produisit l'effet" u. s. w.

173. (S. 129.) „Welche bloß ad commendandum non ad manutenendum candidatum gehet." Crockow 6/16. Juli. Die Declaration ist datirt 22. Juni (2. Juli) 1667. In einem Schreiben an Gninski, Holmiae 18/28. Juni, sagt der Reichskanzler: „. . . . ne exercitus externus per ditiones alienas Dominis territoriorum invitis contra jus gentium sive terra sive mari in Poloniam inducatur."

174. (S. 130.) Blaspeil an den Kurfürsten 10. Mai/30. April 1667: der Rathspensionair de Witt findet nunmehr auch seines Orts gerathen und wird gern sehn, daß E. Kf. D. auch Ihre Ministros nach Breda schicket, in Hoffnung, wie er zu verstehen giebt, daß gleich wie die Cron Schweden für England, E. Kf. D. für die Staaten portirt sein würde u. s. w. Seit Beuningens Schreiben vom 6. Mai aus St. Germain erkannte de Witt, wie die Sachen standen.

175. (S. 131.) Schreiben vom 3. Juni an Brandt: „ne croyez-vous pas que toute la spéculation von der alten Königin von England und Graf St. Alban aye esté pour l'augmentation der Religion?"

176. (S. 131.) Der König durch Tellier an Lionne, Camp de Douai, 3. Juin 1667:

„Les lettres de Breda . . . font connaître clairement qu'il n'y a plus à esperer d'empêcher la paix entre les Anglais et les Hollandois."

177. (S. 132.) Blaspeil an den Kurfürsten 2/12. Juli 1667: man muß sehen, daß sich der Kaiser und die Generalstaaten, „welche sich unter der Hand dazu erbieten," mit dabei einlassen.

178. (S. 133.) Aus der Instruction für Dr. Beyer zum Cölner Tage 10/20. Juli 1667.

179. (S. 134.) Nach dem Schreiben Lionne's an Millet, 12. August 1667 (bei Mignet II, p. 287) hat der Markgraf auch die Abtretung des Oberquartiers Geldern als Pfand angeboten. Ich kann die Richtigkeit dieser Angabe nach den diesseitigen Acten, so weit sie mir durch die Hand gegangen, weder bestätigen, noch bestreiten.

180. (S. 136.) Gravel schreibt an einen sächsischen Minister, Ratisbonne 18. Janvier 1686: „Cette union, dans laquelle l'on peut dire hardiment, que la seureté et la tranquillité de toute la maison consiste." (Dresd. Archiv.)

181. (S. 136.) „Wir erachten, daß, wofern hier nicht bald vorgesehen wird, das ganze Westphalen und die Evangelischen Gefahr laufen, und glauben gänzlich, daß E. Kf. D. keine erwünschtere Occasion, fernere Ehre und Ruhm einzulegen, sich bei aller Welt Credit zu machen, das evangelische Wesen zu retten, das große Concept Frankreichs zu brechen . . . und dem ganzen Reich einen Dienst zu thun, sich ereignen könne." Blaspeil, Copes, Romswinkel, 13/23. Juli 1667.

182. (S. 136.) „Diese Herren, sonderlich Herr de Witt, sind auch annoch, obschon Frankreich ihnen so nahe kommt, eben so hochmüthig, daß sie sich von allen fremden Ministern viel mehr suchen lassen, als dieselben suchen wollen. Et sic Saguntum perit, dum Romae deliberatur." Romswinkel und Copes Bericht, 9. August (30. Juli).

183. (S. 138.) Ich kann das Datum dieses Entwurfes nicht nachweisen; am 2/12. Nov. theilt Castel Rodrigo denselben an Blaspeil als fertig mit; am 19/29. Oct. hat Crodow bereits zu melden, „daß das Project in generalibus terminis gehalten sein soll."

184. (S. 138.) Den Vertrag meldet Blaspeil in einem Schreiben aus Brüssel vom 5. Nov. (präs. Berlin 4/14. Nov.). Er ist von Castel Rodrigo und Blaspeil am 6. Nov. unterzeichnet.

185. (S. 139.) Ludwig XIV. soll gesagt haben: „que l'Electeur fait battre le tambour contre moi de porte à porte." Schwerin in einem Schreiben vom 19. Juni 1672.

186. (S. 140.) „Der König von Frankreich sieht wohl, daß, wenn der Kaiser, Schweden und E. Kf. D. eine Linie ziehen werden, daß er dann von seinen Concepten wenig würde zu hoffen haben." Blaspeil, Cleve 15/25. Juni 1667.

187. (S. 140.) Schreiben Leerodt's aus Paris, 3. August 1667: „Que le tout est arresté à l'avantage de V. A., si Elle peut faire en sorte, que S. A. E. entre en l'union de Cologne."

188. (S. 141.) Rsc. vom 23. Oct. und P. S. vom 22. Oct. 1667.

189. (S. 142.) „Bei den dermaligen Conjuncturen und nach Beschaffenheit der Sachen sei von ihm nicht gegen seine Weisung verfahren worden." Kurfürstl. Rescript, 2/12. Jan. 1668.

190. (S. 142.) Lionne läßt der Cölner Union erklären, daß der König „en considération de la prière, qui luy a esté faite, veut bien s'engager à n'entreprendre rien sur les places fortes, qui occupent les Espagnols, jusqu'à la fin du mois de Mars." Lionne an Gaumont, 11. Oct. 1667.

191. (S. 143.) So in der ersten Instruction für den brandenburgischen Geheimsecretair Scultetus, Peitz 2. August 1667. „Und hätten wir uns für die so gute Inclination bedankt, . . . wir wären aber von dem Allerhöchsten mit so viel Landen und Pro=

vinzen begabt, daß wir ein Mehreres nicht affectirten, sonderlich, da wir nimmer uns zu einiger Aenderung unserer Religion verstehen, sie, die Polen, auch nimmer ein gutes Herz zu uns haben könnten, wenn sie wüßten, daß wir unserm Gott nicht treu wären und um einer zeitlichen Sache willen unser Gewissen hintansetzen thäten."

192. (S. 143.) Schwerin fügt im Concept hinzu: „obschon wir noch nichts Gewisses determinirt, viel weniger gegen Millet uns erklärt haben." Wie Millet selbst Schwerin bestochen zu haben glaubte, kann man aus seinem Bericht bei Mignet II, p. 289 sehen.

193. (S. 143.) Diese sehr merkwürdigen Angaben sind aus der Instruction für Pöllnitz und Meinders, d. d. 16/26. Nov. 1667.

194. (S. 145.) Von den Braunschweigern sagt ein bairisches Schreiben an den Kurfürsten, Sept. 1667: „auf sie und andere Conföderationen könne er sich wenig verlassen, die so lange Soldaten haben würden, als Holland den Beutel ziehet, denn der spanische und östreichische Seckel die Spesen nicht ertrage." Herr v. Hammerstein war jetzt in Wien, da 12,000 Mann Braunschweiger anzubieten für 400,000 Thlr. Subsidien.

195. (S. 145.) Von Baiern heißt es in einem Pariser Schreiben, 16. Dec. 1667: es sei nicht denkbar, daß es Oestreich ganz den Korb geben und Frankreich espousiren wolle; es geschehe wohl nur, um etwas dafür zu erkaufen, „und daß man nicht Brandenburg allein Hahn im Korbe bei Oestreich will sein lassen. Enfin sie mögen künsteln, wie sie wollen, sie müssen sich zu einem von beiden resolviren, entweder hiernächst à la merci de France zu leben, oder sich in Zeiten mit vigueur zu opponiren; tertium non datur."

196. (S. 145.) Der Vertrag: Cöln a/S. 5/15. Decbr. 1667. Bei v. Moerner p. 321.

197. (S. 145.) Oder wie die geistreiche Majestät von England äußerte: „sie hoffe, que V. A. E. ne voudroit pas épouser un gensdarme et établir un autre empire en sa maison outre le sien propre." Brandt's Bericht vom 10. Febr. 1668.

198. (S. 146.) Von den eigentlichen Absichten seines Königs, von dessen geheimen Verhandlungen mit Frankreich zu einer Offensivallianz gegen Holland hatte Temple keine Ahnung. Le chevalier Temple n'étoit pas du secret, heißt es in der Histoire secrète des Intrigues de la France, Londres 1713. I. p. 117 (von George Lockhard), einer Schrift, die auch für diese Zeit aus handschriftlichen Quellen einige Notizen von Werth hat.

199 (S. 147.) Die Hambacher Verabredungen, deren Datum ich nicht angeben kann — sie sind aus dem December — wurden in einem Mém. du Roy vom 2. Febr. 1668 als Instruction an Beziers gesandt, mit den von brandenburgischer Seite gemachten Redactions-Aenderungen (assistance statt protection u. a.).

200. (S. 147.) „Wir lassen es also zur Zeit noch billig dahin gestellt, zumal da wir keine conquesten, sondern nur einen beständigen Frieden verlangen."

201. (S. 148.) Nach den Aeußerungen Lionne's gegen Pöllnitz und Meinders (7/17. Febr.): „welche Formalien in der Proposition zu finden, davon doch das contrarium bekannt sei."

202. (S. 148.) Aeußerung des schwedischen Gesandten Graf Dohna gegen Brandt, 27. März.

203. (S. 148.) „Ce sont eux, qui nous ont taillé nos morceaux," sagt Lionne zu Pöllnitz, 25. Jan.

204. (S. 150.) In der eigenhändigen Aufzeichnung des Königs bei Mignet II, p. 624: „Que ce dédommagement . . . . était plus important qu'il ne semblait, parceque m'étant cédé par un traité volontaire il portait un certain abandonnement des renonciations, par lesquelles seules les Espagnols prétendoient exclure la Reine de toutes les successions de sa maison."

205 (S. 150.) Es ist von Interesse zu bemerken, daß man in der diplomatischen

Welt zuerst im März 1669 das Vorhandensein dieses Provisional-Vertrages muthmaßte. Blumenthal's Bericht aus Paris, 29/19. März 1669.

206. (S. 150.) „Das Blatt hat sich umgewendet, und müssen die spanischen und östreichischen Ministri gestehen, daß E. Kf. D. Tractat mit Frankreich besser sei, als dieser, weil Spanien sich nun vor Holland und England fürchten muß, und hingegen von E. Kf. D., nachdem die Sachen laufen, Beistand hoffen kann." Brandt, 17. April. In einem anziehenden Memoire von Esaias Pufendorf an seinen König (von Schweden) heißt es: „Spanien gebe nicht nach, parce qu'ils attendront toujours quelque coup de ceux qu'ils appellent de miracles, qui sauvent toujours la maison d'Autriche."

207. (S. 151.) Die spanischen und östreichischen Minister in London sagen von dem Friedensinstrument: „Es sei mutilum, mancum, captiosum, es habe weder Kopf, noch Hand, noch Fuß und keine Substanz."

208. (S. 152.) Der Kurfürst an Schwerin eigenhändig, 21. März 1668: „... sollte aber, welches ich nicht hoffe, noch glaube, Frankreich gegen seine gethane Contestation und Parole zu weit gehen und den Krieg continuiren wollen, müßte man alsdann andere consilia ergreifen" u. s. w.

209. (S. 152.) „Als eine Sache, so en vertu du traité de paix à l'insceu du Roy nicht verhandelt werden dürfe." Brandt, 15. Mai 1668.

210. (S. 153.) Schreiben von Kurmainz an Brandenburg, 22. Mai 1669: der nach Berlin gesandte Vaubrun habe dringend gebeten, die Allianz zu prorogiren ... schon vorher habe Fürst Wilhelm von Fürstenberg dasselbe gethan, „mit ziemlicher Vehemenz und Bedrohung."

211. (S. 153.) Crockow schreibt 25. April (5. Mai) 1668: „ich befürchte gar sehr, daß ihr Absehn mehr ist im Reich gegen die, welche Frankreich adhäriren, als in den Niederlanden zu agiren, und bin glaubhaft berichtet, daß ihr Absehn ist, die Winterquartiere in Westphalen zu nehmen." Ueber Bremen, hieß es, handle in dem mit dem Kaiser geschlossenen Vertrage ein geheimer Artikel.

212. (S. 154.) Pomponne hat diese meisterhafte Rede in seinen Memoiren nicht mitgetheilt. In der Rede heißt es u. a.: Mon roy a esté bien aise, Sire, que V. M. luy pust estre tesmoin de la modération, avec laquelle Il quittoit pour le repos de la Chrestienté des armes, que la seule justice Luy avoit fait prendre, et que la victoire sembloit L'inviter à retenir, que V. M. vist avec toute la terre que l'on n'avoit pu sans une extrême injustice ny Luy attribuer ces vastes pensées d'une ambition, qui pouvoit estre suspecte à Ses alliés et à Ses voisins, ny douter de la fidelité de Sa parole Royale, et que V. M. connust, que le seul désir de la paix avoit eu le pouvoir de Le desarmer, lorsque nulle autre raison et nulle autre puissance n'estoit capable de le faire." Bei dieser Stelle bemerkt Crockow: „C'est une reproche très sanglante que l'Ambassadeur fait publiquement au conseil de Suède" u. s. w.

213. (S. 154.) Der Kurfürst in einem eigenhändigen Schreiben an Schwerin, Schönbeck, 18/28. Mai 1668: „Ich judicire hiervon, daß, weil Schweden weiß, daß ich mit Frankreich in gutem Vernehmen bin, sie deswegen diese Allianz eingegangen haben und damit ihre Schwachheit beweisen."

214. (S. 157.) Die ersten Nachrichten davon hatte man in Warschau wohl durch die dritte Sendung von Scultetus, dessen erster Bericht vom 19. Nov. 1667 ist.

215. (S. 159.) Unter den Anträgen von Pöllnitz und Meinders an Ludwig XIV., 20. Januar 1668, lautet einer: „Qu'il coustera furieusement de conserver et d'entretenir le bon party en Pologne, ce qui ne se peut qu'à grands frais et par des sommes fort considérables d'argent contant, comme S. M. le peut sçavoir par expérience."

216. (S. 160.) Beziers' Bericht vom 10. Febr. 1668 sagt von Hoverbeck: „Il agit

en tout de concert avec moi." Und von Meyerberg: „Le Ministre de l'Empereur dit qu'il connoit que S. M. n'est pas considéré en Pologne pour le bien ny pour le mal, et fomente sous mains les désordres, qui pourroient bien retomber sur luy."

217. (S. 160.) Die Artikel giebt Pufendorf X, 69 u. v. Moerner p. 324; mit einem Schreiben aus Warschau vom 9. März sind sie nach Paris gesandt. Der Vertrag ist von dem Könige, dem Bischof Beziers und dem pfalzgräflichen Kanzler Giese unterzeichnet.

218. (S. 161.) Das Nähere ergeben einige eigenhändige Briefe des Kurfürsten an Schwerin, der allein im Vertrauen war, vom 22. März, 31. März, 7/15. April; aus ihnen ergiebt sich, daß die Landgräfin, des Kurfürsten Schwester, die Vermittlerin war; Schwierigkeit machte „einzig und allein, daß die bewußte Person Scrupel wegen des Nachtmahls hat."

219. (S. 161.) Der polnische General Niemerycz an den Kurfürsten, 15/25. Juli 1668. Der Großmarschall veut faire une confédération avec les soldats pour introduire le prince de Condé."

220. (S. 162.) Aus Niemerycz Bericht, 23. und 29. Aug.: „denn der Landbote hat den König in der Landbotenkammer fort blasmé de tous ses malheureuses actions, mesme en finissant sa voix a dit sans aucun respect de la personne Royale, que le Roy de sa vie n'a rien fait qui vaille et qu'il n'a jamais correspondu à la dignité et devoir royale. Cela n'a fait qu'aigrir S. M. et c'est une pitié de voir telle haine entre le Roy et la noblesse."

221. (S. 162.) Ueber die folgende Königswahl und ihre Quellen habe ich eingehender in den Berichten der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissensch., 1864 p. 43 ff., gehandelt. Einige lehrreiche Nachträge dazu bringen die Abhandlungen von Osiecki de Regni Polonici . . . candidatis 1869 und von Celichowski de fontibus qui ad abdicationem Joh. Casimiri . . . pertinent, 1871.

222. (S. 164.) „Ce seroit ruiner les affaires sans ressource." Blumenthal's Bericht vom 8. Nov. (29. Oct.) 1668.

223. (S. 165.) Blumenthal, Paris 29/19. März 1669.

224. (S. 165.) Bericht der brandenburgischen Gesandten vom 5. Juni: „der kaiserliche Gesandte will auch in loco tertio nicht mit uns zusammenkommen;" er verweigert ihnen den Titel Excellenz u. s. w. Sie schlagen vor, daß auch dem kaiserlichen Gesandten am kurfürstlichen Hofe der Titel Excellenz verweigert werde u. s. w.

225. (S. 165.) Scultetus aus Warschau, 24. April 1669. Der Großkanzler sagt ihm: „es sei ihm sehr verdächtig vorgekommen, daß der Erzbischof dem französischen Gesandten vergönnt, noch ante terminum ins Reich zu kommen, wodurch er seine Partheilichkeit ganz an den Tag gegeben."

226. (S. 167.) Blumenthal, 18/28. Decbr. 1669: man sei sehr erbittert gegen Schweden, „gestalt Herr Lionne mich gestern fragte, ob denn die üblen Tractamente, so Wrangel von Schweden nach Björnclous Anstiften erlitten, bei ihm nicht eine Begierde erwecken könnten, sich zum souverainen Herrn in Pommern zu machen, und wenn nicht, ob ihn E. Kf. D. nicht auf dergleichen bringen könnte." Blumenthal erwiederte: der Feldherr werde so etwas gegen seines Königs Staat nicht thun, „zudem stehe E. Kf. D. mit der Krone Schweden in guter Freundschaft und habe nicht Ursache extrema zu fomentiren." Lionne darauf: „verlaßt euch nur auf der Schweden Freundschaft, sie haben gewiß schon alles Vorige vergessen, sie werden euch abismiren, wenn sie können."

227. (S. 167.) Kurf. Rescript, Königsberg 21. Decbr.: das sei eine Sache von höchster Importanz, und bisher nie darüber Proposition gemacht, „und können wir uns

in einem solchen Werk nicht übereilen noch eher erklären, als bis uns von allen Umständen ausführlich Bericht gegeben."

228. (S. 167.) So Blumenthal, 26. März (5. April). Die Unterhandlungen, die schon mit Karl II. eingeleitet waren, giebt Mignet. Ich berichte, was in den Gesichtskreis der brandenburgischen Politik kam.

229. (S. 168.) Ueber diese viel besprochene Schaumünze sagt Blumenthal, 10. Mai (30. April) 1669: „Man ist mit Beuningen sehr unzufrieden, weil er eine Medaille habe machen lassen, mit dem Josua und der Umschrift: Et stetit sol ad vocem hominis. Lionne soll gesagt haben: si le Roy mon maistre sçauroit que van Beuningen en fust l'auteur, il le feroit rouer à coup de bastons, mais la medaille n'a jamais esté faite, quoique d'ailleurs je le croie assez bavard, pour avoir dit le contenu de la devise."

230. (S. 168.) Die geschriebene Gazette lautet: „Mr. Vaubrun . . . . a ordre de l'inviter à entreprendre de se rendre maistre des places du Rhin que les Hollandois luy retiennent par les garnisons . . . . et doit offrir toute sorte de secours de la France pour le favoriser en cette entreprise et de faire agir en mesme temps l'Evesque de Munster contre les dits Hollandois, auxquels on travaillera fortement à susciter des ennemis, qui puissent profiter de leurs dépouilles." Blumenthal's Bericht, 17/7. Mai 1669.

231. (S. 169.) Das Einzelne übergehe ich. „Kurpfalz kann E. Kf. D. nimmer genugsam danken, daß Sie ihn aus diesem schlimmen Handel mit solcher Reputation geholfen . . . Es erkennt solches Kurpfalz gar wohl an, und hat solches durch Königsmark und seinen Residenten hier bezeugen lassen." Blumenthal, 1. Februar 1669.

232. (S. 169.) Jena und Hoverbeck, Bericht aus Warschau 29. Mai. Sie sagen dem französischen Gesandten, „daß Lothringen ohne Zweifel zum Vortheil der Tripelallianz befördert werde, und wenn es hier anginge, würde man sich auch wohl bemühen, eine Parthei im Reich zu machen, wozu Mainz inclinire."

233. (S. 169.) Niemerycz schreibt schon 25. Juli 1668: „Es gebe keinen Bischof, Priester oder Politiker, qui ne se plaignît contre V. A. E. à cause qu'Elle ne veut pas être notre roy et par là Elle ne veut pas nous sauver de tous les maux; mesme ils veulent envoyer à Rome qu'on donne à V. A. E. des cas de conscience, afin qu'Elle ne choque pas du conscience."

234. (S. 169.) Diese Ansichten Hoverbeck's sind aus dessen Schreiben kurz vor der nächstfolgenden Königswahl (1. Dec. 1673) entnommen; er führt da u. a. an, daß Gustav Adolph bei dem Interregnum, das April 1632 begann, Brandenburg dringend ermahnt habe, sein Votum geltend zu machen, „er werde, wenn der Kurfürst und die Stadt Danzig ihm seine Stimme geben, genug haben."

235. (S. 173.) „Gleichwie allhier wenig Beständigkeit und das Meiste impetu und mit Gewalt geschehen, also nachdem die Wählenden recht ausgeschlafen und sich besonnen, gaben derselben ein großer Theil die Reue der geschehenen Wahl an Tag, und möchten es nun wohl gern durch andere Mittel anders sehn." Hoverbeck und Jena, Bericht vom 23. Juni.

236. (S. 174.) Der pfalz-neuburgische Gesandte in Paris sagt auf Lionne's heftige Anklagen: „Er werde sein Lebelang preisen, daß S. Kf. D. mit solcher Generosität, dergleichen die Welt nicht gesehen, seines Herrn Interesse bei Anfang, Mittel und Ende, appuyirt, bei dem Pfalzgrafen auch wie ein Vater bei seinem Sohn gehandelt habe . . . der Kurfürst sei seines Herrn einziger treuer Freund, da ihn alle andern verrathen und verkauft hätten."

237. (S. 175.) Das Gespräch, das Montag 3. Juni 1669 stattfand, hat auf des

Kurfürsten Wunsch der mit anwesende neuburgische Gesandte Strattmann „der Substanz nach protocollarisch aufgezeichnet."

238. (S. 175.) Blumenthal, 31/21. Mai 1669: „Lionne ist bei den meisten Conferenzen so beschämt und embarassirt, weil er wahrnimmt, daß man den Betrug merkt daß er sich bisweilen nicht zu finden weiß."

239. (S. 176.) Blumenthal sagt in seinem sehr lehrreichen Schlußbericht von diesem Cardinalat: „qui est la plus essentielle et solide pièce pour récompenser les services d'un si habile négociateur."

240. (S. 176.) Crockow's Bericht aus Paris, 2/12. Juni 1671.

241. (S. 177.) Der Kurfürst sagte so zu Jena mit dem Bemerken: „zumal der Kaiser Alles vergessen, was er an demselben gethan, ihm Tort zufüge und ihm in keiner Sache Satisfaction geben wolle." Zechlin, den 20. Sept. 1669.

242. (S. 178.) Der Vertrag, der bis jetzt unbekannt geblieben ist, wurde am 31/21. December in Cöln a. S. vollzogen. (Er ist jetzt vollständig abgedruckt bei v. Moerner p. 335, 691.) Auch ein geheimnißvolles Begegniß auf der Jagd, ähnlich der Scene in Wien, welche Ranke Franz. Gesch. III, p. 375 schildert, fehlt nicht bei den Verhandlungen.

Der Krieg von 1672—1679.

243. (S. 183.) In einer an den Kaiser gerichteten Erklärung: „nichts entspreche der Menschlichkeit mehr, als den Kummer derer zu mildern, denen nur das Eine vorgeworfen werden könne, daß sie in gutem Glauben Gott zu dienen wünschten."

244. (S. 184.) Wie bestimmt er den Gedanken der Union gefaßt und zu verwirklichen gestrebt hat, zeigt die Instruction des Prinzen von Oranien für Gaultier, 3. März (21. Febr.) 1685. Instruction secrète, Art. 6. 7. 8. „Cette réunion laquelle il (l'Electeur) désire de faire dans ses états et par son exemple ailleurs . . . . dans une seule et même communion par réunion de sentiments et de culte."

245. (S. 184.) Aus des Kurfürsten Schreiben an den Geheimrath Ewald von Kleist, als er zur römischen Kirche übertrat, 15. Novbr. 1663; er war später kurbairischer Rath.

246. (S. 185.) Es ließe sich über diese Universitas literarum artium gentium mehr sagen, als Erman in seiner Schrift sur le projet d'une ville savante beigebracht hat. Die Royal Society hat sich in sehr anerkennender Weise über das mitgetheilte Programm geäußert. Ausführliches über die Gründung von Duisburg giebt v. Moerner in der Zeitschr. für Pr. Gesch. V, p. 542.

247. (S. 186.) Nach einem kurf. Rescript an Brandt in London, d. d. 18. Aug. 1662, das darüber zur Kenntniß des englischen Hofes das Nöthige mittheilt.

248. (S. 186.) Das Project „von Boreel in Paris am 12. Juni 1665 berichtet," fand ich als Beilage in dem Bericht von Obrist Copes, Haag 21. Juli 1665. Es ist genau so in Aitzema XI, 2, 1229 abgedruckt. Der Obrist Pöllnitz, der an Ludwig XIV. eine Koppel schöner preußischer Pferde überbrachte, legte das Project vor und hatte darüber mehrere Conferenzen mit Colbert. Leider ist in den diesseitigen Acten über diese Dinge nichts Weiteres erhalten.

249. (S. 186.) Auf Proteste von Thurn und Taxis antwortet der Kurfürst dem Kaiser, 2. Juli 1652: „meine Posten werden mit solchem sorgfältigen Fleiß und Eifer bestellt, daß alle andern Posten dadurch zu gleicher guter und schleuniger Bestellung aufgemuntert werden, wie solches die Erfahrung bezeugt."

250. (S. 187.) Jetzt sind die im Text nur berührten Fragen eingehend und in hohem Maaß lehrreich behandelt in Riedel's Schrift: Der Brandenburgisch-Preußische Staatshaushalt 1866, p. 11 ff., und namentlich die beigefügten alten Etats geben die

erwünschteste Aufklärung. In diesen sechsziger Jahren treten in der Finanzverwaltung besonders hervor der Amtskammerrath und Hofrentmeister Michel Matthias und der Rath und Geheime Kämmerer Heydekampf.

251. (S. 188.) Unterthänigste Vorstellung u. s. w. vom Oct. 1660, abgedruckt bei Büsching, Mat. XIII. 393.

252. (S. 189.) Ich gebe diese Zahlen aus einer officiellen Tabelle, welche u. a. die Häuserzahl der Städte „bei guter Zeit," dann die nach der „Revision von 1645," endlich die nach der „Revision von 1653," sowie die Ziffern des Schosses zu verschiedenen Zeiten angiebt. Man findet in verschiedenen Werken sehr andere Angaben, z. B. daß Berlin nur noch 300 Bürger, Berlin-Cöln nur noch 600 Häuser gehabt habe. Gewiß nach alten Nachrichten, nur muß man beachten, daß das „Winseln und jämmerlich Klagen" zum Ton der Zeit gehört. Nach jener Tabelle hatte

	vor dem Kriege:	1645:	1653:
Berlin	835	620	698
Cöln	401	379	354
Zusammen	1236	999	1052 Häuser.

253. (S. 190.) Kurfürstl. Rescript an Schwerin, als Besitzer der Stadt Alt-Landsberg, 8. Mai 1667. Bei Wöhner, Steuerverfassung des platten Landes der Mark Brandenburg III, p. 47.

254. (S. 190.) Für das Jahr 1670, wo die von den Marken aufzubringende Summe fast genau 280,000 Thlr. betrug (v. Thile, Nachricht von der kurmärkischen Contributions- und Schoßeinrichtung § 16, p. 60), war die Quote von Berlin 14,110 Thlr., die für Cöln 6715 Thlr.

255. (S. 191.) Die Art dieses Eingreifens seit den Landtagspropositionen vom 18. Jan. 1670 bis zur Einsetzung der Landschafts-Directoren (1686) im Einzelnen zu verfolgen, liegt außer dem Bereich unserer Aufgabe. Der obigen Erörterung liegt ein sehr lehrreiches Actenstück aus dem Dresdener Archiv zu Grunde, „Vorschläge zur Verbesserung des brandenburgischen Estats", das jetzt Pr. Pol. IV. 4, p. 203 abgedruckt ist. Jetzt sind die im Text angedeuteten Dinge sehr lehrreich von Schmoller: Das Städtewesen unter Friedrich Wilhelm I. (Zeitschrift für preuß. Gesch. VIII, p. 520 ff.) behandelt.

256. (S. 191.) Abgedruckt bei Baczko V, p. 489: „Kein Krieg ohne ständische Bewilligung, außerhalb in casibus necessitatis"; was die ordinaire Defension des Landes betrifft, darüber „wollen Wir der Stände Einrath und Gutachten vernehmen, und dasselbe zu gehörigem Stand und Richtigkeit bringen, wie auch zu Kriegs- und Friedenszeiten keine Contribution oder Anlage aufschlagen, Wir haben denn zuvor ihren getreuen Rath vernommen und sie darin gewilligt, damit also das Wachsthum des Landes befördert, und das resp. gnädigste und unterthänigste Vertrauen mehr und mehr statuirt werde."

257. (S. 194.) In wie bedenklicher Weise sich die römische Propaganda bei den Vorgängen in Preußen betheiligt hat, läßt die Information, welche der päpstliche Nuntius in Warschau, Monf. Marescotti, für seinen Nachfolger, Monf. Nerli, April 1670, aufgezeichnet hat, erkennen; sie ist von Höfler unter dem Titel conversione della Prussia alla fede cattolica im Archiv für Kunde öst. Gesch. XI, p. 50, veröffentlicht. Graf Theodor v. Schlieben und ein Jesuit P. spielen die Hauptrollen.

258. (S. 194.) In der Schrift steht u. a. „sciat tamen posteritas, non virtutem, sed fortunam nobis defuisse." Er bemühte sich, für die Freilassung seines Vaters einen Artikel in die pacta conventa zu bringen. Kurf. Rescript an Hoverbeck, 3. Juni 1669.

259. (S. 194.) Der Kurfürst an Schwerin (eigenhändig), 23. März 1670: „was Brandt wegen des Rohdens schreibt, so muß ihm befohlen werden, daß er ihm, noch dem

Rohden keine Hoffnung mache, daß ich den Vater loslassen werde. Ich sehe auch, man will praetensiones bei Beschwörung der pacta machen, welches man auch bei Zeiten abschlagen muß, denn in den pactis von keiner Compensation gedacht wird."

260. (S. 195.) Der Obristlieutenant sagte u. a. aus, „er habe seinen Bruder wohl hundert mal äußern hören, wenn er ins Land käme und fände den Kurfürsten und Kurprinzen, so wolle er keinen schonen, sondern alle niederhauen, denn es würden doch solche Tyrannen werden als der Alte" u. s. w.

261. (S. 196.) „Daß ich mich dann entweder für mich selbst in meine vorige Haft wieder stelle, oder da ich solches nicht thäte, daß S. Kf. D. auf zulänglichem Wege mich darin wieder bringen, oder sonst gegen meine Person und alles Meinige nach eigenem Gefallen verfahren lasse; dabei ich auch sub vadio dupli und bei Verpfändung aller meiner beweglichen und unbeweglichen Feudal- und Allodialgüter, und zwar sub pacto paratissimae executionis gelobe, dem Obenenthaltenen unfehlbar nachzukommen, sondern begebe ich mich auch für ewige Zeiten der Elendsjagd auf den Knautischen und andern dazu gehörigen Gütern." Kalkstein's Versicherung vom 24. Dec. 1668.

262. (S. 197.) Brandt's Bericht vom 18. Sept. 1670. Schon am 6. Juli schrieb der Kurfürst an Schwerin: „es muß ihnen ausdrücklich befohlen werden, daß sie keineswegs das Allergeringste nicht nachgeben, und allein und bloß bei den Bromberger Tractaten bleiben; denn wo nur das Geringste geändert wird, so werden sie nach meinem Tode meinem Sohn noch mehr zusetzen und von ihm fordern." Die Bestimmung des Vertrages lautet Art. XXI.: „Atque hoc foedus perpetuum, quotiescunque novus rex Poloniae electus fuerit aut Dux Prussiae in Ducatu successerit, ab utraque parte renovabitur" u. s. w.

263. (S. 199.) „De se saisir des places de la Prusse si importantes pour l'introduction des secours de France, si on en a besoing et pour l'heureux succès de l'affaire . . . . on juge ici convenable au bien et au succès de l'affaire le Rokosch, l'assemblée d'une diète armée, la saisie des places fortes et, s'il se peut faire, celle de la personne du Roy." Lionne an Sieur Ballus, Paris, 28. Mai 1670.

264. (S. 200.) „ . . . quod correspondentia, ut verba habent, nobiscum ipse intercessisset . . . quasi cum hoste declarato Reipublicae in perniciem conjurasset, flagitiosaque cum ipso sociasset consilia." Schreiben des Kurfürsten an den König, 16/26. Oct. 1670. (lectum in consilio; praes. S. Kf. D., Canstein, Blumenthal, Jena, Schwerin.)

265. (S. 200.) Diese Schrift beginnt mit den Worten: „Destituta libertate provocandi Prussia si negatae vocis non audet hic eloqui dolorem, gemere saltem ut ei liceat supplex."

266. (S. 200.) Diese Schrift ist bezeichnet: „Supplex nomine ducatus Prussiae libellus." Nach einem kurzen Eingang folgen die Beschwerden: „Quaerulamur . . . . supremi nostri tribunalis (quod etiam novitas) . . . decreta passionali Principis convulsa placito. Regni Polonici et libertatis amantes sive captivitate, exilio, morticiniisque affectos, fortunae bonis exutos et partim muneribus, partim pecuniis, partim siccario per Residentem suum hic Varsaviae habitantem in externis terris ad perimendum conductos, nova religionum dogmata introducta, exoticos fortaliciis, maritimis arcibus et magistratibus praefectos" u. s. w. Als Verfasser hat Kalkstein später Tyskewieczky, „einen vornehmen Pfaffen" genannt.

267. (S. 201.) Die Obristen Lonsky und Möglin. Letzterer schreibt am 7. Sept. an Brandt: „Meus est et, si velis, tuus." Ich kenne diese letzte Weisung des Kurfürsten nicht aus den Acten, aber Pufendorf XI, 103 führt sie an; er soll mit beiden Obristen „consilia conferre, quomodo clam interceptus abduci queat." Specielleres hat der Kurfürst nicht befohlen.

268. (S. 202.) Schreiben Croy's an den Kurfürsten, 31. Oct. 1670. Ein Cavalier aus Warschau schreibe: „Je souhaite passionnement que les confins de notre patrie soyent bien pourveus et garnis, en sapienti sat."

269. (S. 202.) Pact. Welav. Art. 1: „Neutra pars in alterius damnum quicquam tentabit aut tentare patietur, sed alter alterius gloriam, utilitatem et securitatem modis omnibus promovere studebit."

270. (S. 202.) Der Herzog von Croy läßt an Brandt s. d. (Anfang Nov.) schreiben: „S. A. vous prie de donner la vigueur possible" . . . er sende Montgommery, „pour seconder votre diligence et recevoir le prisonnier."

271. (S. 203.) Schwerin schreibt im Januar an den Herzog von Croy: „Brandt ist noch ein junger Mensch, von Natur etwas hitzig, und kann leicht sein, daß er sich etwas verlaufen hat."

272. (S. 204.) Der Kurfürst an Schwerin eigenhändig, Potsdam 29. Dec. 1670. Das Schreiben des Königs an die Oberräthe ist vom 5. Dec.; es fordert von diesen, daß Brandt wegen des immane et inauditum facinus entweder ausgeliefert, oder supplicio pro enormitate sceleris afficiatur, daß Kalkstein in locum et statum, in quo ante captivitatem fuit, reponatur.

273. (S. 204.) Der lithauische Feldherr Pac schwur, den Schimpf der Entführung Kalkstein's zu rächen, „und sollte auch das halbe Polen darüber zu Grunde gehen, und wenn der König nicht wolle, solle es doch geschehen." Schreiben aus Warschau an Gen. Görtzke, 19. August 1671.

274. (S. 204.) Bei diesem Anlaß sagte der König nach einer „weitläuftigen und pathetischen Klage wegen Kalkstein's Entführung," es sei ihm „nicht um die Sache selbst, noch um die Person zu thun, als daran außer der Seele nichts Gutes wäre, angesehen er in allen Landen an Ehre banqueruttirt sei."

275. (S. 205.) So schreibt er eigenhändig an Schwerin, Potsdam 9/19. Febr. 1671: „. . . in Betrachtung, daß solche Widerwärtigkeit mir nur von etlichen Leuten, welche sich herfürthun wollen, herrührt, die sich großen Credit bei den Ständen machen wollen. Ich werde von Tag zu Tag in meiner Meinung gestärket, wenn ich ansehe das comportement der bösen Leute. Ich protestire vor Gott und begehre nochmals, daß Ihr sie vor ihrem Unglück warnet, damit sie denen, die daran Schuld sind, nicht folgen, da ich solche zu seiner Zeit schon finden und exemplarisch zu strafen wissen werde. Inzwischen will ich, daß an die Oberräthe und Statthalter geschrieben werde, daß ich als ein Erb- und Oberherr solche Verordnung thun werde, wie es des Landes Zustand und mein und meines Hauses Beste fordert, und ich vor Gott und der posterität verantworten kann."

276. (S. 207.) Außer diesen (v. Wedell war Kammergerichtsrath, Schrade Consistorialrath) gehörten zur Commission der Oberburggraf v. Kalnein, der Schöppenmeister vom Löbenicht Schimmelpfennig und der Fiscal Professor und Rath Dr. Lau.

277. (S. 210.) Der zur Defension aufgeforderte Advokat Köpner in Memel weigerte sich, „da sich jeder gemeine Soldat zu schlecht hält, dem Kalkstein aufzuwarten;" es mußte ihm erst durch kurfürstliches Rescript ausdrücklich befohlen werden.

278. (S. 210.) „Der Unterkanzler hat sich verlauten lassen, den preußischen Adel in völlige Freiheit zu setzen, und soll der König auch erwähnt haben, er wünsche des Adels Freiheit nicht allein zu erhalten, sondern zu vermehren." Hoverbeck, 23. Jan. 1672.

279. (S. 214.) So ungefähr die Aanwysing der heilsame politike gronden en Maximen van de Republike van Holland, die zweite Ausgabe von de la Court's Interest van Holland. Diese zweite Ausgabe (1671) enthält außer anderen Veränderungen und Zusätzen auch die zwei neuen Kapitel von de Witt's Hand, aus denen jene Worte entnommen

sind. Die Vorrede bezeichnet die Zusätze, gemacht „door Personagien van so groote ende innerlicke kennisse aller saken . . . dat sy alle gemelde saken schynen selfs gehandelt ofte ten minsten bygewoond te hebben."

280. (S. 215.) Im Herbst 1669 äußerte sich der kaiserliche Gesandte Lisola im Haag in diesem Sinne gegen Romswinkel, mit dem Bemerken: „qu'il voulait tenir une porte ouverte pour S. A. E. de Brandenbourg afin d'y pouvoir entrer." Bericht vom 9. Nov. (30. Oct.) 1669.

281. (S. 215.) Leibniz, Bedenken von der Securität 1670, bei Klopp I, p. 129: „Die Art und Weise der Sicherheit sei, daß die foederati Limburgenses conjunctim bei Kais. Maj. anhielten, sich mit ihnen in die Tripelallianz zu begeben, und also Lothringen sowohl, als den burgundischen Kreis ob paritatem causae in die triplische Garantie zu bringen."

282. (S. 216.) „Sa garantie générale," schreibt Abbé Gravel, 23. April 1670, bei Guhrauer, Kurmainz I, p. 112, der auch Pellison's Worte anführt: „La garantie générale de tous les droits, terme inconnu à nos pères en ce sens-là, mais que les négociation de derniers temps ont mis en usage."

283. (S. 216.) Blumenthal's Bericht, 5. April (26. März) 1669.

284. (S. 216.) Nach einer Gazette, die Blumenthal 7/17. Mai 1669 einsendet. Es sind die Aufträge mit denen Sieur de Vaubrun-Nogeant dann zum Kurfürsten nach Preußen geht.

285. (S. 217.) Zuerst sind diese Dinge wohl 1682 enthüllt worden in der Histoire de la guerre de Hollande en 1672 par l'abbé Primi; der Verfasser war J. B. Primi Visconti Comte de St. Mayole, und er verfaßte seine Schrift auf Anlaß von Colbert Croissi, qui lui accorda une pension et lui fournit les mémoires nécessaires pour faire une bonne histoire; son livre fut imprimé en Italien et François, le premier sous le nom du Ct. de Maiolo et tous deux avec privilège du Roi. (Lockhard) Histoire secrète des intrigues de la France I, p. 95; eben da wird angeführt, daß auf Reclamation des englischen Gesandten Lord Preston der Abbé in die Bastille gebracht und die erschienenen zwei Bände — es sollten deren zehn werden — bis auf wenige Exemplare unterdrückt worden seien. Lockhard hat eins dieser Exemplare vor sich und giebt Auszüge daraus.

286. (S. 217.) So Crockow in seinen Berichten aus Paris, u. a. 10. April 1670. In einem späteren heißt es, der König habe gesagt: „Il ne faut rien esperer de ces gens, qu'on ne les ayt rangé à raison, ils se sont voulu ériger tellement au dessus de moi, qu'il n'y a pas moyen de le souffrir."

287. (S. 218.) Der Wittenberger Schurzfleisch schreibt: „Adeo verum hodie est, quod suo tempore pronuntiavit Florus: currere saeculum in eversiones urbium."

288. (S. 218.) Schon 1666 hat sich der Kurfürst für nos pauvres églises en France verwendet, wie die Kurfürstin Nov. 1666 an Schwerin schrieb, und Dumoulin (nicht der Gesandte von 1665) hat sich von Neuem an sie gewendet: „Il écrit que la lettre de l'Electeur a beaucoup fait." Der einzelne Fall wurde nachgegeben, das System blieb

289. (S. 218.) So bezeichnet diese bekannte Thatsache Blaspeil in einem Bedenken, d. d. Cleve 6/16. Oct. 1669.

290. (S. 218.) Aus der merkwürdigen Broschüre „L'Empereur et l'Empire trahis," Cöln (mit der Weltkugel) 1681, p. 61: La maison d'Autriche à son tour selon ce projet estoit absolument sacrifié à l'interest de la papauté, des Jésuites et de Sa Majesté très-chrestienne."

291. (S. 220.) Blaspeil's Bericht, d. d. Cleve 6/16. Jan. 1669: „. . . . daß sich der Staat, oder vielmehr die jetzt dominirende Parthei an das Haus Braunschweig wende, geschehe deshalb, weil so viele Provinzen, ja viele in Holland selbst auf E. Kf. D.

ihr vornehmstes Absehn und Vertrauen haben; sie hoffen damit auch Braunschweig und E. Kf. D. zu trennen."

292. (S. 221.) Ausführlicher hat dies Project Pufendorf XI, 5, der nach seiner Art aus dem „Summarischen Inhalt dessen, was der kurcölnische Abgesandte . . . . angebracht," d. d. 7. Januar 1670 (28. Dec. 1669), aus den Protokollen der Conferenzen an den nächstfolgenden Tagen und des Kurfürsten schriftlicher Antwort, d. d. 4/14. Jan. seine Darstellung componirt hat.

293. (S. 221.) Pufendorf XI, 5, führt das Folgende als auch von Fürstenberg vorgetragen an; es ist einem von Meinders entworfenen Actenstück entnommen (nach der Kanzleinotiz vom 3/13. Jan.), das den Titel hat: „Im Fall die raison d'Estat erfordern sollte, daß S. Kf. D. von Brandenburg bei vorgehender Ruptur zwischen Frankreich und Holland mit der Ersteren Parthei nehmen müßte, würden meines wenigen Dafürhaltens drei Sachen dabei zu deliberiren und zu resolviren sein."

294. (S. 222.) Instruction für Lorenz Georg v. Crockow, Cöln a. S., 26. Jan. 1670: „ . . . . J. K. M. werde zu ihrem Zweck und aller raisonnablen Satisfaction (am Rande beigefügt: im Falle sie dergleichen mit Fug zu prätendiren haben möchten) auch ohne Krieg und Ruptur gelangen;" S. Kf. D. habe auch in diesem Sinne im Haag mahnen lassen Satisfaction zu geben, „im Fall sie J. K. M. zu einiger Unlust, welche J. Kf. D. doch nicht hoffen wollen, Ursach gegeben hätten."

295. (S. 222.) Blaspeil, Romswinkel und Copes Bericht, vom 3. Nov. 1669. Sie antworten sogleich, daß „die nach und nach empfundene Bewegung" sie an der guten Intention der Staaten zweifeln lasse; und wenn sie daran glauben sollten, „müste man uns etwas besser, als bisher geschehen, begegnen."

296. (S. 223.) In einem Schreiben aus dem Haag, Jan. 1670, das der Bischof von Straßburg an Schwerin sendet, heißt es: L'Electeur dit, qu'il s'y joindra, aussi, si cet estat l'en recherche et s'accommode tant soit peu avec luy. L'on est persuadé ici qu'il demande de l'argent, et il est certain, qu'il y a des gens, qui luy en font espérer et qui seroient bien aises de luy en faire donner. Mais la Hollande est fort résolue, de n'acheter pas son amitié, et croit, qu'il n'a pas moins d'intérest, que cet estat, que la puissance françoise demeure éloignée de nos frontières, qui sont aussi celles de l'Electeur."

297. (S. 223.) „Und wir als eine pars nude accessoria considerirt werden sollen.... wonach ihr denn hinfüro eure mesures zu nehmen, und ins künftige euch besser fürzusehen, und unsere Rescripte fleißig zu beachten, keinesweges uns aber in dergleichen Sachen, ohne ja wider habenden Befehl zu engagiren habt." Rescript vom 30. März (9. April). Schon frühere Rescripte, besonders das vom 19/29. März, befahlen ihnen: „zu seinem Eintritt nicht die geringste Hoffnung zu machen."

298. (S. 224.) Des Kurfürsten Rescript an Crockow vom 25. Mai (4. Juni) 1670: „Rationes, so er anzuführen, warum S. Kf. D. sich in den Krieg wider die Staaten nicht einlassen könne."

299. (S. 225.) U. a. „weil der Ruf geht, daß diese Fortification in aemulationem eines oder des anderen fremden Potentaten geschehe, deren vindicta auch dem Kurfürsten und seinem Lande beschwerlich fallen werde." Kurcölnische Protestation vom Nov. 1670.

300. (S. 225.) Crockow's Bericht vom 23. Jan. 1671: Windischgrätz habe ihm gesagt, auf seine rationes antworte man ihm nicht einmal, sondern rede stets mit Autorität und allegire voluntatem pro jure.

301. (S. 226.) „Sans qu'aucune autre matière, de quelque nature qu'elle soit, puisse entrer dans cet arbitrage;" Lionne's Schreiben vom 19. Januar 1671. Cf. van

Dyk Bijdrage, p. 398. Das ist le consentement fanfaron que la France donne au repos d'un an, in der lehrreichen Broschüre: Réflexions sur la triple ligue 1671.

302. (S. 228.) So der Rheingraf an Amerongen, bei Basnage II, 134: „... C'est l'unique chose dont on s'entretienne ..., et du reste que les affaires aillent, comme elles pourront, on négociera, on proposera, on chicanera et pendant qu'on délibérera, les ennemis nous tomberont sur les bras. Les grands armements et les préparatifs, qui se font en France, éclatent tous les jours. Dieu veuille, que nous n'en ayons point de dommage."

303. (S. 230.) De Witt (nach Wicquefort bei van Dyk, p. 38): „Que si ces princes (die deutschen Fürsten) avoient si peu de zèle pour le bien public, que même la considération de leur intérêt particulier ne pouvoit pas les obliger à se joindre à la cause commune, il falloit s'en consoler et s'accomoder avec d'autres princes, qui eussent plus d'affection pour le bien public."

304. (S. 232.) „Modus fundamentalis procurandi pacem et securitatem Germanorum Principum requirit procreationem duorum mediorum a se invicem inseparabilium, scilicet augmentum potentiae et augmentum reunionis animorum" u. s. w. Aus dem Briefe des Bischofs Christoph Royas Spinola (bei Klopp IV, p. XXXVII.). Wie wichtig wäre es, diese merkwürdigen Bestrebungen einmal genauer zu verfolgen.

305. (S. 232.) Den Zusatz „und einiger anderer deutsche Fürsten," finde ich nur in dem Concept der brandenburgischen „Summarischen Erklärung auf das vom Fürsten Wilhelm von Fürstenberg abgegebene Memorial," d. d. 4. Januar 1670. Es sind gewiß die braunschweigischen Herren, vielleicht auch Schweden und Hessen gemeint. Es wäre der Mühe werth, daß die deutschen Reichs- und Rechtsgeschichten diese Sache weiter aufklärten.

306. (S. 233.) Aus Wilhelm von Fürstenberg's in Berlin überreichtem Memorial, vom 7. Jan. 1670.

307. (S. 233.) Kaiserl. Commissionsdecret vom 19. Nov. 1669. Bei Koch, Reichsabschiede IV, p. 68. Wie man damals in den Mainzer Kreisen die östreichischen Exemtionen auffaßte, zeigt der Aufsatz von Leibniz: „Von den Privilegien des hochlöblichen Erzhauses Oestreich," bei Klopp I, p. 171.

308. (S. 233.) Etwa 3½ Millionen Gulden, indem man damals den Römermonat auf 70,000 Gulden anschlug. Esaias Pufendorf's Bericht u. s. w. edirt von Helbig, p. 82.

309. (S. 235.) Bei Londorp IX, p. 790 wird der Wortlaut des Vertrages, ohne die Namen der Betheiligten, mitgetheilt, unter dem Datum 16/26. März 1671. Der Receß ist erst unterzeichnet am 27. Mai (6. Juni) 1671. Ausdrücklich heißt es in dem kurf. Rescript vom 13. Juni an die Gesandten in Regensburg, indem ihnen das gute Verständniß mit Cöln, Baiern und Pfalz-Neuburg zu erhalten empfohlen wird: „allermaaßen auch dahin zielet, was wir euch wegen der Allianz ..... anbefohlen." Näheres über diese in unsern deutschen Reichs- und Rechtsgeschichten wenig bekannte Sache werde ich an einem andern Orte mittheilen.

310. (S. 238.) In einem Schreiben aus Paris, 6/16. Dec. 1667, das Blumenthal aus Wien einsendet, heißt es von dieser Schrift des justes prétensions du Roy sur l'Empire: man habe in Paris nöthig gefunden, den Verfasser zur Verantwortung zu ziehen, „er wird für diesmal wohl vor dem Strick sicher sein, wie auch vor dem Ruder der Galeeren, er hat es ja nicht allein gethan, und sind es communia principia politica Gallicana." Die deutsche Literatur zu verfolgen, die sich an Aubery anknüpft, liegt außer dem Bereich dieser Darstellung; es genügt an Kipping's Notae, an Nicolaus Martini

Libertas aquilae triumphantis, an Sinceri Germanici Epist. ad Ludovicum Seldenum zu erinnern.

311. (S. 239.) Lessein's Bericht vom 21. März 1662. Es ist derselbe Gedanke, der Mozambano 12 ausgesprochen ist: „Perpetuum aliquod consilium Imperatori circumponendum, quod ordines representet.“

312. (S. 239.) Der Kurfürst eigenhändig an Schwerin, Potsdam, 23. März 1670 (nicht 1673, wie Orlich hat): „Der Teufel muß in Wien ganz los sein; in Ungarn stehn die Sachen sehr schlimm, und mich disgoustirt man; läßt mich Gott leben und gesund dabei bleiben, so werde ich suchen solches zu revanchiren, denn es ist zu grob. Das ist der Dank, daß ich ihm die Krone aufgesetzt habe; die Zeit kann kommen, daß ich sie ihm ab- und einem andern aufsetze, der es besser meritirt, als er.“ Die Behandlung der Angelegenheit in dem Kurcollegium übergehe ich.

313. (S. 239.) Nach einer Aufzeichnung von Leibniz bei Klopp I, p. 169.

314. (S. 240.) Die Evidenz der Sache beruht auf I. P. O. XI, 3, und ist in der „kurzen Fürstellung“ u. s. w. dargelegt. Die militairischen Vorgänge fallen in die letzten Maitage 1670. Der Kurfürst schreibt an Schwerin 10/20. Mai: „Die gütliche Handlung werde ich nicht ausschlagen, wenn man wegen des Schimpfes mir Satisfaction thut.“

315. (S. 240.) Diese Notiz über die „heimlichen Praktiken“ für die Stadt entnehme ich der Flugschrift „Sonderbare Schreiben“ p. 147; in der sonst viel ausführlicheren französischen Ausgabe derselben: „Lettres et autres pièces curieuses sur les affaires du temps,“ Amsterdam 1672, fehlt diese Angabe.

316. (S. 241.) Ueber diese Dinge handeln Guhrauer „Kurmainz im Jahre 1672“ und Klopp, Die Werke von Leibniz 1. II. mit einer Bewunderung für den jungen Leibniz, die ich nicht theilen könnte, auch wenn diese Projecte nicht den Stempel der boyneburgischen Politik mehr, als den des leibnizischen Geistes trügen.

317. (S. 242.) Dies merkwürdige Schreiben, d. d. Saverne, 11. Jan. 1671, scheint Pufendorf nicht gekannt zu haben; es fand sich in der Correspondenz des Bischofs von Straßburg mit Schwerin.

318. (S. 242.) Von diesem gewandten und geistvollen Intriguanten, Louis de Verjus, Graf von Crécy, der, von Paris verbannt, eine Zeit lang Corrector in einer holländischen Druckerei gewesen war, meldet Einiges die Broschüre: „Widerlegung einer von dem französischen Minister de Verjus an S. F. D. von Osnabrück gerichteten Schrift“ u. s. w. 1674. Ein peinlicher Auftritt mit dem Grafen d'Espense, der zu des Kurfürsten Hofstaat gehörte, von diesem ausführlich niedergeschrieben, giebt ein deutliches Bild von der insolenten Art des Gesandten.

319. (S. 243.) So Pufendorf XI. § 18, nach den Acten; ich finde in denselben nichts, was Mignet's Ausdruck rechtfertigt: „M. Verjus quitta Berlin après avoir obtenu une promesse assez vague de neutralité“ (III, p. 290).

320. (S. 243.) Vertrag, d. d. Bielefeld, 7. April 1671, vom Kurfürsten schon d. d. Potsdam, 17/27. April ratificirt.

321. (S. 244.) Der pfalz-neuburgische Vicekanzler Strattmann, wie es scheint an den Freiherrn v. Spaen, Berlin, 26. Juni: „Je vous conjure pour l'amour de notre commune patrie, de vous employer, qu'on sorte de cette affaire, qui est capable de donner un ample subject à brouiller tousjours nos maîtres malgré eux et par consequent de donner notre patrie à la proie.“ Strattmann legte neue Anträge von W. v. Fürstenberg (Neutralität von Brandenburg und Pfalz-Neuburg, dafür Subsidien) vor, worüber von Somnitz und Schwerin Gutachten eingefordert werden; 2. Juli 1671. Das Einzelne dieser Verhandlung übergehe ich.

322. (S. 244.) „ . . . da Herr de Wicquefort, mit dem er correspondirt, ihm de Witt's sentiment, um sich danach zu richten, jedesmal zuschreibt."

323. (S. 245.) Die cölnische Accessionsacte ist vom 8. Juli 1672. v. Moerner, p. 344.

324. (S. 246.) Diese „Particular-Defensivallianz" zwischen dem Kaiser und Münster war in der That bereits am 7. Juli 1671 geschlossen, „zur Aufrechterhaltung des westphälischen Friedens und zum Schutz der deutschen Freiheit." Der Kaiser verpflichtete sich 3000 Mann, der Bischof 1000 Mann zu stellen, den Befehl sollte der vom Kaiser bestellte General führen. Näheres bei Tucking, Geschichte des Stifts Münster unter Christoph Bernhard von Galen, p. 171.

325. (S. 248.) Wie man im Haag meinte, wider den Willen des friedliebenden Kurfürsten. „ . . . en luy proposant la guerre sous le nom de paix, l'esclavage sous le titre de secours et la rupture sous le titre d'accommodement." Aus der Flugschrift: „Réponse aux remarques françaises sur les lettres du Baron de l'Isola" u. s. w.

326. (S. 249.) Diese Gesichtspunkte entwickelt des Kurfürsten Instruction für Blumenthal (Sendung an den dänischen König), d. d. Berlin, 13. April 1672.

327. (S. 249.) Die Defensivallianz, die d. d. Haag, 17. Dec. 1671, entworfen war, wurde in dem Abkommen vom 22. Febr. 1672 völlig abgeschwächt, weil „deren gänzliche Vollziehung leicht einen offenbaren Krieg wider Frankreich hervorrufen könne," wie es da heißt.

328. (S. 250.) Weitere Nachweise über diese Marienburger Allianz vom 10. Januar 1672 habe ich in den Beiträgen zur Kritik Pufendorf's (Bericht der kgl. sächs. Ges. 1864, p. 104) mitgetheilt.

329. (S. 251.) Diese Verhandlungen sowohl wie die folgenden Kriegsereignisse hat H. Peter: Der Krieg des Großen Kurfürsten gegen Frankreich 1672—1675, Halle 1870, in monographischer Gründlichkeit behandelt; Vieles, was ich nur summarisch darlegen konnte, ist dort genauer ausgeführt.

330. (S. 252.) Dieselbe Wendung braucht schon am 12. Februar Ludwig XIV. gegen Crockow: „J'ai esté fort surpris de la manière dont on a dit au comte de St. Geran que Mr. l'Electeur se veut gouverner dans cette affaire et qu'il veut former un tiers parti; j'espère que Mr. l'Electeur prendra d'autres sentiments", u. s. w.

331. (S. 252.) Romswinkel meldet aus dem Haag, 6/16. Febr. 1672: der englische Gesandte Downing habe ihm eine Depesche Arlingtons gezeigt, in der es heißt: Dites à l'Envoyé de l'Electeur de Brandenbourg que le Roi est engagé avec la France et si S. A. E. y veut entrer que le Roi demeurera résponsable, qu'il trouvera en tout son contentement u. s. w. Der englische Gesandte Lockart kam Mitte April nach Berlin.

332. (S. 253.) So in dem merkwürdigen Votum, das Gottfried von Jena in Regensburg, 14/24. Sept. 1672, lateinisch zur Dictatur gegeben hat, als Broschüre in deutscher Bearbeitung publicirt unter dem Titel: Des königl. französischen Plenipotentiarii Memorial oder Klageschrift . . . ., Frankfurt 1673. Die im Text erwähnte Stelle steht auf der vorletzten Seite.

333. (S. 253.) Amerongen schreibt an den Greffier Fagel, 10. Febr. 1672 UA. III, p. 226: veele brave Officieren, soo S. C. D. quam neutral te verblyven, souden syn verloff versoeken, omme den Staet haeren Dienst te mogen aenbieden, ende dat uyt yver van de religie ende haet tegens de France Natie, waeronder eenigke presenteeren Regimenten van 1000 en mehr mannen in 't land te brengen. Amerongen nennt gelegentlich als solche wohlgesinnte Militairs den Fürsten von Anhalt und den Oberstallmeister Gen.-M. v. Pöllnitz, die beide dem oranischen Hause verschwägert waren, Derfflinger, Spaen, Eller.

334. (S. 253.) Weitere Einzelnheiten über diese Mißstimmung, wie Schwerin krank wurde, und Somnitz sich verleugnen ließ, und Canstein aufs Land gereist war, und Jena seine Gicht pflegen mußte u. s. w., hat Amerongen in einem Briefe berichtet, den Basnage Annales II, p. 201 benutzt hat; die Kurfürstin, schreibt er, sei durch St. Geran gewonnen worden. Daß auch die Staaten ihr und ihrem Erstgeborenen bedeutende Summen versprachen, UA. III, p. 230.

335. (S. 253.) So nach den Bemerkungen, die Schwerin selbst ins Protokoll der Conferenzen geschrieben, mit dem beklommenen Wunsch am Schluß: „Der gütige Gott wolle S. Kf. D. glücklichen Succeß verleihen und Dero löbliche Intentionen gesegnen." Das entscheidende Rescript an Romswinkel im Haag, d. d. 3/13. April ist gelesen, praes. S. Kf. D., Ihro Kf. D. (der Kurfürstin), J. F. G. von Anhalt, Somnitz, Blumenthal, Köppen.

336. (S. 253.) UA. III. p. 239 u. p. 248 ergeben das Einzelne dieser Verhandlungen, namentlich aber die Forderung von 290,000 Thlr. Werbegeld und 100,000 Thlr. monatlich Sold, die Erbietung von resp. 208,000 u. 80,000 Thlr.

337. (S. 254.) Jena an den Kurfürsten, 2 12. April 1672. „Er müsse das aus unterthänigster Pflicht melden, und hoffe, S. Kf. D. werde es nicht ungnädig aufnehmen."

338. (S. 254.) Der Vertrag, d. d. Cöln a. S. v. 26. April, 6. Mai, bei v. Moerner p. 359.

339. (S. 254.) Am 13. Mai sind beide in Hamburg; am 17. sind die 550,000 Gulden (220,000 Thlr.) angekommen. Die schmutzige Geschichte mit der Provision von 8800 Thlrn. erhellt u. a. aus dem kf. Rescript an Romswinkel, d. d. 29. Mai 1672. „Man handelt mit dem Kurfürsten, als ob man einen gesottenen Fisch von ihm kaufen wolle," heißt es in der Flugschrift: „Der große und weiße oder Groote- und Witte-Teufel."

340. (S. 255.) In dem Vertrage vom 6. Mai Art. 27. heißt es nur: „Die Generalstaaten wollen sich so viel wie möglich bemühen, die Herzöge von Braunschweig, zum wenigsten die von Celle und Wolfenbüttel zum Beitritt zu bewegen." Aber aus dem Vortrage von Pöllnitz bei den Generalstaaten Juli 1672 (Puf. XI. 58. nam nec Hispanos pacem cum Gallo obrupisse uti semper spes facta fuerat) und aus der Instruction für Pöllnitz 18. Februar 1673: „die Herren Staaten hätten mit Dänemark und Braunschweig zu lange marchandirt, da sie doch bei Aufrichtung des Bündnisses versprochen, daß sie nicht allein diese herbeibringen, sondern auch Spanien zur Ruptur bringen würden" ergiebt sich das im Text Gesagte.

341. (S. 256.) Daß solche Erbietung an Kursachsen gemacht sei, sagte der Hofkanzler Hocher zum Fürsten von Anhalt in Wien, wie dieser 2. Juni (22. Mai) berichtet. Daß Kursachsen bis in den Juni hinein mit Brandenburg über ein Bündniß contra quoscunque weiter unterhandelte, ergeben die Acten des Dresd. Archivs.

342. (S. 257.) Die letzten Aeußerungen (calida Brandenburgici consilia . . .) sind aus Pufendorf XI, 51; ich habe das Actenstück, aus dem er sie entnommen, nicht gesehen. Das Uebrige aus v. Marenholtz Bericht, d. d. Würzburg 16/6. Mai 1672. Die Instruction für ihn ist vom 26. April (6. Mai).

343. (S. 259.) Die Instruction, v. Somnitz concipirt, ist vom 4/14. Mai 1672. Die zuletzt beigefügte Andeutung findet sich in dem kurf. Rescript an Anhalt, d. d. 17/27. Mai, als eine Aeußerung, die der Kurfürst gegen de Goes gethan, und „welche er gewiß dorthin geschrieben hat."

344. (S. 259.) Zu Hocher, als er ihn mit Fürst Anhalt sprechen sah: „J'espère que l'Empereur observera religieusement le traité de Munster."

345. (S. 259.) Gleich beim ersten Gespräch mit Anhalt sagte er: „Nur wolle er treulich rathen, daß man fein nach der Ordnung verfahren möchte, erstlich müßten fest-

gestellt werden die foedera, dann die consilia, endlich remedia und operationes." Und Anhalt darauf: „er sei ganz einig damit, nur möge man gleich die Regimenter marschiren lassen."

346. (S. 260.) „Alles unter Commando S. Kf. D., wie vor diesem geschehen in Jütland, und daß alles communicato consilio, wie damals, geschehen möge," so lauten die Worte des Kaisers, die in der Conferenz am 2/12. Juni dem Fürsten Anhalt mitgetheilt worden. Der Vertrag selbst wurde 13/23. Juni in Berlin zwischen de Goes und dem Fürsten von Anhalt formell ausgefertigt. Er steht bei Pufendorf XI, 51. v. Moerner p. 364.

347. (S. 261.) Bei Valckenier Verwirrtes Europa, I. Anhang No. 78. Der Kaiser verpflichtet sich, bis zu 24,000 Mann zu stellen und erhält dafür 220,000 Thlr. Werbegeld, monatlich 45,000 Thlr.

348. (S. 261.) Nach Valckenier p. 456, 6000 Mann, nach Pufendorf XI. 1500 jedenfalls der Zahl nach bedeutend mehr, als der Bromberger Vertrag bestimmte, und überdies bezahlte der Kurfürst ihren Unterhalt.

349. (S. 262.) nec Belgicus miles in Emmerico et Geneppio inveniebatur sed Electoralis; nihilominus tamen inde pauci illi a Gallis copiis proturbabantur quae nullo jure capta nullo jure habebantur. Marenholz und Frd. v. Jena's Antwort d. d. 4/14. Jan. 1673 auf Gravels Eingabe beim Reichstage. d. d. 23. Septb. 1672.

350. (S. 263.) v. Moerner p. 360: „Ratification der Generalstaaten 10. Juni 1672, d. h. zurückdatirt, in Wahrheit jedenfalls später erfolgt."

351. (S. 263.) Zuerst finde ich diese Aeußerung in der oben angeführten sehr lehrreichen Broschüre: „Der große und weiße oder Groote- und Witte-Teufel." Sie ist in den ersten Tagen des August geschrieben, und zwar von einem sehr Kundigen.

352. (S. 264.) Der Prinz von Oranien an den Fürst von Anhalt im Lager bei Bodegrave 3. Juli .... de notre coté nous sommes résolus de nous défendre jusqu'à la dernière extremité.

353. (S. 264.) Der Prinz von Oranien an den Kurfürsten, 3. Juli: ... il n'y a que V. A. E. seule qui nous peut aider ... j'asseure V. A. E. que de mon costé je ferai les derniers efforts pour maintenir ces postes-cy. Er bittet ihn (2. Aug.) de ne pas abandonner en cette rencontre la personne du monde qui est avec la plus de passion de V. A. E. u. s. w.

354. (S. 264.) Die Instruction für Pöllnitz ist vom 17/27. Juni 1672.

355. (S. 265.) Pöllnitz Bericht vom 7/17. Juli: Man entschuldigte sich, „es könne sein, daß solches in der Verwirrung, in der man damals begriffen gewesen, vergessen worden sei, anitzo aber solle es nicht mehr geschehen, wollten auch ohne S. Kf. D. Vorwissen von keinen Tractaten mehr hören."

356. (S. 265.) Aus den Conferenzen im prinzlichen Hauptquartier bei Schönhoven am Leck 12/22. Juli; anwesend: der Prinz, Amerongen, Bewernink, Beuningen, General Würz und der spanische General Louvigny.

357. (S. 266.) Diese letzten Aeußerungen wurden in der Abend-Conferenz vom 6/16. Juli gethan; aus Pöllnitz Bericht.

358. (S. 266.) Er wird in den Conferenzen mit Pöllnitz, namentlich in der vom 12/22. Juli besprochen.

359. (S. 266.) Am 25. Juli war im Haag dieser Tractat (s. Note 347) von Lisola entworfen und, von den Staaten genehmigt, am 2. September vollzogen. Ich weiß nicht, wann derselbe ratificirt worden ist.

360. (S. 268.) Wie man ihn in Wien beschwichtigte, sagt Esaias von Pufendorf in seinem Bericht (ed. Helbig, p. 26), Lobkowitz habe geantwortet: „daß man Kurbranden-

burg als ein ungezähmtes wildes Pferd consideriret, welches zu besänftigen man ein ander gezähmtes und blindes Roß beigesellen müsse, damit es sich nicht à corps perdu in eine Parthei würfe, woraus dem Reich ein Präjudiz zuwachsen könne" u. s. w.

361. (S. 269.) Nach dem Auszuge bei Pufendorf XI, §. 53. simul praeter Cliviacarum urbium restitutionem millionem ostentare, si Elector Belgis auxilium ferre omiserit. Gravel in der Eingabe an den Reichstag 23. Septbr. 1672: post tot contestationes, declarationes et nomine Sacrae Reg. S. Mis. data toties promissa, non tantum de non retinendis... iisdem locis, sed bello Hollandico finito et pace exinde subsecuta Imperio procul dubio restituendis..... cum nihil quicquam quod ad Imperium pertineat, nullatenus asservare velit, immo tot locorum ab Unitis Provinciis a saeculo fere usurpatorum promovere restitutionem intentat, quamvis id ipsum propositum fuisse dictum Electorem non latuerit ipsique per Regios Ministros satis superque declaratum sit, additis desuper oblationibus haud contemnendis u. s. w. Die Instruction, die Vauguion erhalten (Mignet III, p. 90), stimmt freilich nicht zu dem, was er in Berlin gesagt und in Aussicht gestellt hat.

362. (S. 269.) So die Instruction für Marenholtz, Halberstadt 3/13. Sept. 1672, der an Kurmainz gesandt wurde. Aehnlich des Kurfürsten Meldung an den Kaiser, Wespenstein (an der Leine) 13/23. Sept. 1672.

363. (S. 270.) Gravel's Schreiben an den Reichstag, 23. Sept. 1672: „Ubi primum Elector Brandenburgicus, quivis etiam cum illo unitus princeps copias ex Westphalia in ditiones suas a Rheno remotiores revocarint."

364. (S. 271.) Aus dem Bericht dieser Deputation, Octbr. 1672: „Ein königlicher Rath und Intendant erklärte ihnen, qu'ils doivent connoistre pas autre Souverain que le Roy et que ceux qui avoient encore envie de reconnoistre Mr. de Brandenbourg pour leur souverain, seroient traictés comme le Bourgemaistre d'Emmerich qui pour celà estoit mis dans le cachot."

365. (S. 271.) Mainz erklärt dem brandenburgischen Gesandten, 24. Sept. (4. Oct.): „Er werde, es koste was es wolle, sofort an Frankreich, Holland und England schicken und Alles gebührend vorstellen lassen."

366. (S. 271.) So äußert der Prinz von Oranien in seinem „Bedenken" gegen den Marsch auf Coblenz, das er Krosigk mit zurückgab (4. Oct.): „Es sei mit dem Staat so beschaffen, daß, wenn ihm nicht bald Luft geschafft werde ...., die Leute unmöglich zu weiteren Contributionen zu bringen sein würden," daher „höchst nöthig, daß die Auxiliarvölker den geradesten Weg nach den Provinzen nähmen."

367. (S. 273.) So in den Conferenzen zu Dudenhofen 8. October und zu Bergen 16. Oct. 1672. Die Protocolle dieser und vieler anderer Conferenzen finden sich zum Theil im Berliner, zum Theil im Dessauer Archiv; letztere habe ich erst für diese neue Ausgabe benutzt. Kaminiec fiel 30. Aug. Der Friede von Budzak ward 18. Sep. geschlossen.

368. (S. 274.) Protocoll der Aussage des Rittmeisters v. Arnheimb, actum Bergen, 24. Octbr. 1672. Dieselbe Affaire berichtet Türenne d. d. Erpel 2. Novbr. an Louvois; der französische Officier hieß Lafitte, er hatte 100 Mann gegen 60, und deren 25 bis 30 getödtet oder gefangen. Grimoard Collection II, p. 90 und 117. Ludwig XIV. (in dem bei Roussel Louvois I p. 538 abgedruckten Memoire) sagt von diesem Rencontre: la guerre venant de commencer auprès de Nassau entre mes troupes et celles de l'Empire par un parti que commandoit La Fitte lieutenant de mes gardes du corps, qui batit les ennemis u. s. w.

369. (S. 274.) Für die Darstellung, die Beaurain (Campagnes de Turenne, p. 43) giebt, findet sich weder in den diesseitigen Acten, noch in den Briefen Türenne's die Bestätigung.

370. (S. 274.) Montecuculi in der Conferenz vom 9. Nov.: „Die Stadt Frankfurt beweise sich auch nicht honorabel, habe viel französisches Geld."

371. (S. 275.) Daß bei diesem Anlaß Montecuculi sich geweigert hat, über den Rhein zu gehen, „weil man dort weder Retraite, noch Magazine habe," ergiebt des Kurfürsten Instruction für Pöllnitz Sendung nach dem Haag, d. d. Sparenberg 18/28. Februar 1673.

372. (S. 275.) Es war die Gemahlin des Landgrafen Ernst von Rheinfels, eine geborene Gräfin Solms. Französischer Seits ist geglaubt worden, mit dem Stoß auf die Brücke von Neuwied (7. Dec.) habe man Türenne's linke Flanke tourniren, und an ihm vorbei den näheren Weg nach Mastricht zu Oranien gewinnen wollen, der am 10. Decbr. bereits aus Mastricht nach Charleroi aufbrach. Die eigenhändige Instruction des Kurfürsten für General-Lieutenant v. Goltz zum Angriff auf die Brücke von Neuwied, 22. Nov. (2. Dec.), läßt den Gedanken dieser Bewegung erkennen.

373. (S. 276.) Gremonville's Bericht vom 4. August 1672 sagt: Fürst Lobkowitz habe zu ihm gesagt, „que s'il avoit vu les instructions du comte de Montecuculi, il jugeroit lui-même que la marche des troupes n'étoit qu'une simple apparence et que si l'Electeur vouloit faire quelque nouveauté, on le laisseroit agir tout seul." Mignet IV, p. 103. Und p. 105 Lobkowitz Versicherung, que l'Empereur ne consentirait jamais à la démangeaison que l'Electeur et les Princes de Brunswic avoient depuis longtems d'envahir quelques évechés catholiques et surtout le pays de Munster avec l'éveché de Hildesheim auxquels ils faisaient l'amour depuis tant d'anneés.

374. (S. 276.) Von dem französisch-kaiserlichen Vertrage vom 1. Nov. 1671 erhielt der Kurfürst erst im Mai 1673 Nachricht und Abschrift (Crockow, Wien 17/27. April 10. Mai 1673): Art. III. Si illaesa permanente ex parte Christ[mi] Regis pace Aquisgranensi extra circulos et feuda Imperii, quos aut quae status aut Vasalli Imperii possident (bellum exoriatur) (bei Mignet III, p. 551 s'i l s'é l e v a i t u n e g u e r r e ouverte hors des cercles u. s. w.), so wolle der Kaiser sich in nichts mischen. Der Ausdruck war geschickt genug gewählt.

375. (S. 277.) Wenigstens in der Note verdienen die drei Aufsätze von Leibniz, consilium de castigando per Saxonem Brandenburgico, erwähnt zu werden (bei Klopp II, p. 159), deren officieller Charakter sich aus dem proponere audeo ex permissu, p. 162, ergiebt. Sein Vorschlag ist, daß Saxonis exercitus subito a tergo ad Albim adparens des Brandenburgers audaciam bändige. In dem schnöden Rathschlag fehlt auch nicht Brandenburgs studium impotens religionis suae, und Lutheranis odium in Calvinistas recente Brandenburgici felicitate et in suos Lutheranos duritie inflammatum.

376. (S. 277.) Der neue Kriegsplan liegt im Wesentlichen im dem Bericht von Romswinkel aus dem November vor. Der Prinz von Oranien war vom 11. bis 30. Nov. in und um Mastricht, am 19. Decbr. vor Charleroi, am 23. Decbr. auf dem Rückmarsch.

377. (S. 278.) Diese Zuschriften und Manifeste sind in mehreren Flugschriften und Sammlungen jener Zeit gedruckt. Münster u. a. erklärt in dem Antwortschreiben vom 19. Novbr., „es komme ihm sonderbar vor, daß man dem lieben Deutschland persuadiren wolle, daß E. L. Allianzen und Actionen zur Erhaltung des I. P. und der teutschen Libertät gelten; daß aber dadurch nur ein arbitrium absolutum im Reich und eine Superiorität über andere Mitstände gesetzt werde, solches weiset leider der Zustand derjenigen Reichsländer, so E. L. und dero Miliz wider die Reichsconstitutionen und den so hoch verpönten Landfrieden überzogen und ruinirt haben." In derselben Sache liegt ein sanft schleichendes Schreiben des Bischofs von Straßburg an Schwerin (7. Novbr.) über das „scharfe Bedrohungsschreiben" vor.

378. (S. 279.) Ein Schreiben aus dem Haag, 19. Jan., sagt vom Bischof: „Il a

commencé à faire le renard pour gaigner du tems et a entamé un traicté avec le comte de Montecuculi."

379. (S. 279.) Dat van dicke mueren, met geen Canon, wijl 't engh van toegangh oock een braef gewelf voor 't in-werpen van vier-werken had, scheen gedwongen te konen werden. So der Hollandze Mercurius 1673, p. 11.

380. (S. 280.) Amerongen, Bielefeld, 5. Jan. UA. III, p. 351. Bruyninx schreibt, 8. Jan., aus Wien an Fagel: „man verhindere jede Ausführung der kaiserlichen Beschlüsse, was keine andere Ursache habe, als de jalousie, diffidentie, affgunst ende parthyschap ende der gelycke monstreuse Hoofs gebroedsel." UA. III, p. 354.

381. (S. 280.) Es ist eine Instruction für Christoph v. Brandt (der seiner Krankheit wegen nicht reisen konnte), d. d. Sparenberg, 1/11. Jan. 1673 (nicht 15. Febr., wie Pufendorf XI, 84 hat). Brandt soll „als vor sich" erwähnen, „daß, wenn wir keine andern Effecten von der Conjunction verspüren sollten, als daß unser Land ruinirt und wir dergestalt zu Extremitäten gebracht werden sollten, es das Ansehn habe, als wenn man uns zwingen wollte, andere mesures zu nehmen."

382. (S. 280.) door eenige Infanterie van Condé en Cavallerye van Duras versterckt, sagt der Hollandze Mercurius 1673, p. 33. Diese Verstärkungen von Duras, der bei Maaseyk, und von Condé, dessen Truppen bei Charleroi und Metz standen, rückten nach.

383. (S. 281.) Nach Amerongen's Angaben, Delbrück, 1. Febr. UA. III, p. 360.

384. (S. 281.) Türenne's Schreiben, 14. Febr., bei Grimoard II, p. 192: comme je m'étois approché un peu de Luinen où il y a un pont, je crois que cela a obligé un parti de 2000 chevaux, qu'ils y avaient envoyés, de retourner la nuit du matin qu'ils avaient passé s'étant montré devant Becken . . . . je pense qu'ils eurent nouvelle que je faisois passer un grand corps.

385. (S. 281.) Die einzige authentische Nachricht findet sich in des Kurfürsten Instruction für Gen. v. Pöllnitz, Sparenberg, 18/28. Febr. 1673: „ . . . da wir denn auch gewiß gehofft, den Feind zum Stand zu bringen und Bataille zu liefern, wie wir denn zu dem Ende zweimal in Bataille gewartet; nachdem aber derselbe solches evitiret und sich in seinem Vortheil gehalten, also daß wir außer mit glücklichen Partheien ihm nicht beikommen können und der Frost es unmöglich gemacht, die Armee länger campiren zu lassen, so ist S. Kf. D. nach Bielefeld mit einigen Regimentern gegangen, den Rest bei Soest, Hamm und daherum gelassen" u. s. w. Militairisch sind die Vorgänge dieser Tage dunkel, die näheren Erörterungen, für welche Acten des Archivs in Münster einigen Anhalt geben, behalte ich mir vor.

386. (S. 281.) Amerongen, 12. Februar 1673 (UA. III, p. 365): het is niet te beschrijven wat menschen en peerden op deesen tocht wederom hebben gesouffreert, sulcx te vermoeden is, dat de Brandenburgsche trouppes een geruymen tijdt sullen nodich hebben, eer sij in goedt postuer gebracht werden. Rousset I, p. 426 führt aus einem Briefe (9. Mai) Türenne's an Louvois an: le chirurgien de l'hôpital me disoit ces jours passés qu'il a coupé dans l'hiver deux mille doigts de pieds à des soldats et que cela ne les incommode guère pour marcher.

387. (S. 282.) Vermittlungsanträge seit dem Nov. 1672, s. Rauchbar, Waldeck, p. 284. Die Erbietungen (vom 12. Jan.) zu Waffenstillstand und Unterhandlungen in Dünkirchen waren von den Generalstaaten (16. Jan.) ausweichend beantwortet. Auf einen erneuten Antrag (13. Febr.) erklärten sie sich (21. Febr.) bereit, um nicht „eenigh aigreur in 't gemoet van den Koningh van Engelland te verwecken of impressie te geven dat de voorsz. stilstant was gerefuseert, om S. M. onderdanen onderwijl door

particuliere commissie vaerders te beschadigen," einen Waffenstillstand zur See eintreten zu lassen.

388. (S. 282.) Am 6. Jan. hatte Romswinkel an die Zahlung gemahnt, am 25. Jan. wiederholte der Kurfürst sie „dringend" gegen Amerongen, UA. III, p. 357: „denn sonst gehe sein Heer zu Grunde, sein Land werde ruinirt, der Feind triumphire" u. s. w. Die letzte Zahlung reichte erst bis zum 25. Oct. und war erst kürzlich durch Amerongen bewerkstelligt.

389. (S. 282.) Die Worte des kurfürstlichen Schreibens, das u. a. im Hollandze Mercurius, p. 31 abgedruckt ist, lauten: ons ook hebben belooven, dat so haest wy in Westphalen met onse armee souden arriveeren, sy ons uyt denselven (den Festungen am Rhein und an der Yssel) alle verschaffinghen doen en daer benevens uyt der selver armee een corpus van 24000 Man mit ons wilden laten ageeren.

390. (S. 282.) Romswinkel, 22. Febr./4. März 1673: „aus Wien, d. d. 16. Febr., ist Nachricht eingekommen, worin Kais. Maj. das armistitium absolute abgeschlagen und die den Schweden vom Staat gegebene ernste Antwort approbiren."

391. (S. 283.) (Protocoll) den 22. Febr. 1673. Duc de Bournonville: weil die zwei Städte evacuirt, könnte man hier nicht stehen bleiben; man hätte hier alle Völker wollen zusammenziehen en bataille zu stehen; da werde er nicht lange dauern können, werde thun was S. Kf. D. befehle u. s. w. Fürst Franz Fürstenberg an den Bischof von Münster Bonn 24. Febr.: „.. Denn aller Apparenz nach dürften sie sich nach der Grafschaft Ostfriesland oder anderweitig hin retiriren oder aber eine Bataille wagen." (Münstersches Archiv).

(392. S. 283.) Protocoll der Propositionen an Amerongen, 10/20. Febr., UA. III, p. 370. Ein Conferenzprotocoll vom 10/20. Febr. 1673 beginnt: „Schwerin referirt was im Haag wegen des Armistitium vorgegangen. Duc de Bournonville: halte es wohl nöthig, habe aber keine ordre dazu, am kaiserlichen Hofe aber hätten sie zu der Zeit von solchen extremitäten nicht gewußt. Fürst v. Anhalt: auch nach andere Lande zu gehen, Franken oder im eigenen Lande, Kaiserliche nach Eger, S. Kf. D. zwischen Herford und hier sich zu verlegen und indessen den Schweden" (Obrist Wangelin an Türenne) „schicken. Bournonville: man solle den Schweden gehn lassen und nicht sagen, daß er seinen Consenz dazu gegeben, indessen darauf zu gedenken, wie die Armee zu verlegen. Resolvirt: durch den schwedischen Abgesandten, Bischof von Osnabrück und Bischof von Paderborn das Armistitium zu behandeln."

393. (S. 285.) Ueber den Zustand der holländischen Kriegsmacht und der Stimmung der Bevölkerung ist Waldeck's Mem. an den Prinzen aus dem Febr. 1673 (Rauchbar, p. 296 ff.) sehr bezeichnend: je me tiens obligé . . . de dire que vous êtes perdu avec l'estat si vous ne mettez pas la main aux affaires avec une très grande application, car sans que V. A. s'assure des maux que les ennemis internes lui peuvent faire naître, par un réglement dans la justice, que l'insolence des mutins et de ceux mesme, qui vous servent, ne vous trouble u. s. w.

394. (S. 285.) Schreiben von Cöln und Münster, d. d. 24. Dec., zur Dictatur gebracht 11/21. Jan. 1673. Und ähnlich der Aufruf Cölns an das Gesammthaus Braunschweig und die niedersächsischen kreisausschreibenden Fürsten, Bonn 18. Januar: (wegen des Kurfürsten Fürrücken ins Hildesheimsche) „als wären Sie gleichsam das höchste Haupt und Protector des Reichs... zur Unterhaltung Ihrer dem Vorgeben nach zu des Reiches Sicherheit, in der That aber zu Unterdrückung treuer Kurfürsten und Fürsten des Reichs und den Reichsfeinden zum Vortheil;" es sei Befehl erlassen „Gleiches gegen Halberstadt und Minden zu thun," und wenn Cöln selbst auch zu schwach sei, „würden getreue Kur-

fürsten und Fürsten, auch bei dem Friedensschluß interessirte Kronen solche manuteniren können." (Münstersches Archiv.)

395. (S. 286.) Der Beschluß vom 14/4. Dec. lautet: „daß sowohl S. Kf. D. von Brandenburg zu gebührender Restitution und Satisfaction zu verhelfen, als auch sonsten die zwischen denen in Waffen stehenden Partheien obschwebenden Mißhelligkeiten beizulegen, auch eine Interposition und Mediation anzutragen." Das Einzelne der erbärmlichen weiteren Verhandlung übergehe ich.

396. (S. 287.) Der Kurfürst gab dem Pfalzgrafen „eine schriftliche Erklärung, so diejenige gewesen, welche in simili an Herrn Wangelin ertheilet und communicabel war," (Meinders Bericht aus Lippstadt, 14/24. Mai 1673); also war dem Pfalzgrafen wohl noch mehr mitgetheilt; in den Acten habe ich es nicht gefunden.

397. (S. 287.) Die Instruction für Pöllnitz ist datirt Sparenberg 18/28. Febr. 1673 (lectum in cons. 17/27. Febr. praes. S. Kf. D., Fürst von Anhalt, Graf Dohna, Pöllnitz, Meinders, Schwerin); die für Crockow Minden 8. März (26. Febr.) 1673 (lectum in cons., praes. S. Kf. D., Anhalt, Dohna, Blumenthal, Schwerin).

398. (S. 287.) Um diese Zeit will Louvois (Schreiben bei Rousset I, p. 434, 14. März 1673) einen großen Plan des Oraniers entdeckt haben (travaillant à réfaire . . . la carte de l'Europe: au duc de Lorraine il a promis la restitution de son duché; aux Espagnols les places Hollandaises de la Flandre et de Brabant, la suppression du traité d'Aix la Chapelle et le rétablissement du traité des Pyrenées; au Roi de Danemark la restitution des provinces que les Suédois lui ont enlevées; à l'Empereur Brisach, Philippsbourg, toute l'Alsace avec les Palatinats Sandomir, Cracovie et Lublin, les Polonois recevant en échange la Pomeranie Suédoise.) Also nicht eimal dies schwedische Pommern für Brandenburg.

399. (S. 287.) Monterey sagt zu Blaspeil (dessen Schreiben an Schwerin, 3/13. März): „que d'entrer dans un armistice ne pourroit servir à autre chose qu'à rendre le Roy de France tout doucement maistre de tous les Pays-bas et consequemment de l'Empire."

400. (S. 287.) Der Kaiser an den Kurfürsten, 11. März: „nun ist mir dieses alles sehr leid und ganz unvermuthet zu vernehmen gewesen." Der Verlauf der östreichischen Intrigue ist aus den diesseitigen Acten nicht aufzuklären. „Je sçay bien que cette affaire a esté un de ces énigmes, qu'on ne peut j'amais bien pénétrer" u. s. w. heißt es in der Schrift: „L'Empereur et l'Empire trahis et par qui et comment" (1680), eine Schrift, die wohl einmal genauer untersucht zu werden verdiente.

401. (S. 289.) So die Weisung des Kurfürsten für das Antwortschreiben auf ein kaiserliches Schreiben vom 12. März. In einem Schreiben, d. d. Cöln, 31. März (10. April), wird Crockow angewiesen zu versichern, „daß wir nichts vornehmen werden, als wozu uns die Noth selbst treibt, und daß wir dennoch, es komme, wie es wolle, in getreuer Devotion gegen Kais. Maj. verharren werden."

402. (S. 289.) Dem kursächsischen Gesandten Gersdorf gab im Herbst 1672 der Kaiser die ausdrückliche Versicherung, daß er mit seiner Verbindung mit Brandenburg den kursächsischen Ansprüchen auf Cleve in keiner Weise präjudiciren wolle. (Dresdn. Archiv.)

403. (S. 290.) Bei dem von Meinders Hand geschriebenen Concept ist das sonst übliche lectum in consilio nicht bemerkt. Von dem sehr lebhaften Zwiespalt der Ansichten ist nur Eine sichere Angabe vorhanden; Canstein hat sich in Hamburg gegen den cellischen Kanzler geäußert: „bei der Discussion im Geheimenrath, ob man bei dem Vertrage mit den Staaten bleiben solle, habe er, Somnitz, Fr. v. Jena dafür, Anhalt, Schwerin, Meinders dagegen gesprochen." Was die chiffrirte Correspondenz Anhalt's mit dem

Kaiser, von der Ende Mai mehrfach die Rede ist, bedeutet (Orlich II, p. 91), ist aus den diesseitigen Acten nicht zu ersehn.

404. (S. 292.) „Vereor, ut post mutationem illam utrobique posthac suspectus maneat.“ Lyncker an Leibnitz, Wien 27. Juli 1673.

405. (S. 292.) Am 6. Juni überreichte Strattmann die Ratification des Kurfürsten in Vossem (auf dem Wege von Brüssel nach Löwen); daher datirt der Friede vom 6. Juni obschon in den nächsten Tagen noch Einiges in demselben geändert wurde. Unterzeichnet wurde der Tractat von Arnauld (de Pomponne) und Meinders erst am 21/11. Juni.

406. (S. 293.) Friede von Vossem, 6. Jan. 1673; Pufendorf XI, 95, v. Moerner, p. 375.

407. (S. 295.) In einem aufgefangenen Schreiben von ihm heißt es: „die Nachricht von den Türken liegt mir tief in Gedanken, weil sie gut ist, unsere Parthei zu stärken“ u. s. w. Bei Sylvius, Historien ouses tijds I, p. 489.

408. (S. 295.) Man vergleiche die Schrift: „Höchst nothdringendes fußfälliges Schreien, Bitten und Klagen,“ von 71 eingekerkerten evangelischen Geistlichen in Ungarn aus dem Jahre 1673.

409. (S. 297.) In einem satyrischen Verzeichniß von Büchern, die „der Abgesandte Mercurius in das heilige R. Reich herausgegeben durch Libertinum Statistam 1675“ sucht, steht „Fr. Guil. Brandenburgici de inconstantia.“ Und ein anderer „Der verkleidete Götterbote Mercurius“ 1674, meldet eine Menge arger Dinge vom Berliner Hofe: „ist er dann gleich auf einmal so stille geworden, und läßt es Kursachsen zuvorthun“ u. s. w. Eine Art Ehrenrettung „gegen solche Leute, die als die Hunde gegen den Mond bellen,“ ist gedruckt unter dem Titel: Relation von dem Auf- und Abzug ꝛc., d. d. Frankfurt a. O., 21. Juli 1673. Daß der Kurfürst seine Armee an Frankreich überlassen werde, war die Meinung am Wiener Hofe, wie Crockow 11/21. Mai 1673 meldet.

410. (S. 300.) Der Wortlaut des kurf. Rescripts an Crockow 1/11. Mai ist: „Damit Kais. Maj. nicht gedenken möchten, daß dies aus einiger Veränderung des Gemüths und der hierbevor bedachten Maximen hervorgehe, so haben wir J. K. M. durch Euch davon Nachricht geben wollen, und wie wir nicht unterlassen würden, bei allen Begebenheiten gegen Kais. M. und das Reich unsre schuldige Treue zu erweisen, und vor Erhaltung dessen Libertät alles nach Vermögen beizutragen“ u. s. w.

411. (S. 301.) Schreiben des Königs an Gravel, d. d. Camp de Mastricht, 18. Juni 1673. Der Antrag ist Mitte Juli zur Dictatur gekommen.

412. (S. 302.) Es ist die kaiserl. Proposition „die motus am Rhein betreffend,“ vom 28. Aug. 1673.

413. (S. 303.) „Wollten sie nicht für desertores patriae propriaeque libertatis neglectores gelten.“ Aus Gottfr. v. Jena's Bericht, 20. Sept. (6. Oct.) 1673.

414. (S. 303.) So sahen es die Zeitgenossen an. Schurzfleisch schreibt im Juli 1673: „Sane in Ungaria dominatum, quem nemo antea potuit, Leopoldus fundavit .... Galli consilia in vi consistunt atque raptu, Austriorum mora et judicio perficiuntur.“ Der ganze Brief (Nr. 92) ist sehr lehrreich.

415. (S. 304.) „Le roy ... voyant que les Espagnols passent le terme de secours simple, pourroit se voir obligé de leur faire la guerre.“ Protocoll der ersten Conferenz am 12/22. August; ihr und den folgenden wohnen bei Schwerin, Jena, Meinders; letzterer führt das Protocoll.

416. (S. 304.) Schon am 7/17. September schreibt der Kurfürst an Schwerin: „es kommt uns so vor, als wenn England andere Mesures nehmen dürfte.“

417. (S. 305.) Der Kurfürst an Schwerin, Potsdam, 14. Oct. 1673: „Ich sehe wohl, daß kein Geld vorhanden, und daß man den Narren mit mir spielet, ich bin recht darüber erfreut, denn weil sie ihr Versprechen nicht halten, so bin auch ich nicht schuldig, dem meinen nachzukommen." Es sollten 300,000 L. gezahlt werden, es wurden Wechsel auf 50,000 Thlr. (100,000 L.) gesandt, bei denen die Provision leicht 5000 Thlr. und mehr betragen konnte.

418. (S. 306.) Eine Anfrage des Kurfürsten an Herzog Georg Wilhelm, ob er gleichfalls von Schweden zur Bildung einer dritten Parthei aufgefordert sei, datirt vom 7/17. Oct. 1673. Und der Herzog meldet, 11/1. Nov., daß er den Schweden ebenso wie Brandenburg geantwortet habe.

419. (S. 307.) So in vielen Flugschriften; in dem „Wahrsagerischen Weltspiegel" (Anfang 1674) heißt es: „daß Frankreich unter den Lilien die Dornen, unter der Freundschaft Dienstbarkeit, unter der Unterwerfung Hollands Deutschlands Ueberfallung und Unterdrückung gesucht habe." In einer anderen (oberdeutschen) „Ludwig XIV. als ein flagellum Dei zur Warnung vorgestellt" —: „O Teutschland, Teutschland, bekehre dich, weil es noch Zeit ist, ehe der Herr sich ganz von dir wendet und dich deinen Feinden, den Türken oder Franzosen, zum Raube giebt."

420. (S. 307.) Aus der in der folgenden Note citirten Schrift: „Ils vont jusques à vouloir assujettir l'Empire à la loi Salique et le faire passer pour un accessoire de la couronne de France et un fleuron de Charlemagne."

421. (S. 308.) Aus der sehr merkwürdigen Schrift (deutsch und französisch): „La sauce de Verjus, Eine saure Weinbrühe." Da heißt es (p. 40): „Jamais personne de bon sens ne se persuadera, que dans le traïté de Westphalie on ait établi une maxime qui renverseroit tout l'hordre et toute la harmonie de l'Empire et le plongeroit dans une abysme de confusion."

422. (S. 308.) In der Schrift A son A. S. Monseigneur le Prince d'Osnabrug: „L'on portera les choses aussi loin que l'on pourra pour anéantir les Princes" u. s. w. Eben da heißt es: „Que le Roy, mon maistre, ne peut être soupçonné de désirer la guerre, puis qu'il offre les expédients tous faciles, tous simples, tous naturels et tous raisonnables, pour l'éviter."

423. (S. 309.) Der französische Gesandte in Berlin gab in einer Conferenz die Erklärung, „der Kurfürst von der Pfalz habe die Communication mit Philippsburg hindern wollen, darüber habe man resolvirt, Germersheim zu occupiren, und habe zugleich dem Kurfürsten den Tractat, so er mit dem Kaiser den 14. Januar gemacht, gezeigt." Dies, um das falsch aufgefaßte exhibebat bei Pufendorf XII, 31 zu berichtigen. Es ist die berüchtigte Sendung Bethune's nach Heidelberg, die in jener Zeit so unermeßliches Aufsehen machte.

424. (S. 310.) Von Interesse ist die Sendung des holländischen Obristen Brasser nach Berlin (UA. III, p. 395 ff.); wiederholt spricht der Kurfürst gegen ihn und deutlich genug über sein Verhältniß zu den Staaten. So berichtet Brasser 12. Juli: wenigstens in den Werbungen habe der Kurfürst versprochen, die Generalstaaten auch noch ferner zu schützen, sijne oogen nae den hemel slaende habe er versichert herzlich zu wünschen dem Staate Zeichen seiner Freundschaft geben zu können. Und 19. Decbr.: des Kurfürsten Verlangen mit einem staatischen Gesandten nach Brassers Abreise weiter zu verhandeln.

425. (S. 312.) Verjus schreibt an Schwerin, 22. März: „Je trouve tousjours de plus au plus, que Vous m'avez tellement barré le chemin, que j'avoue que je ne vois pas de lieu de faire un pas au-delà, si Vous ne m'y monstrez un peu plus de terrain."

426. (S. 315.) Hoverbeck's Bericht, 18. Decbr. 1673; und in dem Bericht vom 1. Decbr.; des Kurprinzen Wahl würde selbst dann zu theuer erkauft sein, wenn man

ihm freie Ausübung der Religion gestatte, „Preußen dagegen wie zum Brautschatz der Republik incorporirt werden sollte, um Starosteien daraus zu machen . . . . . Schweden würde sich dem kurfürstlichen Hause am meisten opponiren." Ich verweise im Allgemeinen auf die vortreffliche Darstellung dieses Interregnums bei Pufendorf XII, p. 67—81.

427. (S. 316.) Es ist nicht richtig, was in der Regel gesagt wird, daß der französische Einfluß die Wahl Sobieski's durchgesetzt habe, im Gegentheil, der Bischof von Marseille sagte, als diese Wahl schon im Gange war, zu Sobieski's Gemahlin: „que, si on achevoit, il doutoit fort que le Roi, son maître, en fût content." Coyer, Hist. de Sobiesky II, p. 31, Salvandy's Kritik dieser Angabe ist bloße Phrase.

428. (S. 327.) Oder, wie er sich in der Conferenz am 4. Juni äußerte, „weil S. Maj. leicht ermessen könne, daß S. Kf. D. fast schwer fallen würde, länger die Miliz zu unterhalten, so gönnten Sie S. Kf. D. nicht allein gern einigen Zuschub, sondern Sie wären auch bereit, selbige Subsidien S. Kf. D. zu verschaffen und sich dafür zu engagiren, wenn nur S. Kf. D. gegen S. Maj. sich wollten herauslassen, und wie viel zur Unterhaltung solcher Miliz monatlich nöthig sei, benennen."

429. (S. 317.) „Conditiones, so J. K. M. von Schweden bei Antragung der monatlichen Subsidien von J. Kf. D. begehren möchten; so viel mir bis hieher davon wissend," von Wangelin in der Conferenz vom 6. Juli überreicht, in der vom 12. Juli besprochen.

430. (S. 318.) Der Reichskanzler sagte zu Christoph v. Brandt: „zum Winter werden 20,000 Schweden in Deutschland stehen, und dann wird Schweden sich bemühen, tabulas e naufragio relictas zu colligiren" Brandt's Bericht vom 21. Jul.

431. (S. 319.) Unter anderen Schriften über diese „boutade" ist besonders anziehend: L'ambassadeur en colère representé par la lettre d'un Hollandois (vielleicht von Chr. Brandt), und lehrreich Alethophili ad Censorinum epistola, d. d. 30. Sept. 1674, auch in mehreren Editionen deutsch (wohl von Schwerin; Modestinus ad Aletophilum redet diesen Monseigneur an).

432. (S. 319.) So nach der damals veröffentlichten Listen: „S. Kf. D. von Brandenburg gnädigste Verordnung derjenigen Völker, so itzo zu Felde gehn sollen, ohne die Garnisonen, welche wohl besetzt bleiben wie auch ohne die nacher Polen destinirten Auxiliarvölker;" wieder abgedruckt im Teutschen Kriegscourier 1674 n°. LIII. (vom 19.29. Juni) und in Hollandze Mercurius p. 130, lückenhaft in Theatr. Eur. XI. p. 516.

433. (S. 320.) So Crockow, Wien 9/19. Juli; er sendet dieß Schreiben mit dem kaiserlichen Courier, der im Text erwähnt ist. Er hat am 5 15. Juli gemeldet: in einer Conferenz zwischen dem spanischen Statthalter Graf Monterey und Graf Souches in Namur sei beschlossen, daß die brandenburgischen Völker nach dem Oberrhein gehen sollten und Kais. Maj. begehre instantissime, J. Kf. D. möchte Dero Völker, so viele deren beisammen seien, avanciren und die anderen sobald möglich folgen lassen, „ich sehe wohl, daß man nicht wenig perplex ist, weil auch zugleich Nachricht eingekommen, daß Türenne mit einer stattlichen Armee von 20,000 Mann... diesseits Rheins stehe." Jene angeblichen Verabredungen in Namur sehen freilich in Rauchbars Waldeck p. 348 ff. sehr anders aus.

434. (S. 320.) Näheres über diese Verhandlungen bei Isaaksohn, der deutsch-französische Krieg von 1674, p. 17 und namentlich in dem dort p. 56—63 abgedruckten „Summarischen Bericht des Grafen Souches an den Hofkriegsrath vom 31. October 1674 . . ."

435. (S. 320.) De Souches wünschte jetzt wieder nach der Pfalz zu marschiren. Schon am 30. August meldet Crockow, „Oranien habe des Kurfürsten Marsch nach den Niederlanden gewünscht," am 9. Septbr., daß Oranien und Monterey darauf dringen, den in Mons gefaßten Beschluß (den Marsch der Brandenburger nach den Niederlanden) auszuführen; am 13., der Courier werde noch zurückgehalten u. s. w.

436. (S. 321.) Man könnte meinen, daß der Ausdruck des Vertrages, Art. 16: summum imperium competit S. Ser. El. u. s. w. sich nur auf den Befehl über die brandenburgischen Truppen beziehe. Man könnte als Beweis dafür anführen, daß es Art. 18 heiße, der Kurfürst verpflichte sich omnes actiones principaliores casu quo foederatorum exercitus toti aut pro parte huic exercitui (dem Brandenburgischen) conjuncti erunt inter dictos foederatos ... expendi et ventilari et prout id majori parti consultum visum fuerit, executioni mandari debent. Diese Beschränkung aber beweist gerade, daß der Kurfürst den Oberbefehl über die mit ihm combinirten Corps erhalten sollte. Daß er es nicht anders verstanden, beweist sein Rescript an Crockow in Wien, d. d. Straßburg 22. Oct. 1674. Auch am Kaiserhofe wurde das summum imperium so verstanden: man werde Bournonville beordern, sagte Hocher zu Crockow (Bericht vom 6. Aug.) dem Commando des Kurfürsten zu pariren, es werde von Seiten des Kaisers keine difficultät haben, aber man besorge, weil secundum constitutiones Imperii derjenige das Commando führe, in dessen Land der Krieg geführt und dem daher Hülfe geleistet werde, daß vielleicht Kurpfalz auf diesem Fundamente einige praetensionen formiren werde.

437. (S. 321.) Die Fassung in dem kaiserlichen Handschreiben an Bournonville ist etwas anders: die Austheilung der Losung bleibe billig bei S. L. „wie auch was dieselbe auf den per majora machenden Schluß ordiniren werden." Der Kurfürst hat auf der Außenseite der Copie dieser Weisung geschrieben: „Hieraus siehet man, wie limitirt mein Commando bei der kaiserlichen Armee gewesen, dahero ich nichts ausrichten können."

438. (S. 321.) Kurf. Rescript an Crockow in Wien, Frankenhausen 18/28. August: „ob nicht wegen der zahlreichen Ueberschiffung schwedischer Völker, nach deren Proportion Frankreich zahle, von Seiten des Kaisers zu remonstriren und ein Corps in Schlesien zusammenzuziehen sei?" Und Rescript 10/20. Sept., Hauptquartier Markelsheim: Crockow soll darauf dringen, „daß man vor Allen Dingen dahin sehen möge, daß man daselbst durch Leistung schleuniger und wirklicher Hülfe auf den Fall der Noth für unsere Sicherheit sorge."

439. (S. 322.) Des Kurfürsten Schreiben an Bournonville 4/14. Sept. 1674: er wolle zum Besten der Kurpfalz eine „Diversion" machen, „pourvu que les armées des Alliés, qui sont avec Vous, s'attachent tellement au Vicomte de Turenne et luy taillent le besogne, jusqu'à ce que nous puissions avancer pour exécuter notre dessein."

440. (S. 322.) Bournonville an den Kurfürsten Schlingen 27. Sept. meldet das Genauere von den schon geschehenen und in den nächsten Tagen bevorstehenden Uebergängen: je prévois que ce passage ne sera pas sans embarras et si nous pouvons mettre l'armée de l'autre costé, je crois que nous en viendrons à un combat général. (Jetzt mit anderen zwischen dem Kurfürsten und Bournonville gewechselten Briefen abgedruckt bei Peter, der Krieg des großen Kurfürsten, p. 372.)

441. (S. 323.) Ueber die Schlacht von Ensheim, die vom Morgen 9 Uhr bis an den Abend währte, liegen mehrere Berichte vor; nach dem des kaiserlichen Hauptquartiers ist der Verlust auf der deutschen Seite 2000 Todte; in Türenne's Bericht fehlt die Angabe seines Verlustes (on a perdu beaucoup de gens de part et d'autre); er war nach Lage des Gefechts unzweifelhaft größer, als der der Deutschen.

442. (S. 323.) „Nous y avons eu du plus long combat, plus opiniastre et plus canoné, que j'aye jamais vu." Bournonville an den Kurfürsten, Illkirk près de Strassbourg, 5. October 1674. Die Worte im Text sind aus Bournonville's Schreiben vom 7. October.

443. (S. 323.) Nach Peters wohl besserer Lesung: wir haben die Braunschweig'schen wacker „eingehetzet;" ich habe dies Original nicht wieder vergleichen können.

444. (S. 323.) Der Kurfürst an Bournonville, Willstadt (bei Kehl 2/12. October):

„Cependant j'espère, que Vous ne laisserez pas de Vous attacher tousjours à l'ennemy, afin qu'il n'échappe pas et que nous ayons bientôt l'occasion de faire Dieu aydant un bon coup."

445. (S. 323.) Vier Wochen früher schreibt der Kurfürst an Schwerin: „Ich habe eine sehr schöne Armee, welche auch itzo in guter Disciplin ist und darüber keine Klage kommt, ich habe auch zur Zeit noch keine Kranke."

446. (S. 324.) Für die folgenden Vorgänge giebt es zwei eigenhändige Aufzeichnungen des Kurfürsten. Die eine „Eigentliche Relation was bei Marrel den 8., 9. und 10. fürgangen," ist in einer nur wenig veränderten Fassung (von Somnitz Hand) an Crockow nach Wien gesandt; verändert ist namentlich, daß „S. Kf. D." statt „ich" gesagt wird, auch hier und da Sachliches (s. u.). Die andere spätere Aufzeichnung war für die holländischen Zeitungen bestimmt, sie hat in einer alten Abschrift den Titel: „Wegen der Action bei Marle," und ist, wie ich in den Beiträgen zur Kritik Pufendorfs, p. 88 nachgewiesen, nach der Action bei Colmar geschrieben; das Original hat die Ueberschrift „1674. Lahr m. Decb." wohin der Kurfürst auf dem Rückzuge nicht gekommen ist; er datirt so, als wenn irgend ein Unbetheiligter aus Lahr in der Ortenau schreibe.

447. (S. 324.) In der „Eigentlichen Relation" sagt der Kurfürst: „Da ich dann proponirt und fürgeschlagen, daß man sich des Berges bemächtigen solle ... Dieses ist aber ridicüll befunden worden, daß man mich ausgelacht. Wie dieses Derfflinger gesehen, hat er dagegen protestirt und ist davon gegangen." In der nach Wien gesandten Ueberarbeitung von Somnitz heißt es: „... das hat man von Kaiserlichen Seite ridicul befunden, dawider denn Derfflinger protestiret, auch wie es nichts helfen wollen davon gegangen." In dem aus Lahr datirten Bericht läßt der Kurfürst sich aus dem Spiel: „Der F.-M. Derffling sagte: wenn wir nicht auffen Bergh gehen und das thun, so will ich mit der Sache nicht mehr zu thun haben und ging davon; die anderen lachten ihn darüber aus und hatten ihren Spott."

448. (S. 324.) Bournonville „hat nur an General-Lieutenant Graf Montecuculi obenhin berichtet, es sei wohl ein Dessein gewesen, habe aber Difficultäten gehabt." Crockow's Bericht aus Wien, 8. Nov. st. n.

449. (S. 324.) Nach v. Buch's Tagebuch: „Mr. de Clervaux répondit, qu'il ne manqueroit point d'en rendre temoignage devant Dieu et tout le monde et qu'il l'écriroit aussi par le premier ordinaire à Son Roy." Bei v. Kessel, in der leider vollkommen unbrauchbaren und von Fehlern entstellten Uebersetzung dieses Tagebuchs, steht I, p. 35: „was er auch als erster Verordneter seinem Könige schreiben werde." Der Kurfürst schreibt an Schwerin, Lager zu Blessen (Bleisheim) 28. October 1674: „wir haben den Türenne in Händen gehabt, die Kaiserlichen aber haben nicht folgen wollen ... Türenne ist noch niemals in solcher Gefahr gewesen, als eben damals."

450. (S. 326.) „Ein Project, welchergestalt die Entreprise, deren man sich verglichen, zu verrichten." s. d.

451. (S. 326.) Der Kurfürst schreibt: „...wie die Action sollte vollführt werden, hat Bournonville von Freitag bis Dienstag es aufgehalten ... ob ein anderes Geheimniß hier verborgen sei, solches lasse ich zu eines jeden Vernünftigen Judicatur anheimgestellt... das Fürnehmen ist aber dem Feind sofort zu wissen gethan worden, daß er den Tag zuvor aus seinem Lager aufgebrochen, und seinen Marsch auf Pfalzburg genommen." Und an den Prinzen von Oranien (s. d. aber in diesen Tagen): „Zu wünschen wäre, daß der kaiserlichen Armee ein gutes Haupt sein möchte; es geht mir in Allem, wie es E. L. mit ihnen ergangen ist."

452. (S. 326.) Der französische Agent in Hamburg, Vidal, an Türenne, 10. Oct., mit einer Einlage von Feuquières, Stockholm 29. Sept. Vidal schreibt: „J'espère que...

si ces Messieurs de Suède faisoient promptement une grande diversion, ils commenceroient à donner quelque secours aux affaires de S. Maj. et à V. A. S. qui a toute l'Allemagne sur les bras et l'infidelité des villes impériales." Das Schreiben ist 12/22. Oct. in des Kurfürsten Hand. Türenne's Briefe aus dieser und der nächsten Zeit zeigen, wie er ohne eine Diversion der Schweden keine Rettung möglich glaubt: „Cela est capital pour toutes les pensées que l'on peut avoir." 16. Nov. (Grimoard II, p. 612.)

453. (S. 326.) Der Kurfürst an Oranien, s. d. (wohl vom 22. Dec.). In demselben Briefe: „Die Schweden dräuen sehr, ich besorge, daß sie einfallen und die Winterquartiere in der Kurmark und in Pommern nehmen werden."

454. (S. 326.) Meinders Gutachten d. d. 11. Novb. 1674 „was bei jetzigen gefährlichen und fast sehr geänderten Conjuncturen mir zu Gemüth und Herzen gegangen."

455. (S. 327.) Kurf. Rescript an Crockow, 22. Oct. (2. Nov.), er werde auch ferner die Consultationen halten; „wenn aber auf die Resolutionen bataille zu liefern, oder die Resultate zu exequiren, so giebt die Vernunft, daß das Obercommando bei Einem allein sein muß." Nach einer Notiz von Paul Fuchs an Somnitz hat der Kurfürst noch hinzuzufügen befohlen: „auch hat es der eventus jüngsthin gegeben, daß, da man alles per majora schließen sollen, der Türenne darüber echappiret."

456. (S. 327.) Die Lothringer dorthin, weil dort bei St. Marie und im Leberthal sich lothringisches Gebiet befand, das diesseits der Vogesen bis Dambach reichte.

457. (S. 327.) Der Verdacht des Kurfürsten richtete sich auf den französischen Koch, der aus des Grafen Verjus Dienst in den des Kurprinzen getreten war. Schon am 2/12. September hatte der Kurfürst sein Mißtrauen gegen Schwerin geäußert, namentlich den Kammerjunker v. d. Reck, der auch sonst den Kurprinzen übel berieth, als bei diesem Engagement betheiligt genannt; aus Buch's Tagebuch ergiebt sich, daß der v. d. Reck am 23. Septbr. (3. Oct.) vom Hofe verwiesen wurde.

458. (S. 329.) „Es hat an Recognoscirungen nicht gefehlt. Obrist-Lieutenant Henniges ist ausgewesen und hat nichts angetroffen, Obrist-Lieutenant Sydow ist noch aus, wo der geblieben, weiß Gott; von unserer Vorwacht sind einige todt geschlagen, einige gefangen." So Holstein 11/21. Dec.

459. (S. 330.) So nach dem Concept des Schreibens an Bournonville, Colmar 11/21. Decb. . . . j'ai donné aussitôt ordre à toutes mes troupes de marcher . . . droit à l'ennemi et de lui livrer combat. Je vous prie de les joindre avec les votres sans perdre du temps pour faire tout d'un commun concert. J'ai aussi écrit au duc de Zelle d'envoyer autant des siennes qu'il est possible pour le même effet. Le rendez-vous sera à Sennen sur la rivière de Thour. Surtout il ne faut point donner du temps à l'ennemi pour avancer plus u. s. w. Die Ausfertigung dieses Schreibens ist etwas abweichend, wie man bei Stassart, Dix-huit lettres de Fr. Guill. de Br. p. 27 sehen kann.

460. (S. 330.) In des Kurfürsten eigenhändiger Darstellung: „Bericht von der Retirade von Colmar nach Straßburg," heißt es: „da denn die Franzosen im Marsch auf ihren linken Flügel anmarschirt kommen, und weil sie keine Seitenwachen oder einige Partheien um Kundschaft zu haben, wo der Feind wäre, ausgehabt, ihnen (den Kaiserlichen) so nahe gekommen, daß sie nicht anders vermeinet, denn daß es die Lothringer wären." Die münsterschen Völker waren bereits völlig debandirt.

461. (S. 331.) „Daß man auf alle Weise versuchen sollte, den Feind zum Schlagen zu bringen," war des Kurfürsten Meinung im Kriegsrath zu Schlettstadt, 2. u. 3. Jan., dessen merkwürdige Protocolle, das letzte von des Kurfürsten eigener Hand, vorliegen.

462. (S. 331.) „Woselbst der Feind nicht zu uns und wir nicht zu ihm hätten kommen können," schreibt der Kurfürst.

463. (S. 332.) Der östreichische General-Major Schulze, der hier commandirte,

sagte zum Kurfürsten: „Monseigneur, avec ces gens-ici je ne voudrois pas seulement attaquer les François, mais le diable mesme dans l'enfer." v. Buch's Tagebuch.

464. (S. 333.) So ein Schreiben aus Straßburg, 11. Jan. bei Sylvius II, p. 175. Eben darum schrieb der Kurfürst eigenhändig den „Bericht über die Retirade," dessen Anfang ist: „Weil sowohl in, als außer dem R. Reich, insonderheit durch den Courantier in den holländischen Zeitungen öffentlich ausgegeben werden dürfen, als wenn der Kurfürst v. Br., da man von Colmar gegangen, die Kaiserlichen verlassen und sich mit höchster Confusion bis nach Schlettstadt in vollem Trabe retiriret hätte, so ꝛc."

465. (S. 333.) Kurf. Schreiben an den Kaiser, 30. Decbr. 1674. Der Kurfürst erwähnt, daß sich seine Truppen in sehr schlechtem Zustand befänden; am 26. Januar 1675 schreibt er aus Feuchtwangen an den Kaiser: „meine ganze Armee, die ohne die Artillerie noch in 22 Regimentern zu Pferd und Fuß besteht, und über 15,000 Mann effectiv nicht stark ist."

466. (S. 333.) Aus den bei Isaakfohn p. 79 mitgetheilten Briefen Bournonvilles an Montecuculi: 17. Dec. . . . la verité est que l'on se tient là pour couvrir les cartiers de Brandenbourg qui n'ont point été endommagés u. s. w. 1. Januar 1675 . . . nous avons un homme ici qui ne tesmoigne aucune affection pour l'armée impériale et la traverse autant qu'il peut.

467. (S. 334.) In der wunderlichen Reihe von Schriften, welche unter dem Titel Schwäzgeschichten (de curiosa nec non politica vagabundi per Europam rationis status de praesenti tempore nugae—somnia) im Frühling 1675 zu erscheinen begannen und für die allgemeine Stimmung der Zeit lehrreich sind, heißt es III. im ersten Gesicht: „Ich erinnere mich noch wohl, wie ich vorm Jahr durch Frankenland reiste, daß die Bauern ebenfalls damals über die brandenburgischen Insolentien Anfangs noch hart klagten, aber hernach aufs Beste mit ihnen zufrieden waren und noch wohl das Lob nachschrieen, daß sie nie keine fried- und ruhsamere Einquartierung gehabt, als die kurbrandenburgische."

468. (S. 334.) In einem Avancement, das Crockow 20/30. August 1674 aus Wien meldet, sind unter den zehn genannten Obristen und Generalen drei Deutsche (Dunnewald, Schulz, Graf Starhemberg), die anderen sieben Welsche. Bournonville war nach des Kurfürsten „gravamina contra Imperatorem" (von 1681 82) „ein französischer Unterthan" (wohl aus der Gegend von Boulogne).

469. (S. 334.) In einem Schreiben d. d. Markdorf (in der Nähe des Bodensees): „en marche avec quelques troupes vers le Schwarzwald 19. März 1675, schreibt Bournonville in Anlaß des Gerüchtes, que j'avois fait quelques plaintes de V. A. E. en des relations, . . . je serois bien marry si cela m'estoit arrivé . . . et je n'ay eu aucun suject de me plaindre de Sa personne ou de toutes les grandes actions qu'Elle a faites . . . mais j'avoue que je ne crois pas devoir avoir la mesme déférence, ny les mesmes sentiments pour tous autres." Er hat besonders den alten ehrlichen und schroffen Derfflinger im Auge.

470. (S. 335.) Mignet IV. p. 312 nach dem Bericht Ruvignys London 1. Oct. 1674: le Prince d'Orange, placé à la tête d'une armée de 60,000 h. qui se vantait d'aller traiter les dames à Versailles et d'hiverner en France. Waldeck sagt in einem Mémoire aus den Tagen in Mons (Rauchbar p. 365) . . . man habe den Mai Juni Juli verloren, Condé's Pläne zu hindern sans exécuter ceux que l'on avoit projettés, d'approcher les frontières de France et d'y pousser la guerre avec la précaution nécessaire dans le mestier.

471. (335.) Christoph v. Brandt, Stockholm 24. Januar 1675: . . . man macht hier Staat auf die Höfe von Baiern, Hannover, Würtemberg, Darmstadt, Pfalz-Neuburg,

Kurmainz, Kurcöln, Gottorp und alle sächsischen Häuser, und hofft, auch Münster werde bei dem Kaiser nicht Stich halten."

472. (S. 337.) William Temple, Mem. p. 72. „whatever was the occasion, France had this winter an extreme desire of peace" u. s. w.

473. (S. 337.) Christ. v. Brandt schreibt aus Stockholm, 24. Januar 1675: „Es ist nicht zu sagen, wie sehr es die französischen Gesandten kränkt, daß die meisten Stände des Reichs unter sich und mit Kais. M. über das französische Unwesen so einig geworden sind. Der Reichskanzler hat jüngst gesagt: wer sollte vor drei Jahren gemeint haben, daß die Stände des Reichs mit dem Kaiser sich vereinigen würden. Damals gingen hier darüber gar verdrüßliche Discourse, und lachte man hautement, wenn man vom Reich sprach . . . das große Vorhaben des Reichskanzlers ist, die itzige Einigkeit im Reich wieder zu zerstören und eine Generaltrennung zu stiften."

474. (S. 338.) Von Interesse ist die Reihe von Streitschriften, die der Copia literarum Regis Sueciae u. s. w. folgt. Zur Charakteristik der Lage bietet Einiges die Broschüre: Motus animorum circa motus armorum Suecicorum in Germaniam &c., aus dem Anfang 1675, wahrscheinlich von einem brandenburgischen Autor, obschon unter der Maske eines Römisch-Katholischen.

475. (S. 339.) Bericht des Obristen Micrander, Berlin 20. October 1674, den der Statthalter Fürst Johann Georg von Anhalt an Wrangel gesendet hatte.

476. (S. 339.) Aus dem sehr merkwürdigen Briefe des Kurfürsten an Anhalt, Schweinfurt 5. Febr. 1657 (bei Orlich III, p. 228); das Concept des Schreibens, von des Kurfürsten eigener Hand, weicht bedeutend davon ab.

477. (S. 339.) Die Generalstaaten hatten 29. Novbr. 1674 auf die wiederholten Eingaben des schwedischen Gesandten geantwortet: es werde ihnen leid sein dat sy door so onnodige aengrijpinge van wapenen gedwongen souden syn den kuervorst by te springen en in vyandschap met Syn Maj. te vervallen u. s. w. Sie hatten von ihrer Antwort dem Kurfürsten Kenntniß gegeben und erklärt, daß sie ihm zu Wasser und zu Lande beistehen würden, aber hofften, daß Schweden nicht weiter gehen werde, sie ersuchten ihn deshalb dringend, mit seiner Armee am Oberrhein zu bleiben. Ueber die weiteren Verhandlungen mit den Staaten s. UA. III. p. 453 ff.

478. (S. 340.) Der Kurfürst an Crockow, 2. Febr.: „Wir vernehmen mit sonderbarer Bestürzung, daß man in Wien deshalb Difficultäten macht, und daß sothane Cavallerie contremandirt ist." Eine Reihe von Briefen des Kurfürsten (meist in undatirten Concepten) und Oranien's liegen aus diesen Monaten vor.

479. (S. 341.) Si Suecia hostis fuerit. Crockow's Bericht vom 7. März; darauf in des Kurfürsten Rescript, Cleve 22. März, ein ausdrücklicher Protest gegen diese Clausel, „mit dem Anhange, daß, wenn man annoch zweifeln wollte, ob Schweden vor Feind zu achten, wir solches anders nicht ausdeuten können, als daß man uns unsern Feinden zu sacrificiren entschlossen sei." Ueber die Ziffer der für 1675 aufzustellenden Heeresmacht liegen jetzt die verschiedenen Anträge in den gewechselten Denkschriften bei Rauchbar, Waldeck p. 380 ff. vor.

480. (S. 342.) Oder feiner und schärfer der französische Ausdruck: „Vous me faites rire, quand vous parlez de l'empire, il n'y en a plus, c'est Mr. l'Electeur, qui en veut faire." Es war Mr. Courtin, der so „mehr als zehnmal" sich geäußert hat, wie Brandt aus Stockholm, 24. Jan. 1674, berichtet. Von besonderem Werth ist die Schrift „Teutschlands wahres Interesse bei itzigen Conjuncturen" u. s. w. (aus dem März 1675, vielleicht von Schwerin).

481. (S. 342.) Der Kurfürst an Anhalt, 5. Februar: „daß E. L. meine Intention

begehren zu wissen, solches ist noch nicht an der Zeit, denn Niemand als der Prinz von Oranien und ich solches wissen; E. L. werde ich aber solches bei Zeiten zu wissen geben."

482. (S. 342.) Ein Actenstück, „Was im Haag bei Anwesenheit S. Kf. D. vorgangen, Mense Aprilis et Mai 1675," meist von Blaspeil's Hand, giebt darüber Auskunft; ich übergehe dessen Einzelheiten.

483. (S. 342.) So der eigenhändige Aufsatz des Kurfürsten (s. d. et l.): „Welcher Gestalt Dänemark mit seinen meisten Truppen gegen Schweden agiren könnte."

484. (S. 342.) Das Meiste und Wichtigste über diese Verhältnisse findet sich in den ersten Bänden der sog. „Marineacten" des Staatsarchivs zu Berlin. Ich theile im Weiteren Einiges aus ihnen mit, ohne den Anspruch einer erschöpfenden Darstellung ihres Inhalts geben zu wollen. Der Vertrag mit Benj. Raule und anderen „Liebhabern" ward im Feb. 1675 geschlossen und auf den 31. Jan. antedatirt; es sollen 10 Fregatten von 14 bis 6 Kanonen in See gebracht werden und zwar vor dem 20. Febr. die Fregatten de jonge Marie, la Revenge, das Schiff de swarte Briell, die Snauw le courier de Dunquerque und die Snauw de Bille. Dann (26. Febr.) übernimmt Raule allein das ganze Geschäft. Ihm wird 4/14. Mai ein Patent ausgestellt als „unserm Rath und Schiffsdirector."

485. (S. 342.) Auf die Weisung des Kurfürsten an den Herzog von Croy, d. d. Schweinfurt 13. Febr. 1675, entspinnt sich eine Correspondenz zwischen beiden und dem Obristen Hille, die sehr lehrreich ist. Obrist Hille berechnet die Kosten eines Kapers auf 18,000 Gld., und mit Bemannung auf 42,792 Gld., die Kosten einer Fregatte zu 40 Kanonen, Alles in Allem, auf 110,112 Gld.

486. (S. 343.) Die Ausrüstung dieser „Bolsey'schen" Schiffe übernahm Raule; er hatte im Juli die Fregatte: der Kurprinz 20 Kanonen und 100 Mann, die Fregatte Berlin 16 Kanonen 70 Mann, die Snauw Bielefeld 6 Kanonen 40 Mann, den Hocker die Bull 10 Kanonen 15 Mann, die Fregatte oder Pinaß Potsdam 12 Kanonen 20 Mann (es fehlte namentlich für die beiden letzteren Fahrzeuge an Mannschaft). Die Führung dieser Schiffe übernahm sein Bruder Jacob Raule, den später 10/20. Febr. 1676 der Kurfürst zum „Commandeur über einige Fregatten und andere Fahrzeuge in der Ostsee" ernannte.

487. (S. 343.) Die Namen der drei „holländischen" Schiffe sind nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Obrist Bolsey datirt vor Karlstadt liegend einen Brief von der „Trommel" (s. u.) und auf der Elbe liegend 7. Nov. 1675 einen von der „Nordholland". Zwei dieser drei Schiffe waren am 4/14. Septb. unter Capitain Abraham van Zyll aus dem Texel abgefahren, das dritte unter Capitain van Geel im Begriff zu folgen.

488. (S. 343.) Nach der eigenhändigen Aufzeichnung des Kurfürsten s. d.: „Was ich wegen meines Interesses bei dem Prinzen zu suchen und ihm zu recommandiren habe." Und damit übereinstimmend das kurf. Rescript an Crockow, Cleve 3/13. April 1675, zum Vortrag beim Kaiser, im Concept von Schwerin's Hand mit der Beischrift: „Auf S. Kf. D. Befehl aus Dero eigenhändigem Aufsatz also gemachet", fast wörtlich bei Pufendorf XII, p. 40.

489. (S. 343.) Bei diesen Conferenzen „in der Kammer des Prinzen von Oranien" sind die staatischen Deputirten Fagel und einige andere, dann die kaiserlichen de Grana und Campricht, der spanische de Lyra, der brandenburgische Romswinkel, für die vier braunschweigischen Herren Heimburg und Hake.

490. (S. 344.) Eigenhändiges Concept des Kurfürsten zu einem Schreiben an den Kaiser (undatirt, aber sicher vom 7. oder 8. März): berichtet über seine Besprechung mit dem Bischof von Paderborn, Coadjutor von Münster, er habe, als wenn ihm der Kaiser dazu Auftrag gegeben, dem von Münster die kaiserliche Gnade versichern lassen u. s. w.

491. (S. 344.) Die Staaten forderten namentlich, „daß die Commercien mit Schweden trotz der Ruptur nicht aufhören sollten," Blaspeil's Bericht, 19/29. April 1675;

während des Kurfürsten Ansicht war (Rescript an Romswinkel auf dessen Bericht vom 6/16 April) „daß durch die Ausgebung der Commissionen nichts anderes gethan worden, als was J. H. M. selber kraft des mit ihm geschlossenen Tractates vorlängst hätten thun müssen und daß das Wenigste, was sie thun könnten, wäre, ihm hierin nicht entgegen zu sein, es sei denn daß man an Schweden mehr deferiren wolle als an ihn."

492. (S. 345.) Desto besser gingen in Dresden die schwedischen Verhandlungen vorwärts. Baron Vidal schreibt an Feuquieres nach Stockholm, Hamburg 15. März: der schwedische Resident sei von Dresden zurückgekehrt, où il a reussi très heureusement en son envoy M. l'Electeur de Saxe ayant refusé secours et quartiers à M. l'El. de Brandenbourg et offert seulement son entremise pour l'accommodement avec le roi de Suède. (Gallois lettres inédites des Feuquières III. p. 203.)

493. (S. 345.) General Heister äußerte: „S. Kf. D. habe zwar eine rühmliche und genereuse Intention auf die Mittelmark, aber es wäre bedenklich, man müsse anfangs die force nicht trennen . . . auch habe man von S. Kf. D. Marsch keinen eigentlichen Bericht" u. s. w. Crockow, 9. Juni st. n. 1675.

494. (S. 346.) Der Vertrag ist zuerst bekannt gemacht von Stenzel in Schlosser's und Bercht's Archiv V, p. 323.

495. (S. 346.) Aus einem Vortrage Romswinkel's an die staatische Commission, 4/14. Juni. Vidal meldet an Feuquieres in Stockholm, Hamburg 24. Mai: M. l'El. de Brandenbourg, qui n'a pas un escu en caisse, avoit esté à Amsterdam, pour y emprunter trois millions seulement, en offrant d'engager des prétentions, qu'il a sur l'Estat, et les revenues de Clèves; il n'a pas trouvé mille escus. Le Prince qui pouvoit estre le plus heureux du monde en tenant ce à quoy il estoit obligé, pour y avoir manqué est et sera le plus misérable Prince d'Allemagne. (Gallois lettres inédites des Feuquières III, p. 293.)

496. (S. 347.) Der Obrist v. Götz, der die Besatzung commandirte, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und arquebusirt.

497. (S. 348.) „Que les paysans jusques icy avoient empeschés que les Suédois n'avoient point pu passer." Buch's Tagebuch, 12. Juni. Die Beschreibung ihrer Fahne „im grünen Kranz ein rother Adler, Scepter" mit der bekannten Umschrift finde ich zuerst im Teutschen Kriegscourier Nr. LII. Schreiben aus der Mark, 5. Juni.

498. (S. 348.) Aus der großen Zahl von Berichten über diese und die folgenden Vorgänge ist der wichtigste der „Fernere und wahrhaftige Bericht von dem harten Kampfe" u. s. w., der in mehreren Drucken vorliegt. Er findet sich handschriftlich in den Acten des Geh. Staats-Archivs, von einer Hand geschrieben, die auch andere Sachen des Cabinets concipirt hat; aller Wahrscheinlichkeit nach liegt eine eigenhändige Aufzeichnung des Kurfürsten zu Grunde.

499. (S. 350.) Der Prinz schreibt an seine Gemahlin, Feldlager bei Fehrbellin, 19. Juni: „ . . . da ich denn des Morgens gegen 6 Uhr des Feindes ganzer Armee ansichtig wurde, der ich denn so nahe ging, daß er sich mußte in ein Scharmützel einlassen, dadurch ich ihn so lange aufhielt, bis mir S. Kf. D. mit seiner ganzen Cavallerie zu Hülfe kam." Hamel, Friedrich II. mit dem silbernen Bein u. s. w. Berlin 1861 p. 7.

500. (S. 350.) Die lehrreichste Orientirung geben zwei prachtvoll gestochene Pläne zu der Schlacht von Fehrbellin (von Bartsch), von denen der im Theatr. Eur. (im Jahre 1682) abgedruckte Schlachtplan eine verkleinerte Copie ist. Jene Pläne sind ohne Zweifel auf Grund officieller Mittheilungen angefertigt.

501. (S. 351.) Am Ende des Gefechts erst kam Obrist-Lieutenant Kanne mit den 500 Musketiren heran. Auch das frankenbergische Regiment (600 Reiter) aus Berlin

traf ein; 1800 Mann Fußvolk waren eben daher im Marsch, und standen Nachmittags 28. Juni, eine Meile vom Schlachtfeld; also schlimmsten Falls ein Repli.

502. (S. 352.) Die Bezeichnung „der große Kurfürst" findet sich außer dem Bereich der officiellen Festsprache academischer und pastoraler Prunkreden zuerst, so viel ich sehe, in einem Straßburger Druck: „Zwei schöne neue Lieder, gedruckt bei Johann Pastorius," von denen das erste „im Ton: Gustav Adolph hochgeboren" die Fehrbelliner Schlacht erzählt. Es heißt da V. 3: „Der große Kurfürst zog mit Macht | Um Frieden zu erlangen | Er suchet der Franzosen Pracht | Und ihres Trotzes Prangen | Zu stürzen durch die Kriegeskunst." Der Ausdruck bürgerte sich schnell ein; in Flugschriften von 1678 ist er schon völlig gang und gäbe.

503. (S. 352.) Türenne an Louvois, au camp de Bischen 11. Juni 1675: „voyant même que toute l'Allemagne changera de pensée."

504. (S. 353.) Chasan, früher Resident in Dresden, in einem intercipirten Schreiben, 9. August 1675; vom Dresdner Hofe soll er mittheilen: „qu'on ne se meslera pas dans la présente guerre, si non pour voyes amiables." (Dresdner Archiv.)

505. (S. 354.) Dagegen Oranien an den Kurfürsten, 10. August 1675: „Il y a déjà plus d'un mois, qu'elle (die holländische Flotte) y est fort inutilement à l'ancre devant Copenhague . . . il y a fort peut d'apparence, que le Danois mette une flotte en mer."

506. (S. 356.) Die Zeitgenossen sind voll von Erstaunen und Entrüstung über diesen Rückzug; Temple spricht von „corruption or court-faction; both were accused of having part in this great and almost decisive event."

507. (S. 356.) v. Moerner p. 386. Unter andern war ihm zugestanden, seine Truppen im Hildesheimschen, in Nordhausen u. s. w. in Quartier zu lassen. In dem Schreiben, in dem der Herzog von Hannover den Abschluß an den König von Frankreich meldet, sagt er, er habe festgehalten trotz des erklärten Reichskrieges: „j'ai passé mesmes pardessus les reserves, que Votre Maj. m'avoit accordées, préferant aux devoirs de ma patrie les considérations, que j'avois pour Son alliance." In einer Aufzählung dessen, was man ihm danke, schreibt der Kurfürst dem Kaiser (17. Nov. 1675), er habe Münster und Hannover von der französischen Parthei abgezogen.

508. (S. 357.) Allianz-Vertrag, Dobberan 15. September 1675. Bei v. Moerner p. 387.

509. (S. 357.) Der Kurfürst eigenhändig an Schwerin, Schwan den 1. Sept. 1675. Die Weisung an Anhalt (s. u.) ist datirt aus dem Hauptquartier Schwan, 21. August; die an Gen. Schwerin liegt mir nicht vor; die ihm zugeordneten Regimenter Schlieben und Hohendorf Dragoner mußten aus Preußen heranmarschiren und waren Ende September bei Colberg.

510. (S. 359.) Von dieser Eroberung Wolgasts giebt es viele Berichte und Bilder; ich folge dem eigenhändigen Schreiben des Kurfürsten an Schwerin, Wolgast 2. Nov. 1675, und dem Concept des Schreibens an Oranien von demselben Tage.

511. (S. 360.) Die militairische Lage ergiebt sich aus einem Schreiben des Kurfürsten, Hauptquartier Treptow 13. Nov., an Crockow in Wien, wo man glaubte, „daß es gegen Schweden keiner großen Macht mehr bedürfe." Er zählt die feindlichen Streitkräfte im Einzelnen auf; in Demmin stehn 1300, in Anklam 2100, in Stettin 2600, in Damm 700 Mann. Im Ganzen hat der Feind noch 6400 Reiter, 11,500 Mann Fußvolk, 800 Dragoner; mit Abzug der Truppen, die in den Festungen bleiben müssen, kann er, 6400 Reiter, 7100 Mann Fußvolk, 800 Dragoner stark, vorgehn.

512. (S. 361.) Die Aufforderung Bolsey's „Admiral und General der kurfürstlichen Flotte," wie er sich nennt, datirt „auf der Trommel, 20. Septbr. 1675," ist abgedruckt bei Sylvius II, p. 295 und im Theatr. Eur. XI, p. 726. Ueber den Verlauf der

Expedition ist die erste und beste Nachricht im Teutschen Kriegscourier von 1675 No. LXX. Schreiben aus Amsterdam 21. August, LXXXIII. Schreiben aus Bremen 26. Sept. u. ff. Hollandze Mercurius 1675 p. 219. Ich folge dem Bericht Blaspeil's, d. d. 23. Sept., der seit Ende August in Bremen war, von dort aus die Correspondenz mit der Escadre zu unterhalten und für sie in Bremen zu wirken; so in dem Extract Schreibens Bolsey's an Blaspeil 24. Sept./4. Oct.

513. (S. 362.) Die Zahlungen hatte Benjamin Raule zu leisten, vor dem Romswinkel und Blaspeil von Anfang her als einem unzuverlässigen, halb auf den Bankerut stehenden Mann gewarnt hatten. Daß der Kurfürst ihn mehr als einmal mit bedeutenden Summen aus der Verlegenheit zog, vor Schuldhaft rettete, gab ihm desto mehr Anrecht auf die Schiffe, die ihm als Hypothek gelten durften; auch konnte er so den zunächst auf vier Monate geschlossenen Contract um so besser verlängeren. Er hatte den geschickten und projectenreichen Mann in der Hand.

514. (S. 363.) Die Einzelheiten dieser Geschichte von Wolgast sind militairisch sehr anziehend; was das Theatr. Europ. das Verwirrte Europa u. s. w. hat, stammt aus den Berichten, von denen mehrere im Diar. Europ. XXXII. abgedruckt sind.

515. (S. 364.) Hocher sagt zu den Anträgen Kursachsens: „es wolle nicht zugeben. daß Schweden aus dem Reich gebracht werde, zu dem Ende wolle es gern Alles durch einander werfen und Schweden retten." Ein anderer kaiserlicher Minister sagte: „der kursächsische Hof ist ein Hof, an welchem man viel ißt, viel trinkt und viel redet." Crockow's Bericht, 10/20. Oct. 1675. Die allgemeine Meinung war, daß besonders Jena omnia consilia ad extremam Suedorum perniciem conferre; es hieß im Januar 1676: „Jena vir animo consiliisque acer missionem petiit propter moris institutique Sveriniani ut creditur, dissimilitudinem."

516. (S. 365.) Das Genauere über den Haager Vertrag vom 31. März 1676 und die Weiterungen, die sich daraus entspannen, ergeben die Verhandlungen von van der Tocht, der den Vertrag staatischer Seits anzuempfehlen an den Kurfürsten gesandt wurde; UA. III, p. 447 ff., 476 ff.

517. (S. 367.) Vertrag vom 10/20. Februar 1676: der Contract lautet auf 1 Fregatte zu 20 Kanonen und 100 Mann, 2 Fregatten zu 14 Kanonen und 80 Mann, 2 Fahrzeuge zu 4 Kanonen und 30 Mann, „welche sowohl auf Strömen als auf See zu brauchen und nicht tiefer als 7½ Fuß gehn," außer den 6 Schaluppen, sämmtlich zum 31. März in See zu stellen.

518. (S. 367.) Liljehöck schreibt, Danzig 2. Oct. 1676: „. . . et il est toujours asseuré que quoique nous n'eussions jamais fait quelque alliance avec la France, l'Electeur n'auroit toute fois aucunement cessé de nous estre perfide, ny le Roy de Danemark de nous troubler, lorsqu'il en auroit eu des occasions, car ces deux là sont nos ennemys naturels et nous ne sçaurions jamais avoir la treufe avec eux, sans que nous soyons les plus forts ou que nous les ayons bien humilié à coup d'épée."

519. (S. 369.) Die Einzelheiten dieser Verhandlungen, die Pufendorf XIV, p. 1 ff. nach seiner Art ausführlich und genau aufführt, übergehe ich, da sie nicht in den Gang der Dinge wirkend eingreifen.

520. (S. 370.) Schurzfleisch, 15. Aug. 1675, vom Bischof von Straßburg sprechend: „fecerit mandato regis violentius, an ingenio suo, nunc inquirere nihil refert, postquam cognitum est Germanos fortitudine sua vaferrimas senis artes vicisse et decus nostrae nationis, cui ubique convicia ab hostibus dicebantur, recuperasse."

521. (S. 370.) Den lehrreichen Reisebericht von Scultetus hat Büsching in seinem Magazin IX, p. 1 ff.

522. (S. 371.) Der Kurfürst erklärt 5/15. Februar 1676 in Betreff des Antrages

„wegen Ausrüstung von fünfzehn Kriegsschiffen auf Kosten der Alliirten," er sei gern bereit, seine Quote zu zahlen. Daß die Flotte, die mit Admiral de Tromp aussegeln sollte, 15 Schiffe ohne Brander zählte, sagt ein Bericht im Diar. Europ. XXXII, p. 404. Des Kurfürsten Antheil an dieser Ausrüstung betrug 300,000 Gulden. Romswinkel, Bericht 3/13. Febr. 1674.

523. (S. 372.) Also die Schanze an der Swinemündung muß den Brandenburgern wieder entrissen worden sein; ob jetzt oder schon früher, kann ich nicht nachweisen.

524. (S. 372.) Die Schiffe, die Raule stellt, sind nach der Musterung: des Kurfürsten Fregatte mit 31 Mann (wohl die Jacht die Bracke), der Kurprinz von Brandenburg 20 Kanonen 75 Mann (sollen sein 100), die Fregatte der Junge König von Spanien 16 Kanonen 52 Mann (80), die Fregatte Berlin 14 Kanonen 55 Mann (80), die Galliot Cleve 4 Kanonen 15 Mann (30), die Galliot Potsdam 4 Kanonen 18 Mann (30). Außerdem hat der Kurfürst in Königsberg eine „Spieljacht" und eine Galliote; auch gehn von Pillau zahlreiche Kaper in See.

525. (S. 373.) Den Angaben im Text liegt der Bericht „einer vornehmen Generalsperson" aus Kasseburg 14/24. Mai zu Grunde (abgedruckt im Diar. Eur. XXXII, p. 526). Graf Königsmark selbst hat ihn geschrieben. Er ist im Holl. Merc. 1676 p. 87 fast wörtlich wiederholt. Die bei Valckenier III, p. 202 sind nur scheinbar zwei verschiedene Berichte, der erste kürzere ist nur ein Auszug des zweiten, eben des oben genannten von Königsmark, der nach schwedischer Art stark übertrieben zu sein scheint. Von Schwerin liegt mir kein Bericht vor, wohl aber Briefe aus den nächsten Tagen, die gar nicht so aussehen, als habe er eine schwere Schlappe erlitten. Im Diar. Eur. p. 609 wird noch im Juni (st. n.) angeführt: „Die Brandenburger stunden auf der Swine 5000 Mann stark und hatten bis dato den Entsatz nicht ins Werk richten können."

526. (S. 373.) Kurf. Rescript an Christoph und Friedrich v. Brandt in Kopenhagen, Cöln 3/13. Juni: „dazu kommt, daß unsere Fregatten aussagen, sie hätten während des Gefechts einige Schiffe sinken sehen." Von diesem Gefecht am 3.—4. Juni schweigt Valckenier. Das Datum des kurfürstlichen Schreibens ergiebt (es sagt: die letzten Nachrichten aus Colberg seien vom 30. Mai d. h. 9. Juni), daß es nicht von der Seeschlacht am 11. Juni spricht. Die brandenburgische Escadre hatte nur die Aufgabe Stralsund abzusperren; im Osten vor dem Stralsunder Wasser lag die Fregatte Berlin und die Galliot Potsdam und 4 Schalupen, auf der Westseite des Stralsunder Haffs die Fregatte König von Spanien, die Jacht Bracke und eine große Schalupe, in der Mitte „gegen Rügen im gemeinen Fahrwasser" die Fregatte Kurprinz und die Galiote Cleve. An dem Kampf betheiligten sich die Schiffe Berlin, König von Spanien und Cleve. „Bei währender Action bekommen unsere beiden Fregatten und die Galliote eins von den schwedischen Schiffen mit 22 Stück Geschütz und einen Brander von 8 Stücken zu packen, gehn tapfer darauf los und nachdem auf dem schwedischen 5, auf unsern 2 todt geblieben, solches nebst dem Brander erobert ist;" Bericht des Commissars Neuhaus nach den Angaben der Schiffscapitaine, Colberg 28. Mai/7. Juni 1676. Raule's Bericht 28. Mai/7. Juni sagt von den zwei schwedischen Schiffen, sie seien wat achter geracket und so genommen.

527. (S. 374.) Daher ganz richtig, wenn Buch's Tagebuch 21. Juni angiebt: Raule habe dem Kurfürsten drei schwedische Flaggen überbracht. Eine „Maria" wird in der schwedischen Liste mit 40 Kanonen und 200 Mann Besatzung aufgeführt; ob das genommene Schiff ein anderes ist, weiß ich nicht; nach Theat. Eur. p. 874 war es ein Boyard mit 16 Stücken und 81 Mann, der bei Jasmund genommen und nach Colberg gebracht wurde. Wenn in de Tromps Bericht der Cap. Abraham van Zyll genannt wird, so war er nicht mehr in brandenburgischem Dienst.

528. (S. 375.) Ein eigenhändiges Gutachten des Kurfürsten „rationes, warum man

zuerst Stettin angreifen soll," und gegenüber „rationes, warum man zuerst Anklam angreifen soll, macht die Sachlage vollständig klar.

529. (S. 375.) Nach dem Vertrage vom 27. Mai 1676 (v. Moerner p. 389) die Ratification, die in acht Tagen erfolgen sollte, war von Wolfenbüttel und Celle auch im August noch nicht eingelaufen.

530. (S. 376.) Der Kurfürst rechnete den Ausfall der hessischen Quartiere auf monatlich 30,000 Thlr., und den Betrag aller anderen ihm zugewiesenen auf 40,000 Thlr. Kurf. Rescript an Crockow in Wien, 18. Jan. 1677.

531. (S. 377.) Des jüngeren Schwerin Bericht aus London, 9. Febr. 1677, giebt an, daß in England ein Corps von 6—8000 Mann im Namen des Königs von Frankreich für den Herzog von Holstein zusammengebracht werden solle. Die Verhandlungen betreibt besonders der sehr rührige gottorpische Agent du Cros, über den die Lettres des Feuquières vielfach Aufklärung geben.

532. (S. 377.) „Und daß der Magistrat von Hamburg mit darunter stecke," meldet Brandt aus Kopenhagen, 12. Dec. 1676.

533. (S. 377.) Dazwischen freilich Bemühungen um einen Frieden mit Ausschluß Brandenburgs: — l'on a désiré en Danemark de la traiter ici secrètement auprès du Duc de Hannovre. Die Meinung war, daß der Schwedenkönig Schonen, Wismar, Bremen aufgebe, um sich mit ganzer Macht auf Pommern zu werfen. So Rousseaus Meldung an Feuquières nach Stockholm d. d. Hannover 12. Dec. 1676. (Lettres des Feuquières IV, p. 90 ff.) Weiteres über diese Verhandlung ist mir nicht bekannt.

534. (S. 378.) Den Kopenhagener Vertrag vom 23. Dec. 1676, nebst den geheimen Artikeln, theilt Pufendorf XIV, p. 39 mit. Der welfische Theilungsvertrag hatte auch fünf Theile gemacht, einen davon sollte Münster erhalten, aber auch Johann Friedrich von Hannover sein Stück bekommen.

535. (S. 379.) Nach mehreren Verhandlungen im Geheimenrath wird der Contract vom 3/13. Januar 1677 mit Raule festgestellt (lectum in consilio praes. Serenissimo, Principe Elec., Dom. Schwerin, Köppen u. s. w.). Danach soll Raule stellen 3 Fregatten zu 24, 20, 18 Kanonen und zu 100, 80, 80 Mann, 2 Galioten zu 6 Kanonen und 40 Mann, 1 Jacht zu 2 Kanonen und 10 Mann, zusammen 6 Schiffe mit 76 Kanonen und 350 Mann. Diese sollen in der Ostsee kreuzen und kapern, die zwei großen Fregatten und die Jacht auch damit fortfahren, wenn der Kurfürst Stettin belagert, die anderen aber die Oder hinauf nach Stettin gehen. Außerdem sollen die zwei Galeeren, die der Kurfürst gegen den schwedischen Brander eingetauscht hatte, die übrigen genommenen Schiffe, der Leopard, die Maria, noch eine Fregatte (ein gekapertes Handelsschiff) und drei Schouten, sowie das Holz zum Bau einer „Katze ohne Ohren" zu 20 Kanonen, das General Schwerin beschafft hat, taxirt und dem Raule auf Abschlag seiner Forderungen überlassen werden; wie es scheint zu dem Zweck, daß er auch diese Fahrzeuge fertig stelle und ausrüste. Ein früherer Entwurf rechnet auf diese „kleine Flotte für die Oder" folgende Fahrzeuge: 1 Katze ohne Ohren 20 Kanonen 100 Mann, 3 Schiffe mit 12, 10, 6 Kanonen und 70, 70, 40 Mann, 1 Galiote mit 6 Kanonen 40 Mann, 1 Schute mit 8 Kanonen 50 Mann, 1 kleine Fregatte mit 8 Kanonen 40 Mann, 2 Galeeren mit je 3 Kanonen zu 20 Mann und 50 Ruderer, 1 kleine Fregatte in Königsberg mit 8 Kanonen 40 Mann, 1 Victualienschiff mit 2 Kanonen 10 Mann; zusammen 11 Fahrzeuge mit 86 Kanonen und 600 Mann.

536. (S. 380.) „Es wird hier alles auf die kaiserliche Autorität genommen," schreibt Crockow aus Wien, 26. Febr. 1677. Unter den zahlreichen Schriften, die diese und die damit connexen Fragen behandeln, ist am instructivsten: „Entretien de Philarète et d'Eugène sur la question du temps agitée à Nimwegue" u. s. w. (von Leibniz).

537. (S. 381.) Schwerin's Bericht aus London, 1. Juni 1677. In den französischen

Darstellungen von Desdier (Histoire des négociations de Nimwegue 1680) bis Mignet erscheinen diese Dinge natürlich in sehr anderem Lichte.

538. (S. 382.) Aus dem „Reichs-frei-hoch-wohlmeinend fürstlichen Bedenken," Cap. IX, § 8. Diese merkwürdige Schrift ist nach Gryphius Bibl. p. 149 von Frischman(?), nach Placius von dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels.

539. (S. 384.) Auf die Bitte um Auskunft über das Einkommen Rügens, das der Königin als Wittwenstand bestimmt sei, antwortet der Kurfürst, d. d. Kreckow 4. Novbr. 1676: „die meisten Güter des Fürstenthums Rügen liegen diesseits der See in Vorpommern, welche aber durch itzigen Tractat davon separirt sind."

540. (S. 385.) Aus den Berichten des Kammerjunkers v. Roucq, die für die spanischen Verhältnisse sehr lehrreich sind. Die Summe der von Spanien und Holland rückständigen Subsidien belief sich nach einem kurfürstlichen Rescript an Crockow, 10/20. Mai 1677, „an die 14 Tonnen Goldes;" am Rande des Concepts steht die genauere Summe 1,365,106 (nicht Gulden, sondern) Thaler.

541. (S. 387.) Das Schriftstück „Unvorgreifliche Gedanken, was bei fürstehender Campagne zu thun sein möchte," ist undatirt, gehört aber spätestens in den Januar 1677 Es enthält noch weitere Einzelheiten, die ich übergehen muß.

542. (S. 387.) Nach Aeußerungen Oranien's gegen General v. Spaen, nach dessen Bericht d. d. Wesel 10. Febr. 1677.

543. (S. 388.) Die Bischöfe von Salzburg, Passau, Regensburg, Eichstädt und die Reichsstädte stellten die bespannten Wagen. Crockow's Bericht, 28. Febr. 1677.

544. (S. 389.) In der Verlustliste (am besten bei Valckenier III, p. 467) wird ein Regiment „Prinz von Brandenburg" angeführt, unter den aus demselben gefallenen Officieren viele preußische Namen. Es ist das holländische Regiment des Prinzen Ludwig von Brandenburg, und zur Ergänzung der Verluste wird für dasselbe in Preußen zu werben beantragt. Romswinkel's Bericht vom 5/15. Mai.

545. (S. 390.) Die Resolution vom 16. Februar lautet: „ . . . dat het derhalven noodigh soude wesen, wederom een Equipage te doen van vyftien schepen nae der Oostzee, om die nevens een getal van 25 schepen aan de zyde van S. K. M. van Dannemarken te equipeeren tegens den viandt." Der Kurfürst übernahm wieder seine Quote für die Kosten der 15 Schiffe, während für die 25 dänischen Spanien und die Staaten Subsidien zahlten.

546. (S. 390.) De chercher à retablir l'amitie avec les Etats Unis par une bonne paix, qui les rendrait bien plus propres à être les veritables médiateurs et de convenir d'une suspension d'armes dans les Pays Bas qui les mettrait dans l'état à rien craindre et leur donneroit tout le loisir de porter les Espagnols à des conditions raisonnables. Aus den Depeschen bei Mignet IV, p. 450. Mit welchem Erstaunen und Unwillen dieser „so sy ordeelden alreede gesloten" Contract von dem Kurfürsten und seinen Ministern aufgenommen wurde, berichtet van der Tocht 17/27. Juni 1677. UA. III, p. 499 ff.

547. (S. 391.) Unter andern die glänzend geschriebene Discussio quorundam scriptorum Brandenburgicorum, Stralsundiae 1677, von der sowohl Schurzfleisch (16. Febr.), als auch Crockow (Bericht vom 21. März) glaubt, daß Pufendorf (ob Esaias oder Samuel, ist nicht gesagt) sie verfaßt habe. Meinders schreibt am Rande von Crockow's Bericht: „weit gefehlt." Es knüpft sich an diese Discussio eine weitere Verhandlung; es erfolgt ein kaiserliches Verbot an die „compilatores des Diarii Europaei in Frankfurt" (8. April 1677) „solche calumniose Schrift aufs Neue aufzulegen und zu verbreiten" u. s. w. Sie wäre wohl einer näheren Untersuchung werth.

548. (S. 392.) So Crockow's Bericht vom 14/24. Juni: „Man habe ihm gesagt, für den Kurfürsten handle es sich de lucro captando, für den Kaiser de damno vitando."

549. (S. 392.) In der dänischen Flotte wird ein Schiff von 74 Kanonen der Kurprinz unter Viceadmiral Bjelke genannt; es ist wohl zu Ehren des Kurprinzen von Brandenburg so genannt.

550. (S. 392.) Von diesen „unsäglichen Präparationen und Zurüstungen" berichten die Zeitungen der Zeit mehrfach. Die zwei Galeeren sind von dem dänischen Könige für den 1676 von den brandenburgischen Schiffen genommenen Brander in Tausch gegeben, worüber die Verhandlungen in den Correspondenzen der beiden Brandt zu finden sind. Das Diar. Eur. XXXIV. im April meldet von 16 Schiffen, die in Königsberg armirt worden. Nach v. Buch's Tagebuch, 31. März 1677, hat der Kurfürst 12 Schiffe in Holland ausrüsten lassen und geäußert, daß er deren 18 bereit machen wolle. Aus den Marineacten ergiebt sich Folgendes: „Auf dem dammschen See sind am 12/22. Juni 1677 folgende Fahrzeuge gemustert: auf des Kurfürsten Rechnung equipirt

1. Die Fregatte Kurprinz mit 91 Matr. 23 Sold. 30 Kan. unter Commandeur Cornelis Claes van Beveren.

2. Die Galiot Maria	„ 30	„ 11	„ 6	„ „ Capt. Claedt Sybrants.
3. Die Schut de Hoop	„ 30	„ 10	„ 6	„ „ Cpt. Mathes Benedictus.
4. Die große Galeere	„ 25	„ 15	„ 3	„ „ Cap. Goose Janse.
NB. und 60 Buben				
5. Die Freg. d. Windhund dienend vor d. kl. Galeere	„ 25	„ 15	„ 6	„ „ Capt. Joach. Davidsen.
6. Salamanderd. Brander	„ 10	„ —	„ 2	„ „ Capt. Gabriel Danielsen de Wolf.
7. Die Jacht die Bracke	„ 14	„ —	„ 4	„ „ Capt. Jesse Bloemdal.
	225	74	57	
Auf des Herrn Rath und Schiffsdirectors Rechnung				
8. Die Freg. Prinz Ludwig	„ 30	„ 17	„ 6	„ „ Capt. Andries de Boer.
9. Die Galiot Potsdam	„ 40	„ 32	„ 10	„ „ Capt. Jasp. Cornelissen.
10. Die Galiot Spandau	„ 25	„ 15	„ 6	„ „ Capt. Antheune Messu.
11. Die kleine Hoop	„ 9	„ 9	„ 4	„ „ Capt. Gerrit Verbeeck.
Victualienschiff de oude Tobias	„ 4	„ —	„ —	„ „
Victualienschiff de heil. Drivaltigkeit	„ 3	„ —	„ —	„ „
	111	73	26	
In See gemustert Colberg den 1. Aug.				
12. Die Fregatte Berlin	„ 63	„ 21	„ 20	„ „ Capt. Andr. Bergenaer.
13. Die Fregatte König von Spanien	„ 62	„ 21	„ 16	„ „ Capt. Teyller.

In dem neuen Contract, den der Kurfürst mit Raule 3/13. Januar 1677 geschlossen, wird u. a. gesagt, daß außer drei Fregatten, zwei Galioten und einer Jacht, die Raule stellen wird, auch die Schiffe, die 1676 genommen worden, ausgerüstet werden sollen, „als der Leopard, die Maria, drei Schuten, eine Fregatte und die zwei Galeeren." Schon hieraus ergiebt sich, daß nicht alle zur Disposition stehenden Schiffe in obiger Musterung genannt sind; es fehlt

14. der Leopard, der später (1679) mit 34 Kanonen armirt erscheint,
15. die Fregatte,
16. die Galiot Cleve mit 4 Kanonen,

außerdem drei Schuten. Die genommene Fregatte kann der Windhund sein, die in der Liste der schwedischen Flotte (Holl. Merc. 1676 p. 12) als Fregatte zu 16 Kanonen mit 40 Ma-

trosen und 12 Soldaten angeführt wird. — Ein Rescript d. d. Stettin 2/12. Aug. 1677 befiehlt, daß vier Schiffe in See kreuzen sollen und da wird außer den Fregatten König von Spanien, Berlin und Prinz Ludwig genannt
17. die Maria Katharina mit 80 Mann und 20 Kanonen,
nicht zu verwechseln mit der Galiot Maria, die nur 6 Stücke führt. Endlich wird in einem acht Tage spätern Rescript Cornelis Claes van Beveren angewiesen sofort nach Colberg zu gehen, die Schiffe aus dem dammschen See, die ihm der „Oberdirecteur" Raule zuweisen wird, mitzunehmen, in Colberg sich bereit zu machen eiligst in See zu gehen um zu kreuzen und zwar mit dem König von Spanien bei Aland und Gothland, mit den Fregatten Berlin und Prinz Ludwig bei Aggerorth auf der liefländischen Küste, mit dem Kurprinzen, der Maria Katharina und dem Einhorn vor der Elbe auf französische und andere feindliche Caper wie auch auf Hamburger Kauffahrer. Auch später (1678) findet sich
18. der Einhorn mit 50 Mann und 10 Kanonen
erwähnt. In den Acten des Prisengerichts wird erwähnt, daß 25. Juli (4. August) ein schwedisches Kriegsschiff von 12 Kanonen das Eichhorn, das die brandenburgischen Schiffe angegriffen habe, genommen sei, es sei ganz mit Mannschaft montirt gewesen und habe Salz und Korn von den Scheeren nach Colmar gebracht; in der obigen Liste der schwedischen Flotte von 1676 wird das Eichhorn mit 6 Kanonen und 24 Mann aufgeführt. — Es mag bemerkt werden, daß durch Rescript Stettin 2/12. August 1677 Benj. Raule auf Lebenszeit als Rath und Oberdirector der Commercien zu Wasser und der Schiffarth vom Kurfürsten in Dienst genommen ist.

551. (S. 393.) So des Prinzen Bericht an die General-Staaten, 13. August, und kürzer sein Schreiben an den Kurfürsten, 25. August.

552. (S. 394.) Aus dem kaiserlichen Rescript vom 6. März. Die angeführten Worte bezeichnet Crockow als ein bedenkliches Novum.

553. (S. 395.) Aus einem kurfürstlichen Rescript, Feldlager von Stettin 24. Sept. 1677 bezeichnet mit der Beischrift: „was vor devoiren Herr Blaspeil und Romswinkel zur Verhütung eines Partikularfriedens und Fortsetzung des Krieges bei den Staaten und sonst anzuwenden hätten." Ein Actenstück von besonderer Wichtigkeit auf Grund eines kurzen Entwurfes von Schwerin: daß der Kurfürst sehr surprenirt sei, „weil die Staaten S. Kf. D. allezeit ein anderes hoch versichert haben" u. s. w.

554. (S. 395.) So der Wortlaut in Schwerin's Schreiben, London 2. Novbr. 1677, den Orlich p. 159, wie er in seiner Edition nur zu oft gethan, alterirt hat.

555. (S. 396.) Ueber den vorausgegangenen Hader mit dem braunschweigischen General, der sich weigerte an den Actionen Theil zu nehmen, weil sein Herr Hamburg und Lübeck, wie man sagte, für jährlich 34,000 Thlr. in seinen Schutz genommen habe, während der Kurfürst, weil die Städte ihm die Zahlung für die ihm vom Reich zugewiesenen Winterquartiere weigerten, auf ihre Schiffe Jagd machen ließ, s. UA. III, p. 510.

556. (S. 396.) Die Capitulation von Stettin 16/26. Dec. 1677 bei v. Moerner p. 399. Die Feierlichkeiten während des Einzugs Seitens der Stadt sind von etwas wunderlichem Geschmack, aber nicht ohne Selbstgefühl und stolzer Verbindlichkeit: Jungfrauen in Trauerkleidern, die einen Cypressenkranz auf einem Kissen überreichen, auf dem die goldgestickten Worte: Victori cruentatam virginitatem, Knaben in Trauerkleidern, die einen silbernen Schlüssel überreichen, auf dem die Worte stehen: Accipe, serva, conserva u. s. w. Diar. Europ. XXXV, p. 520.

557. (S. 397.) Schon im Jahre 1678 war eine Denkmünze im Publikum darstellend die Stadt Stettin und die aufgehende Sonne: Luce resurge nova.

558. (S. 399.) „Der dänische Gesandte hat eben sowohl wie ich ins dritte Jahr laborirt, und hat er sowohl als ich lauter tergiversationes, ambiguitäten und aequivoca-

tiones, in summa gar keine Lust, noch Intention, J. Kgl. M. Satisfaction zu geben, verspüret." Crockow, 20/10. Dec. 1677.

559. (S. 400.) „. . . dergestalt, daß die Sachen in höchster Confusion und die Minister allhier in nicht geringer perplexität sind; einige von ihnen sagen, das Werk könne so nicht bestehen, und Kais. Maj. werde gezwungen sein, über Hals und Kopf Frieden zu machen." Crockow's Bericht aus Wien, 16. Decbr. 1677. Ueber die 180 Römermonate (12½ Millionen Gulden), die, so scheint es, als Ersatz für die Quartiere eintreten sollten, s. die Eingabe des fränkischen Kreises beim Reichstag, 25. Juli 1678, im Diar. Europ. XXXVII, p. 303.

560. (S. 400.) Die Liga ist verhandelt zwischen dem kais. Reichshofrath Strattmann und dem kurcölnischen Bevollmächtigten Nesselrode. Art. I. lautet: „que l'Empereur est chef et protecteur de la dite ligue, pour conserver les droits, privilèges et souverainetés, qui appartiennent aux dits princes liés contre ceux, qui les voudroient inquièter."

561. (S. 403.) Pufendorf XV, p. 20. Ich weiß nicht, woher er es hat; in den Berichten Crockow's, wo man es erwarten müßte, steht es nicht.

562. (S. 404.) So in dem „Reichs-frei-hoch-wohl-meinend fürstlich Bedenken über den itzigen Reichs- und Kriegszustand," 1678. Cap. IV, 2.

563. (S. 404.) Im Fürstenrath hatten von allen evangelischen Fürsten nur zwei Pfalzgrafen, drei Braunschweiger, Anhalt, Nassau, Brandenburg-Culmbach für den Reichskrieg gestimmt, die anderen waren ohne Mandat oder kamen nicht zur Sitzung. Pufendorf, XIII, §. 39.

564. (S. 405.) Dies der Inhalt der „Wohlmeinendlichen Betrachtung der jetzigen Reichsfreunde und Reichsfeinde" 1678. In ähnlichem Ton schreibt Schurzfleisch an Herman Conring, 23. December 1677: „Interim princeps ille Elector (Brandenb.) utrique Saxoniae circulo videtur fieri formidabilis" u. s. w.

565. (S. 405.) Es scheint, daß dieselbe in dem Burgsdorfer Receß, Januar 1676, förmlich festgestellt worden ist; doch liegen mir darüber keine ausreichenden Materialien vor.

566. (S. 408.) Schwerin, 17. Juli 1678: der König habe zu ihm gesagt, daß bei Anwesenheit des Prinzen des nordischen Friedens wenig gedacht worden. Nach dem Bericht vom 14. Juli hatte der französische Gesandte das Gegentheil geäußert, und Einzelnheiten der sehr präjudicirlichen Verabredung angeführt, namentlich daß der Staat nur gegen den Kurfürsten Verpflichtungen habe, „und möchte der Kurfürst wohl mit Geld abzufinden sein; also wäre der nordische Friede sehr leicht und die restitutio in integrum der Krone Schweden pro fundamento gelegt worden." Mignet . . . il (der Prinz) avait aussi approuvé le rétablissement des Suédois dans toutes leurs possessions . . .

567. (S. 409.) So meldet der Kurfürst an General Rumohr, 7/17. Dec. 1677.

568. (S. 410.) Der Druck „Bericht von der schwedischen Wunder-Courage, so durch Eroberung der Insel Rügen" 2c., hat auch „die Aufmunterungsrede des Herrn Feldmarschall an seine Armee," die u. a. Valckenier wiedergiebt.

569. (S. 411.) Die vortrefflichen Berichte des jüngeren Otto von Schwerin aus London zeigten die Hohlheit der Politik Karl II. hinreichend, um den Kurfürsten vor Illusionen zu schützen.

570. (S. 412.) Kurf. Rescript an Romswinkel, 23. Jan. 1678.

571. (S. 412.) In eben diesen Tagen kam der Tractat über Verlängerung der Defensivallianz zwischen Brandenburg und den Staaten zu Stande, über den seit Jahr und Tag verhandelt war. Die Protocolle über die letzten wichtigen Verhandlungen mit van der Tocht vom 20. Jan. 1678 stehen UA. III, p. 514 ff. Der Vertrag wurde 26. Feb. (8. März) unterzeichnet (bei Pufendorf XVI, §. 98, v. Moerner p. 404). Es werden in

demselben zugleich die alten Streitfragen über die hoefyser'sche Schuld, die geldrische Compromißsache und Schenkenschanz abgemacht. v. Moerner p. 402.

572. (S. 413.) Die Satisfaction Schwedens sei „positivement promise par le Roy de la Grande Bretagne, comme se faisant fort en ce point pour Luy et pour les Etats Gén.; elle fait encore aujourd'huy le premier article qu'Elle demande et sans lequel Elle ne pourroit conclure sur tous les autres.“

573. (S. 414.) Die Broschüre „Der vorwitzige Tadler . . . durch Wahrmund Gottlieb“ versucht die kaiserliche Kriegführung zu entschuldigen; auch sie gesteht zu „die verfallene Kriegsdisciplin, der Officiere Schinderei in den Winterquartieren“ u. s. w.

574. (S. 415.) Temple Mem. II, p. 443. „It is hardly to be imagined what a new life this gave to the authority and fortunes of the Prince, who was now owned by the states to have made a truer judgement than they had done of the measures they were to expect both from France and England.“

575. (S. 415.) „His coming they esteemed like that of the swallow, which always brought fair weather with it.“ Temple's Mem. II, 454. Der Vertrag den er abschloß 26. Juli 1678, bei Courtenay Mem. of W. Temple II, p. 470.

576. (S. 416.) Nach Schwerins Bericht aus London, 1. März, ist von d'Espense's Wiedereintritt in brandenburgischen Dienst bereits im März die Rede. Sein erster Brief an Meinders ist vom 22. Mai: „Je suis bien chagrin, que mon mariage aille si mal.“ Meinders sendet ihn aus Bielefeld, 30. Mai; in Nymwegen, im Haag erhält er weiter, nicht häufig, Briefe von d'Espense, so aus Paris, 1. Juli; die Zwischenperson (Pomponne) „souhaite très-fort, que le mariage se pût faire.“

577. (S. 417.) Pufendorf XV, p. 26, 27, theilt dies Schreiben (12. Januar) und die Antwort des schwedischen Königs (16. März 1678) vollständig mit. Der Kurfürst schreibt: „Fecimus tamen id lacessiti et ex justo dolore et cum praefatione, quod Liljehoeckius haec talia patrans legatorum jus fasque prior violasset“ u. s. w.

578. (S. 418.) Die Jagdgeschichten, welche die französischen Schriftsteller von dieser Heimsendung erzählen, übergehe ich; Salvandy II, p. 239, meint, der Kurfürst habe Strauch zurückgesandt, um die Cravalle in Danzig von Neuem zu entzünden; „mais il y a une vertu dans les prisons de Berlin, il en revint tout changé.“

579. (S. 418.) Diese Notizen sind aus einem Schreiben aus Mitau, 23. Febr. 1678, im deutschen Kriegscourier XXI, das im Diar. Eur. XXXVI, p. 139 benutzt ist.

580. (S. 419.) v. Moerner p. 405: „Ratification unterblieben aus mehrfachen Gründen, besonders aber wegen des am 10. Septbr. erfolgten Todes des Bischofs Christ. Bernh. v. Galen.“

581. (S. 419.) Crockow, 6., 14., 17. Juli. Das erste Anerbieten des Kurfürsten ist Mitte Juni, ein zweites, modificirt, Anclam 14/24. Juli 1678.

582. (S. 420.) Dritter Pommerscher Kriegspostillon, p. 7.

583. (S. 421.) Die brandenburgischen Truppen hebben seer dapper gevochten ende heft S. H. op heeden haer front langs rydende haer bedanckt voor haerer goeden dienst. Bericht vom 5/15. August 1678.

584. (S. 422.) In dem Actum in keurv. Schip de Keurprinz under zeyl by den Stubber omtrent Rügen 11/21. Sept. 1678 ist die Disposition niedergeschrieben (alzoo de gnedigste Willen is van S. Keurv. D.). Voran fährt der Commandeur Cornelis Claes van Beveren als „Viceadmiral“ mit dem Leopard (34 Kanonen), dem Dragon (Drachen mit 26 Kanonen sagt Buch II, p. 63), dem Postillon (20 Kanonen sagt Buch), der Schaale (d. h. Prahm), darauf an Backbord als linker Flügel die große Schaale, der rothe Löwe (20 Kanonen), der Admiral Tromp mit der Flagge (d. h. die Fregatte der Kurprinz 30 Kanonen), die Fregatte Berlin (16 Kanonen); . . . nach der ganzen übrigen Flotte folgen

der Prinz Ludwig, der Boyer, das Galiot. Die genannten Schiffe sind wohl sämmtlich brandenburgische, wenn ich auch sonst den Drachen und den Postillon nicht erwähnt gefunden habe. Doch könnte es der „Dragoner" ein dänisches Schiff sein; auch einen „Postillon" gab es in der dänischen Flotte, zu 14 Kanonen (Liste von 1677 im Holl. Merc. p. 169) oder wie die Liste im Theat. Eur. XI, p. 1186 sagt, zu 28 Kanonen.

585. (S. 422.) So die Angabe Buch's II, p. 63 auch in Betreff der Flaggen. Er war mit auf des Kurfürsten Jacht.

586. (S. 422.) So die Angabe in Buch's Tagebuch, wo übrigens falsch datirt ist. Nach dem dänischen Bericht im Diar. Eur. p. 475 waren es dänische Truppen, welche die Landung forcirten.

587. (S. 423.) Die letzten Worte sind aus einem Stralsunder Bericht vom 14. Sept. im Teutschen Kriegscourier LXXXI, der im Uebrigen von mehreren abgewehrten Landungsversuchen „bei Grabow, an der Prorer Wyk und auf Jasmund" berichtet. Ich folge der „Eigentlichen Relation dessen, was bei der Wiedereroberung der Insel Rügen" u. s. w., einer Druckschrift, deren Manuscript in den Acten liegt, von Paul Fuchs Hand, der damals des Kurfürsten Geheimsecretair war; das Schriftstück wird nach dem Dictat oder einem Entwurf des Kurfürsten geschrieben sein.

588. (S. 424.) Wie für die Ansichten über den Belagerungskrieg der Fall von Stralsund epochemachend gewesen, erwähnt v. Schöning, Geschichte der preußischen Artillerie I, p. 102.

589. (S. 424.) Ueber diesen furchtbaren Schiffbruch bei Bornholm giebt es eine ganze Literatur. Des Kurfürsten Fregatte — ihren Namen finde ich nicht erwähnt — führte „Cornelis Classen van Beveren" Diar. Eur. XL, Br. p. 141; es war nach dem Holl. Merc. p. 257 ein Schiff von 36 Kanonen, und so stark armirt findet sich nur ein Schiff demnächst unter den brandenburgischen, der goldene Löwe. Die übrigen Schiffe waren acht schwedische Kaper, die die schwedische Artillerie und die Archive abführten, drei kurfürstliche, drei stettinische, vier colbergische, ein holländisches, vier lübsche Schiffe.

590. (S. 426.) In UA. III, p. 549 wird gesagt, der Kurfürst habe selbst bei der Allianzverhandlung 1674 vorgeschlagen, den vertragschließenden Partheien die Befugniß vorzubehalten, nach Belieben Frieden zu schließen, wenn man nur den anderen Partheien den Besitzstand vor dem Frieden garantiere. Aber nicht was er vorgeschlagen, sondern was vertragsmäßig festgestellt worden, war maaßgebend; und in dem Allianzvertrage vom 1. Juli 1674 mit dem Kaiser, Spanien und Holland Art. 24 steht nichts dergleichen, und Art. 15 des brandenburgisch-holländischen Vertrages vom 8. März 1678 hat am wenigsten den Sinn, daß Holland einen Frieden, in dem es über des Kurfürsten Eroberungen als Aequivalent für staatische Verluste disponire, zu schließen befugt sei; vielmehr war mit dem Bruch des Allianzvertrages von 1674 von Seiten der Staaten auch der Vertrag von 1678 gebrochen, dessen Grundlage (Art. 1) eben die Erhaltung der Allianz von 1674 war.

591. (S. 426.) Nach einem Memorial von Beuningen, 25. November 1678, das Schwerin eingesandt hat; er sagt, daß die H. M. „ne pourroient considérer le refus de la dite inclusion que comme une dénégation de l'exécution du dit traité . . . . er nennt es un juste sujet de grandes inquiétudes" u. s. w.

592. (S. 428.) Ich übergehe das Einzelne dieser kaiserlichen Erklärung vom 18. Nov., sie schlägt einen Waffenstillstand auf vier Monate vor, „afin que la négociation du Nord s'adjuste en conformité de la paix de Westphalie, hormis seulement en tant, qu'il semblera bon d'y changer avec un consentement réciproque" — eine Art Feigenblatt.

593. (S. 429.) Kurf. Rescript aus Dobberan, 21. Nov. 1678.

594. (S. 429.) „Es ist nicht zu sagen, wie solches übel genommen wird, und der päpstliche Nuntius hat in einer Audienz beim Kaiser heftig dagegen geredet.“ Crockow, 8/18. Decbr. 1678.

595. (S. 430.) Schwerin an den Herzog von Croy, 9. Juni 1679: „ . . . damals, als es Zeit gewesen, haben diejenigen Schelme und Verräther sein müssen, welche deshalb nur die geringste Erinnerung gethan.“ Bei Orlich, II, p. 321.

596. (S. 431.) Kurf. Rescript, Dobberan 21. Nov. 1678.

597. (S. 431.) Der staatische Resident in Wien Hamel Bruyninex schreibt 25. December 1678, es sei ein dritter Separatfrieden zu erwarten, da man in Wien auf den Zuwachs der brandenburgischen Macht eifersüchtig sei; wenn Schweden Stralsund behalte, werde Brandenburg etwas „ingetoomt und genöthigt die Freundschaft des Kaisers und seiner andern Nachbarn zu suchen, was es nicht brauche, wenn es auf einmal von der Furcht vor den Schweden befreit werde.“ UA. III, p. 543.

598. (S. 432.) Die verschiedenen Angaben über die Zeit der Ankunft erledigen sich aus dem Extract eines Schreibens im Teutschen Kriegscourier. Am 16. Nov. hat man in Königsberg die Nachricht, daß sie angekommen; am 22. schreibt man von Königsberg, daß sie vergangene Woche (13.—19. Novbr.) vor Memel gewesen, daß Memel gebrannt habe, daß die Schweden abgezogen seien. Ueber den ganzen Feldzug ist zu vergleichen Major Riese's lehrreiche Schrift Friedrich Wilhelms des Großen Kurfürsten Winterfeldzug u. s. w. Berlin 1864.

599. (S. 433). Dies aus der „Relation dessen, was seither dem ersten Einbruch“ u. s. w. Ich habe zwar nicht das Manuscript dazu gesehen; aber daß es der officielle Bericht ist, bedarf keines Beweises.

600. (S. 434.) Görtzke's Verhalten am 29. und 30. ist nicht völlig aufzuklären, und vielleicht nicht tadelfrei. Doch übergehe ich diese militairische Einzelheit.

601. (436.) Friedrich II. nennt ihn „cette expédition unique dans son espèce, dans laquelle le génie de l'Electeur se déploya tout entier.“

602. (S. 436.) Hamel Bruyninex Wien 26. Februar meldet, daß Crockow's Bemühungen, die kaiserlichen Minister von dem Separatfrieden abzubringen, Eingang finden, da die Minister unbeständig und sehr schwankend und nur in ihrer „grootsheijdt“ standhaft seien und ihre Maximen „seer lopen op het tegenwoordige.“ UA. III, p. 544.

603. (S. 438.) „Er hat ein so bewegliches Schreiben an Kais. Maj. gerichtet, daß J. M. die Augen übergegangen sind.“ Crockow's Bericht, 2. März 1679.

604. (S. 438.) Von diesem Vertrage des Bischofs (Fürstenberg) sagt Schurzfleisch, 4. April: „Dicitur Bavarus consiliis Gallicis validus totam hanc scenam instruxisse, ut per latus peteretur Brandenburgicus, quippe alioqui modum potentiae excessurus.“

605. (S. 438.) Hamel Bruyninex, Wien 19. März: Die Eifersucht dieses Hofes gegen die Brandenburgischen Eroberungen tritt täglich mehr zu Tage und ist größer als die gegen Frankreich; 't geene van der geestelijke wargeesten inblaesen ende persuasie voortkomt,“ die immer „iets soeckents brouwen tot naedeel van de protesterende,“ besonders der Herzog von Neuburg habe gegen Brandenburg gehetzt und die völlige Herstellung Schwedens empfohlen; dieß letztere könne man täglich von den ersten Ministern als Ziel der kaiserlichen Politik bezeichnen hören: so freundliche Miene man sich gegenseitig zeige, — nulla fides regni sociis omnisque potestas impatiens consortis erit.“ UA. III, p. 544.

606. (S. 439.) Diese Ansichten legt Crockow in einem Schreiben vom 7/17. April dar.

607. (S. 439.) Art. 2 des Vertrages vom 1. Nov. 1671: „... et il (der König) n'empêchera point non plus, qu'on ne mette en exécution . . . les lois et les constitutions de l'Empire établies pour la défense et la conservation de la tranquillité publique.“

608. (S. 440.) Bericht aus Cöln, 26. März; in mehreren Zeitungen.

609. (S. 440.) Das kleine Xanten mußte täglich 175 Thlr. Kostgeld an die Garnison, 200 Thlr. wöchentlich an den Commandeur zahlen.

610. (S. 440.) Resolution vom 28. März; die Herren Staaten hatten Aussicht durch französische Befürwortung Handelsvortheile von Schweden zu erlangen. Gallois lettres des Feuquières IV, p. 306. Oranien an den Kurfürsten, 2. März 1679: „J'ai une si terrible douleur de Luy estre présentement inutile, que je ne le puis assez exprimer; mais je La puis asseurer, que, si je puis attraper la moindre occasion de La servir, que je ne la laisserai point échapper, à quoy je veillerai nuit et jour."

611. (S. 441.) Diese Dinge sind u. a. erwähnt in einer Aufzeichnung vom Fürsten Anhalt (s. d.), etwa aus dem März. Die Braunschweiger erhielten die Doerverder und die Marschvogtei, das Amt Thedinghausen und alle Hebungen, die die Bisthümer Bremen und Verden in braunschweigischem Gebiet gehabt hatten, außerdem von Frankreich 300,000 Thlr. als Kriegsentschädigung. Actes et Mém. de la paix de Nimègue. III, p. 332.

612. (S. 441.) Southwell's Bericht, 7. Jan. 1680, bei v. Raumer I, p. 462.

613. (S. 441.) Teutscher Kriegscourier. April III. Die „Lista der kurfürstl. brandenb. Armee" u. s. w. liegt mir in einem einzelnen Blatt aus einer Zeitung (13. Woche lit. Ff. num. XXVIII.) vor, deren Namen ich nicht anzugeben weiß. Die Lista ist einem Briefe aus Berlin, 8/18. März beigefügt.

614. (S. 442.) Burkersrode's Schreiben aus Berlin, 7. und 15. April 1679. Drsdn. Archiv.

615. (S. 442.) Schöning meldet in seinem Tagebuch, 1. Septbr. 1679, von einem Mortier seiner Erfindung, der 3—4000 Schritt weit wirft. Aehnliche Dinge werden gelegentlich erwähnt; ich übergehe sie.

616. (S. 442.) Buch in seinem Tagebuch, 10. April 1679.

617. (S. 444.) „Zu meinem großen Leidwesen finde ich bei ihnen nichts als eine große Consternation, und eine solche Disposition, Alles zu leiden, daß es gewiß nicht gut wäre, wenn der König von Frankreich solches vollkommen wüßte, inmaaßen noch heut ein vornehmer Minister zu mir gesagt hat: Nous avons perdu la tramontane, nous ne sommes pas capables de rien faire." Crockow, 6. April.

618. (S. 445.) Kurf. Rescript an Blaspeil, (25. April) 5. Mai: „die Unterhandlungen zu traisniren, bis wir in estat de défense sein."

619. (S. 446.) Graf d'Espense schreibt aus Paris, 6. Mai: „On prendra les places, croyant, que c'est un commencement, qui l'engage à tout restituer et rien plus . . . . voilà l'effet de l'avance, qu'on a fait faire par M. Blaspeil et Spaen. Créqui est parti et les trouppes marchant, comme si on n'avoit rien offert."

620. (S. 446.) Der Kurfürst war, wie Buch's Tagebuch ergiebt, in diesen Wochen sehr leidend.

621. (S. 447.) Teutscher Kriegscourier, Juni 1679, I, aus Wesel vom 7. Juni; da und in den nächsten Blättern sind eine Menge Einzelheiten von diesem Kriege der Bauern.

622. (S. 447.) Diese Angabe ist aus dem Diar. Eur. XLI, p. 32. Sie ist nicht ganz klar. Es steht fest, daß Crequi von Lippstadt aus über Oerlinghausen nach Herford ging, auf die Verbindungslinie von Bielefeld und Minden. Das Gefecht von Brackwede weist auf eine ganz andere Richtung, und die Verfolgung bis Wetter noch mehr; es ist wohl Veller bei Bockum gemeint; also von dort im Norden der Lippe rückte eine zweite französische Colonne heran.

623. (S. 447.) Comte de Choiseul besetzte Bielefeld, forderte zuerst für sich 500 Pistolen „Einzugsgeld."

624. (S. 448.) Rébenac an den General Feuquières, Celle 21. Juni . . . M. Spaen s'est retiré près de cette place (Minden) et devoit hier entrer dans la ville pour passer en deça du Weser. Il est vrai qu'il n'a que quatre villages dont il puisse tirer sa subsistance pour lui et son corps, et lorsqu'il voudra entrer dans le cinquième, il trouvera M. le Duc de Hannover et le Duc de Zell avec deux fois autant de troupes, qui le traiteront d'ennemis, si bien que sa situation n'est pas des plus agréables. Il ne s'est encore rien passé qu'un parti de 200 chevaux françois qui a été battu par un de M. l'Electeur. Gallois lettres des Feuquières IV, p. 418.

625. (S. 448.) Von diesen Vorgängen in der Porta liegen mir nur die beiden gedruckten Berichte vor: aus Salz-Uffeln vom 21. Juni (a. St.) im Diar. Eur. XLI, p. 32, der mehr französische Anschauungen hat, und aus Minden vom 26. Juni im Teutschen Kriegscourier, Juni VI, von brandenb. Seite.

626. (S. 449.) Schreiben vom 10/20. Juni aus dem Haag, leider anonym: „On n'y fait rien pour les affaires publiques et on ne se met pas en peine de ce qui se passe dans le voisinage . . . Le mauvais traictement, que cet Estat reçoit de la France, ne l'éveille pas et il ne faut pas espérer, qu'il s'interessera en aucune manière dans les affaires du Nord que par la voye des bons offices, qui ne trouvent aucun lieu auprès de la France."

627. (S. 450.) Des Kurfürsten Meldung, daß er schließen müsse (7/17. Juni), und die spitzige Antwort Dänemarks (17/27. Juni) hat Pufendorf XVII, §. 86 ff.

628. (S. 450.) Feuquières Schreiben an den dänischen Canzler, Christianstadt, 1. Mai; er fragt an: si, pour abréger les négociations, le Roy auroit agréable de traiter en ces quartiers. Dänemark hatte bei dem Anrücken des Feindes gegen die Weser Hülfe angeboten, 1000 Mann von den etwa 18,000 Mann, die in Holstein standen.

629. (S. 450.) Blaspeil's Bericht aus Nymwegen, 26. Mai: „Des Prinzen Bevollmächtigter, van der Tocht, macht große Schwierigkeiten, erbietet sich terminsweise 1,200,000 Thlr. vorzustrecken, die mit den Einkünften von Cleve kaum zu 5 Procent verzinst würden." Der Kurfürst antwortete Blaspeil, 24. Mai (3. Juni): „es befremde ihn, daß er nicht sofort die Unmöglichkeit und Unbilligkeit solcher Bedingungen vorgestellt, die seiner reputation völlig zuwider seien."

630. (S. 451.) „Foedera aequalia cum statibus Imperii."

631. (S. 451.) Rebenac in einer Conferenz mit Meinders, 4. Sept. 1680: „auf jeden Fall werde man verhüten müssen, daß dieses Haus nicht, wie beim vorigen Kriege, zweien Partheien anhinge, denn dadurch zöge es von beiden Seiten die beste avantage an sich, und werde die gute Parthei alle Zeit in ihren desseins irre gemacht oder distrahirt."

632. (S. 452.) Frankreich und Schweden „promettent de les assister dans la garantie . . . à l'esgard des prétentions . . . sous prétexte de certaines assignations obtenues pendant la guerre." Art. IX. Auch die geheimen Artikel dieses Friedens waren im Lauf dieses Sommers schon durch den Druck bekannt.

633. (S. 453.) So der Ausdruck Wagner's in der Historia Leopoldi Magni I, p. 488: „Ingens Germaniae toti admiratio, dominantes iterum ad Balthicum Finnos cernenti, paucis assequentibus, cur victi omnia haberent, victorem praeter dedecus nihil mansisset. Mansit exinde in Electoris animo inexpiabilis in Augustam domum alienatio."

634. (S. 453.) Aus dieser Zeit und Stimmung ist die bekannte Denkmünze mit der Umschrift: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor. (Virg. IV, 628., wo die verlassene Dido die Worte im Hinblick auf Hannibal sagt.)

635. (S. 454.) Es waren die Fregatte der rothe Löwe mit 20 Kanonen, die Fregatte Princeß Maria mit 12 Kanonen, die Fregatte Berlin mit 16 Kanonen, der Markgraf

Ludwig mit 10 Kanonen, die Fregatte Leopard ,mit 34 Kanonen, die Fregatte der Kurprinz mit 24 Kanonen.

636. (S. 454.) „Qu'il laisse la liberté au Roy de France de stipuler ce qu'il voudra."

637. (S. 454.) Kurf. Rescript vom 26. Juni 1678; in beiden Linien des Hauses Oestreich gab es damals noch keine männliche Nachkommenschaft; Erzherzog Joseph ist etwas später geboren.

638. (S. 456.) Pufendorf sagt: monatlich 50,000 Thlr. Nach der Eingabe der clevischen Stände an Meinders restiren von 1678 noch 50,000 Thlr., bis zum 22. Juli d. J. 15,945; ferner prätendirt der Intendant für Cleve diesseits des Rheins 44,000 Thlr., für Cleve jenseits des Rheins 38,000 Thlr. Die Ziffern für Mark liegen mir nicht vor.

639. (S. 456.) Kurf. Rescript an Meinders, 9/19. Sept. 1679: er soll bewirken, daß den Braunschweigern zu erkennen gegeben werde, sich in die Sache gar nicht mehr zu mischen, „denn sie solches aus keinem andern Grunde thun, als uns wehe zu thun und zu chokiren, daher uns diese Sache um so sensibler ist, und wir unser rechtmäßiges Ressentiment auf eine andere Art poussiren würden, wenn wir es nicht aus Respect gegen J. Kg. M. dissimulirten; J. M. ist dabei um so mehr interessirt, weil es eine Schande ist, daß dieselben diese Sache schon so lange vergebens poussiren" u. s. w.

640. (S. 456.) Der französische Agent in Hamburg an Pomponne, 8. Sept. „C'est pitié, de voir les ministres de Zelle par leurs chicanes de les vouloir consommer en frais et en inquiétude, en les repaîssant en chimères, pendant que leurs vaisseaux se gastent dans leur port, que leurs matelots meurent de faim et qu'il n'y a plus que les vaisseaux d'Angleterre et de Hollande, qui font tout leur commerce."

641. (S. 458.) Pufendorf hat diesen Vertrag nicht gekannt, wenigstens nicht erwähnt. Wie Art. XIX. besagt, daß er „dans un extrême secrèt" gehalten werden solle, so ist er bis jetzt unbekannt geblieben, bis die Memoiren von Pomponne I, p. 319, ihn in seinen Hauptzügen bezeichneten.

642. (S. 459.) Art. 4. des Xantener Vertrages, 3. Mai 1679, besagt, daß Spaen aus Wesel und Lippstadt „tout ce qui luy sera nécessaire," mitnehmen könne, und daß von dem, was an Magazinen, Munition u. s. w. zurückbleibe, ein Inventarium aufgenommen werden solle, „pour être rendu en pareille quantité par S. M. avec l'artillerie après la paix . . . ce qui sera fait sans aucune detérioration."

643. (S. 459.) Sein Revers, vom 4. Mai 1674, bezeugt die Uebernahme „entre les mains des gens, que j'ai commis, pour la recevoir, pour en rendre compte à qui il appartiendra."

Das letzte Jahrzehend.

644. (466.) Die Besatzungen für Kriegszeit sollen nach der „Väterlichen Vermahnung" sein: Berlin—Cöln 1500 Mann, Spandau 900, Cüstrin 800, Peitz 500, Driesen 400, Oderberg 200, Frankfurt 900, Löcknitz 100, Göritz 100, Mühlrose 400, Magdeburg 1600.

645. (S. 466.) Besatzung für Kriegszeit: Pillau 1200 Mann, Memel 800, Fischhausen 400, Schanze bei Königsberg 400. — Für Pommern nur Colberg mit 1600 Mann.

646. (S. 466.) Besatzungen für Kriegszeit: Minden 1000 Mann, Sparenberg 150, Lippstadt 1000, Hamm 800, Calcar 800. — Leider hat der Kurfürst der „Väterlichen Vermahnung," die er neben seinen Testamenten verwahrte, und auf die er in seinen letzten Stunden noch seinen Nachfolger verwies, keine Nachträge beigefügt.

647. (S. 468.) Dieß ist das Bündniß, über das Anfang 1680 mehrere Pamphlete in Holland erschienen, unter denen die lehrreichste den Titel führt Replycq op 't advis van

de alsoo genaamden Goeden Patriot, noopende d' Engelsche en Fransche affaires 1680. Unterzeichnet ex Museo 20. Febr. 1680. D. H. D. van dem B.

648. (S. 469.) Andere Aufträge, die er hatte, ergiebt der Auszug seiner Instruction, der mitgetheilt ist von Etienne Gallois „Lettres inédites des Feuquières" V, p. 16.

649. (S. 469.) Nach den UA. III, p. 554 mitgetheilten Berechnungen hat Holland bis zum 1. Jan. 1675 für sich und die anderen Provinzen 186,895 Thlr. gezahlt, für die Jahre 1675 und 1676 747,597 Thlr. zu zahlen, davon sind bezahlt und assignirt 667,166 Thlr., bleiben noch zu zahlen 80,431 Thlr.

650. (S. 469.) Nach dem Schreiben des Rathspensionairs an Amerongen, Haag 2. April 1860. UA. III, p. 567 „ . . . der Prinz werde alle seine Kräfte anstrengen," daß die Staaten den Vorschlag annehmen.

651. (S. 470.) en die scrupule is nied minder geworden, 't sedert dat men heeft vernomen dat S. C. D. soude hebben geseyt dat op den Coning van Engelant en H. H. M. niet te betrouwen was. UA. III, 570. Dort ist das Genauere über den weiteren Gang dieser Verhandlungen zu finden, die im Text nur summarisch berührt werden konnten.

652. (S. 474.) Kurfürstl. Rescript an den Geh. Rath und Schiffsdirector Raule, Cöln a/S. 15/25. Mai 1680, die spanischen Subsidien durch Repressalien beizutreiben. Die Escadre ist folgendermaaßen gebildet: Commandeur Cornelis Claes van Beveren auf dem Friedrich Wilhelm mit 40 Kanonen 120 Matrosen 40 Soldaten unter dem Fähndrich Rasmus Müller, Vicecommandeur Cornelis Reers auf dem Kurprinzen mit 32 K. 100 M. 40 S. Fähndrich v. Bornstädt, Capitain Thomas Alders auf der Dorothea mit 32 K. 100 M. 40 S. Fähndrich Erdman v. Massow, Capt. Jean Lesage auf dem rothen Löwen mit 20 K. 70 M. 20 S. Fähndrich Geske, Capt. Martin Ferdinand Fors auf dem Fuchs mit 20 K. 65 M. 20 S. Fähndrich Jac. v. Frosten, Capt. Claes Sybrantz auf der Berlin mit 16 K. 50 M. 20 S. Fähndrich Joh. v. Schierstädt, Capt. Martin Kock auf dem Brander Salamander mit 10 Matrosen. Die obige Liste ist dem Rescript Potsdam 17. Juli 1680 „Instruction für den directeur de marine Benj. Raule wie auch Commandeur und andere Schiffscapitains zu Betreibung der von der Krone Spanien schuldigen Subsidien" entnommen und derselben die Namen der Capitains so wie der Officiere und Soldaten aus den Musterungslisten beigefügt. Eine leider undatirte eigenhändige Aufzeichnung des Kurfürsten, Entscheide über mehrere Anfragen in Marinesachen enthaltend, dieselbe auf welche das Verzeichniß der Escadre (Pr. Pol. III, 3[1]. p. 714) begründet war, giebt stärkere Bemannung der Schiffe (im Ganzen „800 Bootsgesellen") und auch einige Abweichungen in der Verwendung der Capitaine.

653. (S. 474.) So nach dem vom Grafen von Borck jüngst herausgegebenen Aufsatz Herzberg's vom Jahre 1755, aus dem die in der Academie am 24. Febr. 1781 gelesene Abhandlung (Huit dissertations 1787, p. 59 ff.) ein Auszug ist. Pauli hat in seiner Preußischen Staatsgeschichte VII, p. 483, den Aufsatz von 1755 ziemlich frei bearbeitet (dont on trouve une traduction, mais imparfaite dans l'histoire de Brandenbourg de Pauli. Hertzberg). Den Befehl zur Festnahme des Herzogs von Parma gegeben zu haben verneinte der Kurfürst gegen Amerongen (UA. III, p. 587), auch steht derartiges nicht in den Instructionen des Kurfürsten.

654. (S. 475.) Wenn Amerongen Berlin 30. Octbr. 1680 berichtet, daß der Kurfürst drei andere Schiffe mit Soldaten an Bord nach Guinea habe abgehen lassen, so bezieht sich dies auf die Commission, d. d. 1/11. Nov. für

Capitain Jean Lacher führend die Princeß Maria,
Capitain Louis de Fischer führend die Fregatte der Wasserhund,
Capitain (soll in blanco bleiben) führend das Schiff Eichhorn.

Diese kleine Escadre sollte nach Rochelle gehen, wo sie bei Jean Raule weitere Ordre

finden werde, sollte über die canarischen Inseln nach Westindien gehen und so gelegentlich spanische Prisen aufbringen. Sie blieben an der vlamischen Küste.

655. (S. 475.) Das Wappen von Brandenburg mit 12 Kanonen unter Capitain Joris Bartelsen und der Morian mit 12 Kanonen unter Capitain Laurenz Dirksen. Dirksen stirbt vor Abfahrt des Schiffes und an seine Stelle wird Blonck „Commandeur." Nach dem Rescript des Kurfürsten an Spanheim in Paris, Juli 1680.

656. (S. 475.) Der Vertrag des Capitain Philipp Pietersen Blonck mit den „drei angesehenen Cabisiers" ist vom 16. Mai 1681.

657. (S. 476.) Nach d'Avaux I, p. 54, suchte Oranien ihn und sein Haus dadurch an sich zu ketten, daß er ihm für seinen Erbprinzen von Osnabrück die Schwester seiner Gemahlin, Anna von England, zur Ehe anbot, mit der Zusicherung „de faire recevoir ce prince dans la survivance de ses charges."

658. (S. 479.) Das Schiff ist der St. Joseph von St. Martha beladen mit Canarienwein und Brantwein. Der Commandeur der Escadre Cornelis Rees verkaufte den Salamander für 12 Pfd. St. in Jamaika und setzte dessen Capitain Marsilius (sic) Kock einen argen Gesellen, auf das Prisenschiff; der ist dann, später als die Escadre absegelte, nach schlimmen Stürmen in Boston eingelaufen, hat dort Monate lang gelebt und verschwendet, seine Mannschaft sich verlaufen lassen und ist endlich mit leerem Schiff und zusammengerafftem Volk Decbr. 1681 in Pillau eingelaufen, wo ihm der Proceß gemacht wurde. — Die unter dem Commandeur Cornelis Rees zurückkehrenden Schiffe waren also nur der Kurprinz, Berlin, rothe Löwe, Fuchs, da Commandeur van Beveren „unverantwortlicher Weise" — er hatte den Tod dafür verdient, schreibt Raule 11/21. April 1681 — die Prise Carolus secundus mit dem Friedrich Wilhelm und der Dorothea in Person nach Pillau geführt hatte. „Es ist wohl außer Zweifel," schreibt der Kurfürst 4/14. April 1681, „daß er nicht sollte was profitirt haben." Diese ganze Gesellschaft von Benjamin Raule an bis zum letzten Schiffsjungen gaunerte jeder auf eigene Hand.

659. (S. 479.) Bericht des Thomas Aldersen auf S. Kf. D. Schiff Friedrich Wilhelm 2. Octb. 1681 bei Sylvius Saken van Staat III, p. 147. Thomas Aldersen, der früher die Dorothea geführt hatte, war auf dem Markgrafen von Brandenburg (dem früheren Carolus II.) in See gegangen, wie das vor der Abfahrt aufgenommene Inventarium d. d. Pillau 10/20. Juli zeigt. Seine Escadre bestand aus folgenden Schiffen:

Markgraf von Brandenburg . . .	50 Kanonen,	150 Matrosen	50 Soldaten
der rothe Löwe (Capt. J. Raule) .	20 „	75 „	25 „
der Fuchs (Mart. Ferdinand Fors)	20 „	75 „	25 „

Da Thomas Aldersen vier Fregatten im Gefecht vom 30. Sept. hatte, da er sein Schreiben vom Friedrich Wilhelm datirte, so muß dieser nachgesendet und dann als das bessere oder vornehmere Schiff (es führte jetzt 44 Kanonen) als Flaggenschiff von ihm benutzt worden sein.

660. (S. 479.) In einem Estat de Marine de Brandenbourg vom 16. Juli 1681 giebt B. Raule als der Guineischen Compagnie angehörig und ohne S. Kf. D. Kosten und Gefahr für dieselbe in Dienst folgende Schiffe an:

„Der Morian . . . . . mit 12 Kan. 35 Mann. und einem Cargaison von 35,000 Guld.
Das Wappen von Brd. . . „ 12 „ 20 „ „ „ „ „ 25,000 „
Das erste Schiff ist 7, das andere 9 Monat ausgesegelt
und werden in dem Jahre zu Pillau wiederkommen.
Der Brandenb. Dragoner „ 20 „ 40 „ „ „ „ „ 50,000 „
hat Monate gesegelt.
Der Kurprinz . . . . . . „ 32 „ 40 „ „ „ „ „ 50,000 „
wird in Pillau gerüstet, soll ultimo d. M. fertig sein.

Zwei Fregatten jede mit 20 Kan. 20 Matr. und einem Carg. von 25,000 Guld. 50,000 Guld.
werden in Seeland durch Jean Beaudaen für diese
Compagnie ausgerüstet."

Außerdem führt dieser Estat de Marine de Brandenbourg an „Schiffe, so Raule und seiner Compagnie zugehören und itzt nach unterschiedlichen Orten in See gehn,

die Wolkensäule unter Capt. Johann Lamprecht, groß 170 Last mit 12 Stücken, beladen mit Masten, eisernen Planken, Balken und anderen Waaren, gehend nach Rochelle und mit Salz und Wein wieder zurück nach Pillau, hat 20 Mann auf;

der Windhund mit 10 Stücken, beladen mit Picottos(?), Bienwaben, Flachs und anderen Waaren, geht unter Convoy des Carolus Secundus, rothen Löwen und Fuchs .... nach der Stadt villa nuova „(di porto maõ in Südportugal)" bringet von da neue Feigen, Krach-Mandeln, Chinaäpfel und Oel nach Hamburg, Copenhagen, Danzig und Pillau, hat auf 20 Mann;

das Einhorn mit 8 Stück 15 Mann, geht nach Berwick, hohlt Knien und solches Schiffsbauholz, als hier nicht zu kriegen;

die Fortuna mit 8 Stücken 15 Mann gehet wie oben in derselben Sache." (sic)

Diese Fortuna so wie der Kurprinz wurden nach dem Schreiben der Hochmögenden an den Kurfürsten 7. Nov. 1681 (UA. III, p. 625) in Seeland mit Beschlag belegt.

661. (S. 480.) Wie sich Beuningen gegen Diest (Bericht vom 17/27. Sept. 1681) äußerte: „Dieß sei das consilium so vormals M. de Sully vorgeschlagen zu Zeiten König Heinrichs IV. wider die damalige Macht der Hispanier."

662. (S. 481.) Ausführliches über die Zusammenkunft in Pyrmont hat Guhrauer „Zur Jugendgeschichte der Königin von Preußen Sophie Charlotte" (Freihafen, Heft 3, 1838) nach den Berichten des Marquis d'Arcy, des Gesandten in Celle. Auch Rebenac's Schreiben (bei Gallois V, p. 239): „Il estoit bien venu de tous les côtés du Rhin des gens, qui se seroient fait un plaisir de chauffer toute la bonne compagnie et la porter à nous faire la guerre," u. s. w. (26. Juli 1681.)

663. (S. 482.) Der Minister Colbert Croissy sagte zu Spanheim mit Recht: „Que c'estoit cette mesme conduite tenue à Nimwegue, qui avoit caché aux Princes de l'Empire tout le detail veritable de ce qui estoit passé." Spanheims Bericht, 19. Sept.

664. (S. 485.) „Pour faire la paix à nos despens," in den Verhandlungen mit Kursachsen, vom 18. Januar 1682. (Dresdn. Archiv.)

665. (S. 485.) Vertrag vom 12/22. Jan. 1682. v. Moerner p. 715.

666. (S. 487.) Eine eigenhändige Aufzeichnung des Kurfürsten, die leider unvollständig und undatirt ist (wohl Anfangs 1682) beginnt: „Es ist weltkundig, in was für einem Zustand das Röm. Reich itzo ist, und solches dahero, daß man gesuchet die spanische Monarchie gänzlich unter und eine andere wieder auf zu bringen, welche viel gefährlicher ist, als die vorige, wegen der großen Macht."

667. (S. 488.) Diese ostfriesischen Händel, über welche die diesseitigen Acten ein überaus lehrreiches Material enthalten, kann ich nur in den allgemeinsten Umrissen mittheilen. Es ist neuerdings mancherlei Verkehrtes darüber gesagt worden.

668. (S. 488.) Ich theile hier noch ein Verzeichniß von Schiffen mit, das Raule, wie es scheint, Anfang 1682 eingereicht hat.

„Die Schiffe so S. Kf. D. bei allen Begebenheiten zu Dienst stehn:
als im Kriege wenn nöthig zu Convoyen oder Jemand zu assistiren:

Friedrich Wilhelm zu Pferde . . . . 54 Kanonen

Das Wappen von Brandenburg*) . . . . . . 44 Kanonen
Gülden Löwe**) . . . . 32 "
Fuchs . . . . 20 "
Rother Löwe . . . . 20 "
Fortuna . . . . 20 "
Dragoner . . . . 20 "
Kurprinz . . . . 30 "
Markgraf zu Brandenburg . . . . 50 "
St. Joseph zu einem Brenner***) . . . . 10 "

Leichte Fregatten, womit man im Canal und auf der biscayischen Küste ravagiren und die Commercien turbiren könnte:

Berlin . . . . 16 Kanonen
Princessin Maria . . . . 12 "
Wasserhund . . . . 12 "
Prinz Ludwig . . . . 10 "
Einhorn . . . . 12 "
Morian . . . . 12 "

Schnawen, womit man die Ostsee allarmiren und die Holländer, Engländer und Franzosen daraus halten kann:

Falcke . . . . 4 Kanonen
St. Jean Baptista . . . . 4 "
Rummelpot . . . . 6 "
Littower Banner . . . . 6 "
Bernsteinfänger . . . . 6 "
Spandow . . . . 6 "
Maria . . . . 6 "

Proviantschiffe, die auch alle Zeit zu Brennern tüchtig:

Wolkensäule . . . . 170 Last
St. Pierre . . . . 70 "
Der Drache . . . . 80 "

item eine Jacht mit . . . . 4 metall. Kanonen
eine Jacht mit . . . . 4 " "
eine Jacht mit . . . . 4 eisern Stück.

669. (492.) Crockow in einem Schreiben an Spanheim, 4. Octbr., nennt dies eine Paradoxie, die kaum glaublich erscheinen werde: un raisonnement si contraire à la raison et à l'expérience ne pourra pas se maintenir longtemps, et il faut croire, que sans en venir à l'épreuve on concevra bientôt, qu'il faut faire la paix ou d'un coté ou de l'autre à quelque prix que ce puisse être.

670. (S. 493.) Crockow an Spanheim, 4. Oct.: „On prétend mesme, que S. A. E., en se voyant environnée de la Suède, de la Pologne, des Estats, de l'Empereur, des Maisons de Saxe et de Hannover, sera obligée de prendre garde à soy."

671. (S. 495.) In diesen Zusammenhang gehört das, in der damaligen publicistischen Literatur vielgenannte Magdeburger Votum vom 30. Sept. (Londorp XI, p. 360).

---

*) Das Wappen von Brandenburg ist nicht der von den Holländern aufgebrachte Guineafahrer, der nur 12 Kanonen führte, sondern wie es scheint „Der vorige Friedrich Wilhelm" wie er in dem Verzeichniß vom 16. Juli 1681 heißt, und mit 44 Kanonen da armirt erscheint, derselbe, der 1680 mit van Beveren zurückgekehrt war.

**) Der güldene Löwe ist früher nie genannt; er mag als Ersatz für die unbrauchbar gewordene Dorothea mit 32 Kanonen gedient haben.

***) Der Markgraf von Brandenburg (früher Carolus secundus) und St. Joseph werden bezeichnet als „des Kurfürsten Schiffe." Sie sind Prisen; wo der St. Joseph genommen worden, weiß ich nicht.

Die Gegenschrift, die „Apologie der Waldeckischen Allianz," von einem Secretair der kaiserlichen Gesandtschaft in Berlin, ist mir nie zu Gesicht gekommen.

672. (S. 496.) Oben II, 2. p. 294, 525. Die beiden Schreiben des Kurfürsten sind d. d. Stargard in Mecklenburg, 21. Oct. 1675. Lehrreiches über die sofort beginnende katholische Reaction hat Wuttke, Besitzergreifung Schlesiens II, p. 198 ff.

673. (S. 499.) Alliance vom 30. April 1683, v. Moerner p. 439, 721.

674. (S. 500.) Schwerin sagt auf seiner Reise nach Wien und Dresden, 29. Januar 1683: „Die vertrösteten Subsidien aus Italien, die Accession Englands auch wider des Königs Willen, die Veränderung der dänischen consilia, die Ergreifung rigoureuser Resolutionen in Holland und was sonst noch angezogen wird, bestehe vielmehr in spe, als in effectu; S. Kf. D. wüßten sehr wohl, daß die Liebe der Rettung des Vaterlandes solche charme bei sich führte, daß sie die Mittel, so man suche, um sich zu liberiren, wenn sie gleich noch so schwer und entfernt wären, dennoch leichter als nichts machete; allein da sie von dem besten Lehrmeister und zwar aus gar frischer Erfahrung hätten" u. s. w.

675. (S. 501.) Schmettau's Bericht vom 4/15. April. Darauf das kurf. Rescript vom 24. Mai (3. Juni), gegen den Kauf feierlichst zu protestiren; unter der Hand soll er zu verstehen geben, „daß, wenn Kf. M. uns unser Recht an den Fürstenthümern genießen lasse, wir mit einer erklecklichen Summe an die Hand gehen wollen." Man sprach am Wiener Hofe demnächst davon, daß der Kurfürst zwei Millionen angeboten habe Schmettau, 7/17. Juli.

676. (S. 502.) Graf Rebenac meldet, daß der Kurfürst diesen Beschluß am 18. Juli gefaßt, am 19. zurückgenommen, am 20. erneuert habe; dies dürfte sich so erklären, daß wie in Wien, so in Berlin, zuerst die Nachricht von einer völligen Niederlage am 6. Juli verbreitet war, dann bessere Nachricht kam, am dritten Tage der weitere Vormarsch der Türken Alles klar machte. Graf Lamberg, der am 16. aus Dresden kam, hatte wohl keine neueren Nachrichten; daher sein Antrag auf nur 6000 Mann.

677. (S. 502.) „Zwar haben wir dem Könige von Dänemark auf das Dringendste davon abgerathen, mit der Verwarnung, daß wir in keinem Wege damit wollten zu thun haben; aber wir besorgen, daß Frankreich das Reich per indirectum durch Dänemark anzufallen suchet."

678. (S. 502.) Von den 300,000 Thlrn., die der Kaiser angeboten, sollte ein Drittel in der Form von Quartieren im Reich geleistet werden. Der Kurfürst schlug dazu Ostfriesland, die Grafschaft Rittberg und Bentheim vor. Als Aequivalent für Jägerndorf proponirte er entweder die vier magdeburgischen Aemter, die dem Hochstift durch den Prager Frieden entzogen waren, oder auch Stettin mit seinen Pertinentien; eine Wendung, deren Sinn man am Kaiserhofe nicht mißverstehen konnte.

679. (S. 504.) Art. 7. es solle sein „ein foedus armorum defensivum für beiderseits sämmtliche Lande, ohne Unterschied ob in oder außer dem Reich ... auch dero gesammter Häuser und denselben zugehöriger, innerhalb des Reichs und dessen zehn Kreise oder sonst anderswo gelegener doch dem Reich zugewandter Lande." Also eine Gesammtgarantie auch für Ungarn, die spanischen Niederlande und Mailand. Ferner Art. 2., wo es heißt, man wolle sich vereinigen, „zur Aufhebung aller auswärtigen Vergewaltigung, sogenannter reunionum, präjudicirlicher attentatorum und usurpationum im Römischen Reich."

680. (S. 504.) Wenigstens Pufendorf XVIII, p. 96 giebt dies an, während der Fürst von Anhalt, 14/24. August, statt der Erwähnung des Planes auf Schlesien hinzugefügt: „und viele andere Dinge mehr, welche ich in Ziffern zu setzen billig anstehen muß."

681. (S. 507.) In einer Denkschrift für den Kaiser, 1. December 1683 (von Fuchs Hand): „Insonderheit können S. Kf. D., wenn es erfordert wird, klärlich darthun, daß

sie, wo nicht Alles, so doch ein großes Stück beigetragen, daß bis jetzt das Reich von fernerer Vergewaltigung befreit blieben, und daß zu eben der Zeit, wo man sie als französisch gesinnt angesehen und ausgerufen, sie die Conservativen und den Ruhestand ihres geliebten Vaterlandes aus patriotischem Eifer am meisten besorgt und verschafft haben."

682. (S. 510.) Ueber diesen Vertrag und sein Datum 25. October 1683 siehe jetzt v. Moerner p. 731.

683. (S. 511.) Spanheim's Bericht vom 31. Dec. sagt: Fürstenberg habe ihn durch gewisse Andeutungen erkennen lassen, daß er „le dépositaire du secret du Roy de France" sei; er hebe hervor, „que l'Electeur de Cologne, depuis qu'il est Evêque de Munster, estoit à present le plus considérable prince de l'Empire après V. A. E." Fuchs berichtet, Cleve 31/21. März, Fürstenberg habe ihm Schreiben gezeigt, nach denen der König ins Cölnische einrücken werde, „sans attendre l'ouy ou le non de M. l'Electeur de Cologne."

684. (S. 512.) Fuchs Bericht vom 9/19. März 1684: Er wisse gar wohl, daß die französische Macht mit derjenigen, so man ihr opponiren könne, in keinem Wege zu vergleichen sei; er sehe auch wohl, daß menschlicher Weise der Staat und die Alliirten anders nicht als Unglück und Schaden zu gewarten hätten; aber gleich wie er eine gerechte Sache und ein aufrichtiges Gewissen habe, also müsse man mit Geduld und Standhaftigkeit erwarten, was Gott schicke. Sollte denn Alles drunter und drüber gehen, so sei es besser, daß es mit dem Degen in der Faust geschehe, als durch Reunionen und Dependenzen, und daß man mit Ehren stürbe, als daß man mit Schanden lebe . . . Eins betrübe ihn tief, daß S. Kf. D., der ihn von Kindesbeinen an als einen Sohn gehalten und den er als Vater venerirt, nun der Stadt Amsterdam . . . mehr, als ihm zugewandt scheine u. s. w.

685. (S. 515.) Die beiden Actenstücke (3. Juni 1684) hat Londorp XII, p. 89. neben einander. Das Uebrige ist aus Gottfried v. Jena's sehr lehrreichen Berichten.

686. (S. 518.) Vortrefflich sind diese handelspolitischen Projecte in der Instruction für Fuchs, 18. Juni 1684, zur Mittheilung an Kurcöln entwickelt. Den Tractat mit Emden wegen Errichtung eines Marinebataillons, eines Admiralitätscollegiums und einer ostindischen Compagnie (Emden, 5. Sept. 1684), sowie den Vertrag mit der dänischen westindischen Compagnie wegen Ansiedelung brandenburgischer Unterthanen auf der Insel St. Thomas, und des Handels nach Westindien (Kopenhagen, 24. Nov. 1685) und Aehnliches muß ich übergehen.

687. (S. 519.) Den dieser Familienverbindung zur Seite gehenden Allianzvertrag vom 2. August 1684 giebt Pufendorf XVIII, § 135 und die sehr merkwürdigen Articuli secretissimi v. Moerner, p. 462.

688. (S. 520.) Avaux 18. Sept. 1684 und nach weiteren Erkundigungen 25. Jan. 1685 es sei nicht une simple alliance défensive gewesen, um die es sich gehandelt, mais une alliance pour la défense et pour le maintien de la religion protestante, que dans cette alliance devoient entrer les Electeurs de Saxe et de Brandenbourg, la maison de Lunebourg et le Landgrave de Hesse . . . et qu'une des principales raisons, qui fit que le Prince d'Orange n'écouta pas cette proposition, est que l'Electeur de Brandenbourg vouloit être comme le maître et le directeur de cette alliance. Von den Verhandlungen Amerongen's in Berlin, namentlich denen vom Jahr 1683, findet sich das Wichtigste in UA. III, p. 656 ff. Sie zeigen, wie dem Drängen und Bieten der Staaten gegenüber der Kurfürst seine Politik festhält, was natürlich den Herren Staaten übel gefällt, am meisten daß er den zwanzigjährigen Waffenstillstand für das Reich zu Stande gebracht hat, den sie „einen Particularfrieden" nennen.

689. (S. 521.) So das kurf. Rescript an Fuchs, d. d. 8. Mai 1685.

690. (S 522.) So berichtet Fuchs aus Amsterdam, 5/15. Juni 1685, nach Briefen, die der Bürgermeister von Amsterdam aus Paris erhalten hat.

691. (S. 523.) So die hannoverschen Räthe zu Fuchs, als er nach dem Haag ging (Bericht aus Bielefeld, 7/17. Mai 1865); sie theilten ihm mit, der Herzog Ernst August habe bei seiner Abreise nach Italien ihnen als Weisung hinterlassen: „er habe sich vorgesetzt, daß des Kurfürsten Wille sein Thun und Lassen sein solle, und er gedenke dabei bis ans Ende zu bleiben."

692. (S. 524.) Die höchst denkwürdige Instruction des Prinzen für den Sieur François de Gaultier de Saint Mancard (8. Jan. 1685), ist bei Erman et Reclam, L'histoire des réfugiés I, p. 358 ff abgedruckt. Es heißt da u. a. Le Sieur Gaultier tournera les choses de manière qu'il fera comprendre à M. l'Electeur qu'on souhaite qu'il ait tout l'honneur de l'entreprise et qu'il paroisse à la tête; c'est pourquoi M. le Prince d'Orange n'a voulu faire aucune démarche que sous les auspices de S. A. E. In dem Recreditiv vom 23. März sagt der Kurfürst: er habe Gaultier „in verschiedenen geheimen Audienzen" empfangen, er werde nächstens zu weiterer vertraulicher Besprechung seinen Geh. Rath Fuchs senden.

693. (S. 525.) Bericht von Fuchs aus Amsterdam, 5/15. März 1685. Er giebt an, die Regenten der Stadt hätten ihm diese Mittheilung zukommen lassen, aber der Fürst von Nassau werde, wie Beuningen ihm sage, fest bleiben und nicht vergessen, wie übel man ihn vor diesem behandelt und „met de voet voort gatt" geschlagen habe. Oranien stellt gegen Fuchs (dessen Bericht 18/28. Mai) und in Briefen an den Kurprinzen diese Negociation durchaus in Abrede.

694. (S. 526.) Der Bürgermeister von Rotterdam sagte: „die Lage sei noch nicht desperat, man müsse ad principia reipublicae zurückkehren, ihre Voreltern hätten Alles zugesetzt und den Staat gerettet; sie müßten jetzt das Gleiche thun. Der Admiral Bastiansen sagte, er habe 600,000 Thlr. im Vermögen, er sei zu jeder Stunde bereit, ein Drittel davon herzugeben, ja das Ganze; aber die Hauptsache sei, daß man mit dem Kurfürsten sich verständige.

695. (S. 526.) Tractat vom 23. August 1685 (Dumont VII, II. p. 157, v. Moerner p. 470). Art. IV. lautet: „Weil aber unmöglich alle Fälle in einem Tractat zu begreifen, und nach dem Inhalt derjenigen, so bereits gemacht sind, beide Theile zum höchsten dabei interessirt sind, daß der gegenwärtige Ruhestand in der Christenheit ... erhalten und alle Kriegstrubeln und Unruhe, worin beide Theile oder auch eins derselben eingewickelt werden könnten, verhütet werden möge, also ist geschlossen und gut gefunden, daß auf den Fall ... daß einige neue Kriegstrubeln entstehn oder besorgt werden sollten, beide Theile sich sofort vertraulich zusammenthun und mit einander überlegen sollen, was sie zu ihrer beiden Gewinn, Wohlfahrt und Conservation diensam und ersprießlich finden werden."

696. (S. 527.) Die Sendung von Fridag Baron von Gödens erfolgte, während Schwerin wegen der schlesischen Fürstenthümer und wegen der magdeburgischen Belehnung in Wien hingehalten wurde (s. Schwerin's Berichte bei Orlich II, p. 510 ff.). Der erste positive Antrag des Kaisers erfolgt auf Anrathen Anhalt's in dem kais. Schreiben vom 5. Juli 1685, auf das der Kurfürst d. d. Goltzen, 25. Sept. 1685 entgegenkommend antwortet.

697. (S. 529.) Noch im Juni 1684 hatte Graf Oxenstjerna mit Kursachsen um ein Bündniß unterhandelt und sein Mißtrauen gegen Brandenburg geäußert: „Scopus der brandenburgisch-braunschweigischen Allianz sei in apparentia zwar contra infractorem armistitii, allein die bisherige brandenburgische conduite hätte noch keinen Effect gegeben, sondern es thäte noch pro Frankreich Alles, was es könne; scheine, es sei ein Deckmantel, doch zweifle man nicht, es werde besser werden." (Dresd. Archiv.)

698. (S. 530.) Schon in dem Concept der Instruction für Fuchs, 28. April 1685,

in dem durchstrichenen Art. 5. heißt es: „Wir wären nochmals der gänzlichen Meinung, daß wir und andere evangelischen Puissancen es dermaleinst vor dem Allerhöchsten schwer zu verantworten haben werden, wenn wir diese intendirte Ausrottung des reinen Evangeliums gleichsam mit gebundenen Händen noch ferner ansehn wollten."

699. (S. 531.) So meldet der Kurfürst dem Prinzen von Oranien, d. d. Potsdam 1/11. Nov. 1685. Der Prinz antwortet, 24. Nov., noch bedenklicher: „Mais je ne crois pas que l'on doit rebuter ces bons gens," sie möchten jemand nach dem Haag senden, „mais il faudroit que cela se fit le plus secrètement possible."

700. (S. 533.) Dieser Vertrag, d. d. Berlin 25. Dec. (4. Jan.), ist unterzeichnet von Fridag Freiherr v. Gödens, Grumkow, Meinders, Fuchs, Rhetz. Bei Londorp XII, p. 255, mit dem unrichtigen Datum 20. Dec. 1685.

701. (S. 534.) Dieser wichtige Vertrag, ohne Einleitung 24 Artikel, ist datirt Cöln a. S. 22. März 1686, unterzeichnet von Franz Heinrich v. Fridag Freiherr von Gödens und Paul v. Fuchs. v. Moerner, p. 481, 750.

702. (S. 535.) Aus diesem Artikel ergiebt sich, welche Bedeutung der von F. Förster (Höfe und Cabinette Europa's I, Urk. p. 1 ff.) mitgetheilte Vertrag, d. d. Cöln a. S. 7. Mai 1686, hat; in seinen 14 Artikeln wiederholt er bis auf eine Stelle unverändert die communicabeln Artikel des Vertrages vom 22. März. Genaueres über die Bedeutung dieses Scheinvertrages bei v. Moerner p. 491. Von demselben 7. Mai ist der sogenannte Satisfactionsvertrag in vier Artikeln.

703. (S. 535.) Bezeichnend ist die Beifügung, daß, „wenn Kais. Maj. die spanische Succession zufallen sollte," die brandenburgische Hülfe nicht für Italien, Spanien, Indien u. s. w., sondern in die nächst anstoßenden Lande, als die spanischen Niederlande oder die Erblande, zu schicken sein solle, „und weil solchen Falls eine revolutio generalis der Sachen in Europa zu befürchten, so soll solchen Falls de modo et conditione, und was ferner zu thun sein möchte, specialius gehandelt werden."

704. (S. 535.) Schon am 6/16. April schreibt der Kurfürst dem Prinzen in Antwort auf die Sendung des Obristen von Heyden, dessen höchst geheime Aufträge leider nicht mehr zu erforschen sind: „wo mir Gott Gesundheit und Kräfte verleiht, so möchte ich vielleicht bald das Glück haben, E. L. zu embrassiren, wonach mich herzlich verlangt." Er werde einige gute alte Truppen nach dem Rhein marschiren lassen, um daselbst mit denen, die bereits da sind, ein gutes Corps zu formiren, „welches ich jedoch vieler bekannter Ursachen halber noch zu secretiren bitte."

705. (S. 535.) Der Anfang lautet: „Nachdem Kais. Maj. gnädigst begehrt haben, daß ich unvorgreiflich meine Gedanken aufsetzen soll, welcher Gestalt nach gemachtem Frieden mit den Türken Frankreichs weitaussehende desseins, wie auch deren Appetit, mehr Conquesten im Reich und anderswo zu machen, zu verhindern, selbigen zu opponiren und wirklichen Abbruch zu thun, so ist" u. s. w.

706. (S. 536.) Der Herzog von Lothringen an den Kurfürsten: „Pour moi je ne puis jamais assez m'en louer et m'estime heureux de m'être trouvé à leur tête, ainsi je puis en rendre un témoignage véritable." Zahlreiche andere Aeußerungen bei v. Schöning, Des Feldmarschall v. Schöning Leben, p. 118 ff.

707. (S. 537.) Der Prinz schrieb nach Berlin, 23. Nov. 1685: „Es sei bisher noch keine öffentliche, noch geheime Allianz zwischen England und Frankreich; au contraire le Roy d'Angleterre est aussi bien disposé, qu'on le pourroit désirer, pour maintenir la paix en Europe et ne pas souffrir, que la France fasse de nouvelles insultes." Er blieb noch bis in den Sommer dieser Ansicht.

708. (S. 537.) Zahlreiche Briefe des Prinzen an den Kurfürsten, vor und nach der Zusammenkunft, lassen keinen Zweifel an der Initiative des Kurfürsten. Bei dem Glück=

wunsch zur glücklichen Rückkehr schreibt der Prinz, 10. Sept. 1686: „Je ne puis assez Luy témoigner ma recognoissance des marques d'amitié et de confiance, dont Elle m'a honoré . . . je tâcherai de les meriter en toutes les occasions ou je pourroi rendre à V. A. E. mes très humbles services . . . Dieu La conserve longues années pour le bien de Sa maison et de toute la chrestienté."

709. (S. 540.) „Sie wollen die Hände mit im Spiel behalten," schreibt der Kurfürst an Schwerin, 7. April 1668.

710. (S. 541.) Der Ausdruck des Dankes in den Testamenten von 1676, 1680 und 1686 lautet: „Und weil wir unsrer vielgeliebten Gemahlin beständige Liebe und gewünschte Beiwohnung, auch getreue Pflegung in unsern Krankheiten, und daß sie uns bei unsern vielen schweren und mühsamen Reisen und Märschen mit ihrer höchsten Ungelegenheit allzeit begleitet und nimmer verlassen, wie nicht weniger J. L. recht mütterliche Sorgfalt vor unsere sämmtliche Kinder zu unserem sonderbaren Vergnügen allzeit verspüret" u. s. w.

711. (S. 542.) Ueber den Ungrund dieser Gerüchte führt Pöllnitz selbst das Zeugniß des Dr. Krug v. Nidda, des Leibarztes des Kurprinzen, an.

712. (S. 543.) Oder wie Rebenac schreibt: „Il comble de joye le Prince Electoral et Mr. l'Electeur même, qui en a temoigné beaucoup." Graf Rebenac war übel gelaunt, daß der Kurfürst außer den Verwandten nur die Generalstaaten, nicht seinen König, zu Pathen geladen. Guhrauer im Freihafen III, p. 130, wo auch die Albernheiten, die Pöllnitz in seinen Memoiren erzählt, widerlegt sind.

713. (S. 545.) Der Revers lautet: „Wir Friedrich, Kurprinz u. s. w., urkunden und bekennen hiermit: Demnach Kais. Maj. unsers Vaters des Kurfürsten rc. Gnaden bei der nächsthin neu geschlossenen Allianz auf unser absonderlich-bewegliches Nebensuchen und Bitten den im Herzogthum Schlesien . . . gelegenen Schwiebusser Kreis lehensweise gnädigst überlassen haben, so verbinden wir uns hiegegen . . . geben auch Kais. Maj. völlige Macht und Gewalt, daß dieselbe nach unsers Vaters Gott gebe noch lange nicht erfolgendem Todesfall, solchen . . . Kreis ohne unser ferneres Zuthun, wiederum in Posseß nehmen und reuniren; doch daß nach wirklichem Zurückfall Kais. Maj. Dero uns gethanem allergnädigsten Versprechen gemäß auch gehalten sein soll, uns entweder die fürstlich schwarzenbergische Herrschaft Neustadt und Gimbron zu Wege zu bringen und abzutreten, oder aber anstatt deren 100,000 Thlr. in baarem Geld innerhalb Jahr und Tag abführen zu lassen. Im Uebrigen hat es bei der zwischen Kais. Maj. und unsers Herrn Vaters Gnaden oberwähnt geschlossener Allianz (welche wir hiermit genehm halten und durchgehend adprobiren), wie auch bei der darin enthaltenen vollkommenen Renunciation aller und jeder von unserm Herrn Vater formirten, von derselben aber nie zugestandenen Prätensionen sein unverbrüchliches Bewenden. Actum Potsdam, 28. Febr. 1686."

714. (S. 548.) Der Ausdruck scheint damals Mode zu werden; Spanheim meldet, wie der französische Minister Croissy zu ihm von dem Gerücht der Allianz des Kurfürsten gesprochen habe: „Que ce qu'il m'en avoit dit, n'estoit pas, comme on dit communement et par une façon de parler, qu'il n'approuvoit pas, pour faire une querelle d'Allemand" u. s. w.

715. (S. 552.) Kurf. Schreiben an den Kaiser, Potsdam 21. Febr. 1678 (in Antwort auf das kaiserliche Schreiben vom 10. Februar): „Es thut mir leid, daß mein bisher bei der Reichsversammlung gewesener Gesandter, obschon er mit E. Kais. Maj. Ministris" — hier wurde auf des Kurf. Befehl eingeschoben: „in allen E. Kf. M. und das Reich betreffenden Angelegenheiten" — „de concerto zu gehn beauftragt gewesen, gleichwohl eine und andere demarche bisher gethan, welche mit solchem meinen Interesse gar nicht übereinstimmt, und befürchte ich fast, daß solches einigen ungleichen Effect thun, und

die Gemüther ein und andern Orts dadurch noch mehr gesteifet, oder mir gar einiger Wankelmuth und difformitat in meinen consiliis beigemessen werden möchte;" er habe Jena deshalb abberufen.

716. (S. 556.) Schonberg schreibt an Heinrich Sidney, Berlin 25. Sept. 1687: „Les Jésuites ne cesseront pas à encourager le Roy à tout hazarder, pendant qu'il a encore de la santé. Je ne me doute pas que M. le Prince d'Orange n'aye par sa prudence bien pénetré dans tous ces desseins et pensé aux moyens de les prévenir autant qu'il est possible. Mandez moi, Mr., si Vous Vous arresterez en Hollande . . . car Vous sçavez que quelque fois les affaires d'Angleterre sont d'une grande rapidité." (Sidney's Diary II, p. 267.) Schonberg's Mutter war eine Tochter von Lord Dudley gewesen.

717. (S. 556.) Trotz der warmen Empfehlung Schonberg's, die Oranien dem Kurprinzen, 5. Mai 1687, schrieb: „J'ai cru estre obligé de Luy dire cecy puisqu'Elle pourroit avoir d'autres informations, et comme je crois de ne pas me tromper en l'asseurant, que cette affaire Luy est très advantageuse aussi bien qu'au publicq, j'espère qu'Elle l'approuvera entièrement, pourquoy je pourrois Luy dire bien des choses, si j'aurois me fier au papier."

718. (S. 557.) Skelton's Bericht aus Paris, 16. Juli: Rebenac habe durch einen Courier hergemeldet, der Kurprinz habe auf des Vaters Befehl, zurückzukehren, geantwortet: „that he desired to be excused seeing it was not safe for him to be there, since it plainly appeared that his brother had been poisoned and that by the niece of the Electrice, and therefore was resolved to go to Hannover."

719. (S. 557.) Wohl irriger Weise; wenigstens Friedrich Wilhelm (I.) wurde erst im August 1688 geboren.

720. (S. 557.) Den Angaben von Pöllnitz hätte man nie folgen sollen. Die obige Darstellung gründet sich theils auf die Berichte von Rebenac, theils auf eine Correspondenz des hannoverschen Gesandten in Berlin, Bothmer, mit dem kursächsischen Gesandten Bose, der Juli und August von Berlin abwesend war. Bothmer schreibt, 2/12. Juli: „Quant au voyage de M. le Prince El. on ne dissimule point le chagrin qu'on en a, au contraire on le fait éclater par des paroles et même par des lettres menaçantes et très aigrées; il faut pourtant espérer que le tems addoucira les choses; surtout après que Mr. le Prince Elect. aura dit les raisons, qui l'ont determiné à cette résolution; il ne les a pas dit encore par respect pour Mr. son père, mais je ne crois pas, qu'il soit à propos d'en garder d'avantage le silence; car il vaut mieux que la faute tombe sur les ennemis du Prince, que sur luy-même. Je Vous supplie de laisser cecy entre nous." (Dresdn. Archiv.)

721. (S. 558) Ob der Kurprinz, wie erzählt wird, fortan in Köpenick residirt habe, ist nicht zu constatiren. Daß Schloß Köpenick schon früher sein Aufenthalt war oder öfters war, bezeugt ein Codicill zu seinem 10. April 1684 gemachten Testament, d. d. 17. Nov. 1686, in dem er, nach einem herzlichen Dank gegen den Vater und die Stiefmutter, dem Vater seine Medaillen, der Stiefmutter zwölf Gemälde, die sie unter denen in Köpenick und Wusterhausen sich aussuchen soll, vermacht.

722. (S. 558.) So u. a. die geheimen Weisungen für Spanheim, vom 8. Januar und 21. März 1688, letztere über die zwischen Hannover und Frankreich geschlossene Allianz; dies, um Stenzel II, p. 443, Anmerk. 2 zu berichtigen.

723. (S. 559.) This was the cause of all the proposals made by France and England for uniting the houses of Austria, Bourbon and Stewart. Bei Ranke, Franz. Gesch. IV, p. 17.

724. (S. 560.) Oder vielmehr, glaube ich nicht; ein Aufsatz von Ilgen vom Jahr 1716 sagt, der ganze Handel wegen der kaiserlichen Zusicherungen von 1686 habe nichts Reelles

gebracht, als die Zahlung von 100,000 Thlr. Die Notiz über die Verhandlungen wegen Greetsyl, die im Text gegeben, ist aus den leider sehr lückenhaften Protocollen des Geheimenraths, d. d. 5. Aug. 1687. Aus v. Moerner p. 498 sehe ich jetzt, daß ein Quittungsconcept vom 29. Sept. 1688 vorliegt.

725 (S. 560.) Diese Forderungen (Kurf. brandenb. Schreiben an Kurmainz, 7/17. Oct. Londorp XIII, p. 228.) bringt an den Reichstag der neue brandenburgische Ambassadeur v. Schmettau, der um den 25. Nov. in Regensburg ankommt.

726. (S. 564.) Ganz richtig schreibt d'Avaux, 26. Juni 1687: „Pour moi je soupçonnai que l'on n'envoyait le Sieur Hop à Berlin que pour y ménager une plus étroite liaison entre l'Electeur, le Prince d'Orange et les Etats Généraux“ u. s. w.

727 (S. 565.) Dieſt schreibt 28/18. Nov. 1687 davon: „und daß ohne dem ein und ander froideur zwischen dem Prinzen und Hannover sich verspüren lasse.“

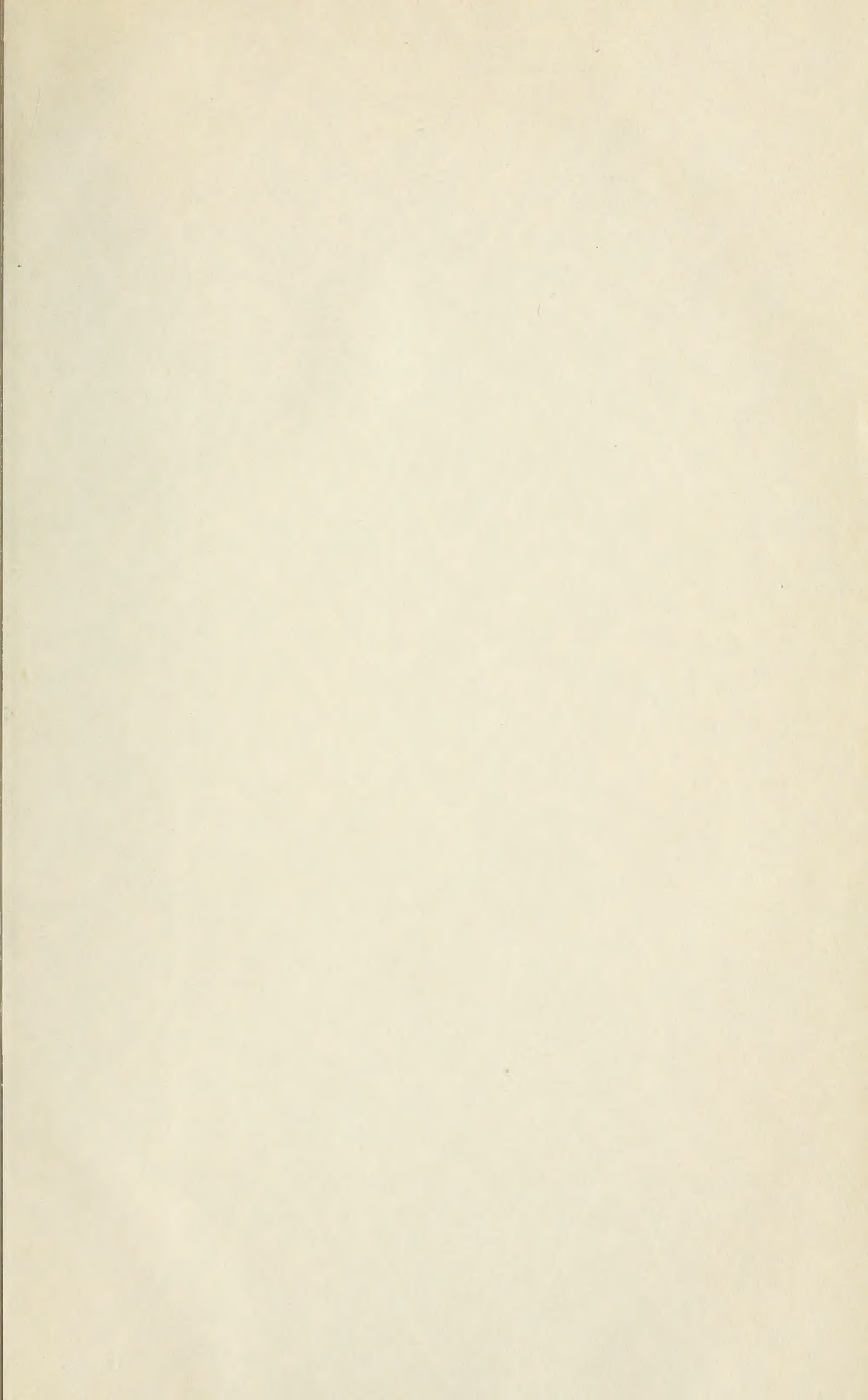
728. (S 566.) d'Avaux, 30. Oct., meldet, daß er durch einen Vertrauten unterrichtet sei „de beaucoup de choses particulière qui regardoient l'Angleterre et les Protestans,“ und daß er einen Brief des Grafen Hohenlohe aus Wien vom 16. Oct. gesehen, „qui marquoit que les Protestans brassoient quelque chose de dangereuse conséquence contre l'Angleterre, que c'étoit pour l'exécution de ces desseins-là, que le Prince d'Orange alloit à la cour de Brandenbourg.“

729. (S. 566.) Dieſt nach Pufendorf XIX, p. 99; ich habe in den Acten nur ein Empfehlungsschreiben Oranien's für Lord Leven an den Kurprinzen, 28. Februar 1688, gefunden, worin es heißt: „V. A. peut entièrement se fier sur luy.“

730. (S. 567.) So hat d'Avaux nach Paris berichtet, 16. März 1688. Im Wesentlichen wohl richtig, wenn auch in dem diesseitigen Archiv nichts darüber erhalten zu sein scheint.

731. (S. 567.) Dieſt schreibt 16/26. Jan. 1688: „Es wird alles nur simulirt, um zu seiner Zeit einen Sohn mit so viel mehr apparence zu supponiren und die katholische Religion im Reich zu confirmiren.“

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.







Date Due
JUL 09 1986
Library Bureau Cat. No. 1137

